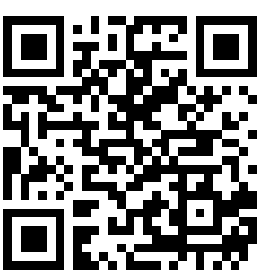
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

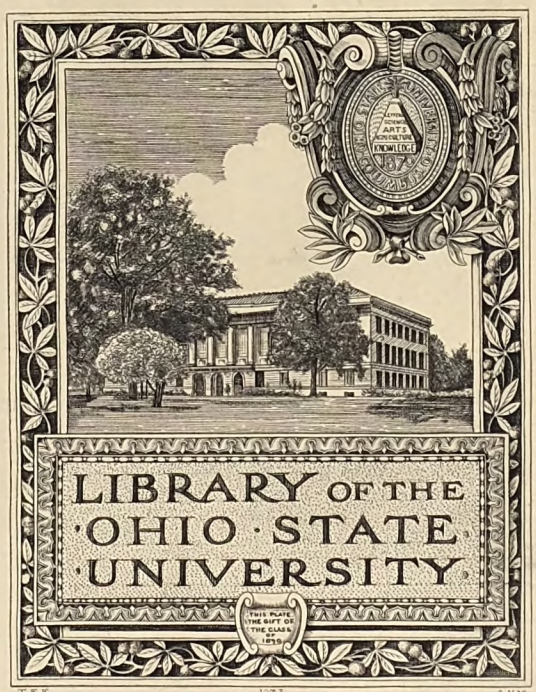
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Rousseau 14a
12.6.31



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

Digitized by Google

Digitized by Google

ZEITSCHRIFT
FÜR
BÜCHERFREUNDE

ORGAN DER GESELLSCHAFT DER BIBLIOPHILEN ⟨E.V.⟩
DES VEREINS DEUTSCHER BUCHGEWERBEKÜNSTLER ⟨E.V.⟩
UND DER WIENER BIBLIOPHILENGESELLSCHAFT

BEGRÜNDET VON FEDOR VON ZOBELTITZ

NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN
VON
GEORG WITKOWSKI

ELFTER JAHRGANG
ERSTE HÄLFTE

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG
1919

Digitized by Google

Z. 1001
Z48
n.s.
v.11
pt.1

OHIO STATE
UNIVERSITY

Printed in Germany

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

I. Hauptblatt.

Seite

Fritz Behrend: Stoßseufzer aus Weimars lustiger Zeit. Otto Pniower zum 60. Geburtstage 23. Mai 1919 44

Hans Benzmann: Vom Stil der deutschen „Volksbücher" und seiner Entstehung aus dem Wesen der Gotik 10

O. Clemen: Eine Titelbordüre Pamphilus Gengenbachs. Mit einer Beilage 75

H. Drahn: Friedrich v. Raumer über Volksbibliotheken 72

Hans Gerhard Gräf: Aus dem Stammbuch Johann Georg Ecks in Leipzig 77

Fritz Hansen: Der Bücherwurm. Mit zwei Bildern 145

Friedrich Marcus Huebner: Ein altflämisches Faustdrama 21

Richard von Kehler: Ricarda Huch über Theodor Fontane 88

Rudolf Krauß: Schweizer Exlibris-Kunst. Mit sechzehn Bildern 107

Walther List: Kentaur und Syanthropos oder der Musterbibliophile. Mit einem Bilde 132

Hans Loubier: Das künstlerische Buch der Gegenwart. IV. Ein Neudruck von Luthers September-Bibel 42

Max Martersteig: Der Untergang des Abendlandes 60

Maria Rassow: Ein unbekannter Brief Goethes. Mit einer Nachbildung 51

Hanns Wolfgang Rath: Familienbriefe aus dem Nachlasse Eduard Mörikes und Nachrichten über das Leben des älteren Bruder des Dichters nebst unveröffentlichten Briefen. Mit einem Schattenriß 115

F. Rupp: Die Preisgestaltung auf dem Altbüchermarkt in den Jahren 1916 und 1917 136

Adolf Schmidt: Die Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde in Darmstadt und ihre erste Veröffentlichung 134

Manuel Schnitzer: Grimmelshausens Bärenhäuter. Mit einem Bilde 129

Erich Steinthal, Julius Meier-Gräfe und **Georg Witkowski**: Buch oder Mappe? Ein bibliophiler Briefwechsel 65

Thomas Stettner: J. Ch. François' Erfindung der Kreidemanier. Mit fünf Bildern . . . 52

Georg Stuhlfauth: Das Hauß des Weysen vnd das haus des vnweisen manß. Math. VII. Ein neugefundener Einblattdruck des Hans Sachs vom Jahre 1524. Mit einer Beilage 1

Arthur Tulla: Kleine Bausteine zur Bibliographie des Wiener deutschen Theaters im 18. Jahrhundert. II. 83

Hermann Ullrich: Der zweihundertste Geburtstag von Defoes Robinson (25. April 1919) 35

Georg Witkowski: Das künstlerische Buch der Gegenwart. V. Die Drucke der Marées-Gesellschaft 58

— — Das künstlerische Buch der Gegenwart. VI. Die Nibelungen-Drucke 97

Fedor von Zobeltitz: Rara et Curiosa. I.—V. 67

538545

Digitized by Google

II. Beiblatt.

Briefe.

Spalte

Pariser Brief von *Otto Grautoff* . . . . . 1—4, 97—100, 145—149, 193—197
Römischer Brief von *Ewald Rappaport* . . . . . 100—104, 150—154, 198—204
Wiener Brief von *Eduard Castle* . . . . . 4—10, 105—109, 204—212

Von den Auktionen.

Spalte

Bücher und Bilder aus der Sammlung Adolf Hofbauer. Versteigerung am 24. Februar bei Dr. Ignaz Schwarz in Wien 10
Versteigerung bei S. Martin Fraenkel in Berlin . 111
Bibliothek Georg Hirth. Versteigerung am 3. und 4. März bei Emil Hirsch in München . . . 13
Versteigerung der Sammlung des verstorbenen Mr. Alfred Morrison von Fonthill bei Sotheby in London 110
Sammlung alter englischer Dramen aus dem Besitz des Lord Mostyn. Versteigerung Ende März bei Sotheby in London 15
Versteigerung von Büchern aus dem Nachlaß eines Wiener Zionisten im Dorotheum in Wien . . 212

Neue Bücher und Bilder.

Spalte

Abraham a Sancta Clara: Totendank 16
Bettina v. Arnim: Gespräche mit Dämonen . . 222
Ludwig Achim von Arnim: Novellen 17
Peter Altenberg: Mein Lebensabend 112
Ulbrich Amstutz: Jugenddrang 215
Hans Christian Andersen: Der Dichter und die Welt. Briefe 16
A. S. Asseo: Das Massengrab 61
H. de Balzac: Der Vetter Pons 113
Alex Braun: Münchener Silhouetten nach dem Leben 23
Felix Braun: Tantalos. Eine Tragödie in fünf Erscheinungen 24
Richard Beer-Hofmann: Jaákobs Traum 223
Hans Beerli: Von Rügen bis Lappland 215
Beiträge zur Geschichte der Renaissance und Reformation 225
Ernst Bertram: Nietzsche. Versuch einer Mythologie 17
Inga Bielenstein: Lettische Volkslieder 154
Das Münchner Bilderbuch, herausg. von R. Rieß . 226
Ernst Bloch: Geist der Utopie 17
Max v. Boehn: Bekleidungskunst und Mode . . 114
Alois Bömer: Der münsterische Buchdruck in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts 226
Clemens Brentano: Das Märchen von dem Baron von Hüpfenstich u. a. 25
Briefe eines Soldaten. Deutsche Ausgabe der Lettres d'un soldat 215
Max Brod: Das große Wagnis 114
De Brosses: Vertrauliche Briefe aus Italien an seine Freunde in Dijon 1739—40. Bd. I. . . . 228
Martin Brussot: Der Erzschelm Augustin . . . 229
Daniel Chodowiecki: Briefwechsel zwischen ihm und seinen Zeitgenossen. I. Band 25
Louis Couperus: Die Komödianten 155
Franz Theodor Csokor: Der Dolch und die Wunde 27
E. R. Curtius: Die literarischen Wegbereiter des des neuen Frankreich 230
Eugène Delacroix: Briefe II. 1847—1863 . . . 156
Deutsche Bühne, Jahrbuch der Frankfurter Städtischen Bühnen 115
Charles Dickens: Der Weihnachtsabend, illustr. von Rackham 216
Peter Dörfler: Das Geheimnis des Fisches . . . 29
— Der Roßbub 231
Paul Eberhardt: Das Buch der Stunde 157
A. Eckener ut Flensborg: Dat swarte Perd . . . 29
Gustav Ehrismann: Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. I. Teil: Die althochdeutsche Literatur 232
Julius Elias: Max Liebermann zu Hause . . . 116
Ludwig Enders: Pechvogel und Glückspilz . . . 30
Die Erhebung. Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung 233
Neue deutsche Erzähler 32
Ernst Eschmann: 100 Balladen und historische Gedichte aus der Schweizergeschichte 216
Herbert Eulenberg: Komödien der Ehe. — Der Irrgarten. — Die Insel 32
Hanns Heinz Ewers: Moganni Nameh 32
Robert Faesi: Züricher Idylle 218
Hoffmann von Fallersleben: Das Parlament zu Schnappel 32
Ludwig Finckh: Wiederaufbau. (Band 96 der „Zeitbücher") 158
Gustave Flaubert: Die Sage von St. Julian dem Gastfreien 235
Flandern. Ein Novellenbuch 33
Victor Fleischer: Tierfabeln des klassischen Altertums 34
Walter Flex: Das Weihnachtsmärchen des 50. Regiments 34
Wilhelm Fließ: Das Jahr im Lebendigen . . . 35
Tom Freud: Das neue Bilderbuch 37
Die fünfzehn Freuden der Ehe 27

Digitized by Google

	Spalte
John Freeman: Michel	236
Alfr. H. Fried: Mein Kriegs-Tagebuch. Bd. I: Das erste Kriegsjahr	237
Horst Wolfram Geißler: Der ewige Hochzeiter. — Himmelstoß	159
Kurt Gerlach: Der Pumphut	118
Alexander von Gleichen-Rußwurm: Pierrot	37
— Der Ritterspiegel	160
S. Goll: Torso, Stanzen und Dithyramben	252
Aug. Genoud-Eggis: Freiburg-Album von 24 Handzeichnungen	217
Albert Haas: Das deutsche Lied im Elsaß	37
Carl Hagemann: Weltreise-Chronik	38
Edgar Hahnewald: Der Mahlgang	38
Knut Hamsun: Segen der Erde	161
E. v. Handel-Mazzetti: Brüderlein und Schwesterlein	39
— Ilko Smutniak der Ulan	39
H. Hardenberg: Neigungen	252
Oskar von Hase: Breitkopf & Härtel. Gedenkschrift und Arbeitsbericht. 4. Aufl. Zweiter Band: 1818—1918	41
Wilhelm Hauff: Märchen (München, G. Dietrich)	42
—' Drei Märchen (Wien, A. Schroll & Co.)	42
Auguste Hauschner: Die Siedelung	43
J. C. Heer: Ferien an der Adria	217
Ernst Heilborn: Die kupferne Stadt	238
Heinrich Heines Briefwechsel. Zweiter Band	44
Karl Henckell: Weltmusik	44
K. Heynicke: Gottes Geigen	252
Lily Hildebrandt: Klein-Rainers Weltreise	37
Leopold Hirschberg: Erinnerung eines Bibliophilen	45
E. T. A. Hoffmann: Der goldene Topf	47
H. H. Houben: Hier Zensur — wer dort?	47
R. Hülsenbeck: Verwandlungen	252
J. K. Huysmans: Geheimnisse der Gotik	48
Heinrich Eduard Jacob: Der Zwanzigjährige	119
— Das Geschenk der schönen Erde	252
W. W. Jacobs: Fräulein Schiffsjunge und andere lustige Geschichten	273
Jahrbuch der Bücherpreise. XI. und XII. Jahrg.	238
Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. 25. Band	162
Gustav Jakob: Der abstrakte Esel	163
P. J. Jouve: Ihr seid Menschen	239
Max Kalbeck: Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel	163
Georg Kaiser: Claudius. — Friedrich und Anna. — Juana. — Der Brand im Opernhaus. — Gas	50
Alt-Wiener Kalender für das Jahr 1919	52
Juliane Karwath: Eros	239
H. Kasack: Der Mensch	252
E. v. Keyserling: Im stillen Winkel	52
Klabund: Brake. Ein Eulenspiegel-Roman	120
Heinrich von Kleist: Germania an ihre Kinder	240
Friedrich Kluge: Von Luther bis Lessing. 5. Aufl.	53
Jakob Kneip: Der lebendige Gott	241
Hans Knudsen: Der Dichter Hermann Burte	165
G. Kölwel: Erhebung	252
Eduard Korrodi: Schweizerische Literaturbriefe	121
August v. Kotzebue: Das merkwürdigste Jahr meines Lebens	241
Kriegsbriefe gefallener Studenten	53
H. K. A. Krüger: Dat Läuschenbok	273
Hermann Kurz: Lisardo	166
Isolde Kurz: Aus meinem Jugendland	54
Rolf Lauckner: Christa die Tante	123
Georg Lehfels: Die große Woge	167
Albert Leitzmann: Die Quellen zu Gottfried Kellers Legenden	124
A. Lemm: Mord. Bd. I: Erzählungen. Band II: Versuche	252
R. Leonhard: Beate und der große Pan	252
Heinrich Lilienfein: Und die Sonne verlor ihren Schein	243
Hans Limbach: Ukrainische Schreckenstage	218
Wilhelm Lobsien: Das rote Segel und andere Erzählungen. — Renate Elvershoi und andere Erzählungen	168
Mandevilles Bienenfabel, herausg. von O. Bobertag	244
Das Märchenbuch Berlin (Bruno Cassirer)	169
Marsyas. Eine Zweimonatsschrift. Fünftes Heft	59
Marcel Martinet: Die Tage des Fluges	245
Henriette von Meerheimb: Die Toten siegen	55
Julius Meier-Graefe: Cézanne und sein Kreis	245
Conrad Ferdinand Meyer: Gedichte. Taschen-Ausgabe	55
Johann Heinrich Meyer: Zeichnungen (Goethe-Gesellschaft, 33. Band)	170
Friedrich Michael: Die Anfänge der Theaterkritik in Deutschland	170
Peter Michel: Die Geschichte von der Butter	246
Gustav Milchsack: Was ist Fraktur?	56
Adolf Moesle: Unter-Nubien	218
Walter von Molo: Der Hauch im All	57
— Friedrich Staps	58
Curt Moreck: Der Bürger von Brügge und seine zwei Frauen	247
Christian Morgenstern: Stufen	248
Eduard Mörike: Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen	249
Elizabeth Gräfin von Moy: Licht- und Dämmerstunden	58
Hans Much: En nedderdüütschen Doodendanz	59
Helene von Mühlau: Sylvester Dinglein und seine Eltern	250
Kurt Mühsam: Wie wir belogen wurden	124
Johannes Mummbauer: Der Dichterinnen stiller Garten: Marie von Ebner-Eschenbach und Enrica von Handel-Mazzetti	59
Josef Nadler: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. III. Band	251
Margarete Neidhardt: Das Schwesterchen	30
Das Neureuther-Album	172
Martin Andersen Nexö: Stine Menschenkind	60
Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art	251
Charlotte Niese: Tante Ida und die anderen	61

Digitized by Google

	Spalte
K. M. Oberutschew: Die Morgenröte	61
Jean Paul: Entlarvung der Weiber	63
Leo Perutz: Zwischen neun und neun	173
Georg J. Plotke (†): Nur sechs Schüsseln	94
Wolf Przygode: Die Dichtung. Erste Folge, zweites und drittes Buch	125
O. Pupikofer u. a.: Die Entwicklung der Kunst in der Schweiz	216
Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst. IV. Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch	219
Walther Rathenau: Gesammelte Schriften in fünf Bänden	65
Clara Ratzka: Die Gasse	67
Die Reformationsfeier zu Wittenberg 1917	28
Hans Reimann: Literarisches Alpdrücken	253
Georg Reinhart und *Paul Finke*: Selbstbildnisse schweizerischer Künstler der Gegenwart	219
Hans Rhaue: Das Exlibris	219
Richard Rieß: Hulda Grögel Confitüren	126
Blanke Röthlisberger: Das Kind in der neueren erzählenden Literatur der deutschen Schweiz	220
Albrecht Schaeffer: Gudula oder die Dauer des Lebens	174
Thassilo von Scheffer: Homers Ilias und Odyssee	254
Karl Scheffler: Die Melodie	256
Emil Schibli: Die erste Ernte	220
Friedrich Schlegel: Lucinde (München, G. Dietrich)	68
Karl Schönherr: Das Königreich	69
Karl Schottenloher: Das alte Buch	257
Gustav Schröer: Der Heiland vom Binsenhof	258
Schweizerische Erzähler. 4. Gruppe: Schweizer in der Welt	221
Charles Sealsfield: Exotische Kulturromane. 1. Abteilung: Lebensbilder aus beiden Hemisphären, Bd. 4—7	174
Kurt Siemers: Durch Traum und Welt	259
Georg Simmel: Lebensanschauung	260
Maria Sonnenthal-Scherer: Ein Frauenschicksal im Kriege	70
Reinhard Johannes Sorge: Mutter der Himmel	71
H. Sperber und *Leo Spitzer*: Motiv und Wort	261
Eva Sperling: Studien zur Geschichte der Kaiserkrönung und -Weihe	263
Joseph Spillmann S. J.: Lucius Flavus	263
Hermann Stehr: Der Heiligenhof	264
Wilhelm Steinhausen: Augenblick und Ewigkeit	266
Heinrich Steinitzer: Der Mann, der geliebt sein wollte	266
Otto Stoessl: Lebensform und Dichtungsform	72
Rudolph Stratz: Das freie Meer	267
E. A. Stückelberg: Der Münzsammler	221
Auguste Supper: Das Glockenspiel	74
Heinrich Tessenow: Handwerk und Kleinstadt	267
Andreas Thom: Ambros Maria Baal	268
Leo Tolstoi: Tagebuch der Jugend. Erster Band 1847—52	175
Hans Trog: Max Buri	221
A. v. Trojan: Frankreich und Wir	268
Fritz von Unruh: Opfergang	269
Richard Volpers: Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot	74
Harry Walden: Franz Moor	175
Hugo von Waldeyer-Hartz: Rochus von Valkenberg	176
E. Waldmann: Albrecht Dürers Handzeichnungen	176
W. Wartmann: Hodler in Zürich	221
Jakob Wassermann: Christian Wahnschaffe	270
Hans Wendt: Meckelnbörger Minschen	273
Paul Westheim: Die Welt als Vorstellung	273
Carl Friedrich Wiegand: Totentanz. 1914—1918	274
Leopold von Wiese: Strindberg	77
Auguste Wildbrandt-Baudius: Aus Kunst und Leben	274
Oscar Wilde: Der junge König	78
Präsident Wilson: Der Krieg — der Friede	222
A. Wolfenstein: Der Lebendige	252
Wilhelm Wundt: Die Kunst (Völkerpsychologie 3. Band)	126
Johann J. Wyß: Vittoria Colonna	222
Friedrich Ludwig Zacharias Werner: Briefe	275
Dr. Hans Zimmer: Theodor Körners Braut	79
A. Zweig: Bennarone	252

Kleine Mitteilungen.

	Spalte
Atlas auf Atlas, Ein	177
Berichtigung	276
Einbandersatz	178
Goethe-Einband, Zu dem rätselhaften	131
Heines „Unsere Marine“	279
Kunstwert oder Liebhaberwert	278
Manuskript, Das teuerste der Welt	277
Schicksal der russischen Archive, Das	277
Verfahren zur Vervielfältigung alter Drucke, Ein neues	80
Zu dem Artikel: „Ein bisher unbekannter französischer Epigrammzyklus August Wilhelm von Schlegels“	79

Kataloge.

Spalte 82, 132, 179, 280

Anzeigen.

Spalte 82, 133, 180, 281

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Hauß des Weysen vnd das haus des vnweisen manß. AMath. vij.

Christus spricht.

Mat.24. Hymel vnd erd werden zergeen/
Psa.40. Mein wort das wirt ewig bestee/
Wer das hört vnnd thüt das mit fleyß
Den vergleych ich eim man weys
Math.7. Der auff ain felsen bawt sein hauß/
Luce.6. So wasser kumpt vnd windes prauß
So bleibts auff dem felß bestan/
1.Corin.3. Alßo auch nyemant legen kan
Ein andern grund dann mich allein/
Psal.117. Wañ ich bin der kostlich Eckstein
Den die bawleüt verworffen hand/
1.Petri.2. Wer an jn glaubt wirt nicht zu schand
Mat.16 Die pforten der hell euch fellen nit/
Joan.16. In mir so wert jr haben frid/
Doch in der welt trübsal vnd angst
Alß ich auch han gelitten langst
1.Petri.2. Vnd euch das leyden angefangen
Luc.24. Bin dardurch in mein gloria gangen
Joan.14. Vnd euch die wonung zu bereit
Joan.17. Wo ich bin/das jr auch da seyt. ꝛc.

Die Christen sprechen.

Math.16 O Christe warer gottes sun
Joan.6. Dein wort des lebens haben wir nun
Ephe.2. Gebawet auff dem grund wir steen
Der Apostel vnd propheten
1.Petri.2 Auff dir du lebendiger stein/
Actuū.4 Wann in dir steet das heyl allein
1.Cor.1. Darzu dich vnß hat zübereyt
Der vatter aller herlikeyt/
1.Cor.3 O herr so gib die wachsung du
Das wir im glauben nemen zu
Joan.15 Wann on dich vermag wir nichts thon
2.Cor.3. Noch kein güte gedancken hon
Philip.2 Du müst es in vns würcken beyde
Schaw herr die welt thüt vns vil leide
Joan.15. Vnd verfolgt vns geleich wie dich
Mit mörden/prennen grimmiglich
Psal.43. Wie die schlacht schaff für vnd fyr/
Math.8 O herr hilff/sunst verderben wir
Math.10 Das wir in deynem wort bestend
Darinn verharren biß an das end.

Der Engel spricht.

Auff Gottes wort hande jr nit bawt
Psal.115. Vnd handt auff menschen lügen drawt
Psa.40. Vnd ist doch alles fleysch wie graß
Heüt grünet/morgen dorret das/
Alßo was nit ist gottes pflantz
Math.15 Das wirt auch ausgereütet gantz
Ebreos.4 Mit dem waren wort gottes werdt
Welchs ist wie ein zwischneydet schwert/
Alßo felt ewer leer zu grunt
Math.7 Die auff menschlicher weyßheit stunde
1.Cor.3 Die dann ein thotheyt ist bey gott/
Phili.3 Darumb wirt ewer eer zu spott/
2.Petri.3 Sait jr gots wort verspot/veracht/
Psal.1. Vnd Christum zu vertrucken tracht/
Job.5. Wie vil jr list praucht vnd geferden
2.Petri.2 Jm würgen wert jr erwürgt werden/
Apoca.18 Vnd werden ewer pein vnd plag
1.Petri.2 Zů sam kumen auff einen tag
Joan.8. Euch überfallts ein schnel verderben
Vnd wert in ewern sünden sterben ꝛc.

Der gotloß hauff spricht.

Psal.13. Wir haben dacht es sey kein gott
Decretales Han selbs erdicht leer vnd gebot/
2.Tessa.2. Jm tempel gottes tolt gesessen sint
1.Timo.4 Als vns dann Paulus hat verkündt/
Nun so vns das wort gottes nüt kürtzt
2.Timo.3. So künnen wirs nicht ausshin fürtzt
Math.23. Vnser hauß wirt vns wüst gelassen
Math.21. Wie ist eynr mörgrüb wir dran sassen
Luce.6. Vnd setzt all vnser anschleg vel
1.Tessa.5. Der tag des herren kommet schnel/
Luce.2. Vnd setzt vns ab von Er vnd gwalt
Apoc.18. Vnd werden yetz zwifach bezalt
Vns gschicht villeicht zu leest ab sant
Num.16. Wie Chore/Datan/Abiram/
Judit.6. Vnser hauß felt wie Jhericho/
Prouer.15 Wann gott zerstöret es also/
Wee Wee du grosse Babylon
Apoc.18 Du starcke stat abawen schön/
Dein gricht ist kommen auff die stunde
Das klaget wir von hertzen grunde.

Hanß Sachs Schüster.

Zu Georg Stuhlfauth,

Beilage zur Zeitschrift für Bücherfreunde

Digitized by Google

Das Hauß des Weysen vnd das haus des vnweisen manß. Math. VII.

Ein neugefundener Einblattdruck des Hans Sachs vom Jahre 1524.

Von

Professor D. Dr. Georg Stuhlfauth in Berlin.

Mit einer Beilage.

Der Einblattdruck „Das Hauß des Weysen vnd das haus des vnweisen manß. Math. VII.", den ich hier vorlege, ist Eigentum der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin.[1] Er ist mir seit einigen Jahren bekannt als einer der 46 fliegenden Blätter hauptsächlich aus dem 16. Jahrhundert und die Reformation betreffend, welche der Gründer des „christlichen Museums" an unserer Universität, Ferdinand Piper, für dieses aus der Sammlung des Geheimen Oberfinanzrates Sotzmann erworben und sein Nachfolger bzw. mein Vorgänger, Nikolaus Müller, im Jahre 1891, d. i. im Jahre nach dem Antritt seiner Berliner Professur, aus dem von ihm und seit 1913 von mir verwalteten Museum der Königlichen Bibliothek als Geschenk überwiesen hatte.

Meine Veröffentlichung in dieser Zeitschrift über drei Hans Sachsische Einblattdrucke mit Holzschnitten des Georg Pencz[2] war eben im Druck, als ich den hier dargebotenen Einblattdruck desselben Nürnberger Meistersingers auf die Frage hin untersuchte, wer wohl der Zeichner seines Holzschnittes gewesen sein möchte. Denn daß der Künstler dieses Hans Sachsischen Flugblattes ein anderer Nürnberger sei als der, dem jene drei zugewiesen sind, also nicht Georg Pencz, ist ohne weiteres erkennbar und außer Frage.

I.

Der Text.

Genauere Erfassung des Inhaltes der Darstellung gab Veranlassung, dem Texte näherzutreten. Daß er von Hans Sachs gedichtet ist, das Blatt mithin auf ihn selbst zurückgeht, brauchte hier nicht erst „entdeckt" zu werden; denn der Name des Dichters unter dem Blatte läßt darüber keinen Zweifel. War der Text aber schon bekannt? Etwa aus einem der Spruchbücher des Meisters oder durch seine Folioausgabe oder von einem anderen Exemplar unseres Einblattdruckes? Dieser Frage nachgehen hieß sie verneinen. *Ed. Goetze* verzeichnet in seiner Hans Sachs-Ausgabe Bd. 24 S. 208 Enr. 287 und Bd. 25 S. 57 nr. 526 (vgl. auch Bd. 26 S. 61) wohl den — unvollständigen — Titel unseres Blattes nebst Angabe der Verszahl nach dem Verzeichnis, das der schreibfrohe Meister selbst über seine Dichtungen gegeben, und wir wußten aus dem beigefügten Vermerkzeichen überdies, daß unsere Dichtung zu jenen gehörte, die als Einzeldruck vor 1546 bzw. vor 1558 „in truck außgangen" waren. Aber der Text war mit dem dritten Spruchbuche, das ihn handschriftlich überlieferte, verloren, die Folioausgabe enthält ihn nicht und ein Einzeldruck ist bis heute keinem der Hans Sachs-Forscher begegnet.[3] So darf denn unser Exemplar einstweilen als Unikum gelten, und wir erhalten in ihm mit seinen achtzig Versen völlig neues, bisher unbekanntes Gut Hans Sachsischer Dichtkunst.

Ein übriges an ihm ist seine Datierung. *Goetze* hatte als Entstehungszeit des Einzeldruckes das Jahr 1531 mit Fragezeichen angenommen und ihn dementsprechend in der chronologischen Liste der Werke des Hans Sachs eingereiht.[4] In Wirklichkeit stammt er, wie die Jahreszahl, die der Dichter seinem Namen unter dem Blatte beigefügt hat, aus dem Jahre (15)24.

Die Verse bilden, was schon aus der Überschrift vorauszusetzen war, eine Ausweitung des Gleichnisses vom Hause des klugen und vom Hause des törichten Mannes am Schlusse der Bergpredigt Matth. 7, 24—27, des klugen, der sein Haus auf den Felsen, und des törichten, der sein Haus auf den Sand baute. Was man aber aus dem Titel nicht entnehmen konnte,

1 Ya 123 (Kartenabteilung). Die Veröffentlichung geschieht mit der Erlaubnis der Bibliotheksverwaltung, der ich hierfür den geziemenden Dank ausspreche.

2 Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 10, 1918/19, S. 233 ff. — Ich benutze die Gelegenheit, zu diesem Aufsatze einige Ergänzungen und Berichtigungen anzubringen: S. 243 Z. 12 v. u. erg. hinter II, 44, und in *Hans Sachsens* ausgewählte Werke, Leipzig, Insel-Verlag 1911, I, 32; S. 246 Z. 20 v. u. l. blůet st. blůet; ebda. Z. 17 v. u. l. Zepter und Schwert st. Zepter; ebda. Anm. 4 erg. hinter Nr. 26 und S. 496 nr. 10; ebda. Anm. 8 l. Bd. 25 st. Bd. 26; S. 248 Anm. 2 erg. hinter S. 550; desgl. auch *Verzeichnis der Kupferstich-Sammlung in der Kunsthalle zu Hamburg*, Hamburg (1878), S. 272; ebda. Anm. 4 erg. hinter Nr. 26; *ders.* übrigens ib. S. 496 nr. 10: „Tyranny in Conflict with Reason, Justice and Religion.

3 Herr Professor Dr. *Joh. Bolte* hatte die Güte, mir diese Tatsache zu bestätigen.

4 Bd. 25 a. a. O.

Digitized by Google

ist dies, daß die ganze Ausführung des Gleichnisses durchaus aktuell-zeitgeschichtlich gewendet und angewendet, d. h. im Sinne der Polemik gegen die alte römisch-katholische Kirche zugespitzt ist. Es sind im ganzen 4×20 Verse, die abwechselnd je einer Person bzw. einer redenden Gruppe in den Mund gelegt werden. Ich gebe den Text in extenso nach dem Original wieder, um jede Unklarheit in bezug auf ihn auszuschließen, zugleich mit dem Stellennachweis der biblischen Zitate.

Christus spricht.

Mat. 24. Hymel vnd erd werden zergeen /
Ysa. 40. Mein wort das wirt ewig besteen /
Wer das hört vnnd thůt das mit fleyß
Den vergleych ich eim mañ weys
(5) Math. 7. Der auff ein felsen bawt sein hauß /
Luce. 6. So wasser kumpt vnd windes prauß
So bleibt es auff dem felß bestan /
1. Corin. 3. Also auch nyemant legen kan
Ein andern grund dann mich allein /
(10) Psal. 117. Wañ ich bin der kostlich Eckstein
Den die bawleůt verworffen hand /
1. Petri. 2. Wer an jn glaubt wirt nicht zu schand
Mat. 16 Die pfort der hell euch fellen nit /
Joan. 16. In mir so wert jr haben frid /
(15) Doch in der welt trůbsal vnd angst
Alß ich auch han gelitten langst
1. Petri. 2. Vnd euch das leyden angefangen
Luc. 24. Bin dardurch in mein glori gangen
Joan. 14. Vnd euch die wonung zu[=]bereit
(20) Joan. 17. Wo ich bin / das jr auch da seyt. ꝛc.

(1) Matth. 24 35 (6. 7) Luk. 6 48 (12) 1. Petr. 2 6 (17) 1. Petr. 2 21
(2) Jes. 40 8 (8. 9) 1. Kor. 3 11 (13) Matth. 16 18 (18) Luk. 24 26
(3—5) Matth. 7 24 (10. 11) Ps. 118 22 (14—16) Joh. 16 33 (19) Joh. 14 2
(20) Joh. 17 24

Die Christen sprechen.

Math. 16 O Christe warer gottes sun
Joan. 6. Dein wort des lebens haben wir nun
Ephe. 2. Gebawet auff dem grund wir steen
Der Apostel vnd propheten
(5) 1. Petri. 3 Auff dir du lebendiger stein /
Actuũ. 4 Wann in dir steet das heyl allein
1. Cor. 1. Dartzu dich vnß hat zůbereyt
Der vatter aller herlikeyt /
1. Cor. 3 O herr so gib die wachsung du
(10) Das wir im glauben nemen zu
Joan. 15 Wann on dich vermůg wir nichts thon
2. Cor. 3. Noch kein gůte gedancken hon
Philip. 2 Du můst es in vns würcken beyde
Schaw herr die welt thůt vns vil leide
(15) Joan. 15. Vnd verfolgt vns geleich wie dich
Mit mörden / prennen grimmiglich
Psal. 43. Wie die schlachtschaff für und fyr /
Math. 8 O herr hilff / sunst verderben wir
Das wir in deynem wort besteend
(20) Math. 10 Darinn verharren biß an das end.

(1) Matth. 16 16 (5) 1. Pt. 2 [so st. 3] 4 (11) Joh. 15 5 (17) Ps. 44 (43) 23
(2) Joh. 6 68 (6) Apg. 4 12 (12) 2. Kor. 3 5 (18) Matth. 8 25
(3—4) Eph. 2 20 (7—8) 1. Kor. 1 30 (13) Phil. 2 13 (20) Matth. 10 22
(9—10) 1. Kor. 3 7 (15) Joh. 15 20

Digitized by Google

Der Engel ſpricht.

Auff Gottes wort handt jr nit bawt
Pſal. 115. Vnd handt auff menſchen lůgen drawt
Yſa. 40. Vnd iſt doch alles fleyſch wie graß
Heůt grůnet / morgen dorret das /
Math. 15 Alſo was nit iſt gottes pflantz
Das wirt auch außgereůtet gantz
Ebreos. 4 Mit dem waren wort gottes werdt
Welchs iſt wie ein zwiſchneydēt ſchwert /
Math. 7 Alſo felt ewer leer zu grunt
Die auff menſchlicher weyßheit ſtundt
1. Cor. 3 Die dann ein thorheyt iſt bey gott /
Phili. 3 Darumb wirt ewer eer zu ſpott /
2. Petri. 3 Seit jr gots wort verſpot / veracht /
Pſal. 2. Vnd Chriſtum zu vertrucken tracht /
Job. 5. Wie vil jr liſt praucht vnd geferden
2. Petri. 2 Im würgen wert jr erwůrgt werden /
Apoca. 18 Vnd werden ewer pein vnd plag
1. Petri. 2 Zů[=]ſam[=]klumen auff einen tag
Joan. 8. Euch überfalln ein ſchnel verderben
Vnd wert in ewern ſünden ſterben ꝛc.

(2) Ps. 115 (116) 11
(3–4) Jes. 40 6-8
(5–6) Matth. 15 13
(7–8) Hebr. 4 12
(9–10) Matth. 7 26. 27
(11) 1. Kor. 3 19
(12) Phil. 3 19
(13) 2. Petr. 3 3
(14) Ps. 2 2
(15) Hiob 5 12. 13
(16) 2. Petr. 2 1
(17–18) Apc. 18 8
(18) 1. Petr. 2 12
(19–20) Joh. 8 21 (24)

Der gotloß hauff ſpricht.

Pſal. 13. Wir haben dacht es ſey kein gott
Decretales Han ſelbs erdicht leer vnd gebot /
2. Theſſa. 2. Im tempel gotts wir gſeſſen ſint
1. Timo. 4 Als vns dann Paulus hat verkindt /
Nun ſo vns das wort gotts thůt růren
2. Timo. 3. So künnen wirß nicht außhin fůren
Math. 23. Vnſer hauß wirt vns wůſt gelaſſen
Math. 21. Wie in eynr mortgrůb wir drin ſaſſen /
Luce. 6. Vnd ſeint all vnſer anſchleg vel
1. Teſſa. 5. Der tag des herren kommet ſchnel /
Luce. 2. Vnd ſetzt vns ab von Eer vnd gwalt
Apoc. 18. Vnd werden yetz zwifach betzalt
Vns gſchicht villeicht zu[=]letſt alſam
Num. 16. Wie Chore / Datan / Abiram /
Judic. 6. Vnſer hauß felt wie Jhericho /
Prouer. 15 Wann gott zerſtöret es alſo /
Wee We du groſſe Babylon
Apoc. 18 Du ſtarcke ſtatt erbawet ſchon /
Dein gricht iſt kommen auff die ſtundt
Das klagen wir von hertzen[=]grundt.

Hanß Sachs Schůſter. [15]24.

(1) Ps. 13 (14) 1
(3) 2. Thess. 2 4
(4) 1. Tim. 4 1. 2
(6) 2. Tim. 3 9
(7) Matth. 23 38
(8) Matth. 21 13
(9) Luk. 6 6-11 nicht wörtlich, sondern als Beleg zitiert
(10) 1. Thess. 5 2
(11) Luk. 2 34
(12) Apc. 18 6
(14) Num. 16 1
(15) Ri. 3 [so st. 6] 13 oder Jos. [st. Judic.] 6 20
(16) Prov. 15 25
(17–20) Apc. 18 9. 10

Digitized by Google

2.

Der Holzschnitt.

a) *Die Darstellung.*

Der Holzschnitt hat eine Fläche von 159 mm Höhe × 350 mm Breite (einschließlich Umfassungslinie) bei einem Umfange des ganzen Blattes von 288 mm Höhe × 377 mm Breite.

Die Darstellung des Holzschnittes entspricht dem Texte und bietet für die Erklärung auf Grund desselben keine nennenswerte Schwierigkeit. Wir sehen die beiden Häuser in Gestalt von Blockhütten nach ihrem verschiedenen Geschick gegenübergestellt, links das auf Felsen gebaute und aufrecht stehende Haus des weisen Mannes und rechts das jäh zerfallende, auf Sand gebaute Haus des unweisen Mannes.

Das Haus des Weisen, vom Kreuze überragt, hat einen starken Grundstein, „Christus", zum Eckstein das Lamm mit der Siegesfahne, als weitere Eckstützen die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes. Im offenen Obergeschosse des Hauses drängt sich eine dichte Menge allerlei bürgerlichen Volkes. Über ihm links oben erscheint Christus in Halbfigur mit der Kreuzesfahne hinter einem Wolkensaum, segnend: „Der Frid sey euch. ‖ Joan. 20."[1] Die Insassen des Hauses beten zu ihm, andere weisen die bösen Feinde[2], die von unten rechts Verderben bringen wollen, mit lebhafter Bewegung zu ihm hinauf. Von diesen Widersachern droht der erste, ein Mönch, mit dem Bogen, der zweite (ein Kanonist?) mit dem Feuer, der dritte in bürgerlich-weltlicher Tracht mit dem Schwert, während von links hinter dem Hause her, unter dem himmlischen Christus, ein Kardinal mit einer päpstlichen Bulle heranschreitet, deren Wortlaut er verkündet.

Das Haus des Unweisen steht auf Sand und entbehrt des Grundsteines. Sein Eckstein ist ein siebenköpfiger Drache, der „Endchrist"; von den beiden anderen sichtbaren Eckträgern (Codices), den Dekretalen einerseits, dem Duns Scotus andererseits, ist dieser umgefallen. Das Wort Gottes, das als breiter Wasserstrom rechts vom Berge strömt, hat das Haus unterspült.[3] Die Folge zeigt sich vor unseren Augen: das Haus berstet mitten entzwei, die Insassen, Pfaffen und Mönche, sind voller Entsetzen und suchen sich zu retten. Über dem Hause steht zu lesen: „Sy ist gefallen babilon. Apo[kalypse] 18"[4]; es ist der Ruf des Engels der Apokalypse, der, dem Heiland gegenüber entsprechend, von rechts oben über den Wolken heranschwebt. Ein zweiter, etwas kleinerer Engel fliegt von der entgegengesetzten Seite gegen das Haus des Unweisen heran als derjenige, den der Dichter im Texte unter dem Bilde die Worte sagen läßt:

Auff Gottes wort handt jr nit bawt
Vnd handt auff menschen lügen drawt
usf.

b) *Der Künstler.*

Von besonderem Interesse ist nun die Frage nach dem Künstler, der hier mit Hans Sachs zusammengearbeitet und ihm für unseren Einblattdruck den Holzschnitt gezeichnet hat. Georg Pencz scheidet, wir sagten es bereits, hier aus. Hinter dem Stil unseres Holzschnittes steht eine andere Hand.

Aber auch die Hand, welcher die Komposition unseres Blattes angehört, ist uns nicht fremd. Ja, wie dieses in seinen achtzig Versen das Werk des Hans Sachs um ein wertvolles Stück ergänzt, so bildet der Holzschnitt einen sehr charakteristischen Beitrag zu dem Werke eines Meisters, den wir zwar noch nicht ganz sicher dem Namen nach, um so bestimmter aber seiner zeichnerischen Art nach und als künstlerische Persönlichkeit kennen. Wurde er früher gerne mit Hans Sebald Beham vermengt, so war *Gustav Pauli* der erste, der ihn unter dem Namen „Pseudo-Beham" von Hans Sebald Beham unterschied und in seinem Verzeichnis der Graphik Hans Sebald Behams (1901) eine Anzahl von Holzschnitten — im ganzen sechs Nummern —, die man bis dahin mit letzterem in Verbindung gebracht hatte, jenem „Pseudo-Beham" zuwies.[5] Im Anschluß an Pauli hat sodann *Campbell Dodgson* im ersten Bande

1 Joh. 20 19. 21. 27.
2 „die welt", vgl. die zweite Textspalte Zeile 14—17.
3 Vgl. Mt. 7 27 = Lc. 6 49.
4 Apc. 18 2.
5 *Gustav Pauli*, Hans Sebald Beham. Ein kritisches Verzeichniß seiner Kupferstiche, Radirungen und Holzschnitte. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 33. Heft.) Straßburg i. E. 1901: 1427, 1429, 1450, 1451, 1453, 1454.

Digitized by Google

seines Kataloges der deutschen und niederländischen Holzschnitte des Britischen Museums (1903) die Paulische Reihe der Pseudo-Beham-Blätter mit vier weiteren Nummern ergänzt[1] und insbesondere die Hypothese aufgestellt, daß Paulis „Pseudo-Beham" mit dem Nürnberger *Erhard Schön* († 1542) zu identifizieren sein möchte. Schließlich habe ich selbst in einem Aufsatze „Zum Werke des Pseudo-Beham (Erhard Schön?)", der jüngst in den Amtlichen Berichten der Preußischen Staatssammlungen erschienen ist, für den gleichen Meister vier weitere Holzschnitte nachgewiesen, den unseres neuen Hans Sachs-Einblattdruckes „Das Haus des Weisen und das Haus des unweisen Mannes" mit einbegriffen.[2] Und diese Zahl erhöht sich bereits noch um eine Nummer durch den Holzschnitt zu dem Schwank des Hans Sachs: „Die hausmaid im pflug" (1532).[3] Man mag in der Tat *Dodgsons* glückliche Beobachtung von dem unverkennbar nahen Zusammenhange der Art des „Pseudo-Beham" mit der des Erhard Schön bis zu dem Grade begründet finden, daß man die fünfzehn als Blätter des Pseudo-Beham bisher zusammengefaßten Holzschnitte und die weiterhin festzustellenden derselben Hand als eigene Arbeiten des Erhard Schön ansieht, oder man mag sie als Erhard Schöns selbst nicht ganz würdig einem ihm sehr nahe stehenden Ateliergenossen zuerkennen, das ändert nichts an der Tatsache, daß der Holzschnitt unseres Hans Sachsischen Einzeldruckes vom Jahre 1524 in die dem Pseudo-Beham (Erhard Schön?) zugewiesene Gruppe von Holzschnitten als eine der charakteristischsten Nummern hineingehört und daß keine andere Hand als die seine ihn gezeichnet hat.

3.

Die Zeichner der Holzschnitte Hans Sachsischer Einblattdrucke.

Ich schließe an diese Feststellung einen Überblick über die Meister an, die mit und für Hans Sachs gearbeitet, und über die Einzeldrucke, die sie mit Holzschnitten — andere Techniken kommen nicht in Betracht — versehen haben, *soweit letztere zurzeit einem bestimmten Künstler zugewiesen sind.* In der hiermit ausgesprochenen Beschränkung liegt bereits, daß unser Überblick nur ein provisorischer, kein endgültiger und den Gesamtkomplex Hans Sachsischer Holzschnittillustrationen umfassender sein kann noch sein will. Es ist eine Aufgabe für sich, den ganzen Bestand der Kompositionen, die mit Hans Sachsens Einzeldrucken ausgegangen und verbunden sind, unter dem Gesichtspunkte ihrer künstlerischen Herkunft, der künstlerischen Autorschaft zu sichten und aufzuarbeiten. Ob diese Sichtung und Aufarbeitung restlos durchgeführt werden kann, so, daß für *jedes* der zahlreichen, einige Hunderte zählenden, teilweise recht geringwertigen graphischen Erzeugnisse letztlich der ihm zukommende Meistername zu gewinnen ist, mag fraglich, ja ausgeschlossen erscheinen. Nur in *sehr* vereinzelten Fällen haben es die Künstler für wert gehalten, ihre Zeichnung oder ihre Zeichnungen auf Hans Sachsischen Drucken zu signieren. Ich kenne solcher signierten Holzschnitte bis jetzt, wenn ich die Ständebilder Jobst Ammans als Einheit nehme, nur vier, nämlich außer diesen nur noch einen Holzschnitt von Hans Sebald Beham, der zugleich den Vorzug hat, datiert zu sein[4], einen von Hans Leonhard Schäufelein und einen Holzschnitt von Virgil Solis. Für alle übrigen muß der Meistername aus vergleichender Stilkritik erschlossen werden.

Das Ergebnis, soweit es aus der gemeinsamen Arbeit derer, die sich mit Hans Sachsischen Holzschnitten in kunstgeschichtlicher Beurteilung befaßt haben, gegenwärtig sich darstellt, soll

---

1 *Campbell Dodgson*, Catalogue of early German and Flemish Woodcuts preserved in the department of prints and drawings in the British Museum. Vol. I. London 1903, S. 493 nr. 2 und nr. 3, S. 555 f. nr. 2 und S. 556, Anm. zu nr. 2.

2 *Georg Stuhlfauth*, Zum Werke des Pseudo-Beham (Erhard Schön?), Amtliche Berichte aus den Preußischen Staatssammlungen 40, 1918/1919, Sp. 122 ff. Den dort Sp. 136 Anm. 1 nur mit Rücksicht auf *Pauli* und *Dodgson*, die beide ihn ihrer Pseudo-Beham (Erhard Schön?)-Liste nicht einordnen (cf. Pauli a. a. O. 1431; Dodgson a. a. O. S. 498 nr. 19), als Arbeit unseres Künstlers unter Vorbehalt verzeichneten Holzschnitt des Hans Sachsischen Flugblattes: „Das Münich vnd Pfaffen Gaid" rechne ich als Zeichnung des Pseudo-Beham (Erhard Schön?) hinzu, zumal mich eine nochmalige Rücksprache über ihn mit dem Direktor des Berliner Kupferstichkabinettes, Herrn Geheimrat Dr. *Max J. Friedländer*, hierin bestärkt.

3 Siehe unten Meisterverzeichnis Nr. 6 Pseudo-Beham = Erhard Schön (?) 99, 2 (561). — Nachträglich bemerke ich, daß sich mir die Reihe der Blätter des „Pseudo-Beham" (Erhard Schön?) mittlerweile noch weiter vermehrt hat; ich verweise hierfür auf meinen ergänzenden Artikel, der demnächst in den Amtlichen Berichten aus den Preußischen Staatssammlungen erscheinen wird.

4 Pauli 899; siehe das folgende Verzeichnis unter H. S. Beham: 163. 237[1] (4082). — Der Titelholzschnitt zu „Ein gesprech mit der Faßnacht", 1540, *Götze* Bd. 24 Enr. 169 = Bd. 25 nr. 941, trägt unten rechts die Buchstaben GS; sie bezeichnen nicht den Künstler, sondern den Formschneider.

Digitized by Google

das nachfolgende Verzeichnis vermitteln. Es nennt die Meister, die wir von Holzschnitten Hans Sachsischer Einzeldrucke kennen, in alphabetischer Reihe und fügt ihnen die Einzeldrucke Hans Sachsens bei, deren Holzschnitte ihnen zugehören; die den Einzeldrucken voranstehenden Zahlen bedeuten die Nummern, unter denen sie *E. Goetze* im 24. (und 25.) Bande seiner Hans Sachs-Ausgabe beschrieben hat; die Jahreszahl hinter dem Titel der Sonderdrucke bedeutet die Entstehungszeit des Holzschnittes (bzw. des Flugblattes, wobei sie dann zugleich als annähernde Entstehungszeit des Holzschnittes gilt).

1. *Jobst Amman*

(1539 [* in Zürich] —1591 [seit 1561 in Nürnberg]).

257 (5966)	[Eygentliche Beschreibung Aller Stände. Frankfurt a. M., 1568.]	1564	A. Andresen, Der deutsche Peintre-graveur, I, S. 379, Nr. 231[1]

2. *Hans Sebald Beham*

(1500 [Nürnberg] — 1550 [Frankfurt a. M.]).

19 (98)	Ein neuwer Spruch, wie die Geystlichkeit vnd etlich Handtwercker vber den Luther clagen.	1524 (1525?)	Pauli 1197. Vgl. Georg Stuhlfauth, Die beiden Luther-Ausstellungen in Berlin, Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 23, 1918, S. 105 f., Nr. 3
33 (198)	Der pawern-tantz.	1528	Pauli 1247
60 (412)	Der ehren-spiegel der zwölf durchleuchtigen frawen deß alten testaments.	1530	Pauli 701 + 702[2]
125 (654)	Der Nasentantz zu Gümpelsbrunn bis Sonntag.	1534	Pauli 1250
163. 237[1] (4082)	Ein gesprech zwischen Sanct Peter vnd dem Herren.	1521	Pauli 899
279 (525)	Die zehen alten Erzueter Christi des alten Testaments.	1531	Pauli 691—700 (S. 326, I).[3]

3. *Peter Flötner*

(Ort und Jahr der Geburt unbekannt, kommt von Ansbach nach Nürnberg, wo sein Name zum ersten Male 1522 erscheint; † 1546).

305 (647)	Erklerung der tafel des gerichts, so der köstlich maler Apelles dem könig Ptolomeo fürmalet.	1534	Dodgson a. a. O. S. 535 f., nr. 26[4]

---

1 Bezüglich der Holzschnittblätter zur „Histori von der Ehebrecher Bruck", *Götze*, Enr. 48a, s. u. S. 7 Anm. 3.

2 Der Zusammenhang zwischen dem Hans Sachsischen Gedicht und den beiden Holzschnitten Pauli 701 (abgeb. *E. Diederichs*, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern, 1908, I, S. 84 Abb. 311) und 702 ist allerdings nicht ganz gesichert, aber sehr wahrscheinlich, vgl. *R. Buchwald*, Über einige Verleger und Illustratoren des Hans Sachs, Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. 2, 2, 1911, 233—245: 244. — Dasselbe gilt übrigens, wie ich hier bemerken will, von einer Komposition, die in zwei deutschen Holzschnitten, abgeb. bei *E. Diederichs*, ebda. S. 151 Abb. 490 und S. 176 Abb. 580, vertreten ist und die an sich zu Hans Sachsens Schwank „Der cuplerin schul" vom 12. August 1531 (*Hans Sachs.* Hrsg. von A. v. Keller und E. Goetze, Bd. 24 S. 208 Enr. 286 = Bd. 25 S. 53 nr. 488) paßt. Sicher ist jedoch, daß sie *ursprünglich*, in ihrer originalen Fassung, *mit Hans Sachs nichts zu tun hat.* Diese liegt nämlich vor in einem mir von Herrn Geheimrat Prof. Dr. *Max J. Friedländer*, dem Direktor des Berliner Kupferstichkabinettes, nachgewiesenen Holzschnitt des *Lucas van Leyden* (Unikum in der Bibliothèque nationale zu Paris, abgeb. *Frz. Dülberg*, Frühholländer IV, 1908, Lief. 1, Tf. 18). Dülberg datiert dieses Blatt c. 1516, Friedländer lieber noch etwas früher: c. 1510—1512. Jedenfalls ist es völlig unabhängig von der Dichtung des Nürnberger Meistersingers entstanden. Der Holzschnitt *Diederichs* Abb. 580 (Berlin, Kupferstichkabinett) ist, wie ein Vergleich der drei Blätter lehrt, eine Augsburger Kopie nach diesem Holzschnitt des Lucas van Leyden und *Diederichs* Abb. 490 (Wien, Kupferstichsammlung) wiederum Nürnberger Kopie nach der Augsburger. Es spricht nach diesem Tatbestande, für dessen ebenso überraschenden als interessanten Nachweis ich Herrn Geheimrat Friedländer zu danken habe, alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Nürnberger Kopie eigens als Illustration zu dem Hans Sachsischen Gedicht nach der ihrerseits auf Lucas van Leydens Holzschnitt fußenden Augsburger Kopie gefertigt worden ist.

3 Cf. *Frz. Spina*, Ein unbekanntes Spruchgedicht Hans Sachsens: „Die zehen alten Erzueter Christi des alten Testaments", Euphorion. 8. Ergänzungsheft, 1909, S. 1—5; auch *R. Buchwald* a. a. O. S. 244.

4 Der Holzschnitt galt früher als Arbeit Erhard Schöns.

Digitized by Google

4. *Georg Pencz*

(c. 1500 [Nürnberg] —1550 [Königsberg i. Pr.]).

1a (33)	Von der Lieb.	c. 1530 (Gedicht 1515)	Röttinger[1] 33
22 (117a)	Der arm gemain esel.	1525	Stuhlfauth[2] 3
36 (286)	Inhalt zweierley predig.	1529 (1530?)	Stuhlfauth 2
43 (340)	Sibnerley Anstôß der welt, so dem menschen, der Christum suchet, begegnen.	1529	Röttinger 1
48 (366)	König Artus mit der ehbrecher-brugk.	1530	Röttinger 2[3]
54 (400)	Die göttin Diana mit Acteon, des königs son, der zu einem hirschen wardt.	1530	Röttinger 3
62a–c (136)	Klagred der Welt ob ihrem verderben.	1531	Röttinger 14
63 (418)	Fabel: Ein yeder trag sein joch dise zeit, Vñ vberwinde sein vbel mit gedult.	1531 (?)	Röttinger 23
64 (416)	Nachred das grewlich laster, sampt seinen zwelff eygenschafften.	1531	Röttinger 12
81 (480)	Die Ehrenport der zwelff Sieghafften Helden des alten Testaments.	1531	Röttinger 17
89a (501)	Nymandt prech sich hoher dann seinem standt gepürt, Er wirdt sunst zu schanden.	1531	Röttinger 22
92a (517)	Ein yeder sech für sich vnd verperg sich hinder kainem schmeichler.	1531	Röttinger 24
93b (521)	Wer zu vil will haben dem wirdt zu wenig Vnd wer schaden leyt, auff das ander geschedigt werden, der ist neydig.	1531 oder 1532	Röttinger 25
105 (600)	Das feindtselig laster, der heimlich Neyd, mit seinen zwelff aygenschafften.	1534 (Gedicht 1533)	Röttinger 32
122 (645)	Das waltzend glück.	1534	Röttinger 33
124 (648)	Ein Tischzucht.	1534	Röttinger 34
126 (655)	Clagred der Neün Muse oder künst vber Teütschlandt.	1535 (Gedicht 1534)	Röttinger 35
191 (705)	Der falsche klaffer.	1536 (?) (Der Schnitt entstand wahrscheinlich für das 1536 verfaßte Spruchgedicht Hans Sachsens „Des klaffers zung")	Röttinger 36
221 (3296)	Ein yeder trag sein joch dise zeit, Vnd vberwinde sein vbel mit gedult.	1550 (Der Holzschnitt ist Kopie zu Röttinger 23)	Röttinger 40
315 (1224)	Das sibenhabtig Pabstier.	c. 1529—1530	Stuhlfauth 1

5. *Hans Leonhard Schäufelein*

(1476—1539 oder 1540. Geboren wahrscheinlich in Nürnberg, 1510/11—1515 in Augsburg, seitdem in Nördlingen).

57 (405)	Klag der wilden Holtzleüt vber die vntrewen Welt.	1530	Dodgson II[4], S. 53 nr. 237 (Kopie ?) und nr. 237a (Kopien)
78b 2 (465)	Der Waldbruder mit dem esel.	1531	Dodgson II, S. 54 f. nr. 238

1 Hier und im folgenden *Hch. Röttinger*, Die Holzschnitte des Georg Pencz. Leipzig 1914.

2 Hier und im folgenden *Georg Stuhlfauth*, Drei zeitgeschichtliche Flugblätter des Hans Sachs mit Holzschnitten des Georg Pencz, Zeitschrift f. Bücherfreunde N. F. 10, 1918/19, S. 233—248.

3 Denselben Gegenstand schildert, von nicht-graphischen Darstellungen abgesehen, *Virgil Solis* in einem kleinen Kupferstich (58 h. × 235 br., Bartsch IX, 300) und *Jobst Amman* in einem Kolossalholzschnitt, c. 1580 (Andresen I, S. 229, 73; C. Becker, Jobst Amman, 1854, 62. Ausschnitte in Abbildung s. Gg. Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch II [1883], S. 737—740, 1095—1098; E. Diederichs, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern, 1908, I, S. 161 Abb. 540. 541); doch haben diese beiden Kompositionen mit der Erstausgabe des Hans Sachsischen Gedichtes nichts zu tun.

4 *Campbell Dodgson* a. a. O. II, 1911.

Digitized by Google

133 (691)	Die sieben fürtrefflichen geistlichen gaben.	1535	In den Oeuvreverzeichnissen unbekannt
204 (1593)	Evangelium. Die hochzeyt zu Cana in Galilea.	(Gedicht 1545)	Bartsch VII, 250, 21. Nagler, Mon. IV, 2256, 8

6. *Pseudo-Beham = Erhard Schön* (?)
(Erhard Schön: ?—1542).

34 (267)	Die vier wunderlichen eygenschafft unnd würckung des weins.	1528	Pauli[1] 1429; Dodgson I, S. 492 unten ohne Nummer
80 (482)	Tabula Cebetis Thebani.	1531	Pauli 1427; Dodgson I, S. 492 nr. 1. 1a
94 (529)	Ein klag Gotes vber seinen weinberg.	1532	Dodgson I, S. 555 f.
98[2] (546)	Die Ewlen Paiß.	(1532?)	R. Z. Becker, Holzschnitte ... Derschau 2. Lief., 1810, D. 23[3]
99, 2 (561)	Schwanck. Die hausmaid im pflug.	1532	Nagler, Mon. IV, 2256, 16[4]
112 (628)	Der Lügenberg.	1533	Georg Stuhlfauth, Zum Werke des Pseudo-Beham (Erhard Schön?), Amtliche Berichte aus den Preußischen Staatssammlungen 40, 1918/19, Sp. 133 ff.
287 (526)	Das Hauß des Weysen vnd das haus des vnweisen manß. Math. VII.	1524	Stuhlfauth ib. Sp. 131 f.
319 (1576)	Das Münich vnd Pfaffen Gaid.	c. 1530	Stuhlfauth ib. Sp. 136 Anm. 1

7. *Virgil Solis*
(1514 [Zürich] — [1562?] 1567 (?). Nürnberg).[5]

217 (3025)	Ein nutzlicher rath den jungen gsellen, So sich verheyraten wöllen.	1549	G. Könnecke, Bilderatlas, 1887, S. 95 (Faks. nach dem Exemplar der Bibliothek in Gotha)[6]

---

1 *Gustav Pauli*, Hans Sebald Beham, 1901: s. o.

2 S. Anm. 3.

3 Weitere Abbildungen: *R. Z. Becker*, Hans Sachs im Gewande seiner Zeit. Gotha 1821, Bl. XXV. *J. Scheible*, Das Schaltjahr. 1, 1846, Einschalttafel S. 454/455 (umgezeichnet und verkleinert). *Gg. Hirth*, Kulturgeschichtliches Bilderbuch. Leipzig und München, I (1882), S. 212 Nr. 327 (verkleinert). *E. Diederichs*, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern. 1908, I, S. 200 Abb. 677 (verkleinert). — *Der von Götze* a. a. O. Bd. 24 Enr. 98 *nach dem Originaldruck des Kupferstichkabinettes in Gotha beschriebene Holzschnitt* (Xylographica 13, nr. 190) *ist ein anderer als der von Becker usf. abgebildete*, obwohl *Götze* selbst auf diese Abbildungen verweist. *Der Holzschnitt des Derschaustockes*, den *Becker* in seinem „Hans Sachs im Gewande seiner Zeit" mit des Hans Sachs „Die Ewlen Paiß" verbunden hat, *stellt wohl den „Männerfang" (Hirth) oder den „Gimpelfang" (Diederichs) dar, paßt aber im übrigen nur sehr lose zu dem genannten Gedicht des Hans Sachs.* Ob der Derschau-Holzschnitt je mit einem eigenen Gedicht veröffentlicht wurde, steht dahin, vgl. *G. Stuhlfauth*, Drei zeitgeschichtliche Flugblätter, a. a. O. S. 244 oben. Auch die weitere Frage, ob der Holzschnitt des Gothaer Einblattdruckes auch dem Pseudo-Beham (Erhard Schön?) zugehört, oder ob er, wie ich annehme, von einer anderen Künstlerhand stammt, muß ich offen lassen, da er mir weder selbst noch in Abbildung bekannt ist und eine entsprechende Anfrage bei dem Kupferstichkabinett in Gotha unbeantwortet blieb. — Eine Replik der Derschau-Zeichnung liegt vor in dem Blatte *Nagler*, Monogrammisten IV, 2256, 17 (abgeb. *Diederichs* a. a. O. S. 201 Abb. 681, nach dem Exemplar in *Dresden*, Sammlung Friedrich August II.). Doch dürfte der Monogrammist MW auch für diese Replik nicht als der Zeichner, sondern nur als der Formschneider in Betracht kommen.

4 Abb. *E. Diederichs*, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern. 1908, I, S. 200 Abb. 679. Zeitschrift für Bücherfreunde 2, 2, 1911, S. 240 zu *R. Buchwald*, Über einige Verleger und Illustratoren des Hans Sachs, ib. 233—245. *Hans Sachsens ausgewählte Werke*, Leipzig, Inselverlag 1911, II, Einschalttafel S. 170/171.

5 In Zürich geboren und hier bis 1531 tätig. Cf. über das Biographische *E. v. Ubisch*, Virgil Solis und seine biblischen Illustrationen für den Holzschnitt. Leipzig 1899, S. 4 ff.

6 *Ders.*, 2. Aufl., 1895, Beilage IX, S. 150/151. Der Neudruck nach dem stark abgenutzten Stock in *R. Z. Becker*, Holzschnitte ... Derschau, 3. Lief., 1816, D 34, läßt von dem Monogramm des Künstlers in der Ecke unten links nichts mehr erkennen. Dasselbe ist übrigens der Fall in dem Exemplar des German. Museums zu Nürnberg, cf. *E. Diederichs*, Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern. 1908, 1, S. 173 Abb. 571. — Der Holzschnitt ist in keinem der Oeuvrekataloge des Meisters, die, zumal für die Holzschnitte, noch alle sehr unvollständig sind, verzeichnet. — Bezüglich des Kupferstiches „Die Ehebrecherbrücke", B. IX, 300, s. o. S. 7 Anm. 3.

Digitized by Google

Die Art der vorstehenden Liste, die, wie schon betont und wie sie selbst sich darbietet, nur einen Bruchteil des mit Hans Sachsischen Einzeldrucken verbundenen Holzschnittmaterials umspannt, verbietet es, Schlußfolgerungen zu ziehen, wie sie nur auf Grund einer systematischen Gesamtbearbeitung aller einschlägigen Holzschnitte gezogen werden können. Fragen wie die, welcher Meister am häufigsten, wer am frühesten, wer am längsten, wer zuletzt für und mit Hans Sachs gearbeitet habe, welche Zeitspanne die Veröffentlichung von Druckwerken mit Holzschnitten umfaßt bzw. wie sie sich auf die literarische Arbeitsdauer des Dichters verteilen usw., müssen bis zur Erledigung jener größeren Vorarbeit unbeantwortet bleiben.

Gleichwohl belehrt uns das Verzeichnis über einzelne Tatsachen, die von Interesse sind. Es zeigt zunächst, daß Hans Sachs dem Poeten eine ganze Reihe von Künstlern teilweise in größerem, teilweise in geringerem Maße mit ihrem Stifte gedient haben.

Ferner: es sind nur Nürnberger Meister gewesen, die für ihn zeichneten, sei es in Nürnberg geborene, sei es in Nürnberg heimisch gewordene; doch ist er auch mit Schäufelein in Verbindung geblieben, nachdem dieser seine Vaterstadt Nürnberg mit seiner Wahlheimat Nördlingen vertauscht hatte.

Der Zahl der für Hans Sachs-Drucke gelieferten Holzschnitte nach hat, wenn wir Jobst Ammans Stände-Reihe als einheitliches Werk ansehen, das übrigens dem *Dichter* als Vorlage gedient haben dürfte, in unserem Verzeichnis Georg Pencz mit zwanzig Nummern weitaus die Führung. Ist auch nicht anzunehmen, daß dieses Verhältnis mit so weiter Spannung letztlich bestehen bleiben wird, so ist doch wahrscheinlich, daß der Meister die Spitze unter seinen Genossen behalten oder zum wenigsten doch einer der am stärksten Vertretenen unter ihnen sein wird. Wesentlichen Zuwachs dürfte freilich gerade seine Holzschnittserie nicht mehr erfahren, nachdem der Wiederentdecker seines Holzschnittwerkes, *Heinrich Röttinger,* für dessen Zusammenstellung die Hans Sachs-Drucke bereits ausgiebigst herangezogen hat.

Wie nun aber auch die endgültige Ausscheidung aller Holzschnitte des Hans Sachsischen Schrifttums sich gestalten wird, ein Name wird immer unter ihren Meistern fehlen: Albrecht Dürer.

Digitized by Google

Vom Stil der deutschen „Volksbücher" und seiner Entstehung aus dem Wesen der Gotik.

Von

Dr. Hans Benzmann in Berlin-Steglitz.

Mit sechs Bildern.[1]

„Es war ein König mit Namen König Marke von Kurneval, der hatte etwan lang große Kriege wider den König von Schotten. Als das nun gar lang gewähret hatte, kam König Ribalin von Johnoys mit großer Macht zu Hilf König Marken und dienet ihm also gar wohl und also lang, bis der Krieg gestillet ward. Auch gefiel demselben Ribalin das Wesen daselbst gar wohl und bass dann an andern Enden: denn der König hatte gar eine schöne Schwester, hübsch und ganz ohne allen Makel, mit Namen Blankeflor, gegen die ward Ribalin in Lieb inbrünstiglich entzündet und hub an sie lieb zu haben, desgleichen sie ihn hinwiederum, doch heimlich und allermänniglich unwissend. Jedoch merket und verstund Ribalin in ihm (sich), daß solche seine Liebe gegen sie nicht umsonst, sondern ein Widergelten da wäre; das war ihm Ursach mit, da zu bleiben so lang er mochte. Er war auch in allen Händeln und Geschäften desto fleißiger, damit er sich den König ganz willig und günstig mache. Kurz, er schuf es alles wohl, daß er die Jungfrau erwarb, und ihm der König die mit gutem Willen ehlich vermählte."

Es ist dies der Anfang der Historie von Tristan und Isalde nach der Neuausgabe des alten Volksbuchs von Richard Benz (Verlag Eugen Diederichs, Jena). Die Neuausgabe wurde nach dem ältesten Drucke herausgegeben, der 1484 bei Anton Sorg in Augsburg erschien, unter Berücksichtigung der späteren Drucke des 15. Jahrhunderts. Der Text ist also der authentische der alten Volksbücher, er ist nicht modernisiert, sondern nur, wo es nötig war, der Sprache unserer Zeit leise und vorsichtig angenähert. Er gibt den alten Stil und mit ihm Geist und Seele der alten deutschen „Prosa" vollkommen wieder. Man ist, wenn man das Buch aufschlägt und zu lesen beginnt, sogleich in der alten Stimmung: die Fülle des deutschen Gemüts, des deutschen Lebens umquillt den Lesenden von allen Seiten wesenhaft und eindringlich, aus der Breite der epischen warmherzigen Schilderung, die sofort Land und Leute und alle Verhältnisse plastisch lebendig erschließt, wie aus der Tiefe der Seele der Menschen, um die es sich in der Erzählung handeln wird.

Wie ein verschollener Glockenton liegt uns allen in der Seele die versunkene Sagenwelt unserer Vorfahren. Es ergreift uns wie Heimweh, wenn uns plötzlich ein Gedanke kommt an alle jene lieblichen abenteuerlichen alten Historien von den vier Heymonskindern, von der schönen Magelone und Peter von Aragonien, dem Ritter mit den silbernen Schlüsseln, von der Pfalzgräfin Genoveva und von der schönen Melusine. Und wir kannten diese unvergeßlichen Geschichten doch nur aus Tiecks, Schwabs und Simrocks höchst unvollkommenen, nüchternen, oft unrichtigen und verballhornten Fassungen, und selbst diese erregten unsere tiefste Seele mit einer Freude, die so beseligend war, so hingebend, daß wir diese unmittelbaren reinen köstlichen Empfindungen wohl gern nochmals und wieder und wieder erleben möchten, als könnten wir uns und die trübe lastende Gegenwart in einen heimlichen Brunnen des Vergessens, des Insichversunkenseins tauchen. Es ist wohl an der Zeit, daß sich Deutschland an das erinnert, was es an Schönheit und Tiefsinn, Einfalt und Weisheit aus seines Volkes innerster Seele einst geschöpft und an dichterischem Gut geschaffen hat. Wie ist es da zu begrüßen, daß uns jetzt diese unsterblichen Dichtungen in ihrer alten, urtümlichen Fassung wiedergegeben werden, in dieser so deutschen, so kernigen und warmherzigen, lebensvollen Sprache, die wir ja durchaus noch verstehen; denn diese Sprache ist eigentlich die unsere, die unverfälschte, die aus ihren Wurzeln und aus dem deutschen Leben, aus der deutschen Seele herausgeborene, an sich wundervoll anschauliche und beseelte Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts. Die Sprache Luthers, die Sprache der Bibel.

1 Der Verlag Eugen Diederichs in Jena stellte die Bilder freundlichst zur Verfügung.

Digitized by Google

Gerade in dieser schweren Zeit hatte ich eine tiefberuhigende Freude an diesem lebendigen Einklang von urwüchsigem unverwüstlichem altem Historiengut und rhythmisch und seelisch gleich bewegter Sprache. Es war mir, als stünden die alten Erzähler mit ihren klugen, versonnenen Mienen dahinter, als öffneten sich mir die stillen halbdunklen Stuben der Vorzeit, die Straßen und Plätze der alten deutschen Städte voll Kunst und Poesie, voll Gotik und steigernder Giebel, voll Abendsonne ... Diese große, tiefe Stimmung des gesamten altdeutschen Lebens wird in der Tat durch diesen einzigartigen blühenden Stil erweckt. Erst durch die Urform tut sich die reiche Welt der Wunder und der bunten Abenteuer in ihrer ganzen Schönheit auf: aus Phantasie geboren, unbekümmert um das Reale und Historische, wie alle Dichtung. Da stehen neben dem Siegfried der heidnischen Sage die christlichen Helden: Tundalus, der Himmel und Hölle ergründet; Brandan, der als ein anderer Odysseus das ganze christliche Fabelreich durchirrt; die antiken Bilder, die das Mittelalter mit seinem Inhalt erfüllt hatte: Alexander, Virgil und das große Rom. Es ist das Reich, dem Herders Worte gelten: „Wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht siehet, und mit der ganzen unzerteilten und ungebildeten Seele wirket."

Eigentümlich ist die bisherige Stellung der Literaturhistoriker dieser deutschen Prosakunst gegenüber.[1] Sie stimmen darin überein, daß diese Zeit bloß dem Reiz des Stofflichen zugänglich ist; daß sie diesen Stoff aber nicht selbständig erfindet, sondern durch Übersetzung und Überarbeitung gewinnt; daß sie kein Gefühl für Rhythmus hat und keinen Sinn für Form, und also notwendig landet beim „Prosa-Roman", bei der „spannenden" „Unterhaltungslektüre".

In den Literaturgeschichten von Vilmar, Vogt und Biese findet man neben den allgemeinen Ausführungen über den Verfall der Dichtung zur Zeit der Reformation Nebenbemerkungen, die gerade die deutschen Volksbücher oder dies und jenes von ihnen hoch bewerten. Auf das eigentliche Wesen, insbesondere auf den Stil der „Volksbücher" gehen auch diese Gelehrten nicht ein. Vielleicht auch aus dem Grunde, weil dies nicht literarhistorische sondern ästhetische Fragen sind. Den absprechenden Urteilen kann man nun Wilhelm Grimms Meinung über die Prosakunst entgegenhalten: „Wie auffallend vielen die Meinung sein mag, wir gestehen es offenherzig: diese Gedichte erscheinen wiederum viel reiner und poetischer in den später manchen zuteil gewordenen prosaischen Bearbeitungen. Hier ist durch Wegschneidung des Geschwätzigen das Ganze strenger zusammengefaßt, und die reizend naive Sprache der eben entstehenden Prosa spricht das Poetische viel klarer aus, als jene oft mühsam sich aneinander drängenden Reime. Das hat das Volk auch wohl empfunden, daher alle die Volksbücher in Prosa aufgelöst sind."

Ein Verfall der Prosakunst, insbesondere der Volkskunst und der nationalen Dichtung, trat allerdings ein, aber erst im 16., 17. und 18. Jahrhundert, und er wurde hauptsächlich durch den Humanismus beschleunigt. „Martin Opitz gebührt der traurige Ruhm, die letzten Reste nationalen Inhalts und selbstgewachsener Form erstickt zu haben" (Benz). Dagegen konnte sich auch die degenerierte Volkskunst noch immer neben der unsäglich nüchternen und seelenlosen Poesie eines Gottsched sehen lassen. Zwei Aussprüche Gottscheds sind bezeichnend für die dünkelhaften Gelehrten jener Zeiten: „Die Welt ist nunmehro viel aufgeklärter als vor etlichen Jahrhunderten, und nichts ist ein größeres Zeichen der Einfalt, als wenn man, wie ein anderer Don Quixote, alles, was geschiehet, zu Zaubereyen machet" (1742). „Eine Zeit lang hat der Pöbel diese Dinge mit offenen Mäulern bewundert: und D. Faust war sein bestes Schauspiel; weil er nicht nur viel zauberte und Teufel bannete, sondern endlich selbst vom Satan geholet und durch die Luft geführet ward. Allein die Vernunft hat auch dem gemeinen Volke, wenigstens unter den Protestanten, die Augen aufgetan" (1760).

Immerhin wurden die alten Themen auch von Dichtern des 18. Jahrhunderts gelegentlich behandelt. 1777 bearbeitete Zachariä die schöne Melusine. Wieland fand Gefallen an Sagen aus der Ritterzeit. Und vor allem verdanken wir Musäus in ihrer Art fesselnde und reizvolle novellistische Bearbeitungen von deutschen und fremdländischen Sagen. Herder, Goethe und die Romantiker stellen dann die Verbindung mit der Volksdichtung und dadurch mit der Volksseele wieder her. Aber merkwürdigerweise: die Volksbücher in ihrer ursprünglichen Form haben die Romantiker nicht gekannt, nicht beachtet. Tiecks Nachdichtung der Haimonskinder ist eine ganz freie Behandlung der Sage in neuer, wenn auch einfacher altfränkischer und treuherziger Sprache. Seine Bearbeitungen der Magelone und Melusine wirken romantisch süßlich und abstrakt nüchtern, langweilig und tot. Ganz ungenießbar sind für

1 Vgl. hierzu Golther in Kürschners Deutscher Nationalliteratur 163, I, 415; Koberstein, Grundriß I, 396; Scherer, Geschichte der deutschen Literatur I, 264; Vogt in Pauls Grundriß II, 341.

Digitized by Google

uns die dramatischen Bearbeitungen, die er der Genoveva, dem Oktavian und Fortunat angedeihen ließ. 1807 erschien Joseph Görres' Schrift „Die teutschen Volksbücher", die erste (und bis heute einzige) Würdigung, die die deutschen Volksbücher in ihrer Gesamtheit erfuhren. „Mit einer schönen Begeisterung ist hier das Mittelalter dargestellt; die einzelnen Bücher, die damals noch wirklich im Volke umgingen, sind auf ihren Ursprung zurückverfolgt und glücklich charakterisiert. Was man vermißt, ist ein Eingehen auf ihre Form: wie schön die einzelne Dichtung sei, davon ist kaum mit einem Wort die Rede; wir hören nur, welchen geistigen Mächten, welchen literarischen und historischen Einflüssen der Stoff seinen Ursprung verdankt. Das ist kein Wunder: die Bücher, die Görres vor sich liegen hatte, waren größtenteils die verderbten Ausgaben der späteren Zeit."

Im Jahre 1809 gaben v. d. Hagen und Büschung ihr „Buch der Liebe" heraus mit leider nur einigen der beliebtesten Historien in echter Gestalt. Die bekanntesten Sammlungen sind dann die Marbachschen, die Veröffentlichungen Simrocks und Schwabs. Die Marbachsche Sammlung druckte die verderbten Jahrmarktstexte ab, sie stellt, wie Benz hervorhebt, in ihrer reizenden Heftform mit den Holzschnitten von Ludwig Richter nur äußerlich das Ideal von Volksbüchern dar. Simrok und Schwab hingegen gingen ernster und gründlicher vor, allein auch ihren Texten lagen nicht immer die ältesten Drucke zu Grunde. Vor allem aber haben sie erst recht die alten Texte in einer unerträglichen Weise „gereinigt". Nichts von der alten eindringlichen, warmherzigen und das Leben einer Zeit und die Seelen ihrer Menschen veranschaulichenden Kraft des ursprünglichen Stils der Volksbücher ist in diesen Bearbeitungen zu spüren.

Erst die seit kurzem vorliegenden Neuausgaben von Benz geben die alten Texte in ihrer ursprünglichen Form, und diese Form läßt das Stilproblem der spätmittelalterlichen Dichtung, insbesondere des Prosa-Romans, in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Nicht einen Verfall, nicht die Auflösung des mittelalterlichen und des deutschen poetischen Stiles kennzeichnen diese Texte, sondern sie sind Dokumente einer breiten und hohen bodenständigen Kultur und sie bedeuten, an sich voll des sprachlichen Reichtums und des lebendigsten Ausdrucks, das Ziel und den Gipfelpunkt einer Entwicklung, die Erfüllung einer nationalen Aufgabe, sie sind kein toter literarischer Ballast, sie warten ihrer Wiedergeburt, um Muster für einen kommenden Typus der deutschen Erzählung zu werden. Nach Görres hat nun Richard Benz auch in einigen fesselnd geschriebenen Abhandlungen das Wesen und die Entstehung dieses Stiles nachdrücklich erörtert, in dem Heft „Die deutschen Volksbücher, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung" und in den „Blättern für deutsche Art und Kunst", Heft 1—4, insbesondere in dem Heft 3/4 „Die Grundlagen der deutschen Kunst im Mittelalter" (sämtlich erschienen bei Eugen Diederichs, Jena).

Wie hängt nun dieser Stil mit dem Wesen der deutschen Kunst zusammen und wie ist er entstanden? Goethe hat das immanente Prinzip der deutschen Kunst unmittelbar empfunden und ausgedrückt, als er als Jüngling vor dem Straßburger Münster stand, mit den Worten: „Die Kunst ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so wahre, große Kunst, ja oft wahrer und größer, als die schöne selbst." Der Wille, der Trieb und das Wesen der deutschen Kunst ist, ein „Inneres so auszudrücken, daß es ein Äußeres wird. Der Ausdruck eines inneren Zustandes, das ist das Entscheidende". Im Gegensatz zu der klassischen Kunst, also der altgriechischen, deren Wesen dualistisch in der Bindung des Stoffes durch eine von außen gegebene Form (Hexameter) besteht, ist die germanische Kunst frei, sie ist nicht an eine bestimmte Form gebunden. Der Inhalt bestimmt sich selbst seine jeweilige Form. der Rhythmus wechselt ständig. Inhalt und Form sind demnach im Deutschen untrennbar verbunden. Eine Unterscheidung von Poesie und Prosa in diesem Sinne gibt es von vornherein nicht.

Benz drückte dies treffend aus: „Im Deutschen herrscht unmittelbarer Ausdruck des Geistigen; im Griechischen Darstellung des Geistigen in einer für sich bestehenden sinnlichen Form". Dichten ist im deutschen Sinne ein Verdichten, ein Vereinfachen, Durchwärmen und Beseelen der Sprache des Alltags, um Empfindung und Phantasie so sehr wie möglich in den sinnlichen Klang des einzelnen Wortes zu pressen. Der Ausdruck, das Wort erhält also durch Beseelung und Vergeistigung seine ursprüngliche Bedeutung wieder zurück; das Wort dient der Phantasie und dem Geist. Ganz anders die antike, man kann auch sagen die romanische Dichtung: hier muß sich der Inhalt, die Phantasie und der Geist der gegebenen Form anpassen, er muß zu schmückenden Beiwörtern, zu Bildern und Metaphern greifen, um die Form auszufüllen und ihr wesenloses Gefüge zu beseelen und zu durchgeistigen.[1] Charakteristisch

1 Vgl. hierzu auch die vortrefflichen Ausführungen über das Wesen der gotischen und griechischen Kunst in dem Buch: „Der Geist der Gotik" von Karl Scheffler (Insel-Verlag, Leipzig).

Digitized by Google

für die klassische Kunst ist das gegebene Metrum, für die romanische der Endreim. Der Endreim ist ursprünglich der deutschen Dichtung ganz fremd, ebenso wie die gegliederte Strophenform. Die ältesten Heldengesänge wurden rhapsodisch vorgetragen, nicht liedmäßig, nicht melodisch gesungen. Man hat den Stabreim für das Wesentliche der altdeutschen Poesie gehalten, für ein kunstmäßiges Mittel wie etwa den Endreim. Ein Spiel mit der Form war er jedoch nicht, vielmehr war er unzertrennlich vom Inhalt, er erscheint an dem betonten Wort, er war „eine natürliche Begleiterscheinung der Explosivkraft der Rhythmus" und wurde mit der größten Freiheit gehandhabt. Regeln für seine Anwendung wurden erst in der späteren Zeit, im germanischen Norden, von den Skalden in ihrer durchaus kunstmäßigen Dichtung aufgestellt.

Wie der Endreim überhaupt in die deutsche Dichtung hineingekommen ist, woher er kam und wie er schließlich sich das allgemeine Empfinden unterworfen hat, das ist eines der schwierigsten Probleme der Geschichte der Literatur und Ästhetik. Hier genügt, zu betonen, daß er durch spätlateinische Dichtungen, insbesondere durch die Hymnendichtung der Kirche, durch die vulgäre Spielmannspoesie, weiter durch die Kunstformen der Franzosen und Italiener allmählich in die deutsche Dichtung eingedrungen ist. Auch orientalische Einflüsse sind unverkennbar. Unzweifelhaft kam diesen Formen, insbesondere auch dem melodischen Liede eine allgemeine kulturelle Umwandlung des Volksempfindens entgegen, eine Entnationalisierung zugunsten des allgemein Menschlichen. Und so konnte sich im Volksliede die Kunst des gereimten Liedes, das nicht Ausdruck individueller, sondern allgemein menschlicher Empfin-

Digitized by Google

dungen war, auch in Deutschland zu höchster Blüte entfalten. Auch die epische Kunst nahm Reim und Strophenform an. Auch sie erfuhr im Nibelungenlied und im Gudrunlied eine dem Volksliede, insbesondere der Volksballade ähnliche Verallgemeinerung, eine Typisierung, eine Festlegung der ursprünglich individuell wandelbaren rhythmischen Charaktere und somit auch des Inhalts, also auch des individuellen Wesens und Gebarens der handelnden Personen, der mythischen und historischen Helden.

Der Wert der Form, insbesondere des Liedes, als Ausdrucksmittel für die reine Empfindung soll hierbei also nicht verkannt werden. Im Gegenteil: es muß betont werden — im Gegensatz zu Benz, der dies m. E. nicht genügend hervorhebt —, daß die Bindung der Empfindung durch eine innere Melodie, durch eine Verinnerlichung der Form, auch des Reims, der Strophe usw. die einfachste und höchste künstlerische Synthese darstellt. Man darf auch nicht vergessen, daß ein so ursprüngliches Gebilde, wie die Ballade, die auf eine eigentümliche Mischung von keltischen und germanischen Urempfindungen zurückzuführen ist, ihren eigentümlichen Charakter in der melodischen Strophe ein für allemal festgelegt hat. Dies nebenbei.

Allein, die freie, die auf Offenbarung der Persönlichkeit und aller ihrer individuellen Beziehungen zur Umwelt und zur Überwelt hingerichtete deutsche Kunst, sie, die vor allem Phantasiekunst ist, konnte in einer gegebenen, in einer ihr bestimmten Form nicht zum Ausdruck kommen. Mit Recht betont Benz, daß die höfische Kunst, das künstliche Lied der Minnesänger und die sog. epische Kunstpoesie, die in den Dichtungen eines Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, in ihren dem Romanentum abgewonnenen, kunstmäßig gebundenen Formen nicht dem inneren Wesen, der Stilentwicklung der deutschen Kunst entsprach. Sie war eine priviligierte Kunst des Ritterstandes, weder Ausdruck des deutschen Volkes noch des einzelnen deutschen Menschen. „Im Epischen mußte die Nachahmung des romanischen Verses notwendig zur Monstrosität werden. Das Erzählen in fortlaufenden, streng gemessenen Versen, von denen je zwei durch reinen Reim zu einem Paar verbunden sind, mußte zu entsetzlicher Monotonie, zur Ertötung alles rhythmischen Lebens führen. Die Virtuosität im Reimen und Silbenzählen vermag uns heute keine dichterische Wirkung hervorzubringen: hat sie auch auf die Nation nie hervorgebracht, sondern war nur auf den Beifall eines kleinen Kreises von Standesgenossen berechnet." —

„In der höfischen Epik vermittelt, manches (liedmäßige) des Gottfried von Straßburg ausgenommen, der Wortklang niemals das Gefühl: keine Stelle ergreift durch den zwingenden Rhythmus ihrer Sprache. Bleibt eine Situation, ein Gedanke im Gedächtnis, so ist es nicht durch die Kongruenz von Inhalt und Form, welche allein Dichtung zu heißen verdient, sondern trotz der umständlichen Mitteilung durch den Vers. Man kann den Inhalt des Parzival bezeichnenderweise erzählen, ohne vom Dichterischen dieses Werkes etwas Wesentliches zu unterschlagen; so wenig ist die Versform, bei aller scheinbaren Kunst, dem Inhalt notwendig — eher ist sie ihm hinderlich: die strenge Gesetzmäßigkeit des Verses erlaubt nicht, mit *einem* Wort zu sagen, was durch *ein* Wort sich ausdrücken läßt, wenn der Reim ein Füllwort, das Versmaß noch einige Silben braucht. So entsteht eine Wortfülle, bei der das einzelne Wort nichts mehr besagt und um sein eigentümliches Leben kommt." Man wird hier Benz nicht überall beistimmen; denn unzweifelhaft bietet die ritterliche Kunst künstlerische und geistige Werte, die mit der Hervorhebung ihres ritterlichen Charakters nicht allein gekennzeichnet sind. Aber ebenso unzweifelhaft kann die Ritterpoesie trotz Wolfram weder formal noch inhaltlich als der wesentliche Ausdruck mittelalterlicher Weltanschauung gelten. Man kann das Maß der gotischen Kunst, wie sie in Architektur, Bildhauerkunst und Malerei, in der Kleinkunst, im Handwerk, kurz, im ganzen kulturellen Leben des Volkes zum Ausdruck kam

Digitized by Google

— zum Teil bald darauf, zum Teil später — für die Gebilde der ritterlichen Kunst nicht anwenden. Im Vergleiche mit den großen rhythmischen und gedanklichen Prinzipien der gotischen Kunst versinken die ritterlichen Dichtungen im Wesenlosen, ganz im Zeitlichen.

In der Gotik aber kommt das eigentliche Wesen der deutschen Kunst in jeder Beziehung ungehemmt, vielseitig in der Einheitlichkeit und steten Folgerichtigkeit des Stiles zum Ausdruck. Vor allem das triebhafte und aus der Phantasie emporquellende Formempfinden wie die überreligiösen metaphysischen und mystischen Bedürfnisse des Germanen. Man denke nur an die Entwicklung der Ornamente, der Linien, der architektonischen Probleme ins Unbegrenzte bis zur vollkommenen Vergeistigung. Hierauf näher einzugehen, kann nicht meine Aufgabe in diesem Zusammenhange sein. Ich verweise auf die angegebenen Schriften von Benz und Scheffler, die das Wesen und die welthistorische Bedeutung der Gotik darlegen. Es kommt hier darauf an, festzustellen, ob auch in der Dichtung eine entsprechende Bewegung, die, wie nachgewiesen, weder in dem Volksepos noch in der höfischen Kunst — auch nicht in ihren Anfängen und Vorahnungen — zum Ausdruck kam, der allgemeinen kulturellen parallel verlief, und ob sie einen ähnlichen Hochstand erreichte wie die gotische Baukunst, etwa in der Prosakunst des 15. Jahrhunderts.

In der gotischen Kunst wird das urgermanische Prinzip der freien Phantasiebetätigung wieder aufgenommen bezw. fortgebildet. In der Dichtung war dieses Wesen trotz Strophe und Reim in der Tat nie ganz erloschen. Neben Volkslied, Volksepos und höfischer Kunst entwickelte sich eine von Formen freie, an Rücksichten nicht gebundene, sozusagen: esoterische Kultur und Kunst. Sie zeigt bald einen individuellen, bald einen volkstümlich-typischen Charakter, sie fand Pflege in den Klöstern, in den Städten, an den Höfen, auf der Landstraße, und ihre Förderer sind Geistliche und Laien, Persönlichkeiten und die Menge der kleineren angeregten Geister. Und demgemäß zeigt sie ein doppeltes Wesen in mannigfacher Art. Sie ist rein erzählend, realistisch, alle Lebensverhältnisse in ihrer Art veranschaulichend und über Länder und Zeiten schweifend und alles in der Phantasie des mittelalterlichen Menschen umwandelnd und in ihren Gefühls- und Begriffskreis magisch hineinziehend, sie greift das Wunderbare auf und wird symbolisch, allegorisch und endlich zum Mysterium. Und sie ist naiv und zugleich bedeutsam. Sie ist fromm und weltlich. Sie bedient sich deutscher und lateinischer Sprache. Sie erscheint in lockren Versen, in aufgelösten Rhythmen und rhythmisch bewegter, von innerem Leben durchglühter, von Gefühl durchwärmter Prosa. Sie ist jedoch immer von rhapsodisch freier Art. Reste uralter Heldengesänge — das Hildebrandslied — und Zaubersprüche leiten hinüber zu einer neuen Zeit, zum christlichen Mittelalter.

Es ist die Kunst der Geschichten, der Sagen und Historien, der Legenden und Mysterien. Sie geht neben der naiven Volkskunst, die in Mythus, Legende und Ballade geistig teil an ihr nimmt, und neben der höfischen Kunst, die manches Motiv, manche Geschichte und Legende ihr entnimmt, einher wie ein Strom, der selbständig immer weiter flutet, der mit seinen unerschöpflichen Wogen vieles aus der Tiefe hebt, manches ernährt und befruchtet, Quellen und Gewässer weither übernimmt und alles mit seinem triebhaften Wesen erfüllt. Sie ist wie ein Dom, der auf den Fundamenten des wirklichen Lebens ruht, doch auch auf unterirdischen Gewölben, der wundervolle Geheimnisse und Kultstätten birgt, und der heraufsteigt mit seinen Pfeilern, Bögen und Türmen ins Überirdische, ins Göttliche: der gotische Dom der deutschen Kunst.

Phantasie ist in dieser Kunst Selbstzweck und bis ins Grenzenlose hinein allein gestaltendes Prinzip. Das Christentum, die Geistlichkeit hat die Weiterentwicklung einer rein

Digitized by Google

volkstümlichen Kunst, wenn auch nicht hemmen können, so doch abgesondert von dieser anderen, dem reingeistigen Wesen des Deutschen entsprechenden esoterischen Kunst, und das Christentum hat diese zunächst ganz mit seinem Geiste, mit seinen mystischen Kulten und Gedanken erfüllt. Es hat diesen Geist zu einem universalen, die ganze Welt des Irdischen und Überirdischen umspannenden gemacht, und hätte das nicht vollenden können, wenn nicht alle Triebe und Möglichkeiten hierfür in dem deutschen Wesen seit Urbeginn geruht hätten.

So konnte nichts anderes als eine wunderbare einzigartige Wechselwirkung eintreten, ein welthistorisches Mysterium: die Germanisierung des Christentums. Und ein weiteres feines Mysterium ist es dann, wie dieser esoterische Geist, dieser eine Volksgeist, der in individuellen Gestaltungen, hervorgehoben aus der Phantasie des einzelnen Genies, in Erscheinung trat, sich immer wieder mit dem anderen, dem allgemeinen, dem der rein volkstümlichen, realistisch gestaltenden Volkskunst zu vereinigen suchte. Erst diese Vereinigung in ihrer Vollkommenheit bedeutet die Erfüllung, sie wurde erreicht in der gotischen bildenden Kunst, die von Wundern des reinen Geistes und des volkstümlichen allgemeinen Empfindens gleich durchsetzt ist. Sie wurde in solcher einzigartigen Synthese in der Dichtung des deutschen Mittelalters *nicht* erreicht, abgesehen von Dantes „Göttlicher Komödie". Sie wurde in der Dichtung erst in Goethes „Faust" erreicht, in dem mystisch- und realistisch-volkstümlicher Geist eins ist, — dem zugrunde lag das Volksbuch von Doktor Faust. Sie wurde aber auf einem der Dichtung verwandten reingeistigen Gebiet dennoch vollkommen erreicht, in dem wundervollen, geheimnisvollen, aus Gründen der tiefsten Seele emporsteigenden seraphischen Dom der Mystik eines Meisters Eckart. (Ein Vorhof hierfür war die gleich bewunderungswürdige deutsche Scholastik.)

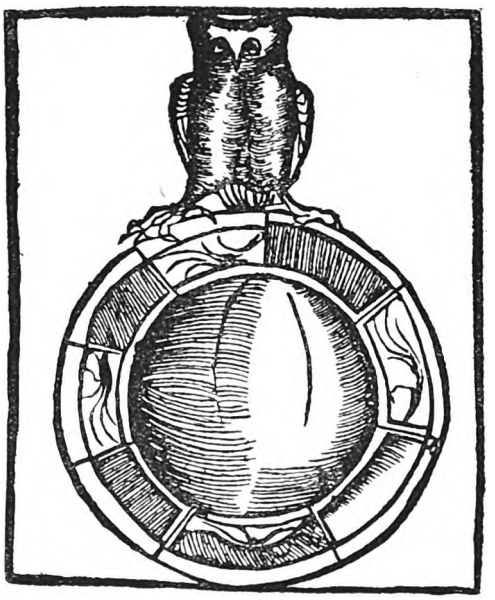
Anschaulich schildert Benz in den erwähnten Schriften, wie diese universale Phantasie des eigentlichen germanischen Geistes schon im tiefsten Mittelalter begierig und gestaltungsmächtig über alle Länder und Zeiten greift, um nicht das rein Tatsächliche wiederzugeben, sondern es in eigener Art umzuwandeln, mit germanischem Wesen zu erfüllen und es seelisch neu zu verarbeiten: „Der Umschreibung der biblischen Bücher (Hohes Lied — Evangelien — Bücher Mosis) gesellt sich eine Gestaltung der apokryphen Bücher, die die Phantasie stärker in Bewegung setzen: die Vorzeichen des Jüngsten Gerichts, die Vorstellungen vom Weltende; das Evangelium Nicodemi, die Geschichten der Veronica, des Pilatus gehen ein in das Volksbewußtsein. Die Vision des Tundalus malt die Schrecken und Wunder des Jenseits. Tragische Legenden, in denen antike Motive fortleben, wie Albanus-Oedipus, begegnen neben den einfachen Märtyrergeschichten der frühchristlichen Zeit. Im Physiologus wird die mystische Naturgeschichte der Tiere, im Elucidarius die Phantastik des ganzen Weltenbaus gegeben. Im Orendel und Oswald, im Herzog Ernst und König Rother tut der Orient sich auf, im Alexanderlied die Ferne Indiens bis zum Ende der Welt und zu den Mauern des Paradieses. Das Rolandslied erschließt den Sagenkreis Karls des Großen und begründet mit dieser Assimilierung einer ursprünglich französischen Dichtung das internationale Reich des romantischen Rittertums. Das Annolied und die Kaiserchronik endlich

Digitized by Google

entrollen ein Weltbild, wie es großartiger nicht gedacht werden kann: die Welterschaffung; die vier Weltreiche des Altertums; Ninus und Semiramis, Darius, Alexander, Cäsar. Das Annolied schließt daran die Geschichte Trojas und der Franken, die Gründung von Mainz, Trier und Köln und endet mit der Verherrlichung eines eben erst gestorbenen Heiligen, mit den Wunderzeichen, die er noch wirkt. Die Kaiserchronik, mit ähnlichem Eingang, gibt von Cäsar an die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser; dareingewoben die christliche Legende, mit so abgeschlossenen Episoden wie der Geschichte von Clemens, Simon Magus und Petrus; Silvester und Constantin; Heraclius und Cosdras; Narcissus und Crenscentia; dazu römische Sagen: Romulus und Remus, Lucretia, die Salvatio Romae."

Und hierbei — gerade bei diesen frühesten Dichtungen — ist nun auch die *Stilfrage* zu veranschaulichen, wenigstens an einem Beispiel, einer Stelle, die dem Annolied und der Kaiserchronik gemeinsam ist: dem Traum des Nebucadnezar vom Weltreich Alexanders. Man könnte, um die freie, sich ganz dem Inhalte anpassende Behandlung des Stiles — im Gegensatz zum Volksepos und zur höfischen Kunst — zu kennzeichnen, auch hundert weitere Stellen etwa aus dem Rolandlied, dem Alexanderlied und anderen gleichzeitigen Dichtungen, namentlich auch aus Legenden zitieren:

Das dritte Tier war ein Leparde
vier Aaren-Fittiche er habete:
Der bezeichnete den griechischen Alexander
der mit vier Heeren fuhr durch die Lande
bis er der Welt Ende
bei güldenen Säulen erkannte.
In India er die Wüste durchbrach.
Mit zwein Baumen er sich da gesprach.
Mit zwein Greifen
fuhr er in den Lüften.
In einem Glase
lies er sich in den See.



Benz sagt über diese Kunst bedeutungsvoll: „Diese Kultur-Poesie ist, im Gegensatz zur Natur-Poesie (des Helden- und Volkslieds), nicht gesungenes Lied — sondern *gehobene Rede.* Sie kommt nicht her von der Musik, sondern sie entspringt dem lebendigen Rhythmus der Predigt, der feierlichen Sprache des christlichen Kults. Hier haben wir also eine Dichtung, die der bildenden Kunst jener Zeit, dem romanischen Dom und der romanischen Plastik, als ein wahres Abbild mittelalterlichen Geistes an die Seite gestellt werden kann."

Wie diese Legenden- und Historiendichtung dann im Verlaufe der Jahrhunderte zu einem unübersehbaren Strom anschwoll, das ist bekannt genug. Die Entwicklung läuft aus in die großen Typen der Legende, der Märchen-Novelle, der Historie und der romantischen Abenteuergeschichte. Grundlegende Werke sind die Verdeutschungen der Legenda aurea des Jacobus de Voragine (1260), die Gesta Romanorum und die großen Erzählungs- oder „Beispiel"-Sammlungen des 15. Jahrhunderts. Eine weitere Phase der Entwicklung stellen dann die „Deutschen Volksbücher" dar. Von den deutschen Volksbüchern, um einige der bekanntesten und beliebtesten hervorzuheben, erschienen im Druck: 1471: *Leben der Heiligen, Sommer- und Winterteil,* um 1400 nach lateinischen und deutschen Quellen bearbeitet; *Apollonius von Tyrus; Griseldis;* 1472: *Alexander; Zerstörung Trojas; Das Decameron der Boccaccio;* 1473: *Melusine;* 1476: *Herzog Ernst;* 1484: *Tristan;* 1509: *Fortunatus;* 1513: *Loher und Maller;* 1515: *Eulenspiegel;* 1535: *Magelone; Haimonskinder; Octavianus;* 1569: *Heinrich der Löwe;* 1587: *Faust;* 1597: *Schildbürger;* 1602: *Der ewige Jude;* 1604: *Genoveva;* 1727: *Der gehörnte Siegfried.*

Wie hängt nun der Prosastil mit jenem freien poetischen Stil dieser gesamten, aus einem Geiste heraus entstandenen und so vielseitig gewandelten Phantasie-Dichtung zusammen, historisch und genetisch? War er eine Notwendigkeit, bedeutet er eine Entwicklung zur höheren Form und keinen Verfall? War er die dem kulturellen Stande entsprechende Form der Veranschaulichung und Vergeistigung (denn Veranschaulichung und Vergeistigung sind dasselbe)? War er selbst die Veranschaulichung der Kultur seiner Zeit in der einzig mög-

Digitized by Google

lichen und in der zeitlich vollkommensten Form? Es hatte sich in der Tat eine Auflösung der Poesie in Prosa im Laufe der Entwicklung vollzogen. Aber vergleicht man die Ergebnisse dieser „Prosaauflösung" mit dem Stil der Verspoesie der Zeit und auch schon der vorangegangenen Jahrhunderte, etwa mit dem Stil der höfischen Dichter, so wird man aufrichtig bekennen müssen, daß dieser spätere Prosastil die Dinge und alle ihren geistigen und gemütlichen Beziehungen viel wesentlicher, viel lebendiger und natürlicher, viel gedrungener und eindringlicher darstellt als die gekünstelte, dem Volk fremd gewordene und immer fremd gewesene Verspoesie. Mit 47 Verszeilen schildert Hartmann von Aue in der Legende von Gregorius auf dem Steine die Liebe zwischen den Geschwistern, und zwar in einer Weise, die in der Ausmalung der heiklen Situation den geschwätzigen Stil Wielands vorwegnimmt. Man höre hiergegen die reine Darstellung des späteren Bearbeiters in Prosa:

„Da unterwandt sich der Junkherr seiner Schwester und pflag ihrer mit Treuen. Und was sie von ihm begehrt, das gewährt er sie alles, und wohnten allzeit bei einander in rechter Treu und Liebe. Der bös Geist neidet da die reine Liebe und mocht sie nit erleiden und riet dem Herrn nach seiner Schwester Liebe. Da kehret er seine Liebe auf falschen Mut und verirret ihn seiner Schwester Schöne. Und der Feind schuf, daß er bei seiner Schwester schlief. Da ward sie eines Kindes schwanger."

Mit Recht sagt Benz hierzu: „Man meint nicht, daß die Prosa aus Versen Hartmanns hervorgegangen ist, man glaubt vielmehr, daß die Prosa das ursprüngliche ist und der törichte Plauderton der Verse einer späteren verderbten Zeit angehört, die keines wahren Ernstes mehr fähig ist. Das Wesentliche ist vom Unwesentlichen geschieden, die Versgewandtheit des höfischen Dichters ist durch die schlichten Worte des Volksmärchens ersetzt, das ›überlegene‹ Spiel des Causeurs weicht dem Ernst einer tragischen Weltauffassung, die doch voll unendlicher Versöhnung und Milde ist".

Man kann bei dieser Übertragung und bei der Übersetzung älterer deutscher Verspoesie in Prosa auch nicht von Plagiaten reden. In dieser Prosaform, die alles epische Geschehen in seinem Kern und Wesen beibehalten hat und es andererseits aus der Enge des einschränkenden Verses in die Freiheit aller seiner lebendigen realen und geistigen Beziehungen setzt, die es in seinen Lebensverhältnissen und seelischen Sphären sich voll auswirken läßt, offenbart sich gerade erst recht eigentlich eine instinktiv sicher gestaltende dichterische Schöpferkraft. Der Überdruß an den leeren gekünstelten Versen, die den Sinn oft schwer erkennen ließen, half mit, diese neue natürliche Form zu schaffen. Der Kunstvers hatte sich in seiner äußersten Verfeinerung ausgelebt, er war tot. Die Fülle der Lebenserscheinungen und die Höhe aller seelischen Kultur ließ eine Rückkehr zu primitiven poetischen Ausdrucksformen, die diesem Reichtum nicht Genüge tun konnten, nicht zu.

Wollte das Volk und somit die Gesamtkultur der Nation wieder schaffend und genießend teilnehmen an der breiten reichen Entwicklung der dichterischen Kräfte und Lebensgüter, so mußte das Volk selbst sich einen der Zeit und ihrem kulturellen Stande und Wesen entsprechenden Stil schaffen, ein Ausdrucksmittel, das ihm nicht fremd war, das es von Märchen und Sagen, von Predigt und Legende her kannte: so entstand nach dem Stande der gesamten Volkskultur und aus tiefen geistigen und gemütlichen Bedürfnissen heraus der Prosastil der Volksbücher. In ihm hat das Volk ähnlich — wie in dem gleichzeitigen Volksliede sein Empfinden — seine mythische Schöpferkraft wieder zum Ausdruck gebracht. In ihm konnte sich seine alle Zeiten und Länder überfliegende Phantasie unmittelbar ausleben, wie alle seine Lebensverhältnisse, die ganze reiche Kultur des 15. Jahrhunderts, durch ihn realistisch, lebensgetreu zur Darstellung kommen konnten.

So veranschaulicht dieser Stil in der Tat Leben und Seele des deutschen Volkes, sein Sein und seine Phantasie — dieses beides ist das, was in lebendiger Einheit in dem Stil und in dem gemütlichen, geistigen und sittlich-kulturellen Wesen der Volksbücher intensiv und suggestiv zum Ausdruck kommt. Und man kann sehr wohl sagen, daß, wenn in den Predigten und geistlichen Übungen eines Eckart, Suso oder Tauler der Geist der Gotik in seinen reingeistigen Emanationen eine höchste Offenbarung gefunden, er in der ganzen Fülle seiner realen, gemütlichen und reinpoetischen Beziehungen in dem Wesen und Stil der deutschen Volksbücher zum Ausdruck gelangt ist. Dem entspricht die Durchsättigung der Erzählung mit Stimmungskraft, die Freude am bezeichnenden, ebenso anschaulichen wie beseelten Worte, an der feingliedrigen Struktur der Rede, an dem inneren Rhythmus. Leben und behagliche Wärme strömt dieser Stil aus. Einfache Erzählung oder gedankenhafte Rede ist aus der Alltagsrede unmittelbar zu reiner Dichtung geworden, weil jedes Wort wahrhaft für sein Sinnbild steht, weil nicht mehr verstandesmäßig mitgeteilt, sondern musikalisch die Phantasie

Digitized by Google

angesprochen wird. So ist gerade in diesen viel geschmähten Volksbüchern ein Walten und Wirken des alten Gesetzes germanischer Kunstauffassung zur Offenbarung gelangt, des Gesetzes von dem Eigenrhythmus des Inhalts, von dem Geiste, der sich jedesmal selbst die eigene Form schafft, — das Lebens- und Gestaltungsprinzip der Gotik.

Ich verweise hiernach nochmals auf den Anfang der Historie von „Tristan und Isalde", mit dem ich begonnen habe. Freilich eine herausgegriffene Stelle spricht noch nicht für die Schönheit und Prägnanz des Gesamtstiles. Aber das ist wahrhaftig nicht notwendig, daß man in diesen Stil sich erst hineinlesen muß. Mit dem lebendigen, immer natürlich abgetönten Fluß seiner körnigen eindringlichen Sprache, mit seinem beseelten inneren Rhythmus und der leuchtenden und wärmenden Kraft seines Worts nimmt dieser Stil den Leser sofort gefangen. Ist es doch derselbe wie der der alten Legende und des uralten Schwanks und des ewigen Märchens. Selbstverständlich ist er gerade, der unmittelbar dem Stofflichen und seinem Wesen folgt, in seiner Einheit wandelbar. Und er ist ein andrer in dem feinen zarten Liebesroman von der schönen Magelone und Peter von Aragonien als in dem märchenhaft derbromantischen „Fortunatus", ein andrer in den fein lehrhaften nachdenklichen Geschichten von den sieben Meistern als in den Wundertaten des Dr. Faust und in den Schwänken des Eulenspiegel. Nicht um diesen Stil noch weiter zu analysieren — denn seine äußere und innere Schönheit fällt in Wortseele und lebendigen Organismus des immer ebenmäßigen, nie an toten Füllworten und Metaphern überlasteten, sondern von einem inneren Rhythmus wie von einem Blutstrom durchflossenen Wortgefüge sofort auf —, sondern eben um diese charaktervolle Schönheit und diesen verschiedenen Charakter je nach dem Stoff unmittelbar erkennen zu lassen, teile ich noch zwei markante Stellen aus Volksbüchern mit:

Aus „den sieben weisen Meistern":

Von einem edlen Baum.

Es war ein reicher Bürger zu Rom, der hatte einen schönen Baumgarten, in dem stund ein schöner Baum, der brachte edle Frucht alle Jahre, und davon viel genug. Wer der Früchte aß, und war er siech, der ward gesund. Die die Gicht hatten und aussätzig waren, die wurden gesund von den Früchten des Baumes. Zu einer Zeit kam der Bürger und wollte den Baum sehen und sah bei diesem Baum ein Reis ausgehen, das war zart und frisch. Da rief er den Gärtner und bat ihn, daß er des Reises wahrnähme, es sollte noch viel nützer werden, denn der große Baum. Der Gärtner sprach, er wollte es gern tun. Nicht lange darnach kam der Bürger wieder und sah das Reis; aber ihn deuchte, es wüchse wenig, und sprach, wie das möchte sein. Sagte der Gärtner: „Herr, der große Baum macht, daß der kleine nicht wachsen kann, er hat die Luft nicht." Da sprach der Herr: „Hau ihm die Äste ab, so mag der kleine Baum desto besser wachsen." Der Gärtner hieb ihm die Äste alle ab, da stund der Baum bloß. Darnach kam der Bürger aber, und gedachte, daß das kleine Bäumlein wenig wüchse; und fragte den Gärtner, wie das sein möchte. Der Gärtner sprach: „Der große Baum nimmt ihm die Sonne und die Luft, darum kann er nicht wachsen." Da sprach der Bürger: „Also haue den Baum zumal ab. Ich hoffe der kleine werde besser, denn der große." Der Gärtner that, was ihn sein Herr hieß, und hieb den Baum ab. Da das geschehen war, zuhand darnach da verdarb das kleine Bäumlein, also daß sie beide zergangen waren, und großer Schade war. Als da die Kranken und die Notdürftigen gewahr wurden, da fluchten sie allen, die je Rat und Hilfe dazu gegeben hatten, daß der edle Baum verstöret ward.

Aus der „Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler":

Von einem schönen Gewölk.

Auf solch Wohlgefallen des Kaisers fährt Faustus weiter zu. Als Ihre Kais. Majestät des Abends hat lassen ein groß Bankett zurichten, und die Herren und das Frauenzimmer waren zu Tisch gesessen, und ihre Fröhlichkeit hatten, da rauscht in des Kaisers Saal und Gemach ein Gewölk hinein, gleich

Digitized by Google

einem strengen Wasser, gar trüb, das also anhub zu regnen. Das Gewölk zertrennt sich darauf mit Vermischung weiß und blau, also daß herrlich zuzusehen war. Darauf ließen sich die Stern sehen, und da alsbald der Himmel ganz blau war, erschienen die Sterne noch heller, daß man auch den Vollmond sahe; dann so überlief das Gewölk sich wieder und thät darunter einen Sonnenblick. Auf solches ging gegen des Kaisers Tafel zu ein schöner Regenbog, der verging auch, und lief das Gewölk durch einen Wind hinweg. Als nun der Kaiser aufstund, erschien wieder ein trübes Gewölk, da es denn anfing zu donnern und zu blitzen, und fing an zu regnen und zu kisslen, daß alle, die dieser Kurzweil zusahen, aus dem Saale liefen; und verlor und endet sich das Werk.

Selbstverständlich waren es auch eine große Anzahl äußerer kultureller Momente, die der Entwicklung dieses Stils zu einem allgemeinen breiten Volksstil zu Hilfe kamen. Das kann hier jedoch nur hervorgehoben werden. Das war in erster Linie die Erfindung der Buchdruckerkunst. Allein durch den Druck war es möglich, jene Wechselwirkungen zwischen Volksdichtung und Volk selbst zu erzielen, die zu einer breiten Volkskultur führten. Die durch den Druck geförderte Vereinigung von Dichtung und Zeichenkunst steigerte die Wirkung. Der deutsche Holzschnitt — wie die ganze Zeichenkunst des Mittelalters — ist in seinem nur auf Ausdrucksmöglichkeiten durch Linie und Schwarz-Weiß gestellten Stil nicht von körperlichem, sondern von rein geistigem Eindruck. In der Betonung und unmittelbaren Auswirkung des Charaktervollen und in der symbolischen Vermittlung des Geistigen und Seelischen durch die Linie entspringt er denselben schöpferischen Trieben, die die aufstrebende Linienarchitektur der Gotik geschaffen haben. Die Linie ist ebenso direkter Ausdruck eines Gefühls wie das dichterisch verdichtete Wort der gotischen Volkskunst. Daher die innere Einheit des Eindrucks von Wort und Bild in den alten Volksbüchern. Daher die immer inniger werdende Verschmelzung von Wort, Schrift und Holzschnitt, denn auch die gotische Schrift in ihrem gebrochenen Charakter, in ihrer individuellen Loslösung vom gewöhnlichen lateinischen Schrifttypus, in ihrem symbolischen Wesen entsprang demselben Pripzip der Vergeistigung des Ausdrucks, der Veranschaulichung des Seelischen wie der Volksseele. Ganz abgesehen natürlich von äußeren kulturellen und technischen Zusammenhängen: auch die von der Zeit gegebenen Mittel und Methoden arbeiten im Sinne des Zeitgeistes und dieser in ihrem Sinne. Man denke auch an das wundervolle alte gelblich oder grau getönte, warm und reich temperierte Papier, das elastisch und porös die Schriftzeichen und Bilder aufnahm und sie stark und kräftig umschloß. Dem Erzählerstil des Volksbuches entsprach der Erzählerstil des Holzschnitts. „Vereint mit dem erzählenden Stil der Sprache, der damals seinerseits den religiösen Kulturinhalten sich angepaßt hatte, konnte in den Historien- und Armenbibeln, in den Heilspiegeln, in den Legenden und Volksbüchern der dichterische Reichtum des Mittelalters für das Volksganze in Bilderbüchern sich gestalten. Das Buch, das dem Hörenden lebendig ward, wenn die Dichtung vorgelesen wurde, ward auch dem Schauenden lebendig, wenn die Bilder besehen wurden. Denn in diesen Bildern war, ganz selbständig, das Dichterische wirksam und durch bloßes Schauen auch dem Geiste mitgeteilt, der das Lesen nicht verstand. Eine Allen gemeinsame Bildersprache war geschaffen, wie sie jetzt nur noch das Kind in Bilderbogen und Bilderbuch besitzt."

Schließlich möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß noch eine zweite Ausgabe der „Deutschen Volksbücher" unter Zugrundelegung der alten Texte im Erscheinen begriffen ist. Bisher liegen unter dem Titel *„Das Buch der Liebe"* in zwei Bänden vor: Die Volksbücher von Tristan und Isalde, von Pontus und Sidonia, von Melusine, von der schönen Magelone, von der Pfalzgräfin Geneoveva und von Kaiser Karls Sohn Lothar. Die Ausgabe ist besorgt von Paul Ernst und erscheint im Verlage Georg Müller, München. Zu begrüßen sind immerhin auch die kleinen billigen Neuausgaben der „Deutschen Volksbücher", die Heinrich Mohr (Herderscher Verlag, Freiburg i. Br.) veranstaltet hat. Hier sind freilich spätere Bearbeitungen zugrunde gelegt, also nicht die alten Texte. In ihrer schlichten Fassung mögen auch diese „Verdeutschungen" Freunde, insbesondere unter der Jugend, finden. Bisher sind erschienen: Geschichte vom ewigen Juden, Geschichte des Doktor Faustus, Der arme Heinrich, Griseldis und Genoveva.

Digitized by Google

Ein altflämisches Faustdrama.

Von

Dr. Friedrich Marcus Huebner in Berlin.

I.

Von der Ausgabe des Faustbuches vom Jahre 1587 ab datiert die Forschung die Zahl jener Bearbeitungen, welche der tiefsinnigen Sage im Laufe der folgenden Jahrhunderte zuteil geworden sind. Vielleicht aber muß der Beginn der literarischen Gestaltung dieses Stoffes zeitlich noch um ein erhebliches zurückverlegt werden. Nämlich ganze neunundsechzig Jahre vor dem reichsdeutschen Drucke erschien schon an einer anderen Stelle des weiteren deutschen Kultur- und Sprachkreises, als gedrucktes Volksbuch, eine faustische Dichtung, welche zwar die Faustfabel noch nicht gemäß dem nachher sich einbürgernden und seither festgehaltenen Grundrisse entwickelt, dafür aber, in ihrer weit altertümlicheren Fassung, Züge aufweist, die einen noch inwendigeren, allerersten Kern dieses Menschheitsmythos widerspiegeln. Ferner ist nach der Seite der Form außerordentlich, daß es sich hier, lange vor der englischen Dramatisierung durch Chr. Marlowe (1590) und noch länger vor der deutschen Herrichtung zu einem Bühnenspiel sogar um eine dramatische Wiedergabe handelt, um ein Drama in Versen. Dies ist das alt-flämische Theaterstück: *„Mariechen von Nymwegen“* (deutsch in der Inselbücherei Nr. 243), welches 1518 zu Antwerpen von Willem Vorsterman an den Tag gegeben wurde und innerhalb des flämischen Buchwesens selber, nächst dem anno 1480 gedruckten Drama „Lanzelot und Sanderein“, (deutsch in der Inselbücherei Nr. 208), als das älteste zum Druck gebrachte Bühnenwerk rangiert. Das einzige erhaltene Exemplar der mit elf Holzschnitten gezierten Ausgabe bewahrt heute die Königliche Hof- und Staatsbibliothek München. Wann die Niederschrift als solche erfolgte, kann durch historische, aus dem Werke gezogene Schlüsse mit ziemlicher Sicherheit dahin bestimmt werden, daß nur die Spanne zwischen 1498 und 1518 hierfür in Betracht kommt.

Der Inhalt des Stückes ist in Kürze folgender.

Ein junges Mädchen, Mariechen mit Namen, die Pflegetochter eines Landpfarrers, schließt eines Abends auf einsamer Heide einen Vertrag mit dem Teufel, der sich ihr unter dem Namen „Monen“ und der Verkleidung eines magister artium genähert hat, just in dem Augenblicke, da das Mädchen in seiner Jungfrauenehre aufs schwerste durch ihre Muhme verdächtigt und gekränkt wurde und sie voller Verzweiflung mit dem Gedanken umgeht, sich selber zu töten. In diesem Vertrage überläßt sie ihm, dessen wahres Wesen sie zwar nicht kennt aber deutlich ahnt, ihrer Seele Seligkeit, nachdem der Teufel sie mit dem Angebot gelockt hat, daß er ihr das gesamte Wissen seiner Zeit, nämlich die sieben freien Künste und alle Sprachen der Welt lehren würde. Dazu solle sie Geschmeide in Hülle und Fülle haben. Er stellt freilich die Bedingung, daß sie sich nicht mehr bekreuzigen dürfe und daß sie den Namen ihrer Schutzpatronin ablegen müsse. Es überwiegt in dem Mädchen der Wissensdrang und der Drang nach wechselreichem Erleben; als die Geliebte des Teufels, unter dem Namen Emmchen, folgt sie ihm auf die Reise.

Kreuz und quer durchschwärmen die beiden Holland und Flandern. Überall in den verrufenen Herbergen halten sie Einkehr. Hier entbrennt gewöhnlich um das schöne Emmchen Begierde und Eifersucht; sie bildet, erst nur halb bewußt, dann immer tiefer sinkend, des Teufels Lockvogel; der Teufel tut, die Männer gegeneinander aufhetzend, sein übriges, damit sie sich gegenseitig den Garaus machen und so fahren nach und nach um ihretwillen an die zweihundert Seelen verdammt zur Hölle.

Dieses Umherschweifen der beiden und Emmchens Zunehmen an Wissenserkenntnis und Lebensversündigung währt sieben Jahre. Dann überkommt sie das Heimweh. Das Paar begibt sich nach Nymwegen, wo am Tage ihres Einzuges der alljährliche Ommegang (Kirchweih) stattfindet. Den Mittelpunkt des wallfahrenden Straßenumzuges bildet die Theateraufführung

Digitized by Google

einer „Szene im Himmel", das Maskeronspiel, wo Gott-Vater, die Gottesmutter und ein Anwalt des Satans auftreten und in leidenschaftlichem Redezweikampf um die Errettung des Menschen oder um seine Verfluchung miteinander ringen. Angesichts der zunehmenden Gottlosigkeit auf Erden bewirbt sich des Satans Anwalt, der murrt, daß er und die Seinen um viel geringerer Vergehen wegen als die Menschen an den Ort der Finsternisse verbannt seien, darum, die Menschheit mit Plagen zu überziehen. Gott-Vater ist nahe daran, dem Antrage zu willfahren, als die Mutter Maria, ihn an sein ewiges Gnadengelöbnis erinnernd, einen Meinungsumschwung bei ihm hervorruft und auf diese Weise durch ihre Fürbitte das Menschengeschlecht errettet. Emmchen wohnt Monen zum Trotz der Schaustellung bei. Die Reue, welche schon früher in ihr gebohrt hat, kommt dadurch zu marterndem Durchbruch; eröffnet sich ihr doch durch das Gleichnis des Maskeronspiels die Aussicht auf die Möglichkeit himmlischer Verzeihung auch für ihre Totsünde. Aber so leichten Kaufs gibt sie der Teufel nicht her. Er entführt sie in die Luft und wirft sie von hoch herab, um sie zu zerschmettern, zur Erde.

Wie durch ein Wunder trägt ihr der Fall nur geringfügige Verletzungen ein. Von ihrem Oheim, der zufällig am Schauplatze des Unglücks weilt, wird sie im Getümmel aufgelesen und in Obhut genommen. Er führt sie niederen und hohen geistlichen Würdenträgern zu, aber nirgends will man ihr Absolution erteilen. Auch der Papst, zu dem sie auf beschwerlichen Wegen nach Rom pilgern, vermag nicht mehr als die Tat der Gnade anzubahnen: Er läßt der Verlorenen je einen eisernen Ring um den Hals und um die beiden Arme schmieden mit dem Bescheide, daß Gott ihre Sünden erst vergeben habe, wenn diese Ringe entweder durchgerieben seien oder von alleine abfielen. Hiernach tritt sie zu Maastricht in ein Kloster ein und erlebt nach vielen Jahren strengen Busetums eines Tages das Wunder, daß Engel ihr die Ringe von den Gliedern lösen.

2.

Daß es ein Ereignis der Wirklichkeit war, welches für diese Dichtung die Anregung und den Inhalt abgegeben hat, darf man als sicher annehmen. Aber trotz gewisser, aus dem Stücke zu errechnender Zeitpunkte, welche den geschichtlichen Beginn von Mariechens Teufelsbündnis etwa auf das Jahr 1467, die Lösung des Verhältnisses auf das Jahr 1474 festlegen, bleibt dies auch alles, was trotz eifriger Nachforschungen in den Archiven von Nymwegen und Antwerpen die Wissenschaft hat zutage fördern können (vgl. das Nachwort in der Ausgabe der Inselbücherei). Wie bei der Faustsage ergriff die Erfindungsfreude des Volkes offensichtlich noch bei Lebzeiten der Hauptbeteiligten, ja schon während ihrer wundersamen Taten selber Besitz an dem ursprünglichen Vorfalle, um ohne weiteres, gemäß allgemein umlaufender Ideen über Teufelsverträge und Hexenwesen, ihn ins Reich inbrünstig geglaubter Fabeln zu heben. Daß die dichterische Gestaltung zweier getrennter Erdenlaufbahnen, hier des Doktor Faust, dort des Mariechens von Nymwegen so überaus ähnlich ausgefallen ist, deutet auf das Vorhandensein einer einzigen Grundidee in den Köpfen der damaligen Menschen hin, die so stark und bezwingend war, daß nach ihr jeder irgendwie verwandte Stoff sich modeln mußte. Darüber hinaus weisen die Sagenstoffe des Doktor Faust und des Mariechens von Nymwegen auch an äußeren Gemeinsamkeiten eine erstaunliche Menge auf.

3.

Die seelische Voraussetzung zur Anrufung des Teufels ist bei Faust wie bei Mariechen ein gleicher Zustand, der der Verzweiflung. Die Verzweiflung bei Faust hat allerdings gedanklich-philosophische Ursachen („Ich sehe, daß wir nichts wissen können"), wogegen die Verzweiflung bei Mariechen durchaus irdisch-alltäglicher Herkunft ist: Es wurde ihr die Ehre genommen, indem ihre Muhme sie unzüchtigen Umgangs mit ihrem Oheim, dem Landpfarrer, bezichtigte. Jedenfalls ist aber hier beim Manne und dort beim Weibe gleichermaßen die persönlichste Lebenssphäre verletzt, wodurch ihnen beiden, je nach Artung und Geschlecht, das Gefühl der Verlassenheit und Ohnmacht ein so gegenwärtiges wird, daß sich der Gedanke an den Selbstmord als der einzige Ausweg naturnotwendig einstellt. Es sind Erinnerungen an eingeprägte christliche Glaubensvorstellungen, welche hier wie dort dann plötzlich aufstehen und diesen äußersten Schritt der Verzweiflung verhindern. Aber nicht tritt damit eine Genesung der Seele überhaupt ein; diese würgt weiter an ihrem Sturze und tut, da sie von alleine nicht wieder gen oben kommt, im Falle Mariechens den Schrei:

Digitized by Google

Ha! Kommt nun zu mir und helft mich beklagen:
Gott oder Teufel! S' ist beides mir eins,

während Faust, weniger willenlos als vielmehr bewußt handelnd, den Teufel durch die Kraft seiner Beschwörungskünste zu sich herbei zwingt. Keiner von beiden ruft den Teufel gemeiner Beweggründe wegen. Weder beabsichtigt Mariechen mit Hilfe des Teufels sich an ihrer Muhme zu rächen noch wünscht Faust durch ihn ein Beherrscher philosophischer Geheimnisse zu werden, etwa um hiervon die grobe Nutznießung zu haben. Auf Nebenwege und zur Begierde nach genußreichen Abenteuern gelangen sie erst hinterher, da der verhängnisvolle Vertrag dem Teufel die Macht gegeben hat, ihr reines Wollen trüb und zweideutig zu machen. Ursprünglich trachten sie nur nach Einem und beide nach derselben rein geistigen Überlegenheit, welche der Teufel ihnen verschaffen soll und an welcher für die Menschen des Mittelalters ein geradezu berauschender Schimmer anhaftete, nach Wissen. Darunter versteht Faust in der Wesenssteigerung, wie sie ihm Goethe verliehen hat, freilich das ganze Gegenteil des bloßen Buchwissens; vom Wissensqualm gerade will er entledigt sein; Tiergeripp und Totenbein, nichts mehr bedeuten ihm die Hilfsgeräte der exakten Experimentierkunst. Ihn verlangt nach einem Wissen jenseits der verstandesmäßigen Erlernbarkeit, wogegen Mariechen, durchaus entsprechend der Faustfigur des deutschen Volksbuchs, dem Wissen als Wissenschaft alle Ehrfurcht unverbrauchter Lernbegier entgegenbringt. Sie staunt vor all dem, was der Teufel sie lehren will und erinnert mit ihrer bürgerlichen Bewertung des Wissens:

Bin nämlich so froh, alle Dinge zu wissen.
Lehrt Ihr sicher mich alles?

zugleich an Faustens Gegenstück, an den Famulus Wagner, der ja denselben Naturdrang wie Faust, lediglich in einer unterschiedlichen Abart, verkörpert. Wo Goethe den nämlichen menschlichen Hang in zwei gesonderten Personen darstellen zu müssen glaubte, da formen sie in dem altflämischen Drama noch ineinander verschlungen einen einzigen Menschencharakter.

Der Teufel, Mephistopheles, welcher sich auf Faustens Beschwörung einstellt und alsbald sein Begleiter wird, steht zu Monen — Abschleifung des lateinischen „Daemon" —, dem Lehrmeister Mariechens, in einem so nahen Verwandtschaftsverhältnis, daß es verfehlt wäre, den einen etwa bloß den älteren oder jüngeren Bruder des anderen zu nennen: sie sind vielmehr wesensgleich, und zwar nicht nur, insofern sie die Verkörperungen eines gleichen Prinzips bilden, sondern hinein bis in ihr Gehaben, ihren Geisteszuschnitt, ihre Redewendungen. In der sozialen Schichtung der Höllenhierarchie nehmen sie die gleiche Rangstufe ein: so sehr ihnen alle Zauberkräfte des Obersten der Teufel zur Verfügung stehen, was ihnen öfters den Anschein verleiht, als kämen sie als der Teufel schlechtweg, sind beide abhängig von einer noch höheren bösen Geisterinstanz; sie handeln als Sendboten; die Verführung der Menschen üben sie im Auftrage und zugunsten des Gegengottes in der Unterwelt. Beide verraten am Körper das Unselige ihrer Abstammung: Mephistopheles durch den Pferdefuß, Monen durch seine an den germanischen Wotan gemahnende Einäugigkeit.

„Ich hab' so vertraubar heraus mich staffiert,
als wär ich ein Mensch und von Gott auserkoren.
's ist alles in Ordnung, bloß nicht mein ein Auge,
zerfressen ist das wie von giftiger Lauge.
Da hilft kein Verzaubern: Wir Geister verloren,
vermögen nie ganz uns vollkommen zu machen.
Ein Schönheitsfehler bleibt stets zu beklagen,
es sei an den Händen, am Kopf, an den Füßen,

Im übrigen zeigen beide die Lebensart äußerlich unverdächtiger Erdenbürger. Mephisto im flotten Junkergewande mit der Hahnenfeder, Monen im Talare eines „Meisters aller Künste", sind sie beide himmelweit entfernt von dem abstoßenden und das Spottgelächter herausfordernden, geschwänzten und gehörnten Untiere der Mysterienbühne des frühen Mittelalters, so sehr ihnen auch neben den Zügen der vergeistigten Bosheit das mildernde Moment des Komischen anhaftet, schon deswegen, weil sie trotz allen Eifers ja am Schlusse die Geprellten bleiben. Die tierische Natur macht sich bei jedem von ihnen gelegentlich in Flüchen und Unflätereien Luft. Wer sie sind und wie sie sich nennen, teilen die zwei ihren Opfern nur ungenau mit; geradem Befragen weichen sie aus.

Digitized by Google

Mariechen:

Wer seid Ihr?

Monen:

Was liegt Dir daran?
Sollst unnütz nach meiner Person mich nicht fragen,
Nicht mehr als mein übrig Gesinde ich tauge.
Doch Dich, die wollt immer auf Händen ich tragen.

Mariechen:

Wie heißt Ihr, Freund?

Monen:

Monen mit einzigem Auge,
der ringsum bekannt ist viel guten Gesellen.

Mariechen:

Und wärt Ihr am Ende der Feind aus der Höllen?

Monen:

Wer immer ich bin, Du darfst auf mich bauen.

Als Gegenleistung fordern Monen und Mephistopheles dafür, daß sie ihre beiden menschlichen Vertragspartner in die Geheimnisse des Wissens einweihen wollen, die Überlassung ihrer Seele am Lebensende.

Monen:

Und hältst Du mir Freundschaft und bist mir zu Dank,
hei Wunder, was sollst Du dann alles noch treiben!
Zum Schluß doch wird, hoff ich, die Seele mir bleiben!

Um ihre Opfer bis zu diesem äußersten Entschlusse zu drängen, hält Monen sowie Mephistopheles es für geraten, auch an die sinnlichen Besitztümer und Genüsse zu erinnern, die sie herbeizuschaffen vermögen, gleich als wüßten sie im voraus, daß auf Mariechen wie auf Faust auch dieses Erlebnisgebiet seinen Reiz ausübt und das lediglich der Drang nach Wissen die Menschenseele nicht fest genug an die Gemeinschaft mit dem Teufel bindet.

Monen:

Dazu soll es weder an Gelde,
noch Gut, noch Geschmeide Dir jemals gebrechen . . .
Muskat, Malvasier werde ständig Dein Trank.

Schließlich wird zu den Formalitäten des Vertragsschlusses geschritten. Ein Gelöbnis durch Worte kann Mephistopheles so wenig wie Monen genügen. Die Ankettung Faustens und Mariechens an die Geister der Unterwelt muß handgreiflich und sichtbar vollzogen werden; schon in der Zeit müssen sie durch eigenste Hingabe ihrer fleischlichen Person ihr Verfallensein an die Hölle für die Ewigkeit kund und offenbar machen. Von Faust fordert Mephistopheles die Vertragsunterschrift mit seinem Blut, Monen fordert von Mariechen den Besitz ihres Körpers.

Monen:

Nimmst Ratschlag und willigst Du mit mir zu gehen,
gelob ich vielmehr, überleg es genau:
Ich mach Dich aus allen den Fraun zu der Frau,
die fortan mein Herz lenkt.

Mariechen wie Faust willigen ein. Der Blutpakt wird durchgeführt. Ihrem Begleiter fast leibeigen, treten sie mit dem Teufel die Fahrt in das Wissen, in den Genuß und in die Bitterkeit der betörenden Welt an.

Digitized by Google

4.

Die unterste Stufe der Lust, zu der Mephisto Fausten geleitet, ist die feuchtfröhliche Geselligkeit derer in Auerbachs Keller. Das Gegenüber zu dieser Örtlichkeit und zu dieser Szene bildete in dem altflämischen Drama der Besuch Monens und Mariechens in der Wirtschaft „Zum goldenen Baum" zu Antwerpen.

Monen:

Zu Antwerpen sind wir nach Deinem Begehren.
Nun soll es hoch hergehn mit Bechern und Schmausen!
Komm, laß uns „Im Baum" ein Muskatschöpplein leeren.

Die Weinkneipe in Leipzig und die in Antwerpen soll jedem der beiden Lebens- und Wissenssucher dasselbe anschaulich machen, ihnen nämlich zusammengedrängt den Betrieb des nicht denkenden, bloß genießenden, in die bunt vorbeirauschende Stunde verlorenen Menschendaseins vorführen.

Mariechen:

„Im Baume", hör recht ich?

Monen:

Sollst sehn, wie sie hausen,
dort alle die Prasser beim Lärmen und Ludern,
all die Kebsen, die Huren, die rasch, wie gefunden
ihre Barschaft im Würfelspiel wieder verschludern.
Der Bürger sitzt oben, die Lumpenzunft unten,
die mehr als zu geben das Nehmen schätzt.

Mariechen:

Zu schauen solch Leben mich närrisch ergötzt;
es kann mir kein Vorschlag willkommener dünken.

Monen:

Auch müssen hernach wir vom Abschied hier trinken
in der „Güldenen Kammer", so Dich es gelüstet.

Wie Faust mit seinem Begleiter in Auerbachs Keller, so erregt beim Betreten des „Goldenen Baum" das seltsame Paar Mariechen und Monen die Aufmerksamkeit und die Neugier der übrigen Trinkgäste. Namentlich wittert die Gesellschaft sogleich hinter Mephistopheles bezw. hinter Monen Unrat; eine sofortige Abneigung gegen diesen entsteht. Immerhin, man setzt sich zusammen, der Teufel erklärt, daß gute Gesellschaft zur besten Ergötzung diene, und die Ankömmlinge werden ausgehorcht, woher sie kommen. Der Teufel beantwortet die Frage nur von ungefähr. In dem altflämischen Stücke lautet die Szene:

Monen:

Nimm Platz denn, mein Schätzchen.
He Wirtschaft! Gerüstet!
's ist schad um den Wein, der versauert im Fasse!

Der Wirtsknecht:

Ihr wünscht, guter Mann?

Monen:

Einen Tropfen von Rasse!
Mir Tokaier her und Muskat für mein Weib!
Einen Krug Malvasier auch; der wärmt uns den Leib
und verleiht wieder Schneid, wenn die Seele mal schlapp.

Der Wirtsknecht:

Recht habt ihr, wills meinen! He Küferburch trapp:
Erste Sorte! Die Krüge zu knapp nicht gemessen!

Digitized by Google

Ein Zechbruder:

Schau Heinz, welch schön Weib ist dort niedergesessen!

Der andere Zechbruder:

's ist wahr. Und welch ekliger Gauch von 'nem Manne!

Erster Zechbruder:

Komm, setzen wir ran uns mit unserer Kanne.
Ist's nur seine Buhle — das hören wir bald —
so wird sie geraubt ihm.

Zweiter Zechbruder:

Den Kerl mach ich kalt
vor Abend; es tut seine Fratze mich kränken.
Das Mädel kann wahrlich nicht leckerer sein;
ist's nur seine Buhle, wird zur Nacht sie heut mein.
Hilfst mit du?

Erster Zechbruder:

Potz Gurgel, das kannst du dir denken!
Meinen Fuß neben deinen darauf will ich stellen!
Gott grüße euch Zecher.

Monen:

Helft trinken, Gesellen.

Zweiter Zechbruder:

Nein danke. Ihr seht, unser Wein ist derselbe.
Doch ist hier noch Platz frei?

Monen:

Und kämen noch zwölfe:
Gut Gesellschaft kann nie mir die Laune verleiden.

Erster Zechbruder:

Woher, mit Verlaub, kommt zusammen ihr beiden?

Monen:

In Herzogenbusch begann unsre Reise.

Bei dem Gelage jedoch weilt Faust ebenso wie Mariechen nur mit halbem Herzen. Zeitig schon sagt Faust: „Ich hätte Lust nun abzufahren" und Mariechen kehrt lieber zurück zu höheren Gedankengängen. Das Trinkglas auf dem Tische vor ihr erweckt in ihr die Frage:

Mariechen:

Hör, Monen, heißt Geometrie nicht die Weise,
wodurch man berechnet genau nach dem Maße,
wieviel Tropfen Weins eine Kanne umfasse?

Monen:

Gewiß, Schatz, hast gut noch behalten die Lehre?
Ich wies sie dir gestern.

Mariechen:

Ei sicher, ich schwöre.
Auch Logika, die du gelehrt mich hernach,
sitzt fest nun.

Von solcherlei fremdartigen Dingen haben die Rundsitzenden noch nie ein Sterbenswörtlein vernommen. Es kommt ihnen wie Geheimsprache vor, wie ein Hokuspokus, der da zwischen den beiden Fremdlingen vor sich geht. Und zu einem Hokuspokus weiß Monen flugs die ganze Situation zu steigern. Während Mephistopheles die Saufbrüder in Auerbachs Keller durch das derbe Zauberkunststück des Weinmachens verblüfft, erzielt Monen im

Digitized by Google

Goldenen Baum denselben Erfolg durch eine mehr geistige Schaudarbietung: er läßt Mariechen ihre gelehrten Kenntnisse zeigen und sie schließlich ein kunstvolles, das Verständnis der Zuhörer natürlich übersteigendes Lied singen. Wo in Auerbachs Keller die Gewölbewände von anzüglichen oder unsinnigen Gesängen erdröhnen, da steigt in der Antwerpener Weinkneipe aus der Mitte von Kampfhähnen und Diebesgesindel das nervöse, sehnsuchtsvolle Preislied Mariechens an die Dichtkunst empor.

Erster Zechbruder:

Was wars, das Eur Frau eben sprach?
Könnt wirklich sie flugs durch Berechnung ergründen,
wieviel sich im Kruge da Weintropfen finden?
Nie hört ich von fremderen Dingen geschrieben.

Monen:

Viel mehr noch könnt seltsame Proben sie geben;
nicht traft ihresgleichen Ihr jemals im Leben.
Sie beherrscht all die freien Künste, die sieben:
Grammatika, Logika, Geometrie,
Musik, Arithmetika, Astronomie,
nicht zumindest die Dichtkunst, von allen die holdste.
Mit jedem Scholar, und sei es der stolzste
aus Paris oder Löwen, dürft kühn sie sich messen.

Zweiter Zechbruder:

Erlaubt es Ihr, Bruder, bin drauf versessen,
daß etwas vor uns sie läßt sehn oder hören!

Erster Zechbruder;

Ei ja doch. Ich fahr frischen Wein auch heran.
Und sollte, beim Kuckuck, Euch irgendwer stören
und Streit mit Euch suchen hier, wehe dem Mann!
Wir werden für Euch keinen Blutstropfen schonen.

Monen:

Das Sinngedicht, welches Du gestern ersonnen
zu Hoogstraaten, da wir beim Abendbrot saßen,
aufsag ihnen dieses.

Emmchen:

Ach, woll mirs erlassen.
Ich gleich in der Dichtkunst dem schlechtsten Scholar,
wie gern ich die Dichtkunst auch wüßte zu üben,
um dadurch zu mehren die anderen sieben.
Nie lernt man die Dichtkunst gewaltsam. Fürwahr
ein Können ist sie, das von selbst muß erblühen.
Die andern, treibt die man mit fleißigem Mühen,
so sind sie zu lernen in vollkommnem Grade;
Doch Dichtkunst, die ist über allen erkoren,
es gibt sie der Heilige Geist uns zur Gnade.
obschon man wohl findet manch sinnlosen Toren,
der über sie höhnt. Denen schafft das viel Schmerz,
die treulich sie minnen.

Zweiter Zechbruder:

Ei kommt, kleines Herz,
weshalb laßt so lang Ihr Euch flehen und bitten?

Erster Zechbruder:

Sagt irgend etwas, der Gesellschaft zu Wille.
Mit dem was Ihr könnt, macht Ihr stets uns zufrieden.
Ich auch will was sagen dann.

Digitized by Google

Emmchen:

Schweiget denn stille;
die Dichtkunst braucht Andacht in Geist und Gemüt.
So gut wie ichs kann, sei getan Euch mein Lied.

An die Dichtkunst

O Dichtkunst, du holde, vom Himmel geschenkt,
ich klage bekümmert, daß nicht man dich ehrt.
Die Seelen, die treu dir sind, bitter das kränkt.
Pfui ihm! der um dich keinen Heller sich schert,
wider den der dich übt, nichts wie Hohnworte plärrt:
Wie verachte ich tief solchen herzlosen Toren!
Die Schande und Schmach seiner Roheit sich kehrt
nur gegen ihn selber. Tut auf eure Ohren:
Es geht durch den Spießer die Dichtkunst verloren!

Die Kunst bringe Gunst, es im Gleichnisse heißt,
Ich halt für ein Trugbild den Spruch, nicht für wahr.
Einen Reimschmied laßt kommen von weit her gereist,
der berühmt ist, indessen von Kunst nicht ein Haar
er versteht: ihn zu hören eilt flugs alle Schar.
Der Dichter, wider den hat sich Elend verschworen.
Geliebt wird der Wortfex, nur er, Jahr für Jahr.
Drum nochmals, bestreitens auch dergleichen Toren:
Es geht durch den Spießer die Dichtkunst verloren!

Pfui allen den plumpen, den nichtigen Seelen,
die nieder die Kunst ziehn für euren Verstand!
Im Aufschwung nur soll man der Kunst sich vermählen,
ihr, die als der Schöpfungen erste bestand
und Wonne erst bringt manchem blühenden Land.
Preis ihm, der die Kunst sich zur Göttin erkoren,
und pfui, wer mit ihr seinen Karren bespannt!
Bekräftigend stell ich den Satz auf von voren:
Es geht durch den Spießer die Dichtkunst verloren!

Ein jeder ist nicht mit der Dichtkunst geboren.
So mehr tuts die wahrhaften Dichter versehren,
wie wenig die Spießer die Künste verehren,
Drum laßt zu den Künsten voll Ehrfurcht uns kehren
und reich wie wir können mit Schönheit uns nähren!

Wie aber Mephistopheles seinen Schabernack soweit treibt, bis sich aus der gutmütigen Spaßerei „die Bestialität" entwickelt, ja wie dies wohl überhaupt der teuflische Zweck seiner ganzen Veranstaltung ist, so nutzt auch Monen die Bewunderung der Gäste für das singende Weib, um in ihnen die „bestialischen" Triebe aufzustacheln; nur läuft es hier in Antwerpen weniger harmlos ab wie in Leipzig. Die eifersüchtige Gier der Männer treibt sie zu Tätlichkeiten widereinander derart, daß einer aus der Gesellschaft tot gestochen wird; der es aber tat, dem wurde der Kopf abgeschlagen. So endigt diese Szene in dem wild flackernden, tragischen Lichte, darin sie von vornherein eingetaucht steht, wohingegen in der deutschen Faustdichtung diese Szene eher zum Humoristischen hinüberneigt und die Note des Heiteren im Stücke bildet.

5.

Faust ist ferne davon, angesichts des bunten Getümmels in Auerbachs Keller zum Augenblicke zu sagen: Verweile doch! Du bist so schön! Derlei Lebensführung hat nichts mit seinen Zielen zu schaffen; Mephistopheles muß andere Möglichkeiten der Verführung aussinnen. Beide reisen weiter, dem Zentralereignisse, Faustens Liebesverbindung mit Gretchen, entgegen.

Auch Mariechen stößt das Treiben im Goldenen Baume zu Antwerpen ab. Sie fühlt, wie ihr eigentliches Ziel mehr und mehr im Trüben entschwindet und wie ihr Menschentum immer tiefer in die Sünde alltäglichen Völlerns und Kuppelns einsinkt.

Digitized by Google

Mariechen:

O Vernunft, o Bewußtsein, so ihr bedächtet
dies Dasein, in welches ich jetzt bin verknechtet,
stinkend und sündig müßt es euch scheinen:
Ihr ließet den Himmelsglanz fahren, den reinen,
und wandelt den Höllenweg, sonder Behagen.
Ich seh hier und merke, schier Tage für Tagen
sinkt meinethalben jemand verletzt oder tot.
's ist Monen, ich weiß, der sie treibt sich zu schlagen,
der arge Geselle. O schreckliche Not!
Mir schwant, hüllt behutsam er sich auch in Schweigen:
es muß wohl der Teufel sein oder seinsgleichen.

Monen, der Teufel, fühlt sich denn auch in der Antwerpener Schenke ganz in seinem Elemente. Er spielt hier den Meister wie Mephistopheles auf dem Blocksberge. Die Trabanten umwimmeln ihn; er genießt Verehrung und Zutraun. Wo Mephistopheles sein Behagen auf dem Hexensabbat ausdrückt, und wo er mit schneidendem Hohn das Geld seinen besten Gelegenheitsmacher rühmt, da stimmt Monen, verwegen und prahlerisch, den gleichen Gesang auf seine Macht und auf seiner Umwelt feile Dummheit an. —

Monen:

Potz Höllenpfuhl und Teufelsstricke,
wie ich hier täglich das Volk verrücke!
Ich hab wie ein Fürst aller Leute Vertrauen.
Ich weiß, was ihn drückt, einem jeden zu heilen,
drum folgen sie blind mir, so Männlein wie Frauen.

Stets bündig und klar helf ich Rat zu erteilen.
Beschwätze die Weiber: Braucht bloß sie beblasen,
dann müßten nach ihnen die Mannsbilder rasen.
Solch Bröcklein den Gatten heiß ich sie zu geben,
daß keine acht Tage darauf die mehr leben;
hab so es gelenkt hier schon öfter denn eins,
keinen Nachteil daran hat die Hölle, ich meins.

Hernach tu die Leut ich auch dazu verführen,
daß sie gehn, nach verborgenen Schätzen zu spüren.
Erst gestern hats einem gekostet den Kragen.
Dem sprach ich von Schätzen, die modrig schier lagen
bei 'nem Pfeiler, drauf ganz ein Pferdestall stund.
Ich sagte: „Mußt schürfen dort tief in den Grund,
da wirst von vergrabenem Schatze manch Pfund
du finden." Hin ging er, ihn heben zur Stund.
Alsbaldig jedoch, indem tiefer er kam,
und er mählich die Stützung dem Pfeiler benahm
gleichwie seinen Fuß, darauf selbiger stund —
da stürzte der Pfeiler, hui! prasselnd zu Grund,
und kläglich verkam mein Gevatter darunter.

Doch will ich es treiben noch viel kunterbunter,
kommt bloß der von oben mir nicht in die Quere.
Will sehen, ob ich nicht sie am Ende noch lehre,
zu glauben an mich, als wär ich ein Gott!
So führ ich nach Wunsch sie zum höllischen Tod.

Infolgedessen schlägt Monen im Goldenen Baum dauernd sein Quartier auf. Nicht auf einem sagenhaften Geisterberge sondern mitten unter den Menschen richtet er das tägliche Fest des Götzendienstes, der Narretei und des spukhaften Meuchelmordes. Hierdurch wird dem Schein des Eilens von Ort zu Ort der beiden, des Vorbeigleitens immer neuer Gesichter und Schicksale kein Abbruch getan. Die Reiseunruhe, das Hin und Her bleibt. Indem die

Digitized by Google

weitergehende Reise durch die Reiche der Verworfenheit aber an einem einzigen Schauplatze verläuft, erhält das Bild der Handlung eine außerordentlich gleichnisstarke Zusammendrängung. Diese Vereinheitlichung kommt auch der Gretchenbegebenheit zugute.

6.

Die Vereinheitlichung der altflämischen Fabel beschränkt sich nicht auf Zusammenlegungen der Örtlichkeit, sie dehnt sich aus auf die handelnden Figuren und ballt nachher gegensätzlich auftretende Typen in die Einsfigur ein und derselben Persönlichkeit. Mariechen von Nymwegen nämlich verkörpert nicht nur das Erdenwallen Faustens sondern gleichzeitig Leib und Geist Gretchens, die den Doktor Faust liebt und an der eben jener sich erproben soll. Die Stelle Fausts nimmt dem Mädchen gegenüber in dem altflämischen Drama derjenige ein, welcher zugleich unter der Maske Monen-Mephisto ihrer Seele nachstellt, wie übrigens auch in der deutschen Dichtung von Gretchen aus gesehen, ihre Begegnung mit Faust eher auf eine Begegnung mit dem Teufel hinausläuft, der sie zu Fall bringt und zum Kindsmorde treibt, als mit einem Gotte, der sie mit kräftigem Arme zur Erlösung emporträgt. Diese Verschlingung der Beziehungen erlaubt es in der altflämischen Fassung, den voraufgehenden, noch in tiefen Dämmer gehüllten Urzustand vor der weiterfortgeschrittenen, in der deutschen Fassung sich ausdrückenden Entfaltung der Sage zu erblicken, die geheimnisvoll geschlossene Blüte vor der zur Farbe und Form deutlich aufgeteilten offenen Blume.

Das Gebaren Mariechens erinnert nicht nur mit Einzelheiten an ihre Schwester in der deutschen Dichtung; ihr Weibtum und Weibesschicksal als Ganzes läuft auf das nämliche seelische Urbild mit dem Gretchens hinaus. Die letztere zwar zeigt keinerlei faustische Anwandlungen; Goethe hat sie rein geschieden und abgegrenzt von Faustens männlicher Geistigkeit; sie steht hier als die Vertreterin des einen Geschlechts Fausten, dem Vertreter des anderen Geschlechts, mit ihrer polaren Anziehungskraft wie eine Welt für sich gegenüber. Beide Welten werben umeinander, um wie vordem wieder eins zu werden: Ein aufeinanderprallendes Umschlingen, das mehr nach einem Kampf als nach einer Versöhnung aussieht, und wo sie denn, ergebnislos voneinander lassend, jede den Versuch mit verhängnisvollsten Verwundungen bezahlen müssen. Das flämische Mariechen ficht denselben Kampf der Liebe erstens gegen ihren Verführer aus, als Weib mit ihrem Herzen und mit ihren Sinnen, aber zweitens gleichzeitig als Mann in dem intellektuellen Reizgebiete der Erotik, mit dem Erkenntnisverlangen. Denn in ihr ist noch beides, Mann und Frau, eins und innig miteinander verwoben; noch keine tragische Spaltung griff Platz; sie bietet dem Verführer doppelte Angriffsflächen; als die einheitliche und allgemeine Menschenseele droht sie in die Hölle hinabzugleiten und am Schluß ist es nur die ewige Güte vom Himmel, nicht aber sie selber oder die Hilfe des anderen Geschlechts („das Ewig-Weibliche zieht uns hinan"), die sie zu retten kommt.

Wie an Gretchen ein wesentlicher Charakterzug ihre Ordnungsliebe und der stille Häuslichkeitssinn ist, so wird auch an Mariechen ihre Sorge und Emsigkeit gerühmt, mit der sie über ihres Oheims Haushaltung wacht. Beiden Mädchen verläuft der Tag ungefähr mit denselben Beschäftigungen, nur daß Mariechen auf keine jüngeren Geschwister acht zu geben braucht. Gleich der Beginn des flämischen Dramas zeigt Mariechen, wie sie mit ihrem Oheim notwendige Einkäufe für den Haushalt bespricht und wie dieser sie hierauf zum Markt nach Nymwegen schickt.

Der Oheim:

Wir leiden Gebrechen
an Kerzen, an Öl für der Lampe Schein,
an Salz und an Mostricht, an Essigwein
und Schwefelstöckchen: hast selbst es erzählt.

Hier nimm die acht Stüber. Geh hin denn und kauf
zu Nymwegen, was in der Wirtschaft uns fehlt.
's ist just heute Wochenmarkt, also zu Hauf
wirst alles du finden dort, was dir behagt.

Mariechen:

Erblickt mich als Eure gehorsame Magd,
Herr Oheim, bereit!

Digitized by Google

Der Oheim vertritt im Falle Mariechens die Mutter. Mariechen hegt, wie Gretchen gegen die ihre, ihm gegenüber eine ehrfürchtige Anhänglichkeit, gemischt mit Furcht vor seiner wohlmeinenden Strenge. Beide Mädchen quält am fürchterlichsten, daß sie gerade dieser treu wachenden Liebe der Mutter bezw. des Oheims durch ihren Sündenfall den bittersten Schmerz bereiten müssen. Beide junge Geschöpfe sind verliebt in glitzerndes Geschmeide und lassen sich von seinem Gefunkel umgarnen. Sie sind weiblich eitel, möchten sich schmücken und den Leuten gefallen. Ihre Herzen erfüllt Frömmigkeit und die Jungfrau Maria ist ihre besondere Fürbitterin.

Mariechen:

Auch dien ich ihr täglich mit einem Gebet,
das mir in der Kindheit schon wurde gelehrt.
Maria, die hab ich solange verehrt,
wie denken ich kann, und will dabei bleiben!
Und sänke ich unter ins wildeste Treiben,
niemals sei von mir, sie zu preisen, vergessen.

An dem Manne ihrer Wahl bewundern beide die Überlegenheit des Wissens; hierdurch vor allem wirkt auf sie sein Einfluß. Sie hängen ihm an, trotzdem ihnen selber das Verhältnis unzüchtig dünkt und sein Wesen ihnen nicht immer ganz geheuer vorkommt. Gretchen zweifelt an Fausts Kirchenglauben.

Mariechen (beschwert sich):

Alsdann ist er sonderlich dem nicht gewogen,
daß ich mich bekreuzge, er sucht es zu wehren.
Man kann es auch hieraus sich ziehen zur Lehren,
daß bös er, dieweil er das Kreuzschlagen flieht . . .

Die Liebe macht sie zwar zum reifen Weibe, aber beider Wesen bleibt, trotz der Verfehlungen des Körpers, unschuldsvoll und jungfräulich. Vom Tage ab, da der Mann in ihr Leben getreten ist, fühlen sie, hat die Hölle nach ihnen den Arm ausgestreckt; sie suchen dadurch vor ihr zu flüchten, daß sie sich dem teuflischen Glücksbringer desto fester in die Arme schmiegen. Wo Gretchen vor Mephistopheles zum voraus Grauen empfindet, da sie ihn erkennt als die selbständige, deutlich neben ihrem Geliebten auftretende Verkörperung des Bösen, hegt auch Mariechen Angst und Argwohn, nur daß ja gleichzeitig er, den sie fürchtet, ihr Geliebter ist und sie die beiden, den Teufel und den Geliebten (Mephistopheles-Faust), nicht deutlich voneinander abgrenzen kann.

Mariechen:

Mir schwant, hüllt behutsam er sich auch in Schweigen:
es muß wohl der Teufel sein oder seinsgleichen.

Wie Mariechen sich als Wahrheitssucher durch ihre vollkommene körperliche Hingabe gründlicher der Hölle verschwört denn Faust (Blutsunterschrift), so bedeutet, was sie als Liebende gegenüber Monen darbringt, eine ungeheuerlichere Todsünde als der Schritt Gretchens.

7.

Auch die Nebenpersonen der deutschen Gretchentragödie sind in dem flämischen Stücke vertreten. Sie wirken hier zwar nicht in derselben Reihenfolge auf den Fortlauf der Handlung, weisen aber durch ihr Dasein und den ähnlichen Zusammenhang untereinander ihrerseits auf die Herkunft des Ganzen aus einer gemeinsamen Wurzel.

Die Rolle Frau Marthens, hinter die sich der Teufel steckt, um Gretchen zu kirren, spielt in dem altflämischen Drama Mariechens Muhme, eine Frau von ungefähr demselben Lebensalter wie Frau Marthe, beschlagen wie sie in den Künsten des Klatsches und der Kuppelei, von flottem Mundwerke. Beide plagt ihr Alter mit der Sehnsucht nach Männern. Sie sind gefallsüchtig und gehen sofort aufs Ganze: ihre Form des Verlangens bildet das Gegenstück zur Jungfräulichkeit der beiden Mädchen, die sie zu Fall bringen helfen. Die Muhme ist die Mätresse eines hohen Herrn, des Herzogsohns, und Frau Marthe nähme gar zu gern denselben Platz an der Seite des reichen „Junkers Voland" ein. Die Bosheit bei

Digitized by Google

der flämischen Frau Marthe ist ingrimmiger, roher und bewußter; die deutsche Frau Marthe ist eine Säftigung des Typus zur Unverfrorenheit einer Person etwa aus der Leipziger Gegend; sie kuppelt fahrläßig; die flämische Frau Marthe kuppelt nicht erst, sondern jagt gleich mit den wildesten Peitschenschlägen das, an sie unschuldsvoll sich wendende Kind dem Teufel in die Fangarme. Wie Frau Marthe erst durch den Teufel die Botschaft erhält, daß ihr Mann drunten in Italien das Zeitliche gesegnet hat, erfährt auch Mariechen erst von ihrem Teufelsbegleiter vom Ableben der Muhme.

Die Figur das Soldaten Valentin, des Bruders von Gretchen, der mittelbar durch ihre Schuld ums Leben kommt, taucht auf hinter den mannigfachen Mannsbildern, die Mariechens wegen sich in die Haare geraten und einander totstechen. Hier wie da ist es Monen-Mephistopheles, der seine Freude daran hat und durch diese Untaten das Sündenregister seines Opfers, damit es ihm vollkommener anhange, zu vermehren trachtet. Der Teufel lenkt die mörderischen Waffen; nicht er selber sticht zu, sondern überläßt den Mord, zu dem er antreibt, den Gesellen selber. Die Mädchen Mariechen-Gretchen spielen dabei die Lockspeise, welche den Männern zum Untergang die Hölle hinlegt. Daß die Mädchen mittelbar die Veranlassung zu der Totschlägerei um sie her haben bilden müssen, wird ihnen hernach zu einer der schrecklichsten Reueursachen; sie fühlen sich selber als Mörderinnen.

8.

Die entscheidende Reueaufwallung wird bei beiden Mädchen, in deren Herzen immerhin der Gewissensbiß mit Unterbrechungen schon früher gegenwärtig war, durch ein sonderbar ähnliches Erlebnis ausgelöst. Ihrer Verlorenheit werden sie nicht bewußt durch eigene, im Innern bestehende Maßstäbe, sondern durch eine außen vor ihnen abrollende sinnbildhafte Schaustellung. In der Faustdichtung spielt diese Schaustellung sich im Dome ab und besteht aus dem kirchlichen Hochamte; durch das vor ihren Augen sich vollziehende Gnadenwunder des Abendmahls wird in Gretchen plötzlich die Erkenntnis des vor ihr gähnenden Abgrundes so fürchterlich, daß sie in der letzten Minute sich zurückreißt, sich in den Schutz ihres Glaubens rettet und fortan jeden weiteren Umgang mit dem Verführer standhaft ablehnt. In dem altflämischen Stücke findet die für Mariechen aufrüttelnde Schaustellung auf dem offenen Marktplatze von Nymwegen statt; sie besteht aus der Aufführung eines Mysterienspiels, also gleichfalls aus einer geheimnisvollen Kulthandlung. Mariechen erlebt eindringlich die immerdar gewärtige fürsprechende Güte der Gottesmutter, die beim Herrscher des Himmels den Teufel mit seinen Vernichtungsanträgen aus dem Felde schlägt; zugleich mit der Reue wird dadurch in ihr ein Fünklein der Hoffnung erweckt, und plötzlich hat sie die Kraft, ihre Bande zu zerreißen. Sie löst sich einerseits als Weib (Gretchen) von dem Geliebten (Faust) und andererseits als suchender Mensch (Faust) vom Teufel (Monen-Mephistopheles).

Der dornige Weg der Buße beginnt. Noch nicht frei und noch nicht wieder als gereinigte Seele in den Schoß der himmlischen Vergebung aufgenommen, gibt die Dichtung hier wie da den beiden Mädchen und ihrem Zustande denselben gleichnishaften Ausdruck: sie werden in eiserne Ketten geschlossen. An der Lösung dieser Ketten kann der ehemals Geliebte keinen Anteil mehr haben; das Erlebnis mit ihm liegt hinter den Mädchen; nur nach der Verzeihung Gottes strebt ihre gepeinigte, sich selber folternde Seele:

Mariechen (in ihrer Zelle in Ketten);

Lange Nächte sind selten von denen geliebt,
die Schwermut im Herzen beheimen voll Bängnis.
Ihr Schlaf ist Gekeuch oder schlimmre Bedrängnis
und schreckenden Albdrucks dumpfes Verhängnis.
Im gleichen Gehärm hab' ich viel mich geübt!

Schließlich empfängt die standhaft geübte Abkehr der Begierden von der Welt ihren Lohn: eines Nachts kommen, während Mariechen in ihrer Büßerzelle wirre träumt, Engel herein und schließen die Bande auf, wodurch sie den sichtbaren Beweis erhält, daß Gott sie wieder in Gnaden aufnahm, während in der Kerkerzelle Gretchens, bevor sie ihr Leben durch Henkershand lassen soll, die Stimme von oben hörbar ihr „Ist gerettet" der gnädigen Verzeihung ertönen läßt.

Digitized by Google

9.

Das Maskeronspiel (Maskeron, flämisch Mascheroen, vom italienischen mascarone — große Maske), welches den Anstoß für Mariechens Bekehrung abgibt, wird in niederländischen Chroniken oft erwähnt als ein Mysterium, das als Stück für sich zu seiner Zeit offenbar viel aufgeführt wurde. Die Folge, welche das Stück in unserem Drama zeitigt, erhellt beiläufig, wie lebendig die Wirkung derartiger Mysterien auf die Gemüter der Menschen des Mittelalters war. Hinsichtlich seiner Stellung als eingeschaltetes Zwischenspiel bietet sich Mariechen von Nymwegen zwar nicht als das überhaupt älteste, doch als eins der ältesten Beispiele eines Dramas im Drama dar.

Man sieht hier, in die Mitte des ablaufenden Geschehens hineingestellt und mit weiteren Absichten der Charakterführung verknüpft, eine Szene auf abgetrenntem erhöhten Podium sich entwickeln, die bei Goethe vor Beginn des Geschehens diesem vorangestellt wird: Keimhaft in einem Gemisch von Heiligtum und Groteske bedeutet ja das Maskeronspiel nichts anderes als Goethes „Prolog im Himmel". Die ewigen Mächte streiten sich um die Gewalt über den Menschen. Gottvater erscheint persönlich, Beelzebub ist durch einen Sendboten (Mephistopheles) beziehungsweise Anwalt (Maskeron) vertreten. Die Disputation beginnt mit dem anklagenden Berichte des Teufelsanwalts über die Zustände auf Erden.

Maskeron:

Nur strenger zu sein hätte ich Euch geraten
und härter als vordem, in Anbetracht,
daß Euch zu so elendem Tod man gebracht,
mit dem Ihr die Menschheit habt reinigen wollen.
Doch sündigt er nun erst recht aus dem Vollen
und hält sich verhärtet und zuchtlos horribile.
Alles künden und schildern es wär impossibile,
daran bloß zu denken dem Redlichen graut . . . .

Gott:

Du lügst dessen leider nicht, Maskeron.
Das Volk ist in Missetat also vertiert,
daß, wenn es nicht bald sich zum Besseren kehrt,
sich zücken wird müssen mein rächendes Schwert
zu grimmigen Strafen, wie ihm es gebührt.

Mit der Anklage verbindet der Abgesandte des Höllenfürsten sofort den Vorschlag und das Ersuchen, die Strafvollstreckung selber vornehmen zu dürfen. Im deutschen Faust will Mephistopheles nachweisen, daß er Fausten, den einzigen Gerechten, gleichfalls zu Falle zu bringen imstande sei; in dem altflämischen Drama wünscht der Teufel in einem noch wilderen Maße auf die Menschheit als Plagegeist losgelassen zu werden.

Maskeron:

Wollt Zulassung geben und uns übertragen
die Menschen mal tüchtig mit Qualen zu schlagen
für ihre Verbrechen und für ihre Schlechtheit!
Vor allen den Greueln, die jene verrichten,
gewinnt eure Ruhe Ihr anders mitnichten.
Sie züchtigen muß Eure Hand der Gerechtheit,
soll wieder man Euch anerkennen auf Erden.

Dem deutschen Mephistopheles zögert Gottvater nicht die Erlaubnis zu dem von ihm vorgeschlagenen Experiment zu erteilen; in dem altflämischen Drama tritt die Mutter Gottes dazwischen und erreicht es, daß Gott sich seines Zorns auf die Menschen begibt und er sich auf sein allmächtiges Erbarmen besinnt; er weist Maskeron ab und spricht;

Gott:

Erkennt er (der Mensch) voll Reue mich, soll er verkoren sein.
Eh daß eine Seele mir sollte verloren sein,
wollt lieber die Qual nochmals doppelt ich leiden,
die mir taten die Juden in einstigen Zeiten.
O Mensch, immerdar frommt dir dieses zu wissen.

Digitized by Google

Gott hält hier seine Hand über den Menschen, wie er es ja gleichfalls zuletzt in dem deutschen Faustdrama tut. Vielleicht ist es der tiefere Sinn der plötzlich in Mariechen hervorbrechenden Reue und der erneut in ihr hervorbrechenden Zuversicht, gerettet zu werden, daß sie mit ahnungsvollem Herzen ihr Geschick in Beziehung bringt zu dem Vorgange auf den Theaterbrettern, derart, daß sie in einer plötzlichen Erleuchtung ihren Begleiter Monen mit dem Teufelsgesandten Maskeron gleichsetzt und sein Bestreben, sie ins Verderben zu ziehen, als eine Handlung erkennt, die Gott ihm ausdrücklich verboten hat; dies gibt ihr die Kraft, seinen Einfluß, den er bisher über sie ausübte, augenblicklich zu brechen. Wie Faust der Vertreter der Menschheit ist und wie sein zeitliches Sein auf dieser Erde am Anfange und am Schlusse angeknüpft ist an die Ratschlüsse der ewigen Mächte im Himmel, so wandelt auch Emmchen („in ihrem Drange des rechten Weges wohl bewußt") als Trägerin des gesamten Menschheitsstrebens durch die Zeit, schuldlos sich in Schuld verstrickend, vom Höchsten niemals vergessen und am Schluß in seinen heiligen Himmel gerettet.

10.

Außer zum Prologe im Himmel findet sich zu dem von Goethe hinzugedichteten „Vorspiel auf dem Theater" in dem altflämischen Drama eine Wechselbeziehung, die zwar äußerlicher Natur, aber in ihrer Zufälligkeit merkwürdig genug ist. Im „Prolog" geht zwischen Direktor, Dichter und lustiger Person die Wechselrede über das Problem des (theatralischen) Kunstwerks und seiner Wirkung. Der Dichter beklagt sich über den Unverstand der Menge, die Erniedrigung der Kunst durch den Betrieb und der Direktor gibt eine spöttelnde Schilderung von dem Philister und dessen Verhältnis zur Kunst. Stellt nicht Mariechens „Lied auf die Dichtkunst" denselben Philister und seine Ungezogenheiten an den Pranger? Mahnt nicht auch sie im Namen der Muse, zur Ehrung des Echten und zur Meidung einer Kunst, die bloß, wie sonst alltägliche Genüsse, Unterhaltung bietet?

11.

Im Theophilusspiele, dem ersten dichterischen Niederschlage des im mittelalterlichen Menschen umgehenden faustischen Gedankengebildes, geht die Versuchung des Teufels an einem Einzelnen vor sich; nur der Mann und Priester Theophilus macht mit Gott und mit der Welt sein Schicksal aus, indem er den Himmel auf ungeradem Wege zu erstürmen sucht. Er steht noch nicht im verklärenden Scheine eines Gleichnisses für alle Menschen, in diesem Mangel jener Faustfigur des deutschen Volksbuchs durchaus ähnlich, deren Reisen und bunte Streiche beim Zuschauer kaum aus metaphysischen, vielmehr nur aus anekdotischen Gründen Beifall gefunden haben dürften. Die Gestaltung des Stoffes zum gewaltigen Menschheitsdrama vollzog erst Goethe, namentlich indem er das Weib, welches im Mittelalter kosmologisch gänzlich hinter dem Manne verschwand, als gleichbedeutend wieder nach vorn neben den Mann stellte, ihr Geschick mit dem des Mannes tiefsinnig verschwisternd.

Aus diesem Grunde steht das in der Volkssprache geschriebene flämische Drama „Mariechen von Nymwegen" der Goetheschen Schöpfung um so vieles näher als wie dem lateinischen Klerikerstücke „Theophilus"; schon hier und anders als im deutschen Volksbuche oder in dem deutschen Puppenspiele weht der Atem der großen Tragödie. Mariechen bedeutet keine Einzelfigur, ihr Erlebnis keine Merkwürdigkeit, die bloß und allein sie beträfe. Sie verkörpert die Menschheit und verkörpert diese als Weib. Die allzumenschliche Doppelheit der Persönlichkeit Faustens, auch ihr haftet dieselbe an, aber in einem doch noch viel vollständigeren Grade, vom Geiste hinabreichend bis in die tiefen Gründe des Leiblichen. Doppelt strebt sie, als Weib und als Mann, doppelt verfehlt sie sich, als Weib und als Mann. Wobei wesentliche Unterschiede der Geschlechter voll Weisheit damit aufgedeckt werden, daß Mariechen den Teufel nicht durch den männlichen Akt angewandter Magie zu sich zwingt, sondern ihre Vermählung mit der Hölle rezeptiv, unbewußt hinabgleitend, geschehen läßt. Andererseits vermag sie sich nicht selbst zu erlösen wie der Mann, wie Faust, sondern ist angewiesen auf die Hilfe, die von außen kommt, von oben her. Der Mann kann ihr diese Hilfe nicht bringen; das Ewig-Männliche zieht sie hinab. Indem sie aber auf der Bahn der Sünde umkehrt, Buße tut und für den Himmel gerettet wird, gewinnt sie für die beiden Geschlechter, für das Weib und für den Mann, das will sagen für die einige Menschheit aus dem Ewigen des Bösen ins Ewige des Guten emporglimmend, den Frieden der letzten Reinigung.

Digitized by Google

12.

Der Verfasser dieser flämischen, ganz urtümlichen und zugleich überreifen Dichtung blieb bis heute unbekannt. Sein Werk wurzelt naturgegeben in dem flämischen Wesen; die Faustsage war in dem Lande an der Schelde immerdar lebendig und hat noch in der allerjüngsten Zeit eine Neueinkleidung erfahren in dem bedeutenden Romane „Der wandelnde Jude" von August Vermeylen (deutsch im Inselverlage). Der Unterbau in dieser neuflämischen Dichtung ist indessen wieder verschmälert, insofern als zum Träger des Geschehens allein der Mann, zum Symbole des gemeinsamen menschlichen Freiheits- und Wahrheitsverlangens allein die männliche Geistigkeit ausgestaltet wurde. Das Weib muß sich, vom Manne zu einem besonderen Geschlechte abgeschieden, wieder mit der Rolle des mehr unterhaltsamen als metaphysisch-notwendigen Nebenher begnügen.

Eine kritische Ausgabe des alten Textes liegt vor in dem von P. Leendertz jun. veröffentlichten Sammelbande der „Middelnederlandsche Dramatische Poezie"; außerdem ist die alte Erstausgabe vom Jahre 1518 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden durch einen, von dem gleichen Gelehrten besorgten, wohlgeratenen Faksimile-Neudruck (erschienen 1904 bei M. Nijhoff).

Der zweihundertste Geburtstag von Defoes Robinson.

(25. April 1919).

Von

Professor Dr. Hermann Ullrich in Gotha.

Der „Robinson"[1] lebt wesentlich als Jugendlektüre im Gedächtnis der großen Masse der Leser. Diese wissen nicht, sowenig wie beispielsweise von „Gullivers Reisen", daß er von seinem Verfasser ursprünglich zur Unterhaltung und Belehrung der Erwachsenen bestimmt gewesen ist und tatsächlich mindestens ein Menschenalter hindurch diese Aufgabe erfüllt hat. Und doch greift noch heutzutage der Literaturfreund, dessen Geschmack nicht durch die Modelaunen des Tages bestimmt wird, nach dem originalen, nicht für den Gebrauch der Jugend zugestutzten „Robinson", und noch heute schöpfen die Völker niederer Kulturstufe aus Übersetzungen des originalen „Robinson" denselben Genuß, den Völker auf höherer Kulturstufe bei seinem Erscheinen und noch lange nachher ihm abgewannen. Es müssen also eigenartige Reize sein, die dem Buche anhaften, und diese sich zu vergegenwärtigen dürfte der Anlaß dadurch gegeben sein, daß wir am 25. April 1919 den zweihundertsten Geburtstag des Werkes begehen können.

Als Daniel Defoe mit dem „Robinson" seine erste geschlossene Romankomposition erscheinen ließ, war er sich schwerlich der Besonderheit derselben bewußt; ein Beweis dafür liegt doch wohl darin, daß er ihn wie die meisten seiner Schriften ohne seinen Namen in die Welt schickte.[2] Der Stoff diente ihm vielmehr nur als Vehikel, um seine Lebensweisheit dem Publikum zu vermitteln. Wir dürfen uns Defoe durchaus nicht als freischaffenden Künstler in dem Sinne des modernen Kunstaxioms *l'art pour l'art* vorstellen, sondern die Beeinflussung des Publikums zugunsten gewisser politischer, nationalökonomischer, religiöser, sittlicher usw. Anschauungen war immer sein Hauptabsehen, die Triebfeder seines schriftstellerischen Ehrgeizes. Ja nicht einmal diese Schriftstellerei selbst in ihrer Massenhaftigkeit gab ihm volles Genügen, sondern seine praktische Wirksamkeit als Journalist, als politischer Agent, öffent-

1 Für die Bibliographie des Robinson*stoffes* verweise ich auf mein Buch Robinson und Robinsonaden Bd. I. Weimar 1898 sowie die reichhaltigen Nachträge dazu in der Zeitschrift für Bücherfreunde Jahrgang XI (1907/08 S. 444/456 und 489/496), sowie auf W. H. Staverman, Robinson in Nederland. Groningen 1907. S. 145/182; die Literatur *über* das Robinsonthema verzeichnet ziemlich vollständig F. Brüggemann, Utopie und Robinsonade, Weimar 1914. S. XI—XIV.

2 Ein volles Menschenalter hindurch war seine Verfasserschaft nicht nur durchaus unbestritten, sie wurde auch durch ein zeitgenössisches Pamphlet eines gewissen Gildon indirekt über allen Zweifel hinaus bestätigt. Über die Legenden, die sich an den „Robinson" bezüglich seines Verfassers, seiner Quellen usw. geknüpft haben, siehe meinen Aufsatz „Der Robinson-Mythus" (Zeitschrift für Bücherfreunde. Jahrgang VIII 1904, S. 1—10).

Digitized by Google

licher Charakter stand ihm zuversichtlich weit höher. Die nicht dahin einschlagende Schriftstellerei war ihm kaum mehr als eine Erholung, deren Früchte er fast mühelos — seine erstaunlich schnelle Produktionsweise ist der Beweis dafür — pflückte. Defoe hat binnen wenigen Jahren nach seinem „Robinson" noch eine ganze Reihe von Romanen oder Erzählungen veröffentlicht (*Moll Flanders, Lady Roxana, Colonel Jack, Captain Singleton, Journal of the great Plague, New Voyage round the World, Memoirs of a Cavalier, Memoirs of Captain Carleton* u. a. — die letzteren zwei sind ihm neuerdings mit größerer oder geringerer Sicherheit abgesprochen worden), von denen jede ihre eigentümlichen Reize hat, jede in gewissen Punkten mit dem ‚Robinson' in Wettbewerb treten kann, und die in der einen oder anderen Richtung auf spätere Romanschriftsteller wie Fielding, Smollet, Dickens, George Borrow, Stevenson gewirkt haben.

Aber der „Robinson" nimmt durch seine Fabel eine Sonderstellung nicht nur unter ihnen, sondern auch unter den literarischen Schöpfungen der gesamten Weltliteratur ein, und diese Fabel ist es allein, die ihm das Interesse zu bewahren vermag. Wenn die meisten Dichtungen den Menschen innerhalb der menschlichen Gesellschaft oder ihn mit dieser durch die verschiedenartigsten Interessen verknüpft darstellen, so führt uns bekanntlich Defoes Werk einen Menschen vor, den das Schicksal aus ihr herausgerissen, also in den Zustand der Natur zurückversetzt und gezwungen hat, lediglich aus eigener Kraft, ohne die Behelfe der Zivilisation, sein Leben zu fristen und zu einer gewissen Behaglichkeit der Existenz zu gelangen, wobei er die Hauptentwickelungsstufen der Kultur von neuem durchlaufen und alle möglichen Künste und Handwerksgeschicklichkeiten von neuem erfinden muß.

Das, und nur das, ist das Zentrum der Robinsonfabel[1], wie nicht scharf genug hervorgehoben werden kann gegenüber den Hunderten von Nachahmungen, die ein Seitenstück zu Defoes Roman sein wollten, weil sie das Beiwerk, die Abenteuer, die den Helden in seine Lage gebracht hatten, nachahmten und in oft unsinniger, unwahrscheinlicher Weise überboten.

Defoe hat jenes tägliche Ringen seines Helden mit der umgebenden Natur, sein Kämpfen gegen von der Vernunft nicht kontrollierte Impulse durch zwei Kunstgriffe, — sofern wir bei Defoe von bewußt künstlerischer Arbeit überhaupt sprechen dürfen —, außerordentlich glaubhaft gemacht und seine Erzählung dadurch zu einem hohen Grad dichterischer Wahrheit erhoben: einmal indem er seinem Helden nur die Anlagen eines Durchschnittsmenschen gab, so daß nun ein desto breiterer Leserkreis sich an des Helden Stelle versetzen, ihm alle seine Schritte nachtun kann, und zweitens indem er alle von seinem Helden zum Zwecke der Sicherung seiner Existenz getanen Schritte in allen ihren einzelnen Stadien liebevoll ausmalte und dadurch die poetische Wahrheit des Geschehens erhöhte.

Die Lage seines Helden ist nun aber, mit kritischen Augen betrachtet, nicht eine solche wirklicher Isolierung, denn ihm ist die Bibel und sind damit eine Menge Kindheitserinnerungen geblieben, auch hat ihm der Verfasser mehrere Tiere zugesellt, so daß Robinson trotz seiner Isolierung immer in einer Art Synanthropie lebt. Ferner ist er von der Zivilisation und ihren Behelfen nicht ganz und gar abgeschnitten, denn das Schiff, auf dem er gescheitert ist, wie das spanische, das später an seiner Insel scheitert, liefert ihm eine mehr oder weniger große Menge von Lebensnotwendigkeiten und stellt so eine Verbindung mit der Zivilisation her. Diese Tatsachen wären geeignet, die Art, wie Defoe das soziologische Problem der Isolierung gelöst hat, in unseren Augen herabzusetzen, wenn zu beweisen wäre, daß er sich dieses Problem überhaupt gestellt hätte. Dem widerspricht aber die innere Entstehungsgeschichte seines Werkes.

Ich nehme, im Gegensatze zu neueren Aufstellungen darüber[2], an, daß der „Robinson" im wesentlichen inneren Anlässen und Antrieben bei unserm Schriftsteller entsprungen ist und erst in zweiter Reihe auf äußere Anlässe und Quellen zurückgeht. Schon oben ist angedeutet worden, daß Defoe wesentlich ein Mann der Tat, des praktischen Handelns war. Diese Tätigkeit galt den verschiedensten Reformen in seinem Vaterlande, sei es dem Kampfe gegen

---

1 Das Motiv ist so alt wie die Geschichte der Schiffahrt, bedeutungsvoll wird es aber erst seit dem Zeitalter der Entdeckungen, weil es erst von da an immer häufiger einen literarischen Niederschlag erfährt. Am leichtesten macht man sich mit solchen wirklichen Robinsonaden bekannt durch folgende populäre, gut ausgestattete Sammelwerke: Ferd. Denis et V. Chauvin, Les vrais Robinsons. Naufrages, solitudes, voyages. Paris 1863. — Histoire des naufrages, délaissements de matelots, hivernages, incendies de navires et d'autres désastres de mer. D'après M. Eyriès. 8me édit. Paris, Laplace, Sanchez et Cie., o. J.; — Aventures des voyageurs, coup d'oeil autour du monde, par M. Hombron. 2 vols. Paris, ibid., o. J. —

2 F. Wackwitz, Entstehungsgeschichte von D. Defoes Robinson Crusoe. Dissertation. Berlin 1909; M. Günther, Entstehungsgeschichte von Defoes Robinson Crusoe. Dissertation. Greifswald 1909; vergl. meine Besprechung im Literaturblatt f. german. u. roman. Philologie 1912. Nr. 3/4.

Digitized by Google

die Unterdrückung der Dissenters, zu denen er gehörte, sei es der Erweiterung bürgerlicher Freiheit, sei es der Besserung der verschiedensten öffentlichen Übelstände. In diesem Sinne hatte er bereits 1698 seinen noch jetzt beachtens- und lesenswerten *Essay on several Projects* herausgegeben, eintretend für die Abschaffung der grausamen Bankerottgesetze, für die Errichtung von Sparkassen, die Gründung von Unterstützungsvereinen und Versicherungskassen, die Verbesserung der Landstraßen, die Einrichtung von Industriehallen, die Gründung von Mädchenbildungsanstalten, die Schaffung einer Akademie zur Pflege der Muttersprache, die Fürsorge für die körperlich Elenden, die Mondsüchtigen und Irren. Am meisten am Herzen aber lag dem durchaus christlich gerichteten Manne die religiöse und sittliche Bildung seines Volkes. Nicht ohne Grund nun nehmen derartige Belehrungen, die ja ohnehin durch die Charakterentwicklung Robinsons in seiner verlassenen Lage bedingt sind, in dem Romane, und nicht nur in diesem, einen so breiten Raum ein; ihre Beseitigung oder Beschneidung wird daher das Bild der literarischen Persönlichkeit Defoes fälschen müssen. Nicht unerklärlich ist es nunmehr auch, daß Defoe der ersten Robinsonfortsetzung einen dritten Band folgen ließ, der nur derartige religiös-sittliche Belehrungen enthält und mit dem Hauptwerk nur insofern zusammenhängt, als diese Betrachtungen dem Helden der Geschichte in den Mund gelegt werden.

Ein äußerer Grund kam hinzu, dem Verfasser den eigentümlichen Stoff besonders nahe zu bringen. Von etwa 1715 ab wirkte Defoe in einer gefährlichen Stellung als Agent der Whigregierung im feindlichen Lager, d. h. in der Redaktion eines Organs der Torypartei. In dieser konnte er sehr leicht von dem Geschick ereilt werden, die Strafe der Deportation nach den Pflanzungen zu erleiden, wenn nämlich, wie es schon häufiger geschehen war, die Regierung einen seiner Schritte mißverstand[1], und so war der Anlaß beinahe täglich gegeben, sich in die Situation eines aus der Welt der Zivilisation Verbannten hineinzuversetzen und sie sich in allen Einzelheiten auszumalen.

Dazu trat nun der durch die Erlebnisse Alexander Selkirks gegebene Anstoß. Dieser schottische Matrose hatte sich 1703 einem Freibeuterzuge des berühmten Dampier gegen die französische und spanische Schiffahrt angeschlossen, sich aber infolge von Zwistigkeiten mit seinem nächsten Vorgesetzten Stradling im Jahre 1704 auf der der Westküste von Chile gegenüber, aber 670 km von ihr entferntliegenden Insel Juan Fernandez aussetzen lassen und auf dieser bis 1709 in vollster Einsamkeit aufgehalten. Von dem Kapitän Woodes Rogers war er aufgefunden und nach England gebracht worden, aber erst nachdem er dessen Beutezug mitgemacht hatte. Hier waren seine Abenteuer allgemein bekannt geworden, einmal durch die Reisebeschreibungen der Kapitäne Woodes Rogers und Edward Cooke (1712), weiter durch eine auf Grund der ersteren erschienene Flugschrift „*Providence displayed*“ und endlich durch einen Bericht des berühmten Richard Steele in seiner Zeitschrift *The Englishman* (1713).[2] Diese Abenteuer und ihre Schilderung lagen ja allerdings eine Reihe von Jahren zurück, sie wurden aber unserm Schriftsteller erneut nahegebracht durch das Neuerscheinen der Rogersschen Reisebeschreibung im Jahre 1718.

Die Veröffentlichung des Buches erfolgte in anscheinend überhasteter Weise. Der Verfasser hatte (angeblich nach vielen vergeblichen Bemühungen bei anderen) in William Taylor einen Verleger gefunden, dessen Geschäft, wie ich aus seinen Verlagsartikeln erwiesen habe, schon recht ansehnlich war und durch Übernahme dieses Werkes noch ansehnlicher wurde, so daß, als Taylor fünf Jahre darauf starb, ihm in einer Zeitung jener Tage ein Vermögen von vierzig- bis fünfzigtausend Pfund nachgesagt wurde. Das Buch wurde am 23. April 1719 für William Taylor in den Registern von Stationers' Hall eingetragen und erschien zwei Tage später, am 25. April 1719, im Handel. Für seinen augenblicklichen Erfolg spricht einmal die Tatsache, daß bereits am 12. Mai des gleichen Jahres eine zweite, am 6. Juni eine dritte und am 8. August eine vierte Auflage herauskam, weiter daß sich die Nachdrucker sofort darauf als eine willkommene Beute stürzten.[3]

---

1 W. Minto, Defoe. (London 1878) S. 144.

2 Am bequemsten orientieren über Selkirk und alles mit ihm zusammenhängende The Life of Alexander Selkirk. By John Howell. Edinburgh 1829. 8°.; The Original Robinson Crusoe. Being a narrative of the Adventures of Alexander Selkirk. By the Rev. H. C. Adams. London, G. Routledge and Sons, o. J.; Bernh. Schuchardt, Die Robinson-Insel und die Auffindung Selkirks: Correspondenzblätter des allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen. Jahrg. XXVI. Heft 7 und 9. Die Angaben über Selkirk und Defoes Verhältnis zu ihm bei Th. Wright, Life of Daniel Defoe (London 1894) sind nur mit großer Vorsicht zu benutzen.

3 Ich gebe hier den Titel des ersten Nachdrucks, weil ich noch keine bibliographisch genaue Aufnahme desselben gefunden habe: THE LIFE / And Strange Surprizing / ADVENTURES / OF / ROBINSON CRUSOE / OF

Digitized by Google

Die Ausstattung der Taylorschen Originalausgabe ist als durchaus angemessen, wenn nicht als würdig zu bezeichnen. Das Format ist $19^1/_2 \times 12$ cm, also ein stattliches Oktav, die Typen sind groß, der Druck scharf. Die Beschaffenheit des Textes hingegen bietet ein Problem, das durchaus noch nicht über allen Zweifel hinaus gelöst ist. Ich kann darauf hier nicht im einzelnen eingehen, das Notwendigste muß aber doch gesagt werden. Infolge der Flüchtigkeit des Verfassers, ja in gewissen Punkten seiner Unsicherheit hinsichtlich der tatsächlichen Angaben (so ist beispielsweise S. 46,14 der Raum für das Datum von Robinsons Abfahrt von Brasilien, S. 337,7 der Raum für den Betrag von Robinsons Erlös aus seiner brasilianischen Pflanzung offen gelassen), bietet die Beschaffenheit des Textes die erheblichsten Schwierigkeiten. Nachdem ich zuerst die Aufmerksamkeit der Fachgenossen darauf gelenkt hatte[1], haben mehrere derselben (Lannert, Horten, Pollard) sich mit dem Problem beschäftigt, ohne desselben bis jetzt Herr zu werden. Pollard[2] kommt zu dem Schlusse, daß die von W. Laidlaw Purves aufgefundene und von ihm O-Edition des ersten Bandes genannte Ausgabe[3] vor jede der Taylorschen Ausgaben falle, ob sie nun ein Abdruck von den unkorrigierten Korrekturbogen Defoes ist oder sonst woher stammt. Von Horten[4] dürfen wir vielleicht Abschließendes darüber erwarten. Die Schwierigkeit des Problems wird dadurch noch vergrößert, daß es eine von Austin Dobson eingeleitete sogenannte Faksimile-Ausgabe des ersten Bandes der Taylorschen Originalausgabe gibt (London, Elliot Stock, 1883), die erhebliche Abweichungen vom Original aufweist. Nach eingezogenen Erkundigungen hat sich ergeben, daß die Verlagsfirma nicht anzugeben vermag, nach welchem Verfahren das Faksimile hergestellt ist. Die anderen modernen Ausgaben, die sich als treue Abdrücke des Originals bezeichnen, nämlich die von J. W. Clark (1866), H. Kingsley (1868, sogenannte Globe Edition), W. Lee (1869), W. H. D. A. (=W. H. Davenport Adams 1871), Aitken (1895), sind ebenfalls textlich durchaus unzuverlässig, weil die Verleger den Text mit Rücksicht auf das breite Lesepublikum modernisiert haben.

Die ersten vier Auflagen erschienen noch in dem ursprünglichen Verlage. Von da an wird die Zählung der Drucke durchaus unklar, die meisten tragen überhaupt keine Auflagenbezeichnung, wo doch eine solche vorhanden, stimmt sie nicht zu einem kurz darauf erschienenen Druck. So kenne ich beispielsweise eine 12. Auflage der beiden ersten Bände von 1761, zu London auf Kosten einer ganzen Reihe von Verlegern gedruckt, und eine 9., zu Edinburg 1769 erschienene, eine 11. ebenda im Jahre 1777 herausgekommene, eine 19. ebenda im Jahre 1784 ausgegebene, und wiederum eine 14. London 1772, eine 15. London 1778. Das Buch war eben sehr schnell eine freie Beute der Verlegerwelt geworden.

Die erste Ausgabe steht natürlich sehr hoch im Preise. So erzielte sie beispielsweise (Bd. I. II. III.) in einem aus der Bibliothek Hibbert stammenden Exemplare bei Sotheby 206 Pfund Sterling. Ein sehr schönes Exemplar des ersten Bandes, wie das Exlibris zeigt, aus der Bischöflichen Bibliothek zu Speyer stammend, besitzt die Großherzogliche Hof- und Landesbibliothek Karlsruhe. — Eine besonders schöne, mit sichtlichem Interesse für den Autor und sein Werk hergestellte Ausgabe war die des Verlags John Stockdale zu London, die von George Chalmers besorgt war, in drei Teilen die ersten beiden Bände des „Robinson" und die erste sorgfältige Lebensbeschreibung Defoes nebst dem ersten Anlauf zu einer Bibliographie seiner Schriften brachte und mit Zeichnungen von Th. Stothard, gestochen von Medland, geschmückt war (London 1790. Gr. 8^0).

Die Zeichnungen Stothards wurden dann noch öfter dem Texte beigegeben, z. B. der Ausgabe London, Longman 1820, aber von einem anderen Stecher, nämlich Ch. Heath. Von anderen Illustratoren nenne ich G. Cruikshank (London 1831), W. Harvey (London 1831), Grandville (London 1840), C. A. Doyle (London 1859), Phiz (London 1861), J. D. Watson,

---

YORK, MARINER: / Who lived eight and twenty Years all / alone in an uninhabited Island on the Coast / of AMERIKA near the Mouth of the / Great River of Oroonoque, / Having been cast on Shore by Shipwreck, where / in all the Men perished but himself. / With an ACCOUNT how he was at the last as / strangely deliver'd by Pyrates / Written Originally by Himself, and now faith / fully Abridg'd in which not one remarka / ble Circumstance is omitted. / LONDON: / Printed for F. Cox, at the Amsterdam Coffee- / House near the Royal Exchange. 1719. (With Frontispiece, Sutton Nicholls sculp., 2 Bl. 255 S.). (Antiquariat J. Halle, München. Kat. 42, Nr. 128.)

1 Zur Textgeschichte von Defoes Robinson Crusoe: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Jahrg. LVII. Bd. CXI. S. 93—105.

2 The Library. New Series. Vol. IV (1913), p. 204—220.

3 The Athenaeum. Nos. 3937/3938.

4 In dem zweiten Teile seiner Arbeit: Studien über die Sprache Defoe's. Bonn 1914.

Digitized by Google

Stecher die Brüder Dalziel (London 1864), E. Griset (London 1869), dessen Illustrationen völlig den Geist des Buches verfehlen, Gordon Browne (London 1893), Walter Paget (London 1896) und J. B. Yeats (London 1895).

Der zweite Teil des „Robinson" ist in den ersten Jahrzehnten noch regelmäßig dem ersten beigegeben, späterhin aber meist fallen gelassen worden. Der dritte Teil, die „Serious Reflections" ist, von einigen Sammelausgaben der Werke Defoes abgesehen, nur ein einziges Mal mit den beiden Robinsonbänden zusammen neu gedruckt worden, nämlich in der Ausgabe der Logographic Press vom Jahre 1790, wie er auch nur eine einzige Übersetzung ins Holländische (1722), ins Französische (1721, wiederholt 1735 und 1742) und ins Deutsche (Amsterdam 1721) erfahren hat.

Die erste *Übersetzung* war, wie W. H. Staverman[1] aus den gleichzeitigen Kritiken wahrscheinlich gemacht hat, die französische vom Jahre 1720; als Übersetzer sind genannt Saint Hyacinthe und Van Effen. Der Anteil der beiden an der Übersetzung ist streitig und noch nicht gründlich untersucht, ich halte es mit den Literatoren, die Van Effen den Löwenanteil daran zuschreiben. Außer dieser französischen Übersetzung kenne ich folgende[2]:

Holländisch (1720), Deutsch (1720), Italienisch (1731), Dänisch (1744), Schwedisch (ca. 1745), Serbisch (1799), Polnisch (1830), Spanisch (1835), Arabisch (1835), Altgriechisch (1840), Finnisch (1847), Bengali (1852), Canaresisch (1854), Neuseeländisch (1852), Maltesisch (1857), Ungarisch (1858), Armenisch (1858), Hebräisch (1861), Kymrisch (ca. 1862), Portugiesisch (1863), Esthnisch (1866), Malaiisch (1875), Slovenisch (1876), Persisch (1878), Tchechisch (1879), Sundanesisch (1879), Isländisch (1886), Russisch (1886), Rumänisch (1891).

Uns interessieren, wie leicht verständlich, die deutschen Übersetzungen in erster Reihe. Gegenüber älteren irrigen Angaben steht jetzt fest, daß die erste deutsche Übersetzung einem Magister Ludwig Friedrich Vischer verdankt wird, der in Hamburg als Lohnübersetzer und Privatlehrer sein Leben fristete. Sie ist treu in der Gesamthaltung, trifft die volkstümliche Sprache des Originals recht glücklich und hat, trotz einer Reihe von Verstößen gegen das richtige Verständnis, die zwei Neuauflagen, die ihr beschieden waren, wohl verdient. Ihr Erscheinungsjahr war 1720, bezw. 1721 und 1731, Verleger Thomas von Wiering in Hamburg. Der Inselverlag hat uns die beiden Bände derselben durch einen schönen Faksimile-Neudruck wieder zugänglich gemacht, leider nach der Ausgabe letzter Hand (1731).

Dieser erste Übersetzer wurde sofort von andern ausgebeutet, zum Teil unter Heranziehung des französischen Textes. Unter ihnen verdrängte die des Felßeckerischen Verlags zu Nürnberg (der erste Band trägt die Bezeichnung: Frankfurth und Leipzig 1720 und beziffert sich: fünffte Auflage) alle übrigen und erschien bis in die neunziger Jahre des 18. Jahrhunderts im ganzen achtmal, die letzte Auflage (1782) mit der Bezeichnung „neu übersetzt". Jene „fünffte Auflage" will als Folge der bei Johann Christian Martini in Leipzig 1720 erschienenen gelten, die sich „vierdte Auflage" genannt hatte. Der zweite Band dieser Felßeckerischen Übersetzung trägt die Bezeichnung: Nürnberg, Adam Jonathan Felßecker 1720. Es gibt dann noch aus jenen Jahren eine Übersetzung des ersten Bandes bei Georg Christoph Wintzer (Leipzig 1721) und eine solche beider Bände, bei Moritz Georg Weidmann in Leipzig 1721 erschienen, die sich als sechste Auflage bezeichnet. Das Verhältnis dieser verschiedenen Übersetzungen zu einander ist noch wenig geklärt.

Nicht sowohl die in breitem Wurf über die Erzählung ausgestreuten religiösen und sittlichen Belehrungen im allgemeinen waren es, die die Jugendschriftsteller zur *Bearbeitung* des Buches lockten, als vielmehr die der Fabel selbst immanente Didaktik, die aus der Lage des Helden folgende Nötigung, bei jedem geplanten Schritte die Stimme seiner Vernunft und seines Gewissens zu befragen, wenn er nicht das bedingte Behagen jener Lage gefährden wollte. Diese Belehrung, die Robinson durch seine Umwelt empfängt, war es jedenfalls allein, die den temperamentvollen J. J. Rousseau bestimmte, Defoes Werk nicht nur für eine, sondern für die einzige geeignete Lektüre seines Emile zu erklären. Alle anderen Vorzüge des Buches blieben ihm anscheinend verschlossen oder waren ihm doch bei der Niederschrift jener Stelle nicht mehr gegenwärtig. Mehr oder weniger in Rousseaus Sinn waren denn auch die ersten (französischen) Robinsonbearbeitungen von Feutry (Paris 1766) und Montreille (= Savin. Paris 1768) gehalten. Seltsam genug findet sich unter diesen ersten Bearbeitungen auch eine solche für jüdische Schüler in jüdisch-deutscher Sprache und in hebräischen Lettern (Metz 5524 = 1764).

1 Robinson Crusoe in Nederland. Akademisch Proefschrift (Groningen 1907). P. 34 ff.

2 Wo mehrere Übersetzungen in die gleiche Sprache vorliegen, nenne ich nur die erste.

Digitized by Google

Die ersten *deutschen* Bearbeitungen erschienen fast gleichzeitig (Leipzig 1779/80 und Hamburg beim Verfasser und in Kommission bei Carl Ernst Bohn), die erste von J. K. Wezel herrührend, der in seinem zweiten Bande die führende Hand Defoes fast ganz fahren läßt und eigene Wege einschlägt, die zweite von J. H. Campe, dem nachmals so bekannten Pädagogen, und riefen zwischen ihren Verfassern einen unerquicklichen Prioritätsstreit hervor. Die tiefer angelegte, philosophischer begründete Bearbeitung Wezels traf den Geschmack des Publikums nicht, während die Campes ihm einen Erfolg erzielte, wie er in der Geschichte der Jugendliteratur einzig sein dürfte. Nicht nur nämlich, daß sie einige hundertundzwanzig Auflagen bei dem originalen Verleger erlebte, auch in einer Prachtausgabe von Ludwig Richter illustriert, daß sie etwa ein Dutzend Nachdrucke hervorrief, sie wurde auch selbst wieder mindestens einhalbhundertmal bearbeitet, etwa eindutzendmal fortgesetzt und endlich in zwanzig Sprachen übersetzt, so daß demnach auf je drei Übersetzungen des originalen Robinson je zwei des Campeschen kommen. Es gibt Übersetzungen desselben ins Französische, Italienische, Spanische, Lateinische, Englische, Schwedische, Holländische, Dänische, Polnische, Lettische, Türkische, Altgriechische, Wendische, Neugriechische, Tchechische, Kroatische, Serbische, Hebräische, Rumänische, Finnische, Slovenische.

Wenn J. H. Campe dem Original am meisten Gewalt antat, so zeigt eine bei F. Campe, einem Neffen des ersteren, in Nürnberg (1821) erschienene, in bewußter Opposition gegen jene hergestellte und in achtzehn Auflagen verbreitete, seitdem aber vom Markte verschwundene Bearbeitung die größte Pietät gegen das Original und entspricht besser unsern heutigen Anschauungen über die an eine Jugendschrift zu stellenden Anforderungen. Wiederum ein völliges Mißverständnis dieser letzteren zeigt von den späteren Bearbeitungen die von G. A. Gräbner (1865), die aber dank ihrer Empfehlung durch eine Reihe Schulmänner der Herbart-Zillerschen Richtung und der Rührigkeit ihres Verlegers in einer starken Zahl von Auflagen und mehreren Übersetzungen verbreitet ist.

Von einer Übersetzung zu einer Bearbeitung eines Werkes bedarf es keines großen Schrittes: der Bearbeiter braucht nur, mit Hintansetzung der Treue, dem Verfasser seine eigenen Einfälle und Ansichten unterzuschieben. Oft wird schon eine Veränderung der künstlerischen Form des Werkes hinreichen, um ihm ein ganz anderes Gesicht zu geben. Nicht viel größer ist der Schritt von einer Bearbeitung zu einer *Nachahmung*, nur daß eine solche den Charakter, die Achillesferse ihres Verfassers, noch deutlicher enthüllen wird. Beinahe ausnahmslos — das läßt sich an allen Nachahmungen der Meisterwerke der Weltliteratur nachweisen — sind es nur Äußerlichkeiten, die dem Nachahmer auffallen, vielleicht der Schauplatz der Begebenheiten, die Namengebung, die äußere Technik und ähnliches. Charakteristisch für sein Schaffen ist, daß das Tun seiner Personen ohne innere Notwendigkeit erfolgt, nur weil in dem Vorbild ähnliches geschieht. Die eigentliche Idee des nachzuahmenden Werkes oder das Verständnis des Hauptcharakters wird dem Nachahmer meist verschlossen bleiben. Das trifft nun — in beschämender Weise gerade in Deutschland, wo die Menge der Nachahmungen im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Werte steht — auch für den Robinson zu. Wir stellen zunächst fest, daß gerade bei den auf die Schiffahrt angewiesenen und von alters her Schiffahrt treibenden Völkern die Gattung der Robinsonade verhältnismäßig schwach gepflegt wurde, weil ihnen die Seefahrt neben anderen Motiven der Lebensbetätigung nichts Besonderes bedeutete. Bei den Deutschen hingegen, denen sie etwas nicht Alltägliches war, die überdies, durch die kirchlichen, politischen, sozialen Verhältnisse des 18. Jahrhunderts bedrückt, oft genug in die Lage kamen, jenseits der Grenzen der Heimat nach einem Asyl auszuschauen und sich dessen bessere Zustände auszumalen, wurde die Robinsonade das Gefäß, in dem sie ihre Anschauungen, Wünsche, Hoffnungen und Gedanken niederlegten.

Dementsprechend finden wir in den meisten deutschen Robinsonaden, mindestens der ersten Jahrzehnte, Berichte von glücklichen oder unglücklichen Seefahrten und den damit zusammenhängenden Abenteuern, als Kämpfe mit wilden Völkerschaften — sehr oft bloß mit türkischen Seeräubern —, Gefangennahme, Sklaverei, endliche Befreiung. Das eigentliche Robinsonmotiv bleibt zur Seite liegen oder wird höchstens als Episode behandelt, sei es, weil der Verfasser für seine Bedeutung kein Verständnis hat oder weil er sich die Kraft nicht zutraut, es mit strenger Folgerichtigkeit durchzuführen. Alles das, untermischt mit der Schilderung der fremden Länder und ihrer oft so leicht zu erntenden Schätze des Bodens, der Pflanzen- und Tierwelt, genügte schon, die Phantasie des Lesers zu beschäftigen und ihn über die Enge der Heimat hinauszuführen. Als Schatzkammer für derartige Schilderungen dienten nicht selten Reisebeschreibungen, die dem Publikum schon längere Zeit vorlagen,

Digitized by Google

ja mehrfach wurden solche Reisebeschreibungen als Robinson aufgeputzt auf den Büchermarkt gebracht und eroberten sich, dank der Anziehungskraft, die das Wort „Robinson" ausübte, ein neues Lesepublikum.

Erst allmählich sehen wir die Zahl der Produkte sich vermehren, die ein Verständnis des eigentlichen Robinsonmotivs bekundeten und dieses mehr oder weniger glücklich behandelten. Diese besseren Produkte zeigten nach einer gewissen Seite eine insofern glückliche Veränderung der Fabel, als sie ein weibliches Element in die Erzählung einführten. Daraus ergab sich in den meisten Fällen die Gründung einer Familie, aus der dann, vielleicht mit Hilfe anderer Gestrandeter oder sonstiger Zuzügler ein Gemeinwesen, eine Kolonie sich bildete, die, je nachdem, den Charakter eines Asyls oder eines Exils trug.[1] Die letzte Stufe dieser Entwickelung des Themas ist es dann, wenn die Erzählung von vornherein als Schilderung eines solchen mehr oder weniger utopistischen Gemeinschaftslebens angelegt ist und das Robinsonleben des Gründers desselben nur die notwendige Vorstufe dazu bildet. Die berühmtesten Vertreter dieser letzteren Gattung sind bei den Deutschen Schnabels „Insel Felsenburg" (1731—1743. 4 Bde.), Bachstroms „Land der Inquiraner" (1786—1787. 2 Bde.) und bei den Franzosen Grivels „Isle inconnue" (1783. 4 Bde., bezw. 1785—1787. 6 Bde.)

Die Produktion von Robinsonnachahmungen hat im allgemeinen ein Verdienst, nicht in dem Punkte, wo sie es erstrebte, in der Ausarbeitung des eigentlichen Robinsonmotivs, wohl aber in dem, wo sie es am wenigsten suchte, in der Vorgeschichte des Helden. Diese Vorgeschichte wird, indem sie uns durch die verschiedenen Stände des deutschen Volkes und seine Lebenskreise führt — entsprechend seinem großen Anteil an diesem Literaturgebiete habe ich vorzugsweise das deutsche Volk im Auge — zu einem wertvollen Beitrage zur Sittengeschichte desselben, wie am deutlichsten aus den Zwischenerzählungen der „Insel Felsenburg" ersichtlich wird, und jene Produkte sind daher durchaus mehr kulturgeschichtlich als literarisch zu bewerten. Aber wie schon gesagt, mehrte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts das Verständnis für den Kern der Robinsonfabel, so daß wir eine Anzahl unverächtlicher Werke erscheinen sehen, die in gewissem Abstand sich dem Roman Defoes an die Seite stellen können, wenn sie auch im Punkte psychologischer Vertiefung kaum über die ersten Anfänge hinauskamen. Und auch das neunzehnte Jahrhundert hat noch eine Reihe solcher hervorgebracht, die das Motiv auf die eine oder andere Weise, sei es hinsichtlich des Schauplatzes, des Charakters des Helden, der Nebenumstände, zu variieren und ihm neues Interesse abzugewinnen wußten. Es wird auch zuversichtlich seine Bedeutung für die Weltliteratur behalten und ebenso gewiß noch einmal einen begabten Schriftsteller reizen, es mit den Mitteln heutiger psychologischer Kunst aufs neue zu gestalten, wahrscheinlich aber damit auf eine so breite Massenwirkung verzichten, wie sie Defoes Schöpfung beschieden gewesen ist.

Zum Schlusse dürfte eine Statistik über die Verbreitung des Robinsonbuches willkommen sein. Ich zähle (bis 1908) rund 300 Ausgaben des englischen Originals (ohne Neuauflagen); rund 200 Bearbeitungen (ungerechnet die Bearbeitungen von Bearbeitungen); rund 290 Nachahmungen (ungerechnet deren Übersetzungen und Bearbeitungen); rund 50 Pseudorobinsonaden, d. h. solche Werke, die den Titel „Robinson" nur mißverständlich und nur als Aushängeschild führen; rund 30 Theaterstücke, die den Stoff als Oper, Operette, Lustspiel, Schwank, Ballett verarbeiten, und kenne Übersetzungen in 30 Sprachen.

1 Vergl. dazu F. Brüggemann, Utopie und Robinsonade. · Untersuchungen zu Schnabels Insel Felsenburg. Weimar 1914.

Digitized by Google

Das künstlerische Buch der Gegenwart.

IV.

Ein Neudruck von Luthers September-Bibel.

Von

Professor Dr. Hans Loubier in Berlin-Friedenau.

Der Furche-Verlag in Berlin, der in den Kriegsjahren begründet wurde und zuerst mit mehreren Kriegsbüchern für Studenten im Felde rühmlich hervorgetreten ist, hat den guten Gedanken gehabt, Luthers Übersetzung des Neuen Testaments nach der ersten gedruckten Ausgabe — die sogenannte September-Bibel von 1522 — neu herauszugeben, und hat für Art und Form dieser Neuausgabe eine sehr glückliche Hand gehabt.

Schon einmal ist die September-Bibel erneuert worden: das war im Jahre 1883 zum 400jährigen Geburtstag Luthers. Da wurde von der Groteschen Verlagsbuchhandlung eine kostspielige Faksimilenachbildung in dem Folioformat des ersten Drucks veranstaltet und veröffentlicht als erster Band der „Deutschen Drucke älterer Zeit in Nachbildungen, herausgegeben von Wilhelm Scherer".

Der Furche-Verlag hat es jetzt anders gemacht, er veranstaltete keine Faksimilenachbildung, sondern einen Neudruck, einen wortgetreuen, besser gesagt einen buchstabengetreuen Neudruck in klarer Type und in handlichem Oktavformat zum Ladenpreise von 25 Mark.

Man hat sich den selten und kostbar gewordenen und nicht jedermann zur Verfügung stehenden Urdruck, den Melchior Lotter im September 1522 in Wittenberg gedruckt hat, hergenommen und ihn Wort für Wort, Buchstaben für Buchstaben, gar sorgsam und obendrein mit künstlerischem Geschmack neu gedruckt. Daß dabei ein wahrhaft schönes neues Buch zustande kam, liegt darin begründet, daß ein rechter Buchkünstler, der vielbewährte Professor F. H. Ehmcke in München, den Druck gestaltet hat. Sehen wir einmal zu, wie Ehmcke das zuwege gebracht hat. Zunächst hat er wie gesagt aus dem Foliobande des Urdrucks einen handlichen, für den Leser bequemeren Oktavband gemacht. Statt der großen alten Schwabacher des Originals hat er dementsprechend die kleinere, von ihm selbst entworfene vortreffliche „Ehmcke-Schwabacher" genommen. Die gute alte Druckerei von Knorr & Hirth in München, wohlbekannt aus der neuen Renaissanceperiode der achtziger Jahre, hat den Druck — eine besondere Leistung — noch im vierten Kriegsjahre in meisterhafter Drucktechnik mit bester tiefschwarzer Farbe ausgeführt. Den Satz hat Ehmcke, soweit es das kleinere Format zuließ, ganz getreu nach dem Satz des Lotterschen Druckes angeordnet. Die Kapitelanfänge und -ausgänge stehen ebenso wie bei Lotter, genau so auch die erläuternden Randnoten Luthers, letztere in einem kleineren Grade derselben „Ehmcke-Schwabacher" gesetzt. Und wie im Originaldruck stehen die römischen Blattzahlen rechts oben am Kopf der Blätter. Nur die Kopftitel, die Titel der Bücher des Neuen Testaments, hat er abweichend von dem Urdruck in Antiqua setzen lassen. Noch eine Abweichung vom Originaldruck muß ich erwähnen. Nämlich wegen des kleineren Formats mußten die folioblattgroßen Holzschnitte zur Offenbarung Johannis, die Lotter seiner Ausgabe eingefügt hat, weggelassen werden. Aber das ist gar nicht zu bedauern, denn es sind nur verwässerte Kopien nach Dürer, vermehrt um einige weitere Bilder aus der Cranachschen Schule. Aus demselben Grunde mußten auch die großen Initialen mit Bildern der Evangelisten und Apostel fortbleiben. Beide Fortlassungen kommen im Gegenteil nur der einheitlichen Gesamtwirkung des Buches zu statten. Ehmcke setzte schlichte kleine Initialen an die Kapitelanfänge. In der Vorzugsausgabe für 150 Mark, die auf Handbütten gedruckt ist, sind die Initialen von der Schriftkünstlerin Anna Simons mit der Hand eingemalt.

Die neue Ausgabe macht vor allem wohl deshalb einen so schönen typographischen Eindruck, weil die Satzkolumnen und die Marginalien und die weißen Ränder der Druckbogen in einem sehr guten Verhältnis zueinander stehen. Die seitlichen Papierränder sind entsprechend breit genommen, um die Randnoten aufnehmen zu können. Der breite weiße Rand am unteren Blattende gibt den Kolumnen einen festen Sockel. Freilich ist's ein Neudruck, aber er ist streng durchgeführt im Charakter der deutschen Renaissancedrucke. Wer das Buch aufschlägt, fühlt sich in die Zeit seiner Entstehung versetzt, — und das betrachte ich mit als eine der Aufgaben der Buchkunst.

Digitized by Google

Zu dem letzteren trägt auch das schöne, leicht grau getönte feste Papier bei. Ich bewundere, daß der Verlag das in dieser Zeit der Papiernot noch ausfindig gemacht hat. Ein schlichter, ich möchte sagen sachgemäßer, und dabei ganz solider Pappband, mit freundlichem, gelbbraunem gefleckten Papier bezogen, und mit einem Papierschild in kräftiger Schrift auf dem Rücken, umschließt den schönen Band.

So viel über die Druckausstattung dieser neuen September-Bibel. Für die wissenschaftliche Korrektheit der Ausgabe stehen ein die beiden Lutherforscher Prof. Gustav Kawerau in Berlin und Pfarrer Otto Reichert in Giersdorf. Sie haben dem Buche auch eine Beilage gegeben. Diese ist, um das köstliche ehrwürdige Werk Luthers nicht in seiner Gesamtwirkung zu beeinträchtigen oder irgendwie zu stören, bescheiden für sich geheftet dem Bande beigelegt. Der Leser wird aus dieser dünnen, aber inhaltsreichen Beilage viel Nutzen ziehen. Wir lesen darin, wie Luther während seines verborgenen Aufenthalts auf der Wartburg vom Mai 1521 bis zum März 1522 neben mancher anderen literarischen Arbeit die Übersetzung des Neuen Testaments vornahm und in unausgesetzter Arbeit schnell zu Ende führte, wie er sich nach seiner Rückkehr nach Wittenberg mit Melanchthons treuer Hilfe an die Durchsicht und Verbesserung machte, und mit welcher Sorgfalt er dabei zu Werke ging. Sobald ein Stück des Manuskriptes durchgesehen und der Text endgültig festgestellt war, wanderte es in die Druckerei. Gleichzeitig wurde, um den Druck schnell zu vollenden, an drei Pressen gearbeitet. Im September war der Druck vollendet, daher stammt der hergebrachte Name „September-Bibel". Trotz des für die damalige Zeit hohen Preises von $1\,^1/_2$ Gulden für das Exemplar war die Nachfrage so stark, daß schon im Dezember desselben Jahres 1522 eine zweite Auflage nötig wurde. Und im selben Dezember unternahm ein Baseler Drucker einen Nachdruck.

Luther fügte dem Druck seiner Übersetzung, die ja für den Laien bestimmt war, außer den erwähnten Erläuterungen in der Form von Randnoten eine Reihe von Vorreden bei. Zuerst eine Vorrede auf das Ganze des Neuen Testaments über das „Evangelium vnd verheyssung Gottis". Dann die köstliche kurze Belehrung: „wilchs die rechten vnd Edlisten bucher des newen testaments sind". Den einzelnen Briefen stellt er ebenfalls Vorreden voran, die ausführlichste seinem geliebten Römerbrief als der Epistel, die er das „rechte hewbtstuckt des newen Testaments" nennt, „Wilche wol wirdig vnd werd ist, das sie eyn Christen mensch nicht alleyn von wort zu wort auswendig wisse, sondern teglich da mit umb gehe als mit teglichem brod der seelen". Bemerkenswert ist auch die Anordnung der Bücher des Neuen Testaments, die er dem Text voranstellt, bemerkenswert deshalb, weil sie von der bisherigen des katholischen Bibelkanons abwich und Luthers kritischer Anschauung Rechnung trug. Den bisher mitgeführten apokryphen „Brief Pauli an die Laodicener" schied er aus seinem Neuen Testament völlig aus. Den Ebräerbrief nahm er aus den Briefen Pauli heraus und setzte ihn zusammen mit den Briefen des Jacobus und des Judas und der Offenbarung Johannis in eine besondere Gruppe an den Schluß. Die neue Anordnung Luthers ist in der evangelischen Bibel bis heute beibehalten worden.

Besonders wertvoll werden dem heutigen Leser die „Erläuterungen zur Sprache der September-Bibel" sein, die Gustav Kawerau am Schluß der Beilage darbietet. „Diese Erläuterungen sind auf solche Leser berechnet, denen die Entwicklung der deutschen Sprache, besonders in ihrem Übergang aus dem Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen, nicht näher bekannt ist, und denen Drucke der Reformationszeit zu lesen etwas Neues ist." Wer diese sechs Seiten Erläuterungen zur Sprache, Rechtschreibung und Interpunktion Luthers und das Verzeichnis der Worte, die jetzt der Schriftsprache unbekannt sind, in sich aufgenommen hat, wird in der Lage sein, die alten ewig jungen Geschichten und Glaubenslehren des Neuen Testaments in dem herrlichen Lutherdeutsch in der ureigenen Fassung des großen Reformators zu genießen. So ist dieses köstliche Kleinod deutschen Glaubens und deutscher Sprache in dieser reinen und schönen Form recht eine Gabe der Aufrichtung und der Erquickung für das deutsche Volk in seiner schwersten Zeit.

Digitized by Google

Stoßseufzer aus Weimars lustiger Zeit

Otto Pniower zum 60. Geburtstage 23. Mai 1919

von

Fritz Behrend in Berlin.

Vor dem Kriege wurde der Universitätsbibliothek zu Berlin aus dem Nachlaß eines Germanisten, der sich mit Hoffmann von Fallersleben eine Zeitlang in Weimar aufgehalten hatte, ein Manuskript zum Kauf angeboten: es sollte die Abschrift einer noch unbekannten Dichtung Goethes enthalten. Zu meinem Leidwesen, das manche mitempfinden werden, mußte ich dem mir befreundeten Direktor erklären, daß das Vorliegende sicher nicht von Goethe herrühre, da es sich um eine Versepistel aus dem Kreise der Herzogin Anna Amalia an den abwesenden Karl August, Goethe und die andern Weggenossen handle. Auch unbekannt sei das dichterische Gemengsel nicht, da es nach einer Handschrift, im Besitze des Professors Kippenberg, für die Leipziger Bibliophilen[1], in wenigen Abzügen freilich, bereits abgedruckt sei.

Das „Goetheanum" war aber bereits erstanden! Zwar werde ich mir wohl den Zorn der wenigen glücklichen Besitzer des Abdruckes durch eine nochmalige Wiedergabe zuziehen, zwar handelt es sich um leichte Ware, aber Goethe selbst hielt die Epistel nicht für zu gering, um gelegentlich der Vergessenheit entrissen zu werden. Die Kräutersche, jetzt im Kippenbergschen Besitz befindliche Abschrift trägt ja folgende Widmung: „Ihro des Herrn Erbgroßherzogs von Sachsen-Weimar-Eisenach, Königl. Hoheit, zum 2. Februar 1824 unterthänig Glück wünschend überreicht ein heiteres Originaldokument früherer Tiefurter Annehmlichkeiten dem Wiederhersteller jenes classischen Bodens Heil und Segen prophezeihend Goethe."

Die ursprüngliche Niederschrift scheint verschollen zu sein; das Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar besitzt, wie mir Herr von Oettingen vor Jahren gütigst mitteilte, nur noch eine dritte, von John gefertigte Abschrift. Die Berliner Abschrift scheint unmittelbar auf das Original zurückzugehen, denn sie fügt als einzige zu den Zeilen Anna Amalias hinzu: „von ihrer eignen Hand". Aus der Kräuterschen (jetzt Kippenberg gehörigen) Abschrift hatte bereits Keil in „Goethes Tagebuch" (Leipzig 1875, S. 34) den Anfang abgedruckt, freilich recht unzulänglich. Daß verschiedene Federn tätig waren, erkannte der Herausgeber nicht, indem er alles, was er bot, als Eigentum Anna Amalias bezeichnete. Er beging aber weiter den Irrtum, diese Rundepistel den „Matinéen" zuzurechnen, während unter ihnen, wie ich das nächstens, die früheren Erklärungen ergänzend, zeigen werde, kleine Dialoge mit satirischen Spitzen auf die nächste Umgebung zu verstehen sind. Rundepisteln in Vers oder Prosa, wie die folgende, waren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Lieblingsmode.[2]

Die Berliner Handschrift lautet:

[Von der Hand der Herzogin Amalie:]

In Tiburs Hajnen lernt man alle Schätze der Erden Großmüthig verachten, lacht mit möglichstem philosophischem Stolz — mit Gnädigster Erlaubnis — über die[3] *die ihnen nachgraben und vergißt daß sie zum Leben mit unter ganz nützlich und notwendig seyn können. — Nun denkt also, wie doppelt schwer uns Eure Abwesenheit fällt, und wenn Ihr das fühlt. so brauchts wohl keiner Erinnerung an Euch, bald wieder zu uns zu kommen,*

[Fräulein von Göchhausen:]

Geldmacherey und Lotterien
Nach reichen Weibern freyn
Und Schätze graben frommet nie
Wird manchem noch gereun.

---

1 Privatdruck für den Leipziger Bibliophilentag am 3. Dezember 1911 in Druck gegeben von Carl Schüddekopf.

2 Ein Beispiel aus gut bürgerlichen Kreisen findet man bei Böttiger, Literarische Zustände und Zeitgenossen, 2. Bdchen., S. 21 von Madame Reimarus (1795): „Jüngst präsidierte sie im Familienkreise ihrer Töchter und einiger Freundinnen derselben. Da erscholl eben die neue Mähr, daß Lottchen Campe mit Vieweg Braut sei. ‚Kinder', rief sie, ‚laßt uns sogleich gemeinschaftlich ein Glückwunschgedichtchen anfertigen, was wir nach Braunschweig schicken können.' Gesagt, gethan! Jedes gab sein poetisches Scherflein. Mutter Reimarus gab selbst reich und sammelte die Gaben der Übrigen nicht ohne Umsatz und Einschmelzung. So entstand ein komisches Gedicht, das Betty Wesselhöft die Güte hatte, mir aufzuschreiben und zu schicken."

3 Hinter die ein Wort durchstrichen.

Digitized by Google

[Prinz Constantin:]

Um daß dieses Quodlibet[1] *voll werde, so will ich meine wenigen wünsche hinzusetzen, daß ihr euch möcht recht wohl befinden: wenns nur möglich ist will ich Euch besuchen. Grüßt alle Bruder Hertze, die es oben giebt, und sollten es auch waldbrüder seyn, so bittet Sie daß sie mein gedenken. Ein andermahl ein mehreres.*

[Graf Putbus:]

Schreiben soll ich, und bin dumm
Dümmer als alltäglich:
Und schrieb ich alle Finger finger krumm,
So schrieb ich unerträglich
Ich seh mich nach Thusnelden um
Und bitte sie beweglich:
O leih mir dein Ingenium —
Doch sie ist unverträglich
Und steht da wie ein Stock so stumm —
Die Martern sind unsäglich,
Die sie mir anthut — und worum?
Die Grund-Ursach ist kläglich —:
Sie mault noch, weil beim blaßen Mond
Und den durchbrochnen Stuffen
Wir das Geheimniß nicht geschohnt,
Bewunderer geruffen
Und guten Freunden nach erzehlt —
Genug — von dieser Scene —!
Wir sind verlassen und gequält[2],
Fast kostets eine Thräne —
Wir fühlen, daß uns etwas fehlt
In Tiburs Zauber-Eiland
Der[3], *dem sich jedes Herz vermählt*
Wie mit dem lieben Heyland,
Der gute Sohn, der gute Fürst,
Der Freund von seinem Hoffe
Nach dem uns hungert und uns dürst,
Der Abgott jeder Zofe,
Der gute Karl, das edle Blut,
Schon klug, obschon nicht bartig,
Und immer brav und immer gut
(Wann auch nicht immer artig).
Der tumme Reim versteht hier nichts
Als daß er uns entflohen,
Daß durch[4] *Entfernung seines Lichts*
Uns lange Schatten drohen.
Geliebter, fern von dir, ist Nacht;
Nimm dich, nimm unsern Karl in Acht,
Behalte grade Glieder!
Wir folgen dir bey jeden Schritt;
O das vertracte Reiten!
Glaub, unsre Herzen reiten mitt
Und sollen dich begleiten —
Und kletterst du in dunklen Schacht
Nimm — sieh, wir zittern alle —
Nimm, bester Fürst, dich ja in Acht:

---

1 Quodlibet zweimal, das erste durchstrichen.

2 Erst: *Wir fühlen das uns etwas fehlt;* durchstrichen.

3 *Der Liebling;* durchstrichen.

4 *Und* (durchstrichen).

Digitized by Google

Dein Land fällt mit dem Falle.
Und klimme nicht allein hoch — witsch!
Ein Unfall könnt dich töten;
Wir flehn euch an Gott, Prinz und Fritsch
Kalb, Wedel[1]*, Staff und Goethen:*
Bringt uns den Herrn ganz und gesund,
Euch sey er anbefohlen;
Wo nicht, so soll euch in der Stund
Der leidge Teufel holen!
Von Neuigkeiten sind wir leer.
Die Sonnenstrahlen hizen[2]
Und ihr erratet ohngefehr[3]*,*
Daß wir rechtschaffen schwizen.
Die Fürstin sitzt im dunklen Wald
Auffmerksam wie ein Mäusgen,
Und mahlt den holden Aufenthalt
Mit Hülffe ihres Kräusgen.
Der Prinz lustwandelt hin und her
Und pfleget seinen Wacken,
Bläst auff der Pfeife in die Quer
Still, mit dem Schelm im Nacken.
Sein Mentor[4] *schöpfungsreich und neu*
Läßt Holz und Steine schleppen,
Ziert eine Eiche sonder Scheu
Mit den Thusnelden-Treppen
Die gute Nostiz trägt die Last
Des[5] *derben runden Fettes.*
Und klagt und murrt nicht; geht und paßt
Des Dienstes treu, als hätt' es
In Tiburs Gründen sanftre Rast[6]
Als im Grund ihres Bettes.
Die heitre Stain, die finstre Stain
Sey finster oder heiter,
Liebt allzeit Tiburs Eichen-Hayn
Und fühlt ihr Herz hier weiter
Und athmet gern der Bluhmen Duft
Und schwimmt in jungen Rosen
Erlaubt nur Floren und der Luft,
Uns nicht, ihr liebzukosen.
Was sag ich aber vom Genie
(Hier mit Respect zu melden)
Der Göttin hoch wie unser Knie,
Der herrlichen[7] *Thusnelden?*
Sie wirbelt, webt und schwebt und schwirt
Und wandelt durch die Sphären
Und dichtet, urtheilt, tröstet und irrt
Und wankt wie Blatt und Aehren;
Ist immer wizig, immer gut
Auch bey uns bösen Leuten,
Behält in Nöthen festen Muth
Und weiß sich durchzustreiten;

---

1 *Und* (durchstrichen).
2 *Bey dieser großen Hitze* (durchstrichen).
3 *Errathet* ihr *wohl* ohngefehr.
4 Mentor *immer* (durchstrichen).
5 Des ein Wort durchstrichen.
6 *In Tiffurth bester Ruh und Rast* (durchstrichen).
7 Der *göttlichen* (durchstrichen).

Digitized by Google

Befehdet den Freund Wieland zwar
Um ihren Freund Jacobi,
Doch wird[1] *sie gut und wedelt gar*
Wie's Hündgen jenes Tobi —
Was giebts? — Es kommt auff hohem Pferdt,
Das sie wie Heldin reitet[2]*,*
Die Fürstin, Karls und Krone werth
Und Stein, der sie begleitet.
Sie steigen ab ins Lustrevier,
Genießen Milch und Früchte.
Wir wünschen all, sie blieben hier —
Nein, sagt uns das Gerüchte. —
Was giebts denn neues in der Stadt?
Nichts — Man möchte sich zerreißen.
Mann ißt, man trinkt, man schläft sich satt,
Die Imhof wird bald kreißen
Die beaux esprits aus Rudolstadt
Thun sich des Wiz's befleißen.

[Major v. Knebel:]

Hält fast schwer noch was zu sagen,
Da schon alles hübsch vorgetragen,
Will also den Herrn nur bieten einen Gruß
Mit gehobener Hand und gestrichenem Fuß:
Wünschen dabey, möchten sich wohl ergötzen,
Nicht zu tief graben nach eiteln Schätzen,
Bedenken, es giebt über der Erde weit mehr,
Die Bauernhand und Arbeit schafft her.[3]
Freuen uns dabei über ihr Wohlergehn,
Wünschen, es möcht mit dem guten Fürsten immer so stehn,
Versichern aber auch von unsrer Seit,
Daß es mit uns aufs beste steit.
Übrigens damit nicht der Geist erschlafft,
Der allein genährt wird durch Wissenschaft,
Wünschen, wir sie möchten gar zierlich eben
Uns von allem hübsch Nachricht geben,
Grüßen Thale, Berg, Höh und Gruft
Und die buntgestreifte Luft,
Solches alles versiegelt wohl
Zu unsers Herzens Freude schicken man soll.
Haben die gelehrten Herren gar viel
Die gern mögen viel Fastnachtsspiel.
Aber an ander Gut, wenn sie sind fern,
Denken so wenig als ihre Erben.
Übrigens Gott dem Herrn befohlen!
Wers nicht ehrlich meint, soll der Teufel holen!

Tibur, den 19. Juli.

Unsere Epistel vom 19. Juli — 1776, wie wir unschwer ergänzen, — gibt uns ein anschauliches Bild von einigen stillen Stunden in Tiefurth, wohin Anna Amalia gern zum Besuch des Prinzen Konstantin von Belvedere sich begab; später, in der Zeit der großen Reisen des Prinzen, residierte sie ja dort in der Sommerszeit. Was Knebel für den Park dort tat, wird hier nur schnell angedeutet; im Tiefurther Journal hat später (1781) die getreue Thus-

1 *W* doch (durchstrichen).

2 *Vom Hh. v. Stein begleitet* (durchstrichen).

3 Am Rand ein Wort: Tierkreis?

Digitized by Google

nelde seine Verdienste in ihrem Zauberspiegel festgehalten, während er selbst schmollend beiseite getreten war.[1]

In diesem Idyll sehen wir im Schatten der herrlichen Bäume die Herrin des Kreises, Anna Amalia fleißig mit ihrem Melchior Kraus strichelnd. Der Prinz Constantin bläst seine geliebte Flöte, während sein Mentor den Arbeitern zum Hausbau Anweisungen erteilt; die Hofdamen Frl. v. Stein und v. Nostitz: jede nach ihrer Art; die eine häuslich-fleißig, die andere lustig-schlendernd. Die Gnomide (Fräulein v. Göchhausen, bekannter als Thusnelde) schmollt noch wegen eines Streiches der Herren, ist aber ebenso flink, ihren Freund Jacobi[2] zu verteidigen, wie selbst Verse zu schmieden; denn es gilt die böse Langeweile zu vertreiben. Der Obersthofmeister v. Putbus — schon im September des Jahres sollte er aus dem Leben scheiden — weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er die Hofdamen ärgert und neckt. Keine Nachrichten aus der Stadt! Wenn doch der bunte Hofstaat mit dem Herzog wiederkäme! Doch horch! Hufschlag: Die regierende Herzogin kommt mit Stein angeritten, aber leider nur zu kurzem Aufenthalt. Das Interessanteste, was man erfährt, ist, daß Frau von Imhoff bald ein Kind zur Welt bringen wird. So schleichen die Stunden dahin: wenn doch der Fürst käme!

Wir aber kennen die bewegten Szenen, die der Fürst mit seinen Getreuen damals erlebte: sie bilden zur trägen Ruhe Tiburs ein Kontrastbild, das einen Epiker reizen könnte. Ausgezogen ist man, um das Bergwerk in Ilmenau wieder in Gang zu bringen, um zu tollen, das Leben zu genießen. Wilde Jagden, böse Klettertouren: kein Wunder, daß die Zurückgebliebenen um die heilen Glieder ihres Herrn zittern. Wie treu der Warner Rede war, zeigt das Unglück; der Herzog verletzt bei einer solchen Unternehmung einmal den Fuß ernstlich (am 8. August zwischen Gabelsbach und Stützerbach); man fürchtet für ihn; die junge Herzogin sendet den bei ihr weilenden Bruder, den Landgrafen, ins Gebirge, um Genaueres zu erfahren. Die Angst Lilas in Goethes Dichtung ist die ihrige, wie uns der jüngst von uns geschiedene Max Morris gezeigt hat: „Zuletzt kam die Nachricht, Ihr wäret blessiert, da war nun gar kein Auskommen mehr mit ihr; den ganzen Tag gings auf und ab; bald wollte sie reisen, bald bleiben. Mit jeder Post mußte man einen Brief wegschaffen; mit jeder Post wurde einer erwartet, wenn man ihr gleich die Unmöglichkeit vorstellte. Sie fing an, uns zu mißtrauen, glaubte, wir hätten schlimmere Nachrichten, wolltens ihr verhehlen und das ging an Einem fort."

Wie dumpfe und wild ausgelassene Stunden Goethe damals mit dem herzoglichen Freund verlebte, mit Zeichnen sich über öde Stunden wegtäuschend, wissen wir aus den Briefen an Frau v. Stein. Was er dem „Schicksal" damals, um den Herzog besorgt, anvertraute, die Hoffnung verließ ihn nicht:

„Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Karl und ich vergessen hier
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet,
Und ach, ich fühls, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maß gefunden
In reine Dumpfheit uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Daß ihm das Schicksal Erfüllung schenkte, dafür hat Goethe rückschauend auf die wirren, frohen Stunden in „Ilmenau" auf seine Weise gedankt.

Die Epistel selbst aber ist uns vornehmlich ein Zeichen der gaya sciencia, die Anna Amalia pflegen wollte, eine Vorübung auf das größere Unternehmen, das von Tiefurth seinen Namen erhalten sollte: das Tiefurther Journal.

1 „Eckbert sah, wie er mit seinem geflügelten Pferd herabschoß, er sah wie durch Knebels Fleiß des Pächters Hütte zum angenehmen guten Landhaus wurde. Wie beyde Kunst und Geschmack, Knebeln leiteten, wie sie täglich mit ihm Fußpfäd absteckten, Bäume tilgten und Bäume pflanzten, und dann wieder jeden ihrer Tritten mit den Blüten ungekünstelter Natur überdeckten. Nun freut Eckberten das schöne Tiefurt doppelt."

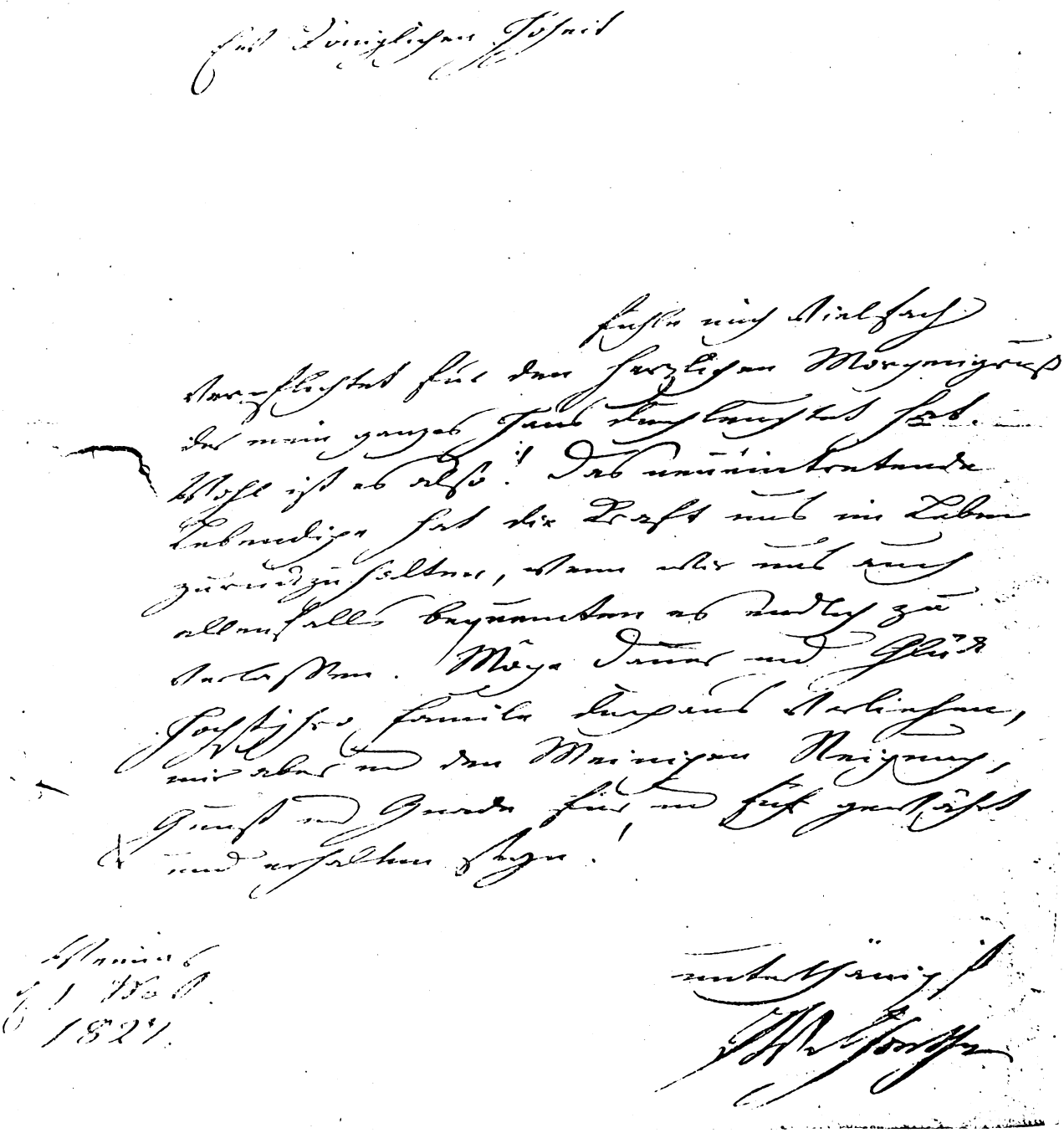
2 Friedrich Heinrich Jacobis „Allwill" wurde gerade damals in Wielands Merkur „wieder abgedruckt und vermehrt". (Teutscher Merkur 1776, April 2. Stück, Juli 3. Stück.)

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Bild 1

Digitized by Google

Bild 2

Bild 4

Bild 3

Bild 5

Digitized by Google

Ein unbekannter Brief Goethes.

Mitgeteilt von Maria Rassow in Weimar.

Mit einer Nachbildung.

Am 29. Oktober 1827 erblickte Goethes Enkelin Alma das Licht der Welt. Carl August sprach dem Dichter seinen Glückwunsch am nächsten Tage mit folgenden Worten aus (siehe den Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs mit Goethe, hersgeg. von Wahl, III. Band, Weimar 1918, S. 283):

> Meine besten Glückwünsche zum angenehmen Ereignisse in deiner Familie, mein lieber alter Freund! Mögest du dein Erdewallen noch bis zu einer Epoke fortsetzen, wo du als Groß Vater und erfahrner Kenner wirst zu Hülfe gerufen werden, um auszulegen, was ein neues jungfräuliches Herz sagen möchte, das in seinem 16. Jahre zu lallen beginnt!

Goethe notiert am 30. Oktober in sein Tagebuch: „Schriftlicher Glückwunsch von Serenissimo beantwortet". Aber in Wahrheit schrieb er erst Tags darauf die Erwiderung, die, bisher unbekannt, hier mitgeteilt werden kann.

Die Handschrift ist ganz eigenhändig und stammt aus dem Nachlaß von Christian Theodor Musculus. Dem treufleißigen Manne gebührt unter den frühesten Pflegern der geistigen Hinterlassenschaft Goethes eine bescheidene aber nicht unehrenvolle Stelle als dem Verfasser der „Chronologie der Entstehung von Goethes Schriften", und sorgsamer Register zu der Ausgabe letzter Hand und der neugeordneten von 1840; auch hat Musculus andere Handschriften des Meisters, z. B. Bruchstücke des „Götz", besessen.

Unser Brief gelangte als Erbgut an den mit Musculus verwandten Weimarer Gymnasiallehrer Scharff, wurde von diesem dem Weimarer Gymnasialdirektor Dr. Hermann Rassow geschenkt und befindet sich jetzt im Besitz von dessen Sohn, dem Senator Gustav Rassow in Bremen, der mir das Schriftstück zur Veröffentlichung übergab. Es füllt eine Seite in 4° und lautet:

> Ew Koniglichen Hoheit
>
> fühle mich vielfach verpflichtet für den herzlichen Morgengruß der mein ganzes Haus durchleuchtet hat. Wohl ist es also! Das neueintretende Lebendige hat die Kraft uns im Leben zurückzuhalten, wenn wir uns auch allenfalls bequemten es endlich zu verlassen. Möge Dauer und Glück Hochstihro Famile durchaus verliehen, mir aber u. den Meinigen Neigung, Gunst und Gnade für u. für gewährt und erhalten seyn!
>
> Weimar
> d 1 Nov.
> 1827.
>
> unterthänigst
> J W v Goethe

Wie in dem gesamten schriftlichen Verkehr des Großen mit seinem menschlich ebenbürtigen fürstlichen Freunde schimmert auch in diesen wenigen Zeilen die sorgsame Wahrung der im Sinne Goethes naturgesetzten Grenzen durch den warmen Farbton fünfzigjähriger Zuneigung. Auf das behagliche „Guten Morgen" am Schlusse von Carl Augusts Glückwunsch erwidert der Dichter mit Worten frohgestimmter Dankbarkeit, bemüht fühlen zu lassen, daß er solche Herablassung mit gebührender Ehrfurcht zu empfangen wisse. Unserer Zeit ist freilich für diese von Goethe in den Leuchtpunkt seiner Sittlichkeit gestellte Ehrfurcht zumeist der Sinn geschwunden, und so gilt sie dem lebenden Geschlecht als unverständlich.

Goethe war es vergönnt, sich noch einige Jahre der einzigen Enkelin zu erfreuen. Als „schönes Kind", als „artiges Naturwunder" und unter anderen freundlichen Bezeichnungen taucht sie in seinen Briefen auf, und sie stand, wie er rühmt, „mit dem Großvater in bestem liebevollen Vernehmen". Als das „jungfräuliche Herz" der anmutigen Alma von Goethe zu „lallen" begann,

Digitized by Google

nahm ein Nervenfieber sie, die lebenskräftigste unter Goethes Nachkommen, in Wien am 28. September 1844 hinweg. Grillparzer widmete ihrem Tode ein Gedicht mit den auf die Mutter Ottilie und die gleichbenannte Gestalt der „Wahlverwandtschaften" hindeutenden Schlußversen:

Sie fühlte wohl den Wink der fernen Hand,
Die Sehnsucht nach dem Land der reinen Lilien,
Und ging dahin, so stamm- als wahlverwandt,
Verwaisend und verdoppelnd die Ottilien.

Du aber schaust mit ernstem Blick herab,
Wo sie der Grund, Beethoven nah, verschlungen,
Und sprichst kopfschüttelnd ob dem frühen Grab:
„Das war dir an der Wiege nicht gesungen!"

J. Ch. François' Erfindung der Kreidemanier.

Von

Thomas Stettner in Ansbach.

Mit fünf Bildern.

Zu den größten Überraschungen eines angehenden Sammlers graphischer Blätter gehört es, wenn er zum erstenmal ein in Kreidemanier gefertigtes Blatt in die Hand bekommt. Er sieht das Korn der Kreidestiftzeichnung, ihren leichten, breiten Strich vor sich und wird es unbedenklich, wenn nicht der Plattenrand oder eine Unterschrift ihn warnt, unter die Handzeichnungen einreihen. Ist es aber vollends ein Blatt in Rötelstiftfarbe, das nur einigermaßen seine Frische bewahrte, so wird anfangs auch der gewiegte Kenner schwanken, bis jenes „gewisse Etwas", das selbst die meisterhafteste Kopie vom Originale unterscheidet, ihn belehrt, daß er ein Kupferstichblatt vor sich hat.[1]

Bei der Kreide- oder Krayon-Manier wird statt der Radiernadel entweder eine Nadel mit mehreren Spitzen, ebenso das Mattoir (eine Raspel mit rauher Unterfläche) oder Rouletten (verschieden große Rädchen, die mit ungleichen Spitzen besetzt sind und in einer Handhabe drehbar über die Platte geführt werden) verwendet, um die Zeichnung auf die mit Ätzgrund überzogene Kupferplatte aufzutragen; oder aber es wird ein Durchdrückverfahren verwendet (dem modernen Vernis mou ähnlich), durch das die Zeichnung auf die mit Aquatintakorn versehene Platte übertragen wird. So löst sich der Strich in Punkte auf, die täuschend das Korn der Kreide nachahmen und doch den Eindruck des festen Striches der zeichnenden Hand bewahren, der bei der Punktiermanier leicht verloren geht.

Wem der Ruhm gebührt, diese geistreiche Technik erfunden zu haben, darüber herrschte schon bei den Zeitgenossen Uneinigkeit. N. Magni und Bonnet, die darauf Anspruch machten, schieden bald aus, lange aber galt Demarteau als der Erfinder. Jetzt wird François als solcher von den meisten anerkannt, doch unbedingt ist die Frage auch heute noch nicht entschieden.[2]

Dieser Umstand und der Reiz, den jede Erzählung des Erfinders von seinem Streben und Schicksal hat, rechtfertigt es wohl, wenn wir den Bericht, den François selbst von seiner Erfindung gibt, einer näheren Betrachtung unterziehen. Es fällt aber dabei auch auf die technische Seite der Erfindung neues Licht, und in unseren Tagen, in der die Graphik aus dienender Stellung wieder zur stolzen Höhe alter Zeit emporstrebt, so daß in ihr auch der Erfindergeist wieder tätig ist wie in ihren besten Zeiten, möchte auch dies willkommen sein.

Der Bericht ist enthalten in einem Brief an M. Savérien, den Herausgeber der „Histoire

1 Auch die immer wieder auftauchende Nachricht von Lithographien, die vor 1796 entstanden seien, geht auf die Verwechslung mit solchen Blättern zurück.

2 Bartsch 1821, Nagler 1837, Lippmann 1896, Singer 1904 sind für François; aber Wessely sagt 1891: „man weiß nicht sicher, wer sie erfunden hat" — Kampmann 1909: „François dürfte die Priorität zukommen."

Digitized by Google

des Philosophes modernes", der zum erstenmal Porträts in der neuen Technik zum Schmuck beigegeben waren. Für dieses Werk schrieb François (Paris 1760) einen Brief, „Sur l'utilité du dessein et sur la gravure dans le goût du crayon", worin er als der Erfinder über die neue Technik spricht; er ist am Schluß des ersten Bandes abgedruckt.

Jean Charles François ist geboren in Nancy am 4. Mai 1717 als Sohn eines reichen Kaufmanns. Er lernte zu seinem Vergnügen zeichnen, ohne Lehrer, und ebenso nahm er ohne Unterweisung den Grabstichel zur Hand; eben das war für ihn, der für die technische Seite der graphischen Kunst außerordentlich begabt war, vielleicht ein Glück, denn es führte ihn zum Experimentieren. Sieben Jahre war er dann in Lyon und hier machte er die Erfindung der Kreidemanier. Den Anstoß dazu gab ihm nicht eine rein künstlerische Absicht, sondern eine mehr praktische Erwägung. Er erzählt:

„Als ich 1740 eine Zeichenschule herausgeben wollte, sah ich ein, daß ich, um Erfolg damit zu haben, eine Form des Stiches erfinden müßte, die den Kreidestrich nachahmt. Ich machte damit einen Versuch, dessen gedruckte Blätter man auf der königlichen Bibliothek sehen kann." (Gemeint sind damit die 1740 in Lyon erschienenen „Principes de dessein faciles".)

Die Erwägung war sicher richtig: wer nach Kupferstich zeichnet, gewöhnt sich leicht einen harten und steifen Strich an, und wenn wir in alten Nachzeichnungen Proben der damaligen Methode des Zeichenunterrichts sehen, die ein genaues Nachstricheln der Vorlage verlangte, oder Goethes Beschreibung lesen, wie dieser Unterricht ihn dazu brachte, „nur die Striche genau und sauber nachzuahmen, ohne sich weiter um den Wert des Originals oder dessen Geschmack zu bekümmern", so verstehen wir die praktische Bedeutung jenes Versuchs; sie trat aber weit zurück hinter der künstlerischen Bedeutung, die der weitere Ausbau dieses Gedankens gewinnen sollte.

Der Kupferstich hatte damals auch in Frankreich, namentlich im Porträt, eine Höhe erreicht, die kaum mehr zu überbieten war. Aber die Zeit Ludwigs XV. verlangte, mehr als nach Gediegenheit, nach Leichtigkeit und Grazie und nach dem Reiz des Neuen. Das Interesse an den Handzeichnungen alter Meister war eben Mode geworden — die flüchtig hingeworfenen Zeichnungen der Lieblinge der Zeit, Watteaus und Bouchers, zogen das Geschlecht, das nur dem Heute lebte, mehr an als die gediegensten und pompösesten Repräsentationsbilder. „Le beau vulgaire", wie François es nennt, verlangte nach der Wiedergabe; dafür aber hatte der Kupferstich die Sprache noch nicht gefunden. Und wer vollends noch das Gebiet der Farbe ihm eroberte, daß farbige Blätter nicht nur den Reichsten erschwinglich waren, war des Erfolges und des Ruhmes gewiß. Es war ja auch damals, wie das Bedürfnis, so das Interesse für graphische Kunst in allen Kreisen viel größer als heute. Die Zeit war also für die Erfindung reif: sie lag in der Luft.

„Jener erste Versuch befriedigte mich zu wenig, um ihn fortzusetzen" — diese Worte lassen uns im Dunkel darüber, welchen Weg François bei seinem ersten Versuch eingeschlagen hatte. Er siedelte nun nach Paris über, sann weiter nach und probierte, zog unablässig den Rat großer Künstler ein; 1753 zeigte er einen neuen Versuch nach den Zeichnungen eines Pariser Professors seinen Freunden — sie reden ihm dringend zu, die Erfindung zu vervollkommnen; 1756 ist er so weit, „die Kreide gut nachzuahmen", und 1757 glaubt er es wagen zu dürfen, sechs Blätter, in Kreidemanier verfertigt, dem Direktor der königlichen Bauten, Marquis de Marigni, zu überreichen und ebendieselben der Akademie der Schönen Künste. Bei dieser fanden sie die verständnisvollste Aufnahme, und ihr Bericht hierüber veranlaßte den kunstverständigen Marquis, der auch für den praktischen Wert von Erfindungen ein offenes Auge hatte, ihm beim König eine Pension von 600 Livres auszuwirken und die Verleihung des Titels „Graveur des Desseins du Cabinet du Roi".

Das Gutachten der Akademie lautete:

16. November 1757. Der Kupferstecher Herr François hat der Versammlung der Akademie der bildenden Künste Stiche vorgelegt, die er in einer bisher noch nicht angewendeten Technik gravierte, die den breiten Strich der Kreide nachahmt. Die Akademie spendete dieser Art des Stiches den größten Beifall, da sie sehr geeignet ist, die Zeichnungen guter Meister der Nachwelt zu erhalten und Beispiele für die schönsten Arten zu zeichnen in vieler Hand gelangen zu lassen. Die von Herrn François in dieser Technik ausgeführten Stücke wurden auch von der Abteilung für Gravure (la Compagnie) gleichermaßen beifällig aufgenommen und sie hat deshalb ihren Sekretär beauftragt, ihm einen Auszug aus der vorliegenden Entschließung zu überreichen. Die Übereinstimmung des Wortlauts bezeugt der ständige Sekretär Cochin.

Digitized by Google

Die volle Freude und die Zuversicht des glücklichen Erfinders, der durch solche Erfolge zum Weiterschreiten auf seiner Bahn angefeuert ist, klingt aus dem heraus, was er als seine weiteren Absichten nennt. „Ich verdoppelte meinen Eifer und setzte mir als Ziel, Tuschzeichnungen zu stechen und solche in schwarzer und weißer Kreide auf blauem oder grauem Papier. Bis jetzt begnügte ich mich damit, meine ersten Versuche sehen zu lassen, die Vollendung dieser Ideen erwartend. Ich hoffe letztere Art mit der Nachahmung des Rötelstifts zu verbinden, indem ich die Platte mit dem Rötelstift mit der der schwarzen und weißen Kreide vereinige, um so Blätter in den drei Kreiden zu liefern." Dies zu verkünden war ein Fehler, wenn er den Worten nicht sofort die Tat konnte folgen lassen! Sonst vermochten andere die Winke zu nutzen und ihm zuvorkommen. Und so geschah es, und jetzt setzt das Erfinderschicksal ein.

„So sprach ich 1760", beginnt fast wehmütig der Zusatz zu seinem Brief an Savérien, der in der 3. Auflage (nach seinem Tod 1773 erschienen) abgedruckt ist. „Aber es war damals nur ein Projekt, das begierig aufgegriffen wurde von einigen Künstlern; ich überließ es ihnen um so lieber, als ich erkannt hatte, daß diese Art des Stiches eine Mühe verlangt, die großer Künstler nicht würdig ist. Sie brauchen eine freie, einfache Manier, welche erlaubt, alle verschiedenen Sticharten auf einer Platte zu vereinigen. Davon gab ich eine Probe in dem Porträt Dr. Quesnays."

Es ist das Blatt, das er 1767 nach Frédow stach und das heute noch die Bewunderung aller Techniker des Stichs erregt (Bild 1). Alle bis dahin bekannten Techniken hat er, mit seiner eigenen Erfindung verbunden, auf dieser einen Platte vereinigt, bei der Verschiedenheit, mit der bis dahin die Platte für jede einzelne vorbereitet werden mußte, ein unerhörtes Meisterstück, zumal die Verbindung aller zu einem harmonischen Gesamteindruck gelang.

Das Blatt ist offenbar gedacht als Reklameblatt, sowohl für die neue Technik, wie für die Gewinnung von Schülern, und gibt in einem langen, im Briefe wörtlich wiederholten Text eine Erklärung, welche Techniken alle in ihm verwendet sind. „Man bemerkt auf dem Blatt die gleiche Mannigfaltigkeit der Gravure, die die Malerei in einem Bilde zeigt, was bis heute ohne Beispiel dasteht. Der Kopf ist wie eine satte Schabkunstmanier (comme une manière noire rengraissée); der Rock ist Stichelarbeit, die Einfassung und der Grund in einfacher Kreide; die Bücher enthalten lavierte Zeichnungen, der Sockel ist in der Art von schwarzer und weißer Kreide ausgeführt. Die verschiedenen verwendeten Kreiden sind auf einfache Art gearbeitet, ohne mechanische Mittel (sans méchanique). Diese Manier habe ich der Akademie vorgelegt; sie erfordert nicht mehr Mühe oder Bewegung als das Zeichnen. Da ist keine Rede von kleinen Meißeln und Hämmern, wie bei der Technik, die ich früher meinen Schülern zeigte. Alle Welt ist darüber einig, daß diese Art Zeichnungen zu stechen, *die ich mir vorbehalten habe*, die richtige Form ist eigens dafür, die verschiedenen Kreiden treu wiederzugeben, welche jede Eigenart unserer großen Künstler unterscheiden lassen: durch sie können sie die volle Ausdehnung ihres Talentes zeigen. Davon kann ich den eigensinnigsten Künstler überzeugen. Es wird für mich genügen, ihm präparierte Kreiden, Kupfer, Papier usw. in die Hand zu geben, und nach kurzer Zeit werde ich ihm mit Leichtigkeit zeigen können, daß er so einen Kupferstich geschaffen hat und nicht eine Zeichnung, die er zu verfertigen glaubte. Natürlich darf man davon keine vollendeten Blätter erwarten, die über das, was der gewöhnliche Kupferstich leistete, hinaus fein und geleckt sind. Aber der wertvolle Vorteil ist, daß man in diesen vervielfältigten Zeichnungen die großen Kompositionen Pietro Testas, das Helldunkel Vouets, die Kraft der Zeichnung bei Lafage, den großen Wurf bei Raffael und le Brun ebenso, wie die gefällige Anmut (le beau vulgaire) Watteaus den Zeichnungen unserer Zeit sich zugesellen sieht. Und ohne den Künstler zu der Sklaverei zu erniedrigen, zu der ihn eine »gekämmte« (peignée) Gravure auf einer oder mehreren Platten verurteilt, werde ich, wenn nötig, die Blätter auch zu voller Vollendung bringen, immer ohne besondere Hilfsmittel. Aber der Mann von Geschmack zieht ja stets den Geist der Feile vor und das Werk der Künstlerhand ist überall begehrt und höher geachtet als die gelecktesteste Kopie. Das ließ mich davon abkommen, solche zu machen, indem ich mir vornahm, den Weg zu gehen, der zu den Originalen führt."

Was gewinnen wir aus diesen Ausführungen für die Erkenntnis seiner Technik? Wenig! Denn François macht hier weitgehenden Gebrauch vom Recht des Erfinders, der von seiner Erfindung spricht: viel zu reden und nichts zu sagen. Dazu kommt ihm das vieldeutige französische „à la . . ." bei dem Bestreben, unbestimmt zu reden, sehr zu statten.

Das einzige Positive, was wir hören, ist die negative Bemerkung: „Es ist bei meiner neuen Manier keine Rede von kleinen Meißeln und Hämmern, wie in der alten, die ich meinen

Digitized by Google

Schülern zeigte, bis ich mich ganz auf die Vervollkommnung meiner neuen Art verlegte." Er schließt damit den — schon seit langem bekannten — Gebrauch der Punze aus, die in die blanke Kupferplatte mit Hämmern getrieben wurde, und ebenso den des gröberen Mattoirs, mit dem die zu ätzende Platte ebenso bearbeitet wird. Die Bemerkung: „die Kreiden werden auf einfache Art und ohne mechanische Hilfsmittel gegeben", spricht eher gegen als für den Gebrauch der Roulette. Daß es sich nur um ein Durchdrückverfahren handeln kann, wird klar durch die Erwähnung der Verwendung von Papier, denn dies schließt die Verwendung jeder Nadel oder Roulette aus. Auch die entschuldigende Bemerkung, daß die Blätter nicht sogleich „ganz fein" sein werden, stimmt dazu: hier steht etwas zwischen des Künstlers Auge und Hand und der Platte, so daß er die Wirkung der zukünftigen Ätzung weniger sicher bemessen kann, als wenn er jeden Strich auf dem Ätzgrund verfolgt, also ist eine Retusche eher nötig.

Eine klare Beschreibung des Durchdrückverfahrens gibt J. H. Tischbein (Die Radier- und Ätzkunst. Zwickau 1823). Einleitend spricht er von den Bemühungen verdienstvoller Künstler, die Nachahmung der Kreide zu erreichen, durch geteilte Nadeln und andere mühsame Arbeit; endlich sei es Demarteau gelungen, durch den Gebrauch des Sandes sie zur Vollkommenheit zu bringen; er habe aber sein Verfahren stets geheim gehalten. — Das Verfahren beschreibt er so: Die Platte muß mit Ätzgrund bedeckt werden, der mit Rauch geschwärzt wird. Dann wird feiner Sand — später verwendete man Kolophonium — darauf gestreut und die Platte leicht erwärmt, so daß der Staub am Ätzgrund haftet. Dann wird die Platte mit Papier bedeckt und alle Kreidezüge der Zeichnung mit gröberen oder feineren stumpfen Nadeln nachgezogen, daß der Sand durch den Ätzgrund an das Kupfer angedrückt wird: hier wird das Ätzwasser dann angreifen. Durch ein paar Striche mit einer scharfen Nadel bezeichnet man an den vier Seiten die Platte und die Zeichnung, um diese immer wieder an die gleiche Stelle auf die Platte bringen zu können, wenn die erste Ätzung nicht die gewünschte Tiefe der Töne gibt und ein mehrmaliges Durchziehen der Zeichnung und Andrücken des Korns nötig ist.[1] (Der Verwendung der Roulette zur Nachahmung des Kreidestrichs tut Tischbein nur ganz nebenbei Erwähnung.)

Die zuverlässigsten Zeugen dafür, ob unsere Vermutung richtig ist, werden François' Blätter selbst sein. Zwar ist die Unterscheidung beider Techniken oft schwer, aber die größere Regelmäßigkeit in der Folge der Punkte beim Gebrauch der Roulette oder geteilten Nadel (wozu Punze und Mattoir rechnen) und die ganze Führung des Striches geben doch die Möglichkeit eines Urteils.[2]

Seine Blätter in Savériens Werk tragen fast alle den Vermerk „mit königlichem Privileg", sind also die Proben seiner Erfindung, und ausdrücklich bemerkt er, daß auch Quesnays Bild in dieser einfachen Art hergestellt sei. Wie es bei Inkunabeln einer Kunstgattung zu erwarten ist, können wir in den Blättern des Werkes einen Fortschritt wahrnehmen: manche wirken matt, da die Ätzung nicht genügte, andere rußig, da zuviel Strichlagen verwandt sind, die meisten aber erwecken vollkommen den Eindruck eines in Kreide leicht hingeworfenen oder auch im Detail ausgeführten Bildes und zeigen im Vergleich mit Blättern in reiner Radiertechnik, die auch in dem Werk enthalten sind, den eigentümlichen Reiz der neuen Manier. Aus der Unregelmäßigkeit der Punkte, ihrer sichtlich ganz zufällig wechselnden Dicke, aus der ganzen Führung des Strichs und namentlich aus dem Schummrigen der dunkler gehaltenen Blätter geht mit Sicherheit hervor, daß wir es mit einem Durchdrückverfahren zu tun haben. Die Blätter sagen uns also, was ihr Schöpfer uns verschwieg. In die geätzte Platte ist bei vielen reichlich mit Stichel und kalter Nadel hineingearbeitet, bei manchen sind nur die Schattenpartien in Kreidemanier gegeben; den Gebrauch des Schabeisens bei den späteren großen Blättern besprechen wir nachher.

Verwickelter ist die Frage bei Quesnays Porträt trotz (fast möchte ich sagen: wegen) der ausführlichen Schilderung desselben, die er uns gibt. Der Plüschrock ist mit dem Stichel gestochen, das Haar zeigt die Arbeit der Radiernadel, die auch sonst ausgleichend verwendet ist. Das Gesicht könnte man für Punktierarbeit halten — seine Worte schließen diese aber aus, auch geschabt ist es nicht, da er nur sagt: *wie* in Schabmanier — also ist es wohl eine Art des Durchdrucks. Die Steinumrahmung ist deutliche Kreidemanier, ebenso der Hintergrund; die Motive der Tuschmanier auf den Büchern sind mit dem gleichen Mittel erreicht — auch der Sockel ist, wie Singer (Der Kupferstich, S. 84) schon richtig erkannte,

1 Solche Paßstriche finden sich an vielen Blättern François'.

2 Demarteaus und Bonnets Blätter lassen die Verwendung beider Arten erkennen.

Digitized by Google

durch weichen Grund geätzt. François sagt: il est au crayon noir et blanc. Da er oben als Absicht anführte, mit Weiß auf farbiges Papier zu drucken, ist zu bemerken, daß die Verwendung der weißen Farbe im Druck sicher erst Bonnet gelang; François spart die Lichter aus oder verwendet das Schabeisen dazu auf der geätzten Platte.[1]

Die praktische Bedeutung der Erfindung war sehr groß. Mittelbar bahnte François dadurch, daß er die alte mühsame Punktiertechnik durch Verbindung mit der Radiertechnik leichter verwendbar machte, den bedeutenden Erfindungen, die in jenen Jahrzehnten geradezu sich drängten, den Weg. Der unmittelbare Erfolg war aber, daß durch sie ungezählte Werke der besten Zeichner in aller Hände kamen und zwar in treuer Nachbildung der eigenen Handschrift eines jeden: das wirkte sicher wie nicht leicht etwas verfeinernd ein auf den Geschmack der weitesten Kreise. So hat sie denn auch allen Wechsel des Zeitgeschmacks überdauert, auch die ihr in der Wirkung sehr ähnliche, billiger herzustellende Lithographie gab ihr noch nicht den Todesstoß, erst die Photographie. Hier hat also François sein Versprechen voll eingelöst. Aber auch von dem künstlerischen Wert als Ausdrucksmittel für freie Schöpfungen und von den Möglichkeiten, die in ihr lagen, erwecken schon die hier abgebildeten Inkunabeln dieser Technik (Bild 2—5) hohe Erwartungen: ihnen haftet nichts von der Mühe des Grabstichels an und manches bewunderte moderne Blatt erreicht den gleichen Eindruck nur mit dem Aufwand größerer Mühen und Mittel. Und was dann vollends Demarteau und Bonnet in ihr geleistet haben, das ist nicht mehr ein Übersetzen in die Sprache einer anderen Kunst, sondern die Nachbildung erreicht hier den Wert und die Wirkung einer freien eigenen Schöpfung.

So stolz François auf die technische Leistung des Quesnay-Porträts sein kann, so befriedigt und zuversichtlich die Worte des Nachtrags zum Brief von 1760 klingen, wir hören sie doch mit schmerzlichem Bedauern: das ist ein voller Verzicht auf die Pläne von einst. Das künstlerische hohe Ziel ist aufgegeben zugunsten eines rein technischen, fast handwerklichen Fortschrittes; und der Grund, den er dafür anführt, die umständliche Technik hemme bei jenem den Künstler im freien Arbeiten, hält nicht stand, wenn wir bedenken, welch wundervolle Leistungen eben auf jenem Weg andere erzielten. Wahrscheinlich waren andere ihm zuvorgekommen in der Anwendung der Technik auf die hohe Kunst, und er sah sich betrogen um den Künstlerruhm, den er von ihr erhofft hatte. Das spricht aus seinen Schlußworten: „Betrug und Eifersucht haben sich in alledem gerührt. Aber ich werde auf die tausend erbärmlichen Angriffe nicht antworten. Die falschen Talente gelten nur kurze Zeit. Man hat mich nicht immer gehört, aber ich schmeichle mich der Hoffnung, daß die gerechtdenkenden und aufgeklärten Männer mir endlich werden Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Die Hoffnung erfüllte sich nicht — die Anfeindung seiner künstlerischen Verdienste und die erfolgreichen Bemühungen anderer, namentlich Demarteaus, sich den Ruhm der Erfindung anzueignen, verbitterten seine letzten Lebensjahre und sollen seinen frühen Tod verschuldet haben.

Wenn wir als „die gerechten und aufgeklärten Richter", die er sich wünschte, unseres Amtes walten, können wir dann zu seinen Gunsten entscheiden?

Eine kleine Unklarheit, die verwirrend wirkt, möchten wir vorher beseitigen. Manche identifizieren Kreidemanier und Roulettentechnik. Es handelt sich aber nicht um den Weg (die Technik), sondern nur um das Ziel: den Charakter der Kreide- (oder Kohlen-) Zeichnung im Stich nachzuahmen. Dabei spielte, wie unsere Erörterung darlegt, das Durchdrückverfahren eine wichtige Rolle, während dies gerade in neueren Abhandlungen über die Geschichte der Techniken ganz übergangen oder nur nebenbei erwähnt wird.

Vielleicht beruht, wie so mancher wissenschaftliche Streit, auch dieser auf einer verschiedenen Stellung der Frage. Kaum eine Erfindung gibt es, wo nicht derselbe Streit besteht, da die einen denjenigen Erfinder heißen, der den ersten Schritt auf der entscheidenden Bahn tat, die anderen den, der den Gedanken über die theoretische Erkenntnis hinaus in der praktischen Wirklichkeit zur Tat gestaltete.

Im Prinzip hatte François sein Ziel, die Nachahmung des Kreidestiches, schon 1740 erreicht; auf welchem Weg, wissen wir nicht. Da das Verfahren aber offenbar zu umständlich war, schlug er einen ganz neuen Weg ein und erreicht damit 1753 die neue Lösung des Problems, das Durchdrückverfahren: das Patent wurde ihm sicher für *diese* Druckart erteilt.

1 Naglers Angabe, er habe auch gelungene Versuche im Farbendruck gemacht, ist wohl nicht von Stichen in mehreren Farben zu verstehen, sondern nur von der Nachahmung des Rötels und anderer einzelner Farben. „Farbstiche" sind von ihm nicht bekannt. Dagegen wird ein Blatt in Aquatintamanier erwähnt.

Digitized by Google

Der Versuch von 1740 war anfangs unbeachtet geblieben; aber da er selbst erzählt, daß er sich in Paris ständig mit Künstlern über den Ausbau seines Gedankens beriet, blieb das Prinzip kein Geheimnis. Als dann der zweite Weg ihm die Anerkennung des Königs und der Akademie gebracht hatte, machte er offenbar einen doppelten Fehler: er versprach viel (drei Plattendrucke, sogar mit Weiß) und begnügte sich dann mit einer bei allem Reiz der selbstgezeichneten Porträts und aller Treue in der Wiedergabe fremder Zeichnungen doch mehr handwerklichen Ausnützung der neuen Art und betont selbst als Hauptvorzug die Breite der Produktion, die seine Art ermöglichte; er bleibt immer noch etwas befangen bei der Kupferstichart stehen. Den entscheidenden Schritt, die neue Kunst zu dem zu verwenden, wofür nur sie die Sprache hat: die flüchtig hingeworfenen Striche einer leichten Skizze, die hingehauchten Töne des Pastells zu geben, taten andere. Demarteaus und Bonnets Schöpfungen sind nicht nur technische, sondern künstlerische Taten: nie hat eine nachahmende Kunst so ganz den Geist und die Stimmung einer Zeit wiedergegeben, wie diese Blätter die der leichtlebigen, graziösen Boucherzeit. So mochte also Demarteau — wenn es nicht nur egoistische Motive waren — sagen, er erst habe der Technik ihre Sprache gegeben und sich den Erfinder nennen. Wenn wir nun die Frage sachlich prüfen, als handle es sich um einen Streit lebender Erfinder, stellen wir vor allem fest, daß François sicher 1740 schon Blätter in der Krayon-Manier lieferte, während Demarteau erst 1757 die Erfindung gemacht haben will. Die Akademie bezeichnet 1757 seine Art zu stechen ausdrücklich als „bis dahin nicht angewandt", und hätten schon Leistungen anderer in ihr vorgelegen, wäre ihm sicher kein Privileg erteilt worden. Auch sind die Blätter, die er herstellte, sicher von künstlerischem Wert, nicht nur technische Versuche oder Marktware; endlich war die Erfindung auch so vollständig durchgeführt, daß ihre praktische Ausnutzung sogleich erfolgte.

Andere haben sie dann auf künstlerische Höhen geführt, die François nicht erreichte: aber den Weg dahin hat er entdeckt, hat ihn geebnet für die Nachkommenden und ist ihn selbst bis zu schöner Höhe gegangen.

Erfinderisch, regsam und unermüdlich hat er wahrscheinlich auch in anderen Manieren die ersten Versuche angestellt, der frühe Tod aber hinderte ihn, die Frucht davon zu genießen. Deshalb freuen wir uns, hoffen zu dürfen, daß nun über seine erfolgreichste Erfindung zu seinen Gunsten Klarheit geschaffen sei, und den Lorbeerkranz des Erfinders, nach dem er so leidenschaftlich begehrte und den die Mitwelt ihm versagte, ihm auf das Grab legen zu können.

Digitized by Google

Das künstlerische Buch der Gegenwart.

V.

Die Drucke der Marées-Gesellschaft.

Von

Georg Witkowski.

Eine eigenartige Gesellschaft! Sie hat keine Satzungen und keine Mitglieder, als Vorstand zeichnet nur der „Leiter" *Julius Meier-Gräfe* und auf den Titelblättern steht die Verlagsbezeichnung *„Marées-Gesellschaft R. Piper & Co. in München"*.

Gegen dieses Verwischen der üblichen Grenzlinien zwischen Vereinspublikationen und auf Privaterwerb abzielenden Unternehmen muß Widerspruch erhoben werden. Aber schließlich kommt es ja nicht so sehr auf die formale Legalität wie auf die Leistung und den die Sache erfüllenden Geist an.

In Hans von Marées hat Meier-Gräfe der neuen Reihe von Büchern und Mappenwerken den Schutzpatron erwählt. Feind allem Naturalismus und Impressionismus hat der Genius des von wenigen Erkannten nur der Größe und der Schönheit zugerungen. Was er seit 1864 in Rom schuf, war gezeugt aus dem leidenschaftlichen Hingeben eines Gegenwartsmenschen an die erhabenen Eindrücke der zweimal erstandenen Geistigkeit der griechisch-römischen Welt, geboren in krampfenden Wehen, kaum je zu dem unbekümmerten Eigenleben der reifgewordenen Frucht künstlerischen Könnens fähig — und doch anregungsreicher, zukunftsträchtiger als alle die in leichtem Getändel mit der Muse oder mühseligem Nachahmen naturgewollten Werdens entstandenen Sprößlinge der zeitgenössischen Kunst. Wir möchten Marées nicht den größten Maler des neunzehnten Jahrhunderts nennen, wie Meier-Gräfe wagt. Das hieße, dem Wollen das Vorrecht vor dem Können zubilligen. Aber niemand wird verneinen, daß sein Name für ein Streben, das auf edle, durch kein Zugeständnis an die Vielen verunehrte Kunstübung hinzielt, zum Panier dienen dürfe.

Dieser Name grenzt einen bestimmt gezogenen und zugleich sehr weiträumigen Wirkenskreis ab. Alles findet in ihm Zutritt, was von der Fläche ökonomischer und rationalistischer Lebenserfassung weg zur Höhe und Tiefe zielt, was den geheimnisvollen Weg zum Menschlich-Göttlichen beschreitet. Die hellgebornen, heitren Joviskinder finden ihn spielend; die mühseligen, trüben Söhne der Gaea müssen ihn unter tausend Schmerzen suchen, hinabbohrend in die Abgründe der eignen Seele, sich blutig losreißend von dem schweren irdischen Element, in das ihr Sein verwachsen ist. Im Zeichen der Marées-Gesellschaft vereinen sich ohne Zwang Ovid, Shakespeare, Goethe, Flaubert mit der Sappho, Plato, Friedrich Schlegel, Arnim, Dostojewski; Poussin, Menzel, Daumier, L. Corinth mit Michelangelo, Delacroix, Guys, Cézanne und Rudolf Großmann.

Für die Beter ist der Namensheilige des Domes, in dem sie weilen, nicht das wichtigste. Wenn nur nicht durch Unkunst in Bau und Schmuckwerk der Sinn erniedrigt und die Andacht gestört wird. In dieser Hinsicht haben die Drucke der Marées-Gesellschaft keinen Vorwurf zu scheuen. Die Stoffe, aus denen ihre äußere Gestalt sich aufbaut, sind edel: Papiere von auserlesener Güte, gediegene prunklose Einbände und Mappen, stattliche ungesuchte Größenverhältnisse. Auf die treue Wiedergabe der Bilder wurde allenthalben die letzte mögliche Sorgfalt verwendet, und sie erreichte häufig eine fast gefährliche Vortäuschung ursprünglichen Künstlerschaffens. Die Drucke der Texte wurden angesehenen deutschen Offizinen anvertraut und bewähren — mit geringen Ausnahmen — deren gute Namen. Streben nach höchster Qualität, sicherer Geschmack macht sich überall und meist erfolgreich fühlbar.

Allerdings zeigte das erste Werk diese reife Form noch nicht erreicht. Es enthielt Goethes „Clavigo" mit neun farbigen Bildern des früh für das Vaterland gestorbenen Malers Goetz von Seckendorf. Der Druck (von W. Drugulin) leidet unter breiten Zwischräumen, unschönen roten Personennamen und mangelhafter Zurichtung, die Bilder tragen den Charakter ungeformter, technisch mangelhafter Aufzeichnungen erster Einfälle. Solche Skizzen haben

Digitized by Google

ihre eignen Reize, wenn zupackende Kraft, genialer Strich und Farbensinn die Phantasie des Beschauers zum Weiterbilden des nur Angedeuteten reizt und hinleitet; hier aber ringt ein unausgebildetes Künstlertum mit dem andersartigen Geist des Dichterwerks und stammelt verworrene Töne, die zu dem Worte Goethes keine Melodie fügen, ja durch ihren Mißklang ärgerlich berühren. Zu wünschen bleibt, daß die als 21. Druck in Aussicht genommenen zwanzig Steindrucke von Goetz von Seckendorff dem Beschauer Besseres zu bieten haben.

Die weiteren Gaben der ersten Reihe der Marées-Drucke waren drei Mappen in Folio-Format, Blätter graphischer Kunst in durchwegs vortrefflicher Drucktechnik enthaltend. Die Cézanne-Mappe brachte zehn Aquarelle, in den Originalgrößen so täuschend durch Farbenlichtdruck reproduziert, daß auch die feinsten Werte erhalten geblieben sind. Die Ausdrucksfähigkeit der photographischen Verfahren, unterstützt von gelegentlicher Nachhilfe durch Handmalerei, kann an und für sich imponieren. Aber die Tatsache, daß Blätter, die bisher allein in den Museen und bei den glücklichen Besitzern zugänglich waren, nun einer großen Zahl von Genießern (oder auch Nichtgenießern, Protzen, Kunstbanausen) ausgeliefert sind, ist nicht gerade erfreulich; auch erregt die höchstgesteigerte Ähnlichkeit von Original und Reproduktion die ernsthaftesten Bedenken, weil das Qualitätsurteil durch solche, dem Laien völlige Identität vortäuschende Nachahmung gefährdet wird, zumal wenn ein Mann von dem Ansehen Meier-Gräfes das als etwas Erwünschtes ohne jede Einschränkung preist.

Die gleiche bedingte Anerkennung gebührt der Skizzenmappe, die mit einem auf Titelangaben eingeschränkten Text von Julius Elias siebzig faksimilierte Blätter französischer Meister des neunzehnten Jahrhunderts bringt. Die Drucke, fast sämtlich in Paris hergestellt, bieten in Auswahl und Technik Ausgezeichnetes, einen Überblick der impressionistischen Malerei seit den Tagen Manets. Der Künsthistoriker findet reichsten Stoff zur Belehrung und das nach Schönheit verlangende Auge sättigt sich an der Fülle starken, kühnen, edlen und anmutigen Könnens. Wie ruhig, wie klassizistisch muten uns diese Meister der letzten vierzig Jahre des vergangenenen Säkulums an!

Besonders fühlbar wird diese reine, tiefe Wirkung, erblickt man daneben das krampfhafte Mühen der Gegenwart, statt der im Auge des Künstlers abgespiegelten, durch seine persönliche Wesenheit neu gestalteten Erscheinungswelt unmittelbar aus seinem Innern hervorbrechende Gesichte und Gefühle durch Farbe und Linie zu versinnlichen. Meier-Gräfe stellte einer Reihe unserer Jüngeren und Jüngsten das Thema „Shakespeare-Visionen." Scheinbar kein übler Einfall; doch das Ergebnis bezeugt, daß zwischen der Welt des großen Briten und dem engen Bezirk zeitgenössischer deutscher Kunst nur wenige, schmale Brücken zu schlagen sind. Diese Kunst ist ihrem ganzen Wesen nach unliterarisch, ihre Vertreter sind ungebildet, befangen in der Zufälligkeit neuester Dogmen, absorbiert in dem Ringen um das Ausdrucksvermögen. Die helle Klarheit Shakespearescher Luft, die Tiefe seiner Gedankenhintergründe, die Stärke seiner Leidenschaften erstehen vor diesen dürftigen Hungerleidern nach dem Unerreichbaren nicht einmal als ferne Gesichte. So bedeuten die zweiunddreißig Radierungen, Holzschnitte, Steindrucke als Ganzes nur einen schwachen Widerschein der Flammen, die in Hamlet, Caesar, Othello, Lear mit dunklem Feuer, in dem Bereiche der Lust- und Feenspiele als goldene Leuchten aufstrahlen.

Deutsche Kunst der Gegenwart bietet ferner die Übersetzung von Dostojewskis Novelle „Eine dumme Geschichte" in den talentvollen Steinzeichnungen Rudolf Großmanns (fünfter Druck), die edle Verdeutschung der Legende Flauberts von St. Julian dem Gastfreundlichen mit archaisierenden Holzschnitten Max Unolds (siebenter Druck) und die zweiundzwanzig (in der Japan-Ausgabe 23) Radierungen Rudolf Großmanns, die unter dem Titel „Herbarium" einen heiter-ironischen Willen zum Guten und Rechten der Zeit entgegenstellen.

Als eine Leistung eigener Art steht der sechste Druck neben den andern allein und durch bibliophilen Charakter ausgezeichnet. Die neue, wohlgelungene deutsche Nachdichtung der „Amores" des Ovid durch Rudolph Schott ist von dem Dresdener Schriftmeister Heinrich Wieynck in prächtigen Kursivzügen auf über dreihundert Seiten niedergeschrieben und durch Heliogravüre zugleich mit den 196 Vignetten André Lamberts auf Platten gebracht und gedruckt worden. So entstand ein Buch, das den ganz in Kupfer radierten früherer Zeit äußerlich gleicht und den an individuellem Künstlertum jedem durch Satz hergestellten Druck überlegenen Eindruck hervorruft, den wir etwa bei Kaukols „Christlichem Seelenschatz" empfinden. Freilich muß gesagt werden, daß der sprudelnde Reichtum der Erfindung, die freie Grazie der alten Schriftkünstler bei dem Nachfolger einer korrekten Sauberkeit der Technik gewichen ist, und daß auch Lamberts weiche Ornamentik mit den großen Ornamentisten der Vergangenheit an Kraft und Kühnheit nicht zu wetteifern sucht.

Digitized by Google

Als die stärksten bisher hervorgetretenen Erzeugnisse der Marées-Gesellschaft müssen die beiden Mappen gelten, die als neunter und zehnter Druck vorläufig den Reigen schließen: fünfzehn Faksimiles nach farbigen Aquarellen, Tusch- und Federzeichnungen Daumiers, einen großartigen Überblick seines ganzen Schaffensgebiets eröffnend, ebenso vollkommen wiedergegeben wie die Blätter der Cézanne-Mappe und deshalb ebenso mit Beifall zu begrüßen, — und dreißig (in der Vorzugsausgabe 31) Zeichnungen von Hans von Marées. Hier hat Meier-Gräfe sich mit Wilhelm Hausenstein (der auch zu Daumier den Text verfaßte), Rudolf Pannwitz und Walther Riezler vereinigt, um dem Patron des Gesamtunternehmens zu huldigen. Radierungen Werner Schmidts schmücken den Text.

Überblicken wir noch einmal die auf unsern Tischen ausgebreiteten Bücher und Mappen, so erkennen wir in ihnen die stattlichste geschlossene Folge von Publikationen, die das Buchgewerbe des alten Deutschlands hergestellt hat, jenes Deutschlands, das nun versunken ist. Die beiden letzten Kriegsjahre, Jahre der schwersten Not, sahen diese Erzeugnisse eines Luxusbedürfnisses hervortreten. Werden wir eine Zeit erleben, die der angekündigten weiteren Folge von nicht weniger als achtzehn Marées-Drucken zum Dasein verhilft? Sollen wir diese Zeit herbeiwünschen?

Der Untergang des Abendlandes.

Von

Geheimrat Max Martersteig in München.

Erst als die westlichen Mitbewohner unserer asiatischen Halbinsel Europa unter dem Feldruf ihrer *Zivilisation* unser Barbarentum, das wir Deutsche doch immer eine Kultur zu nennen stolz genug empfanden, als Schicksalsvollstrecker niederzuwerfen sich anschickten, ist der gegensätzliche Begriff von *Kultur* und *Zivilisation* ins Bewußtsein breiterer Schichten gedrungen. Vor einem Menschenalter noch war er das ahndungsschwere Geheimnis einzelner, die man als Pessimisten ansprach. Die sahen den Schicksalsvollzug voraus, vor dem Leichtgeherzte, im Besitze einer großen und wie es schien ungefährdeten Kulturerbschaft sich gesichert wähnten, sahen, daß wir, seit hundert Jahren etwa, vom Kapitale zehrten und künftig mit einer Zivilisation uns würden begnügen *müssen*. Die neunzig Prominenten der deutschen Welt, die gegen den Vorwurf, Europas Kriegsgeißel gewesen zu sein und den Krieg barbarisch zu führen, laut protestierten, gehörten *nicht* zu jenen Pessimisten. Sie fühlten sich berechtigt, als sorgliche Mehrer und Genießer jener Erbschaft. Das Gefühl seines Schicksals zu haben, wird, so lange es gelingen will, seit Kassandras Tagen gern gemieden.

Nietzsches „Décadence" und das leichtsinnige fin de siècle empfand man eher als einen lustigen Aufputz am ernsten Gewande des abendländischen Weltzustandes, trefflich geeignet, zerschlissene Stellen zuzudecken. Auch heute wieder *tanzt* unverwüstlicher Optimismus wirklicher und vorgetäuschter Jugend am offenen Grabe der Menschenwürde, in das doch außerdem die zerrissenen Leiber von zwölf bis fünfzehn Millionen Opfern unserer Zwietracht hinabsanken. . . .

Eine Geschichtsphilosophie, der das ersichtlich nur Episode bedeutet, die dieses uns ein Furchtbarstes dünkende Geschehen kaum mit einem Worte berührt, — dagegen aber das tragische Antlitz einer ganzen Menschheitsentwicklung von mehr als sechstausend Jahren, mit seinen leuchtenden Momenten berechtigten und dann wieder hybridischen Glücksgefühls, mit seinen strahlenden und seinen hippokratischen Zügen wie eine ungeheure Weltdämmerung heraufführt, darf in der Tat wohl als ein Ereignis von epochemachender Bedeutung angesprochen werden. Eine Tat ist hier vollbracht, die nicht erst Wind, die gleich Sturm sät und notwendig die Atmosphäre der Zeit in stärkste, kampfschürende Bewegung setzen muß — und wird! Aber es wird kein Kampf werden lodernder Begeisterungen und grämlicher Befehdungen wie beim Inslichttreten Nietzsches — dem letzten starken Ereignis in

Digitized by Google

Europas Geistesgeschichte — sondern ein ernstestes Ringen um Überzeugungen von lebensentscheidender Gewalt. Ein Kampf um die Erfüllung oder die Vermeidung dessen, was des Buches Aufschrift mit tragischer Bedeutsamkeit in vier düstere Worte faßt.[1]

Ein Buch höchster Unbequemlichkeit für die Optimisten aller Kategorien des Wirkens, des Beschauens, des Genießens, des Lebens überhaupt, aber ein Buch von tiefbewegender Macht für alle, denen die Weihe tragischen Ernstes die Vollendung innerer Freiheit bedeutet, die ihr Gottmenschentum als Schicksal in sich tragen, die im „Gewordenen" die Wonnen und Schmerzen des „Werdens" wieder- und nachzufühlen befähigt sind, denen von hohen Bergen herab, sub specie aeternitatis, die Gipfel ihrer „seelischen Landschaft" Sehnsucht und Erfüllung zugleich bedeuten. Hier spricht ein zur äußersten Kraft zusammengefaßter Wille mit der Sicherheit jenes Bewußtseins, das seine beglückenden und schmerzenden Intuitionen prüfend tausendmal dem Feuer aller geistigen Erkenntnisse ausgesetzt hat, der Überhebung nicht scheut, dem wenig daran liegt, *gerecht* zu sein, weil Überhebung und Gerechtigkeit keine Wertmaße dem schicksalsmächtigen Tatsachenbereiche seelischer Kräfte gegenüber sein können. Dieser Wille schöpft aus einer Quelle, die keine individuelle Ungerechtigkeit trüben und die nur ein gottstarker Glaube fließen machen kann. Und er spricht in einer Sprache, deren scharfe und bildkräftige Prägung sich den wenigen Glücksfällen philosophischer Literatur würdigst einreiht.

Fast unlösbar erweist sich die Aufgabe, dem gesamten Inhalt dieses Werkes in einer zusammenfassenden Betrachtung nahe zu treten und Ausdruck zu geben: unter Philosophen aller Schattierungen, Kulturhistoriker, Politiker, Physiker, Mathematiker, nicht zuletzt aber unter Künstler und Kunstbetrachtende wäre sie aufzuteilen. Die alle müßten, jeder *seinen* Aufstieg wählen, zur orientierenden Umschau auf die Gipfel dieses Massivs gelangen und dann noch den Flug in den unendlichen Raum der Ferne, ins Kosmische auf starken Flügeln metaphysischer Veranlagung wagen können, um eine beherrschende synthetische Einheit zu erfassen, die Idee des Ganzen rein und knapp zu gestalten. Denn vor dem Werke zerflattert der Wahnglaube einer einheitlichen, einer *Welt*kultur. Die „Menschheit" wird ein leeres Wort, das man vergessen muß. Die immer geglaubte einheitliche, oder doch eins ans andere knüpfende, die wesentlichen Resultate einer Phase in die andere herübernehmende Entwicklungslinie selbst auch nur der „Kulturvölker" zeigt sich zerstückelt. Abgründe tun sich auf, wo wir Brücken vorhanden wähnten. Wir lernen nicht *die* Kultur betrachten, sondern eine Vielzahl von Kulturen als gesonderte, abgeschlossene, einander fremd oder gar feindlich gegenübertretende Bildungen physischer und seelischer „Landschaften", Bildungen, die höchstens eine gemeinsame biologische Beschaffenheit ihrer Träger bestätigen, dagegen im morphologischen Aufbau ihrer seelischen Beschaffenheiten grundzügige Verschiedenheit aufweisen. Wir lernen Kulturen als Organismen begreifen, die den Gesetzen allen Lebens unterworfen sind, die Geburt, Wachstum, Verfall und Tod kennen. Unsere summarische Aufteilung der Welt- und Kulturgeschichte in Altertum, Mittelalter und Neuzeit mit ihren verschwimmenden Grenzen ist aufzugeben. Wir haben gemessen nach dem Maß unseres Wissens von den Dingen; nun, da ein schärferes Zublicken unser Wissen unendlich bereichert hat, nachdem wir aber vor allem auch eine weiter erfaßte *Idee* über die Dinge stellen, schrumpft manches Großgesehene zur episodischen Bedeutung zusammen, und wo wir helles Licht zu erblicken glaubten, ermattet es zu trüber Dämmerung, weil jenseits unseres gewohnten Blickkreises Dämmerungen zu strahlenden Sonnen sich erhellen.

Nie dürfte, um zunächst eines herauszuheben, die Epoche der frühchristlich-arabischen Kultur und ihr Einfluß auf die abendländische ihrer seelenbildenden Bedeutung nach in solcher Vertiefung geschildert worden sein. Dieser „magische Kulturkreis", über den ein ganz anderer Himmel sich wölbt als über den antiken, mit seinen Verschiebungen von Zeit- und Raumgefühl, mit seiner Symbolik der zur Algebra sich dehnenden Mathematik, mit seinen apokalyptischen Visionen, seiner phantastisch-vegetativen Ornamentik, seiner Architektur aus neuen Elementargefühlen herausgewachsen, — haben wir sie, diese „magische" Welt, nicht immer nur als *Episode* betrachtet?

Die Kultur Ägyptens mit ihrem viertausendjährigen Leben richtet sich uns auf als der gewaltige Bau einer durchaus metaphysisch bestimmten seelischen Einheit von ungeheurer Ausdehnung und Ordnung, deren hierarchischer Sozialismus in seiner religiös-ethischen „Gerichtetheit" wunschreiche und bange Vergleichungen unserer um dieses Problem krei-

1 *Oswald Spengler*, Der Untergang des Abendlandes, Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte. I. Band: Gestalt und Wirklichkeit. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1918. XVI u. 639 S. Preis 20 Mark brosch.

Digitized by Google

senden Geistigkeit und Wirklichkeit nahebringt. Die bedeutungsvolle Phase des Buddhismus der indischen Kultur, als philosophische „Mode" vom Abendlande mit koketter Neigung bevorzugt, wird entlarvt als ein Niedergang der seelischen, der kulturbildenden Kraft, den nur die an den Äußerlichkeiten hängende Oberflächlichkeit der abendländischen Reformation gleichgeartet erachten konnte. An alledem wird nachgewiesen, daß unser philosophischer und politischer Liberalismus in schwerem Irrtum sich befand, wenn er in der kulturellen Entwicklung der Weltvölker eine „fortschrittliche" Zielstrebigkeit nachweisen zu können glaubte, — ein Glaube freilich, den wache Skepsis mehr als einmal schon früher stark erschütterte. Nicht äußerliche Bedingungen „verursachen" die Auf- und Niedergänge, die Wendungen und Biegungen, Erfüllungen und Erschöpfungen im „Leben" einer Kultur; sie geschehen und gehen vor sich vom vitalen Kerne aus, der organisch-gesetzmäßig die Entfaltung bestimmt bis zu ihrem höchsten Ausmaß, um dann in seiner Erschöpfung dem Schicksal alles Organischen, dem Tode zu verfallen: „Ich sehe in der Weltgeschichte das Bild einer ewigen Gestaltung und Umgestaltung, eines wunderbaren Werdens und Vergehens organischer Formen."

Und das Sterben jeder Kultur — heißt Zivilisation. Zivilisation ist die langsame, zuweilen über viele Jahrhunderte sich ausdehnende Agonie des kulturellen Organismus. Damit sind auch die vorhergehenden Lebensperioden bestimmt. Sie weisen die gleichen Phänomene auf — gleich in ihrer symbolischen Beschaffenheit, in ihrer symptomatischen Bedeutung, aber vom Grund auf verschieden in ihrem vitalen, d. h. *seelischen Gerichtetsein.*

Von diesem morphologischen Grundgesetz aus gelangt Spengler zu einem in hohem Grade überzeugenden System der „Gleichzeitigkeiten", das sich selbst vielleicht am eindringlichsten darlegt, wenn beispielsweise das altägyptische Reich (2900—2400), die griechisch-dorische Zeit (1100—650) mit der Zeit der Gotik (900—1500) — oder wenn das Altarwerk von Pergamon und Wagners Bayreuth als „gleichzeitig" gesetzt, als *gleichwertige* Symptome und Symbole *einer* kulturellen seelischen Beschaffenheit begriffen werden.

Die erkenntnistheoretischen Probleme, die sich aus einer solchen Anwendung des *Zeitbegriffs* und — von fast noch einschneidenderer Bedeutung — des *Raumbegriffs* enthüllen, verweisen, wie angedeutet, auf eine gesonderte kritische oder darstellende Betrachtung rein philosophischer Art. Hier werden die Kantianer auf dem Kampfplatz erscheinen müssen, da hier die Grenzen seitheriger Anschauung völlig verschoben und insbesondere durch die Gleichsetzung von *Zeit* und *„Richtung"* bedeutsam erweitert werden. Hier sind Höhepunkte genialer Betrachtung. Andere liegen im Blickfelde der metaphysisch orientierten mathematischen Phänomene der verschiedenen Kulturen. Für unser gegenwärtiges Weltbewußtsein, für die höchst aktuelle Frage um *unser* Leben und Sterben — brennender geworden durch die Krisen des Kriegs, der Revolutionen, die die abendländische Seele heute erschüttern, vergiftet wie sie war und wird durch die nationalistischen Wahnausbrüche dieser heißen Zeit, kaum noch erkennen lassend, daß wir Westeuropäer dem Schoße *einer* Kultur entbunden wurden — wird die nächste und intensivste Bedeutung gewinnen die alle Wurzeln bloßlegende Auseinandersetzung, die diese Geschichtsphilosophie vollzieht an der scheinbar unlöslichen Verknüpfung unserer abendländischen Welt — auch noch der neuzeitlichen — mit der Antike: die Analyse von „antik" und „modern". Es hat nicht erst der im Kriege geborenen Schlagworte bedurft von der „lateinischen" und „germanischen" Wesenheit der abendländischen Kultur; beschaulichere Vertiefung in dieses Problem hat schon, seit einem Menschenalter etwa, aber immer vorwiegend gefühlsmäßig, auf die Verschiedenart der Wurzelstöcke hingedeutet, aus denen, gegen alle Natur, der uns so lange als *Einheit* erschienene Stamm der antik-modernen Kulturform emporgewachsen erschien. Der Intuition namentlich künstlerischer Naturen schien hier eine gesetzwidrige Ehe geschlossen — *erzwungen* worden zu sein. Eine Monstrosität in der Natur der Dinge, für welche die, freilich vom edelsten Willen beseelten Zuchtmeister in der Scholastik, im Humanismus und in der Renaissance gefunden wurden. In letzterer namentlich, die als das glänzende, unsere Sehkraft so lange blendende Gaukelspiel intellektueller Bevormundung erkannt werden mußte. Vor kurzem schon wurde hier auf Karl Schefflers „Geist der Gotik" hingewiesen; bezeichnender noch für die Krisis unserer Renaissanceabhängigkeit sind die Bekenntnisse in seinem Buch „Italien", das die Geburtswehen dieser Skepsis des Abfalls mit erschütternder Eindringlichkeit schildert. Die synthetische Skizze dieses Verhältnisses im „Geist der Gotik" erfährt nun hier durch Spenglers bis in die letzten Ursprünge vordringende Beleuchtung einen fruchtbarsten Ausbau. Von diesem „Irrtum" aus im geschichtlichen Leben des Abendlandes muß die aus ihm gewonnene Einsicht mit zentrifugaler Kraft in die Breite wirken. Hier sehen wir einer Vergewaltigung

Digitized by Google

unseres „Schicksals" ins Auge, durch eine Reaktion — das Barock — zwar paralysiert, die uns jedoch zugleich durch die Verausgabung unserer noch vorhandenen gesteigerten Kräfte ruckweise dem Scheitelpunkt unserer Kultur entgegenführte. Trotzdem, gestehen wir's uns nur: wir sind diese Vormundschaft nie wieder ganz los geworden; dieser kindhaften Liebe zu vermeintlichen elterlichen Vorzügen verdanken wir scheinhaft glückliche Sonnentage unseres seelischen Daseins. Jeder Schritt unserer Gegenwart wird am Gängelband dieser Elternschaft getan — wir unterscheiden nur nicht, ob er die Kultur, unsere Kultur, oder die Zivilisation zum Ziele hat. Was immer unserer Erkenntnis greifbar ist, fast jedes Werkzeug zur Bewältigung und Gestaltung unserer Wirklichkeit trägt Namen und Prägung dieser Erziehung. Und doch war diese Kindschaft nur eine Adoptivkindschaft; in allem Wesentlichen mußte jene Ehe unfruchtbar bleiben. Und unsere eingeborenen Anlagen verkümmernd oder doch nur zum Scheinleben überkleidend, hat diese Verquickung mit antiken Seeleninhalten unsere eigene Fruchtbarkeit eingeschränkt. Es handelt sich bei dieser Erkenntnis nicht um einen zu fassenden Entschluß, uns loßzureißen, unsere Selbständigkeit zurückzugewinnen, — der käme zu spät. Auch die Stunde unserer Kultur hat geschlagen, oder es hebt doch schon der Glockenhans den Klöpfel, auch gehen wir — und von uns Abendländern namentlich wir Deutschen — nicht hinab ins Sterben wie aus einem verschwendeten, unerfüllt gebliebenen Leben: „herrlich wie am ersten Tag" stehen die Zeugenschaften von unseres Lebens stolzem Mittag aere perennius. Nur daß wir nun unser Schicksal *verstehen*, uns seinem Gesetz unterzuordnen lernen, unser Hinabwandeln ins Reich des „Gewordenen" mit Würde geschehe und — trotzdem — mit dem Bekenntnis zum amor fati. Daß wir fernerhin nicht irrlichterlierend, krampfhaft nach Stimulanzen tasten, die unseren Greisenabend zur Lächerlichkeit vor dem Auge des Göttlichen verzerren. Es ist die *„faustische Seele"* — so nennt Spengler, was andere als die „gotische" verkündeten —, die jetzt ihre Bahn an ihrem, im Gegensatz zu dem der Antike unendlich erweiterten Horizont durchlaufen hat und nun am Ziele angekommen ist, — das Sterben heißt. Die faustische Seele, die weder verwandt, wie wir irrend glaubten, noch feindlich, wie es von ihrem Willen zur Macht zuweilen gefordert wurde, zur Antike stand, die nur „anders" war; anders in dem, worauf es ankommt zur Erfüllung einer Kulturaufgabe, und die darum ihre Möglichkeiten vielfach zu einem nutzlosen, ja schädlichen Reibungskampfe, getrieben und verlockt von ihr nicht angehörigen, nicht eingeborenen Idealen verschwendet hat:

Was euch nicht angehört,
Müsset ihr meiden,
Was euch das Innere stört,
Dürft ihr nicht leiden.

Verstehen wir recht: Kultur ist ein Schicksal; und zudem: das Gewissen einer Kultur schlägt immer nur in der Brust einzelner. Kultur ist auch immer „Wille zur Macht", weil sie dem Zwange ihrer Möglichkeiten folgen *muß*. Wenn heute, in der Altersperiode des Abendlandes, diese Möglichkeiten mitsamt dem Willen zur Macht noch einmal kollektiv im Sozialismus aufleben, so wird das praktische Resultat dieser verspäteteten Expansion der abendländischen Kulturseele — vielleicht ein neuer Mutterboden sein; der aber lange brach liegen und junge Kräfte sammeln muß, als höchstes Pflichtbewußtsein, als tiefstes Verantwortlichkeitsgefühl, das sich ihm unabtrennbar einkörpern muß, und der, über Geschlechter hinaus, eine neue „seelische Landschaft" darstellt, die eine neue Kultur gebären kann. Wahrscheinlicher aber ist der Erbfolgeanspruch auf das abendländische Kulturvermögen, soweit dieses noch nicht erschöpft ist, zwar legitim, jedoch infolge seiner diffus verstreuten, unjungfräulichen Kräfte — gegenstandslos. Der Sozialismus wird der Exponent der „Zivilisation" sein, in die das Abendland heute zwangsweise aber gesetzmäßig verwiesen ist. Das ist seine schicksalsmäßige organische Restform eines „Gewesenen", dem ein „Werden" nicht mehr innewohnt.

Der Inhalt der „faustischen", die abendländische Kultur durchpulsenden Seele war ihre *Richtung in die Ferne;* erkenntnishaft verkörpert im Begriffe der *Unendlichkeit des Raumes*, das ist die Richtung einer gänzlich ateleologischen Transzendenz von tiefster Religiosität, war Auflösung alles Körperhaften in Beziehungen, Symbole, gebrochene Farben, Fernen, Atmosphären, in kontrapunktische Musik, in eine überall von drängendem *Werden* geschwellte Formensprache, war tragische Konzeption der „Weltangst" und der „Weltsehnsucht" zugleich. Sie war Keplers astronomischer Himmel der Unendlichkeiten, war die Infinitesimalrechnung

Digitized by Google

Leibnizens und Newtons Gesetz von der Balance der Kräfte. Sie gebar Giordano Bruno und Rembrandt als gleichgerichtete Schöpfer gleichwertiger Werke. — Von alledem war die Kultur der Antike das Gegenteil: auf die *Nähe*, die *Fläche*, das *Körperhafte* gerichtet, auf Isolierung und Gebundenheit in begrenzten Zwecken, auf Schönheit im Maß; in Politik und Recht auf den selbstsüchtigen Individualismus der Polis, mit ihren haßerfüllten Abgrenzungen gegen die Nebenbuhlerschaften. Sie war, es kann nur wiederholt werden: *anders*, hatte eine andere Seele. Die ihr Schönes, ihr Erfüllendes, ihr Glück, ihre Vollendung in der Sophrosyne fand, — einem Ideale, dem faustischen Menschen ewig fremd und ferne. Eine Tragödie des Sophokles und eine Shakespearesche, eine Götterstatue der jonischen Blütezeit und eine Bachsche Fuge: zwei Welten. Und beide doch „gleichzeitig" als Ausdruckskraft *gleichartiger* Reifeperioden *ungleichartiger* Seelen. Dynamisch das gleiche, in den Inhalten aber, sofern sie Furcht, Art der Kraft, ethische Weite oder Enge, Ziele der Sehnsucht sind, ganz verschiedene organische Gebilde. Man setze den Vergleich fort an Formen des Staates, der Politik, der Soziologie, des Rechtes und der Religion und ermesse aus der sich ergebenden Sonderheit und Abgeschlossenheit der antiken Kultur die überhaupt vorhandenen Möglichkeiten, im fruchtbaren Sinne auf die unsrige erzieherisch einwirken zu können.

Annähernd hatte das schon Nietzsche, als er seine neuen Werttafeln über das Leben des Abendlandes stellte, richtig gesehen; nur mit einer Überschätzung des griechisch-dionysischen Elements, das nur in der mykenisch-dorischen Epoche ein wirklich „Elementares", in den späteren aber schon — wir würden sagen: zu einem karnevalistischen Vergnügen entartet war; mit einer Überschätzung oder Falschwertung aber auch des „Apollinischen", das eben auf Inhalte sich aufbaute, die nie Inhalte der faustischen Seele waren, noch werden konnten. Wer überhaupt von den Herrschaften des griechischen Olymps hätte dem faustischen Menschen Vorbild sein können, ohne ihn bis zur Entstellung zu „kultivieren"? Immer — die wenigen Glücksfälle der Ausnahmen in Ehren — hat die Verquickung des antiken mit dem faustisch-abendländischen Ideal zum „Kompromiß" geführt. Was aber Kompromiß heißt, ist immer erstes Anzeichen heraufkommender Zivilisation an Stelle der Kultur. Dieses letzte Ereignis von Bedeutung: Nietzsche — offenbarte seine Größe in seiner Kririk der Moral, in der Konstatierung der Dekadenz unserer Zeit. Sein *aufbauender* Inhalt trägt, mitsamt den geistigen, dichterischen und künstlerischen Zeugenschaften des neunzehnten, unseres Abstiegs-Jahrhunderts den Charakter eines — Auswegsuchens. Spengler nennt Zarathustra eine Marotte, — nennen wir ihn einen Ausweg der Verlegenheit, umstrahlt von der Abendröte einer tragisch gestimmten Lyrik, deren Dithyramben von Schmerz durchzittert klingen: incipit tragoedia, so kündete ihn Nietzsche in der „Morgenröte" an.

Von Goethe, Mozart (in Beethoven lebte schon eine versteckte, gewaltsam übertäubte Zarathustra-Qual) an krankten unsere Dichtung und Künste an dem uneingestandenen Bewußtsein oder doch der Ahnung des seelischen, des kulturellen Niedergangs. In der Malerei war die Kraft schon weit früher, mit dem siebzehnten Jahrhundert, in der Plastik schon mit der Spätrenaissance erschöpft. Selten nur noch lebt sich die ungebrochene „Gerichtetheit" ohne Widerspruch, den die schöpferische Seele selbst erhebt, aus. Und im letzten Sinne gelingt es nie mehr, die Möglichkeiten der Seele der Wirklichkeit aufzuprägen. Man bringt den Glauben zu sich selbst — *ganz* nicht mehr auf. Man sucht Ausflüchte und Zuflüchte. Und findet letztere im Pathologischen, womit die methaphysisch und transzendent gestimmte Seele sich *maskiert*. In solche Betrachtung ist die karge Reihe namentlich der Tragiker des vorigen Jahrhunderts — und des jetzigen erst recht — zu rücken: von Kleist über Hebbel, Ibsen bis zu dem ehrlichen, das groteske Mißverhältnis des Kulturkompromisses enthüllenden Ironiker Shaw. —

Die Einfühlung eines Historikers in eine so ungeheure Fülle von Erscheinungen, von allen Gebieten in die Kultur einfließender Tatsachen, zudem eines so weit ausgreifenden Zeitraums, unter der Bestrahlung einer leitenden „Idee" von durchaus neuem Inhalt und neuer Prägung — und die Umsetzung dadurch gewonnener Ergebnisse in Resultate der Erkenntnis muß unvermeidlich „Gerechtigkeit" im Sinne allseitigen objektiven „Verstehenwollens" vermissen lassen. Das wird man nicht als fehlerhaft empfinden, wenn man sich selbst in jene Sphäre erheben kann, aus der ein ehrlichster Ernst diese Erscheinungen betrachtet. Und es wird uns durch den Umstand erleichtert, daß diese Geistigkeit sich nie — oder wenn es geschieht, dann eingestandenerweise — ins Paradoxale verläuft, sonst die Ausflucht meteorischer Geister. In diesem Sinne versteht man, daß Goethe als der Virgil in dieser Divina comedia erscheint, ja, daß er ausdrücklich als der einzige anerkannte Führer auch und namentlich im Philosophischen erwählt wurde. Goethes „sinnliche Anschauung", aus der ihm die „Idee"

Digitized by Google

geboren wurde, sein Begriff vom „Leben" in seiner Unzerspaltbarkeit und ewigen Kontinuität, sein Erkennen des „Gleichnishaften" in allem Vergänglichen und sein Beziehen dieses Symbolischen auf die „Urphänomene" — es sind das in der Tat die Leitgedanken dieser alle Dimensionen des seelischen Vermögens durchmessenden geistigen Wanderung — durch die Welt der Ewigkeit und die der Jahrtausende, durch Raum und Zeit. Im Goetheschen Sinne auch, mit dem Blicke seines gestaltenden und alle Weltangst friedenden Auges sieht der Schöpfer dieses Werkes der Agonie des Abendlandes entgegen: der Geist, die Wissenschaften, an ein Ende hingelangt, dessen Grenzen zu überschreiten über die in die Seele gelegten Möglichkeiten geht, wenden den Blick, der in ungeahnte Fernen drang, der sie „maß", nun aber an das nicht weiter „meßbare" Unendliche stößt, kehren, über die Kraft beladen und belastet, wieder nach einwärts, in sich selbst. Der Geist „hat Gott geschaut", ihn erkannt im Ungeheuren seiner Ausstrahlungen: seiner Welten; er findet nun auch den Frieden der „faustischen Seele" im Anerkennen, im Teilhaftwerden einer mythisch-mystischen Resignation von zuvor in der Geschichte des Menschen nie erlebter tiefster Religiosität, findet in seine *Heimat* zurück, wo

alles Drängen, alles Ringen
ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

Im sterbenden Abendlande, dessen Grenzen nach Morgen hin durch unsere Oder — weitest: durch die Weichsel — bestimmt sind, breitet sich unter glatter Oberfläche die *Zivilisation*. In einem weiten Pantheon werden die Zeugenschaften großer Kulturzeit „verehrt", geschätzt auch, und ins Leben gezogen, so weit sie dem *Nutzen* der Gemeinschaft dienen. Und als wärmende Sonnen *dieser* seelischen Landschaft *Güte* und *Liebe* heraufzuführen, ist das unverrückbare, aber immer ferne Ziel der in ihr lebenden Geschlechter.

Buch oder Mappe?

Ein bibliophiler Briefwechsel

von

Erich Steinthal, Julius Meier-Gräfe und Georg Witkowski.

1. Erich Steinthal an Julius Meier-Gräfe.

Nicht ganz einverstanden bin ich mit der Art, den Vorzugsdrucken von Flaubert und Dostojewski (in den Drucken der Marées-Gesellschaft) eine *Mappe* mit den Erstabzügen der Steindrucke bezw. Holzschnitte beizugeben, die *ins Buch selbst* hineingehören.

Dadurch, daß Sie die Handdrucke gesondert herausgeben, nehmen Sie der Japanausgabe etwas von ihrer Vollständigkeit und zerstören zugleich die Bucheinheit. Sie wollen in den Vorzugsausgaben „zwei Zustände" der im Buche enthaltenen Kunstblätter bringen. Einverstanden! Der zweite Zustand gehört aber mit demselben Rechte *ins* Buch wie der erste, unsignierte.

Außerdem ist die Mappenausgabe sowohl zu Flaubert wie zu Dostojewski gewissermaßen *unvollständig:* in ihnen sind nur Handdrucke der *Vollbilder* enthalten, während ich die Sonderdrucke der überaus geistvollen Großmannschen Vignetten, Kopfstücke und culs de lampe vermisse. Meiner Ansicht nach sind diese aber ein integrierender Bestandteil jeder wirklich künstlerischen Luxusausgabe. Die Lösung ist hier die, daß die Papierformate der Japanausgaben dem Papierformat der signierten Handdrucke zu entsprechen haben; dabei stört durchaus nicht, daß der zweite Zustand eine geringere Papiergröße hat, — im Gegenteil! Eine Sondermappe dagegen stört die Bucheinheit, sie ist einfach unbibliophil.

Es würde mich freuen, wenn Sie in späteren Veröffentlichungen meine Anregungen berücksichtigten. Sie werden der Zustimmung jedes *Büchersammlers* sicher sein. Nur für diese arbeiten Sie in unserem Fall. Die *Mappensammler* haben sich an die betreffenden Veröffentlichungen der Gesellschaft zu halten.

Digitized by Google

2. Julius Meier-Gräfe an Erich Steinthal.

Sie berühren in Ihrem Schreiben einen Punkt, der den Herausgeber vielfach beschäftigt hat. Sie haben vollkommen recht, den Dualismus von Mappe und Buch zu beklagen. Mir scheint aber dieser Dualismus erträglicher als die Zerstörung der Einheit des Buches, die jede Hinzufügung der Sonderabzüge in dem Exemplar selbst, zur Folge hat. Ich weiß wohl, daß man in Frankreich diese Methode bevorzugt. Sie ist aber jüngeren Datums, d. h. stammt aus der Epoche der Romantik, nicht aus der Blütezeit. Mein Freund William Morris, den man wohl als größte Autorität des Buches anerkennen kann, war über den französischen Brauch stets entsetzt. Schließlich kombiniert der Künstler seine Originalgraphik immer mit der gedruckten Fläche zusammen. Klebt man den Sonderabdruck sofort hinter den normalen Druck ein, so entsteht eine künstlerisch durchaus ungerechtfertigte Wiederholung; nimmt man die Drucke zusammen an das Ende des Buches, was vielleicht der gangbarste Weg wäre, so bleibt immer noch ein Amphibium übrig. Die Ausführung, wie wir sie vorgenommen haben, scheint mir logischer, und sie hat für den Sammler den nicht geringen Vorteil, die Sonderdrucke im großen Format zu besitzen. Der von Ihnen vorgeschlagene Weg wäre für uns viel bequemer und ökonomischer. Signierte Drucke gehören aber in kein Buch, in dem lediglich der Drucker das Wort hat.

Es wäre vielleicht nicht uninteressant, die Zeitschrift für Bücherfreunde mit dem Fall zu betrauen, und ich gebe anheim, ob Sie Witkowski darüber schreiben wollen. Die Rundfrage könnte interessante Resultate bringen.

Ganz zustimmen muß ich Ihnen dagegen in der Frage der Leisten. Wir betrachteten zunächst die Leisten als zu eng mit der Typographie verbunden, um einen Sonderdruck zu rechtfertigen, haben uns aber schon vor längerer Zeit entschlossen, in Zukunft auch die Leisten unserer Bücher als Sonderabdrucke zu bringen.

3. Georg Witkowski an Erich Steinthal.

Die alte gute Sitte, den Vorzugsdrucken bibliophiler Werke besonders frühe Abdrucke der darin enthaltenen Graphik beizugeben, führt zur Verdoppelung eines Teils des Buchinhalts, also zu einer Wiederholung innerhalb des Buchrahmens, die auf jeden Fall das ästhetische Empfinden der Einheit von Inhalt und Form, der Dienstbarkeit der Technik gegenüber dem Künstlerwollen des Dichters und des Graphikers stört.

Insofern ist die Lieferung der Sonderdrucke in einer selbständigen Mappe, für die Herr Meier-Gräfe auch andere Gründe ins Feld führt, als das Bessere zu bezeichnen. Aber andererseits verdienen auch Ihre Einwände ernsthafte Beachtung, — ich meine die auf die Bucheinheit bezüglichen, da ja Herr Meier-Gräfe Ihr Verlangen nach Sonderdrucken der Vignetten usw. schon als berechtigt anerkannt hat.

Ich selbst stehe mit meiner Neigung auf der Seite der Mappe; aber als ich das vor einigen Jahren in einer Versammlung der Maximilian-Gesellschaft aussprach, wobei Fedor von Zobeltitz mir sekundierte, blieben wir mit unserer Ansicht ziemlich vereinsamt, und die Anwesenden sprachen sich fast alle dafür aus, die Sonderdrucke, falls man sie überhaupt gäbe, nur im Buche selbst darzubieten, da — wie die mir freilich unverständliche Begründung lautete — sonst aus *einer* Publikation deren zwei oder mindestens anderthalb würden.

Wie Sie sehen, liegt bisher keine nach einer Richtung deutende Majoritäts- oder Autoritätsentscheidung vor. Vielleicht könnte man durch den Abdruck unseres Gedankenaustauschs weitere Äußerungen hervorlocken, und so stelle ich dafür gern die Zeitschrtft für Bücherfreunde zur Verfügung.

Digitized by Google

Rara et Curiosa.

Von

Fedor von Zobeltitz auf Spiegelberg.

I—V.

Bei einer gelegentlichen Durchsiebung meiner Bibliothek, wie ich sie gern zur Frühlingszeit vornehme, stieß ich auf eine Anzahl von Schmökern, die man am besten zur sogenannten Kuriositätenliteratur rechnet und die mir immerhin interessant genug erscheinen, um ein wenig darüber zu plaudern, zumal sie sicher kaum bekannt sein werden. So fiel mir zunächst in die Hände ein merkwürdiges Buch:

I. *Der Zauberstein.* Ein grundgelehrtes Mährchen. Liegnitz und Leipzig, bey David Siegert. 1803. IV und 184 S. Mit einem Titelkupfer G. Boettger sen. del. u. sc. 1803. Den Verfasser konnte ich nicht ermitteln, fand ihn weder bei Goedeke, Kayser, Russell, noch in anderen Nachschlagewerken, nur in Hayn-Gotendorfs Bibl. Germ. Erot. et Cur., Bd. 9, S. 612, wo das Buch als „sehr selten" bezeichnet wird, eine kurze Notiz über den „satirisch-jokosen" Inhalt. In der „Vorerinnerung", mit „— — m. den 10. Febr. 1803" unterschrieben, erzählt der Verfasser, er habe den „Zauberstein" sowie einen kleinen Roman „Die Prüfung etc." während einer schmerzhaften Augenkrankheit diktiert, um nicht ganz unbeschäftigt zu sein. Der Roman an sich ist eine ziemlich langweilige, zeitgemäß natürlich im Orient sich abspielende phantastische Geschichte vom Stein der Weisen; der Witz liegt in den satirischen Einschiebseln, die Kendur, der Held, auf einer „langen Reise durch Europa in statistischer, geomantischer und lukrirender Hinsicht" zu Papier gebracht hat. Das Manuskript ist in Kapitel eingeteilt, die den Charakter der europäischen Nationen, den Zustand der Gelehrsamkeit in Deutschland, Statistisches und Geographisches, die Polizeianstalten und die Vergnügungen der Deutschen behandeln. Schon hier finden sich vereinzelte witzige Bemerkungen über deutsche Verhältnisse, z. B. heißt es über die Gelehrten: „Man theilt sie im allgemeinen ein in Stubengelehrte und Kammergelehrte. Die letzteren hießen deswegen so, weil sie so wenig Einkünfte haben, daß ihre Stube mehr einer Kammer ähnlich sieht. Dahin gehören z. E. verdienstvolle Schullehrer, andere verdienstlose und unwissende stehen sich etwas besser." Von den Dichtern: „Sie treiben das nützlichste, erhabenste und würdigste Geschäft, denn sie sagen es selbst." „Vornehme Leute halten die Gelehrten sehr in Ehren. Der berühmte X. durfte nur eine Stunde in dem Vorzimmer der Großen warten, und ich habe selbst gesehen, mit welcher Freundlichkeit sie sich über ihn lustig machten." Verschiedene „Beylagen" ergänzen die Denkschrift. So enthält die erste die „Erläuterung einer uralten hieroglyphischen Schrift, worin die französische Revolution aufs Deutlichste propheceyet wird" mit ergötzlichen Knüttel- und Klapphornversen, die in lustiger Satire auf die Zeitereignisse hinweisen. Am amüsantesten ist aber die zweite Beilage, ein „Gespräch über die Veränderungen der deutschen Sprache", das auch von der Belesenheit des Verfassers zeugt. Er läßt St. Clara, Talander (Bohse), Wolfram von Eschenbach, Philipp von Zesen, Rabener, Fischart, Jac. Böhme, Luther u. a. in einem Wirtshause auf dem Lande redend auftreten und persifliert ihre Ausdrucksweise in drolliger Weise. Beispielsweise sagt

Talander: Die Herrn seyn schönstens willkommen. Ich gratulire mir, von dero werthen Compagnie zu profitiren und wünsche anbey nichts mehr, als daß ich capable wäre, dieselben in allen Stücken zu unterstützen.

Eschelbach: Ich bin mit meinen Kumpanen vast stark hieher geloffen, wann ich von Geschicht uf eyner gruonen Wisen ezlich Ritter durch di Buome gewahrete, di zochen gein dise Kaban.

Nun spricht man über den Geiz des Kaisers Joseph, über den Rabener eine Anekdote aus einer Zeitung vorliest. Darauf antwortet

Digitized by Google

Zesen: Mein Rahbner, er urtelt grade so, als ein Mänsch, dähr dahrüber spottet, daß eine Unglükliche, dähr Libreiz Mark und Bein gerühret, und di blos das Mummgesichte dähr Heiligkeit trägt, und liber in dem ersten Zeitblick der Libinne dihnen möchte, daß di nicht aus dem Jungfern zwinger entwischt, in welchen si di Dihner des Gros-erz-Vaters gestekt, da doch der Tageleuchter offen steht, aber nicht sieht, daß eiserne Gitter dafohr sind. Er muhs doch die wältsälige Lage des Römischen Erzherrn bedänken. Es ist wahr, er nimt sechzig tausend mahl tausend Gulden ein, aber wie fühl Schlachtgaben fordern dafohr nicht Blaunine, Weidinne, Heldreich, Schwimmmnahnt und andere. Ich habe ihber dihsen Gegenstand ein Liehd in der gegenrollenden Dattel-Art mit dem zerstümmelten achtgliedrigten Dichtband oder zurükhupfenden Jungfer- oder Trommel-Band, vermischt mit der kröpelrollenden Dattel-Art gemacht. (In Zesens Sprache ist Libinne Venus, der Gros-erz-Vater der Papst, der Tageleuchter das Fenster, wältsälig heißt politisch, Schlachtgaben sind Opfer, Blaunine ist Minerva, Weidinne Diana, Heldreich Mars, Schwimmmnahnt Neptun. Der Verfasser des „Zauberstein" hat zweifellos Zesens „Ibrahim" von 1645 gelesen, in dem sich alle diese verdrehten Verdeutschungen finden. Die gegenrollende Dattel-Art bezieht sich natürlich auf die Dichtungsweise der Deutschgesinnten Genossenschaft, besonders auf Zesens „Hohes Lied in Palmen- oder Dattel-Reime" von 1657.)

Fischart: Mein lieber Zesen, was ihr da sagt, ist fast nicht viel mehr, als das Vesper-Gebrümmel eines katterrolligen Kartenschwärmers und Kartenhäuslin-Stürmers. Hier gilt nit Stemponey treiben. Wenn dem Kayser das Bremengeschwüren der Hättichgern und Giebher, worunter manch siebenfudriger Schmeerbauch und Barrenhengst seyn mag, mit götzfuttischer Maicheley in seinem Beutel hauset; hat denn der ehrliche Pächter (der Kaiser) nit auch ein ziemlich große sancte-orapronobische Litaney von Leuten, die er bezahlen muß? Weil ihr uns nun euer kröpelrollendes kröplichtes Lied anpreist, so thu ich ein Gleiches mit meiner grillekrottestischen geistlichen Mühl zur römischen Frucht. (Die Ausdrücke meist aus Fischarts „Geistlose Mül" von 1577: „Dann wie in der Grillekrottestischer Geistloser Mül zur Römischen Frucht, steht, so will die Spreier allzeit oben schweben . . .")

Rabner: Die Handlung des Kaysers ist löblich, das wird niemand läugnen. Aber sie auf eine Art auszuposaunen, als wäre sie die erhabenste aller tugendhaften Handlungen, das würde der Kayser selbst sehr übel genommen haben, wenn er es erfahren hätte. Ich an meinem Theil halte überhaupt das Allmosengeben eines Reichen, versteht sich im Gelde und so wie es itzt gewöhnlich ist, für die allerunterste Tugend, wenn es auch würklich mit den besten Gesinnungen geschieht.

Böhme: Ja freylich, denn der Feuerblitz ist nun primas geworden und dieselbe materia, welche in Urkund also herb und streng war, ist nun wie erstorben und ohnmächtig und der Feuerblitz holet seine Stärke nunmehr darinnen. Denn es ist seine Mutter, und die Bitterkeit fähret im Blitz aus der Herbigkeit mit auf und entzündet den Blitz, denn sie ist des Blitzes Vater, und steht das drehende Rad nunmehr im Feuerblitz und die Herbigkeit bleibet überwunden. Das ist nun der Wassergeist und vergleichet sich die materi der Herbigkeit nunmehr dem Schwefelgeist, ganz dünne, rauh, ängstlich überwunden und der Stachel drinnen zitternd und im Blitz truknet und schärfet er sich . . . Daher ich dir denn beypflichte, mein Bruder. (Ganz die Stilart Jac. Böhmes in „Morgenröthe", dem „Mysterium magnum", dem „Übersinnlichen Leben" u. a.)

Eschelbach: Somer Got! Das mag nit groß fer Eren gefin, ob ein richer ein arm mann ein gab beschert. Dem wachsend alle Tugende bi, der hat Eren me, der ein wahrer Ritter mag wesen. Slaf wird jm nit bekannt; ez taget jm selten nach sinem Willen. Die Sorge ist sin Gesinde un viel mannigen Tag. Sin Minne ist sur worden, di er zuvor vil sueß erkannte ud spiset izt den rosenfarwen Munt uf sinen Schaden. Doch treit er sin Missewandsam ein bolder Kämpe, wann er auch alle Tage mit Reken und Zaubern sich slaen müß, neiget sich jms Ere und bluet im Froide wider.

Luther: Mein lieber Meister Wolfram; ihr könnt recht gute Worte spinnen, wird aber nit gut Tuch draus. Meints wol gut, habts aber noch nit rechten getroffen. Ich halts mit der St. Biblia, die uns die Liebe des Nächsten, wozu Almosen gehört, als eines der fürnehmsten Gepott anpreiset . . .

Fischart: Lieber Martin, ihr habt eben das recht Pünktlein troffen. Die reichen Geldsäke meinen, die Frumheit sey ufm Markt feil, daß man sie könnt vor Geld kauffen, wie man ein neu Schauben kauft. Aber ein solch Frumheit ist auch mit Blezzen, Lappen und Fleken zusammengeraft und so artlich über ein Hauffen gefügt, als ob man viel Stük von

Digitized by Google

Dukaten, Kronen, Rosenobeln und Portugalesern mit einem Tr—k zusammenleimet, daraus ein schöne Thür für einen Saustall zu machen. Sonderlich, wenn sie Kirch und Altär mit groß Gut beschiken, meinen sie St. Peter werde solch fromb Leut wohl mit der Staats-Gutschen in Himmel einholen.

Sta. Clara: Holla! Gemach! Ich halt, es sey gleich wohl auf erbaulicher, mit seinem Geld sich der armen Kirchen und Klöstern annemmen, als es in Schlemmen und Prassen vergelgen, wie die Zech-Jodel und Kandel-Trescher. Ist doch mit aller Welt Lust so gar nichts ausgericht. O was Fleiß und Unkosten, was Schwizen und Schnaussen wird allerseits angewandt, damit der Leib, dieser leimige Trampel hoch mög ankommen und verehret werden! O wie mancher läuft alle Tag und alle Stund nach Hof, er steigt auf und ab wie eine Gämbs, er bükt und biegt sich mehrmalen wie ein Passauer Kling, er sucht hin und her wie ein Wachtelhund, er seufzet oft wie ein ungeschmirter Ristwagen, er hüpft bald da, bald dorthin wie eine unruhige Bachstelze, er demüthigt sich wie das Geröhr im Teich . . . in summa: kein Geld ist ihm zu lieb, kein Zeit zu lang, kein Sorg zu groß, er sieht, er sucht, er wüt, er flucht, er wacht, er sorgt, er wart, er borgt, er zahlt, er kriecht, er steht, er geht, er kauft, er beißt, er rauft, er macht, er bricht, was ist damit ausgericht? Nihil, nichts. —

Man sieht, auch den Kapuzinadenton des Wiener Hofpredigers hat der Verfasser gut getroffen, und die einschlägige Literatur kennt er. Ich schätze, der Verfasser ist selbst ein geistlicher Herr gewesen, der die unfreiwillige Muße einer Krankheit dazu benutzt hat, sich seiner Lesefrüchte in guter Laune zu entledigen. In der „dritten Beylage", einem Schulreglement für die Stadt- und Landschulen, bezeichnet er sich als Schulinspektor, und das würde zu meiner Ansicht passen. Natürlich gibt er in dieser Beilage gleichfalls seiner Satire Spielraum und streut dabei gute Seitenhiebe aus auf den Staat, die Geldnot der Lehrer, die Unvernunft der Eltern, die dogmatische Engherzigkeit beim Religionsuntericht, die Examina und anderes mehr.

Mit diesen Beilagen erschöpft sich allerdings das Interesse des Lesers. Der Schluß gleitet dann wieder in die langweilige, nur hier und da durch einige lustige Episoden unterbrochene Märchenerzählung hinein. Als Drucker wird Adam Christian Charisius in Wittenberg genannt.

II. Eine lückenlose *Casanova-Bibliographie* gibt es noch nicht. Man muß sich vorläufig an Viktor Ottmanns Buch halten, dessen Zusammenstellung auch Hayn-Gotendorf folgt. Dort wird richtig als erste französische Ausgabe der „Histoire de ma fuite" die à Leipzig, chez le Noble de Schönfeld, 1788, angegeben, von der 1884 ein, mit einer (ebenfalls unvollständigen) Bibliographie versehener Neudruck (herausgegeben von L. Bordes de Fortaye) in Bordeaux erschien. Als erste *deutsche* Ausgabe führt Ottmann aber nun an die von dem Geraer Archidiakon Christian Andreas Behr (Goedeke IV, 222, 74 und derselbe 3. Aufl.: IV, I. Abth., 618, 91, nennt ihn fälschlich Christian August) bei Gottl. Heinr. Illgen in Gera und Leipzig 1797 herausgegebene, von der 1799 eine zweite (Titel?)-Auflage in gleicher Seitenstärke auf den Markt gebracht wurde.

Sicher wäre es verwunderlich gewesen, wenn erst neun Jahre nach dem Original, das in Frankreich oft nachgedruckt und bearbeitet wurde, eine deutsche Übersetzung dieser abenteuerlichen Flucht, die Casanova mit einem Schlage in der ganzen Welt bekannt machte, erschienen wäre. Das ist denn auch nicht der Fall. Ich fand beim Stöbern unter meinen Büchern ein kleines Quartbändchen, das beweist, daß schon im selben Jahre, da die französische Ausgabe herauskam, der Versuch einer deutschen Übertragung gemacht worden ist. Der Titel lautet:

Der zweite Trenck oder Geschichte meiner Entweichung aus dem Staatsgefängnisse zu Venedig. Geschrieben zu Dux in Böhmen 1787. Nach dem Französischen. Wien und Leipzig, 1788. Bei Georg Philipp Wucherer. (125 S.)

1786 war Trencks vielgelesene Lebensbeschreibung erschienen, und es dünkte dem Übersetzer wohl zweckmäßig, darnach seinen Titel einzurichten, was er auch in dem kurzen Vorbericht betont, indem er noch anfügt: „Daß diese Geschichte aber (so sehr sie auch an das Fabelhafte gränze) sich auf wahre Thatsachen gründe, dafür bürgt ganz Venedig, und mancher selbst in Wien noch lebende Zeuge, worunter auch der geschikte Mahler C-a-a-o-a, der leibliche Bruder unsers Helden, zu zählen ist." Des ferneren entschuldigt er die „bei der deutschen Bearbeitung vorgenommenen Abkürzungen, da der Faden nun rascher verläuft, und die Geschichte im Wesentlichen nichts dadurch verloren hat". Die Kürzungen sind aller-

Digitized by Google

dings ziemlich erheblich. Während Behr im allgemeinen der französischen Vorlage recht genau folgt, macht der erste Bearbeiter sich die Sache leichter, zieht viel zusammen und läßt aus, was ihm nicht wichtig erscheint. Er hält sich auch nicht an die Kapiteleinteilung, sondern gliedert die Erzählung einfach in zwei Teile, deren erster mit der Überführung des Gefangenen in seinen neuen Kerker endet. Während Behr richtig die „Fuite" mit der Rückkehr Casanovas nach Venedig abschließt, erzählt der Vorbearbeiter noch: „Ich sah mich endlich gezwungen, mein Vaterland zu verlassen, so wie man ein Haus verläßt, das uns gefällt, wo man aber einen üblen Nachbar hat. Ich lebe nun zu Dux in Böhmen, wo ich, um mit meinen Nachharn in guter Ruhe zu leben, nur nicht mit ihnen räsonniren darf — und es ist nichts leichter als dieses."

Trotz dieser Eigenmächtigkeiten und Kürzungen dürfte die mir vorliegende Übersetzung der Flucht für die Casanova-Bibliographie doch Interesse haben, weil sie zweifellos als die erste deutsche anzusehen ist. Der Name des Bearbeiters ist mir nicht bekannt geworden.

III. *Ritter- und Räuberromane* älterer Zeit sehe ich mir gern genauer an, weil es unter den Sprudelköpfen der Romantik manche gab, die sich in ihren jungen Jahren durch die unheilvolle Mischung von Empfindsamkeit, ungebärdiger Leidenschaft und aufklärerischem Pragmatismus der Spieß, Cramer, Vulpius, Weber, Schlenkert u. a. beeinflussen ließen. Der achtzehnjährige Tieck schrieb zu Rambachs „Thaten und Feinheiten renomirter Kraft- und Kniffgenies" den Abschnitt vom bayrischen Hiesel, ebenso das Schlußkapitel zur „Eisernen Maske" und für die „Ritter, Pfaffen und Geister", alles Rambachscher Literaturkehricht, die Novelle „Adalbert und Emma", die er später sogar unter dem Titel „Das grüne Band" in seine Schriften aufnahm. So leitete mich denn auch ein unwillkürlicher Gedankensprung auf Tieck, als mir folgender, schon etwas abgenutzter Zweibänder in die Hände kam:

Die Unsichtbaren. Von *Ernst Winter.* Halle, bei Michaelis und Compagnie, 1794. Mit 2 Titelvign. 326 u. 296 S.

Wer war gleich Ernst Winter? Goedeke VI, 48, 4, 1 behauptet ein Pseudonym für W. G. Wackenroder, der für den jüngeren Nicolai einige Ritterromane aus dem Englischen übersetzt hat. Aber das ist ein Irrtum, wie Haym und Köpke mich überzeugten. Ernst Winter ist *Ferdinand Bernhardi,* der Schwager Tiecks, Subdirektor am Friedrich-Werderschen Gymnasium, der die löbliche Angewohnheit hatte, seinen jungen Verwandten gehörig auszubeuten. Und Tieck war auch nachgiebig genug, dem Schwager sein zweiaktiges Trauerspiel „Der Abschied" zu überlassen, weil Bernhardi gern als Verfasser gelten wollte, hatte ihm die kleine Erzählung „Die Versöhnung" für das „Archiv der Zeit" gegeben, in den „Bambocciaden" das falsche Zeugnis für Bernhardis Mitarbeiterschaft an der „Verkehrten Welt" aufgestellt und ihm schließlich noch sein Idyll „Almansur" für den Band „Nesseln" geschenkt, den der Usurpator 1798 unter dem Pseudo Falkenhain veröffentlicht hatte (auch in meinem Besitz). Aber zum Krach war es schon vorher gekommen. Tieck hatte 1792 seine Erzählung „Abdallah" vollendet, und Bernhardi hatte neugierig in das Manuskript geguckt, sich darauf schleunigst hingesetzt und unter dem Namen Ernst Winter den Roman „Die Unsichtbaren" verzapft. Er erschien noch vor der Buchausgabe des „Abdallah", und nun wurde Tieck borstig und behauptete, Bernhardi habe ihm den Stoff gestohlen, denn diese Rittergeschichte sei nichts weiter als eine plumpe Nachbildung seiner phantastischen Erzählung.

Ich habe mir daraufhin die Mühe gemacht, die beiden Werke noch einmal durchzulesen. Mühe macht es wirklich. Dieser „Abdallah" mit seinem abgeschmackten Geister- und Zauberspuk ist eine heillose Geschichte, der man es anmerkt, daß der Verfasser noch völlig im Banne der Schule Rambachs und des, Leihbibliotheksmode gewordenen plattierten Orientalismus stand. Ungleich verrückter und hundertmal talentloser sind freilich „Die Unsichtbaren". Der Beweis, daß Bernhardi Tieck bestohlen hat, läßt sich nur auf Umwegen führen. Er verlegt den Stoff in die deutsche Ritterzeit, der sich allerdings insofern mit dem der Tieckschen Erzählung deckt, als es sich auch hier um die gewaltsame Entthronung eines Fürsten durch eine heimlich verschworene Ritterschaft und redselige Sophistereien über die Sache ganz im Tieckschen Stile, um Gewissensängste und grause Phantasien handelt. Die Wahrscheinlichkeit liegt also vor, daß Bernhardi, skrupellos wie immer, sich in diesem Falle, wie oft, mit fremden Federn geschmückt hat. Jedenfalls glaubte es Tieck, und als Bernhardi schließlich noch die Unverfrorenheit hatte, ihm zu erklären, ohne seine Beihilfe wäre auch der „Abdallah" nicht entstanden, kam es zu einem ernsthaften Zerwürfnis zwischen den beiden.

Digitized by Google

„Abdallah" erschien 1795 bei Nicolai in Berlin, wurde nicht wieder aufgelegt und später in die Schriften übernommen. Er findet sich noch dann und wann, wenn auch selten, auf dem Antiquariatsmarkt. Bernhardis Roman aber scheint ziemlich restlos in dem Wust der alten Leihbibliotheken untergegangen zu sein. Auch Haym (Romantische Schule) hat ihn „nicht zu Gesicht bekommen" und seine kurzen Ausführungen darüber lediglich auf die eingehende Rezension in der Neuen Allg. Deutsch. Bibl. Bd. XIII, Heft 6 gestützt.

IV. Reich an Beiträgen zur Skandalchronik des Mittelalters ist ein verschollenes Werkchen *Anekdoten zur Charakteristik der Vorzeit* von *Carl Eginhard.* Ronneburg und Leipzig, Aug. Schumann, 1804. 2 Bde.

Goedeke VI 407, 17, 1, Hayn-Gotendorf II, 104 (als „rar" bezeichnet). Der Verfasser ist nicht zu verwecheln mit Othello von Plänckner und dem Frhrn. von Buschmann, die gleichfalls unter dem Namen Eginhard (resp. Eginhardt) schrieben. Er heißt vielmehr Ad. Aug. *Bergner* und war Bauführer in Weißenfels und Naumburg († 1828 in Halle). Außer obigem erschien noch von ihm ein romantisches Sagenbuch „Die heiligen Rosen" (Leipzig 1819—23), herausgegeben von Aug. Adolph und Wilh. Ferdinand, in dem wohl nur die erste Erzählung „Das Roß vom Libanon" von Bergner stammt. Die beiden Anekdotenbände enthalten viel üppige Schnurren über den Adel und die Geistlichkeit vergangener Jahrhunderte, u. a. den Abdruck einer lateinischen Cöllner Urkunde von 1486 unter dem Titel: „Eine Dirsteiner Nonne in puris naturalibus vor der medicinischen Fakultät in Cölln", das Original zu mancherlei Schwankgeschichten späterer Zeit.

V. Wer ist *Georg Psalmanaazaar?* Ich grübelte darüber nach, als ich einen reizenden kleinen, wappengeschmückten Lederband aufschlug und, hübsch in rot und schwarz gedruckt, folgenden Titel las:

Description de l'Ile Formosa en Asie . . . Dressée sur les Mémoires du Sieur George Psalmanaazaar, Natif de cette Ile. Avec une ample & exacte Relation de ses Voiages dans plusieurs endroits de l'Europe . . . par le Sieur N. F. D. B. R. Enrichie de Cartes & Figures: A Amsterdam, Aux Dépens d'Estienne Roger . . . MDCCV. XLIV + 406 S. + 12 Bll. Inhalt u. Anzeigen.

Endlich fiel mir ein, daß der sogenannte Psalmanaazaar zu jenen berühmten Fälschern gehört, von denen G. A. E. Bogeng im Schlußkapitel seiner amüsanten „Streifzüge eines Bücherfreundes" zu erzählen weiß. Näheres über den seltsamen Gauner fand ich in dem Werke von J. A. Farrar „Literarische Fälschungen", deutsch von Fr. J. Kleemeier (Berlin 1907). Wer der rätselhafte Mann eigentlich war, ist noch immer nicht aufgeklärt, man glaubt aber, daß er ein Südfranzose gewesen ist. Als er um 1703 unter dem Schutze des Feldpredigers Reverend Innes aus Flandern nach London kam, stimmte er die religiös gesinnte Welt sofort zu seinen Gunsten, indem er vorgab, ein Eingeborener von Formosa zu sein, der von seinem schrecklichen Heidentum zu den ewigen Wahrheiten der Christenheit bekehrt worden sei. Den Bischof Compton nahm er dadurch für sich ein, daß er den Katechismus in das Formosanische übersetzte, d. h. in eine, in ihrer Art genial erdachte, gar nicht existierende Sprache, die aber selbst berühmte Gelehrte für echt hielten. 1704 erschien dann seine „Historical and Geographical Description of Formosa, an Island subject to the Emperor of Japan", die tollste Müchhausiade, die wohl je unter dem Deckmantel strenger Wissenschaftlichkeit veröffentlicht worden ist. Es gab ja nun freilich schon als zuverlässig geltende Nachrichten über die Insel, die von Holländern und Spaniern bereits anfangs des siebzehnten Jahrhunderts besetzt worden war, besonders hatte der holländische Missionar Candidius über Formosa geschrieben. Aber Psalmanaazaar behauptete in seinem Buche gerade das Gegenteil von ihm, und da er in einem Anhang zu der zweiten Auflage (1705) wütend gegen die Jesuiten vom Leder zog, so gelang es ihm, im frommen England selbst seinen skeptischsten Gegner, den Jesuitenpater Fontenay, mundtot zo machen. Wenn Psalmanaazaar seinen Betrug auch weiterhin zu selbstsüchtigen Zwecken ausgenützt hätte, so wäre er psychologisch nicht weiter interessant gewesen. Aber er suchte nicht nur Gelegenheit, seine Erdichtung freimütig einzugestehen, sondern fand sich auch sonst auf die Pfade der Rechtschaffenheit zurück, veröffentlichte eine recht verdienstvolle Geschichte des Buchdrucks und seine Aufsehen erregenden Denkwürdigkeiten und wurde in seinen alten Tagen ein guter Freund Samuel Johnsons. Er

Digitized by Google

starb 1763 im vierundachtzigsten Jahre seines Lebens als allgemein geachteter Mann, dessen literarische Schwindeleien der Jugendzeit man vergessen zu haben schien.

Eine wie gewaltige Anteilnahme s. Z. seine „Description of Formosa" fand, beweist die französische Übersetzung, die schon ein Jahr nach dem englischen Original erschien und auch die wundervollen Abbildungen zur Erläuterung des phantastischen Textes bringt: die Tempel mit dem Rost, auf dem die Kinderherzen gebraten wurden, die verschiedenen Altäre der Sonne, des Mondes und der Sterne, die Leichenprozessionen, die schwimmenden Dörfer, die Geldmünzen, die Kostüme aller Bevölkerungsklassen und das erstaunliche Alphabet der formosanischen Sprache mit seinen zwanzig Buchstaben. Das Interesse für das Buch erhöht sich durch die angebundene Broschüre eines Geistlichen der wallonischen Kirche Isaac d'Amalvi: „Eclaircissemens nécessaires pour bien entendre ce que le Sr. N. F. D. B. R. dit être arrivé à l'Ecluse en Flandres, par rapport à la Conversion de Mr. George Psalmanaazaar Japonois, dans son livre intutilé Description de l'Isle Formosa" (a La Haye, Pierre Husson, 1706), die mit großer Ausführlichkeit die theologischen Auseinandersetzungen vor der Taufe Psalmanaazaars behandelt, der damals bei der Brigade Bochwalt in Flandern in militärischen Diensten stand und eben von dem Feldprediger Innes „entdeckt" worden war. Da die Originalausgabe von Psalmanaazaars Formosa-Phantasie schwerlich noch aufzutreiben sein wird, hat mir die Lektüre der Übersetzung doppelten Spaß gemacht.

Friedrich von Raumer über Volksbibliotheken.

Von

Dr. H. Drahn in Kiel.

Auf seinen Reisen in Amerika (1841) und England (1835 u. 1841) waren Raumer in Gesprächen mit einfachen Leuten die weitgehenden Kenntnisse aufgefallen, die diese nach eigenen Angaben den Volksbibliotheken und ähnlichen sozialen Einrichtungen verdankten. Nach seiner Rückkehr beabsichtigte er, in Berlin ein ähnliches Institut zu schaffen, und zwar nach dem Vorbilde des Athenäums[1] in London, ein Institut, in dem Vorlesungen allgemein bildenden Inhalts gehalten wurden und Bücher und Zeitschriften zur allgemeinen Benutzung auslagen.

Raumer hatte mit seinem Plane zur Gründung eines „Vereins für wissenschaftliche Vorträge in Berlin" unter seinen näheren Fachgenossen der Universität wenig Anklang gefunden. Savigny und Ranke hielten Popularisierung der Wissenschaft für Herabwürdigung und lehnten eine Beteiligung ihrerseits ab. Alexander von Humboldt stand dem Unternehmen sympathisch gegenüber und bedauerte, seines hohen Alters wegen sich nicht mehr als Vortragender beteiligen zu können. Das Schreiben Humboldts, mit dem er die Aufforderung Raumers beantwortete, enthält jene berühmten Worte, die überall genannt werden, wo man sich für Volksbildung bemüht; er schreibt (o. Dat. 1841)[2]: „Der Plan, den Sie auszuführen gedenken . . . wird gewiß recht wohltätig auf die Begeistigung des geselligen Lebens einwirken. Mir war diese englische Institution[3] völlig unbekannt. Ich werde zu Ihren fleißigsten Zuhörern gerechnet werden können, wirksamen Theil an dem Institut (wissenschaftlicher Verein) darf ich nicht nehmen. Mit dem Alter (ich bin 72 Jahre) ist mir der Mut, frei öffentlich zu reden, sehr gesunken. . . . Mit dem Wissen kommt das Denken und mit dem Denken der Ernst und die Kraft in die Menge. . . . Ob aber nicht Institute, in denen berühmte Männer halbjährig jeder Einzelne 8—10 Stunden halten und in dem man sicher ist, wöchentlich dreimal in mehreren aufeinander folgenden Stunden Vorträge zu hören, eingreifender ist,

1 Raumer, Fr. v.: England im Jahre 1835. T. 1. S. 552.

2 Raumer, Fr. v.: Literarischer Nachlaß. T. 1. 1869. S. 22.

3 Das Athenäum in London.

Digitized by Google

will ich hier nicht entscheiden." Dieser Gedanke Humboldts ist erst durch Max Hirsch, den großen Organisator der Gewerkschaftsverbände, mit der Gründung der Humboldt-Akademie im Jahre 1878 verwirklicht worden.

Raumer betrieb sein Vorhaben mit großem Eifer; es gelang ihm, weite Kreise und bedeutende Männer zu gewinnen, und unter dem Protektorat des Prinzen Wilhelm von Preußen trat das Unternehmen 1842 ins Leben. In seiner Rede zur Eröffnung des Vereins für wissenschaftliche Vorträge im Saale der Singakademie rechtfertigt sich Raumer gegen die Vorwürfe der Popularisierung der Wissenschaft und spricht über die „wahre und falsche Wissenschaft."[1] „Nur die wissenden Völker leben unsterblich in der Geschichte. ... Je höher wir aber den Werth der ächten, wahren Wissenschaft anschlagen, desto widerwärtiger ist das Auftreten, desto größer sind die Gefahren der falschen Wissenschaft und Erkenntnis. ... Es gibt nur ein einziges Mittel gegen die falsche Wissenschaft, nähmlich die wahre Erkenntnis."

In seiner Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Berliner Volksbibliotheken hat A. Buchholtz eingehend die Bedeutung Raumers für das Berliner Volksbildungswesen gewürdigt. Eine lange Reihe von Jahren hat sich dieser wissenschaftliche Verein gehalten. Die Vorlesungen wurden gut besucht, der Ertrag wurde gesammelt und als 1850 eine ausreichende Summe vorhanden war, trat man mit dem Magistrat der Stadt Berlin in Verbindung. Die kommunalen Behörden verpflichteten sich ihrerseits, die Volksbibliotheken durch jährliche Zuwendung zu unterstützen, und so kam es bereits 1850 zur Gründung von vier Volksbibliotheken.

Aus der Zeit dieser erfolgreichen Vorlesungen besitzen wir von Raumers eigener Hand außer den Reisebeschreibungen[2] keine bisher gedruckten Aufzeichnungen; seine Selbstbiographie in den „Lebenserinnerungen" T. 1. 2. 1861 schließt mit dem Jahre 1832 und beginnt erst wieder in dem „Literarischen Nachlaß" Bd. 1. 2. 1869 mit dem Jahre 1847, seinem Austritt aus der Akademie der Wissenschaften.

Deshalb dürfte der nachfolgende Brief von Interesse sein. Aber neben diesem historischen Wert hat der Brief in diesen Tagen einen recht zeitgemäßen. Wir stehen heute vor einem völligen Umbau unseres gesamten Bildungswesens und vor großen neuen Aufgaben der Volksbildung. Schon Raumer beklagt in seiner oben genannten Eröffnungsrede von 1842, daß Deutschland in dem Ausgleich von Wissenschaft und Leben hinter anderen Völkern, namentlich England, zurückstehe. Auch heute sind wir auf diesem Gebiete noch nicht viel weiter; selbst Dänemark stellt uns durch seine Entwicklung auf dem Gebiete des Volkshochschulwesens weit in den Schatten. Es müßte hierin in Deutschland viel mehr geschehen. Die Ereignisse der letzten Wahlkämpfe haben uns gezeigt, wie nötig eine durchgreifende historische und politische Bildung ist; die „Bürgerkunde", umfassend die historischen, staatsrechtschen, nationalökonomischen und sozialwissenschaftlichen Fächer, müßte bei uns durch Volkshochschulen als „wahre Wissenschaft" viel eifriger betrieben werden, damit wir zu einem „wissenden Volke" würden.

Der Brief Raumers ist an den Breslauer Privatdozenten Dr. Max Neumann gerichtet, der sich neben seinen juristischen Arbeiten auch literarisch betätigte. Im Frühjahr 1861 hielt er in seiner Vaterstadt Danzig eine Reihe literarischer Vorträge, die er 1862 in Buchform unter dem Titel „Das Tragische" herausgab und Friedrich von Raumer widmete. Wahrscheinlich hatte Neumann im Frühjahr 1862 Ratschläge für die Gründung eines wissenschaftlichen Vereins und einer Volksbibliothek erbeten und darauf schrieb ihm Raumer:

„Ich habe aus Ihrem Briefe, verehrter Herr, mit Freuden ersehen, daß man in Danzig damit umgeht, einen wissenschaftlichen Verein und eine Volksbibliothek zu stiften und gebe Ihnen über die hiesigen Einrichtungen folgende Nachricht.

Bei meinem Aufenthalte in England, und noch mehr in Nordamerika, überzeugte ich mich von dem großen Nutzen dieser Institute. Trotz vielen Widerspruchs gelang mir im Jahre 1842 ihre Gründung in Berlin. Sie haben sich erhalten und bewährt und an mehreren Orten ist Ähnliches versucht und durchgeführt worden. Vom Januar bis Ende März wird jeden Sonnabend von 5—6 Uhr ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten. Die Vorleser erhalten keine Bezahlung; die Zuhörer entrichten (durch

1 Friedr. v. Raumer: Vermischte Schriften I. S. 30.

2 England im Jahre 1835. T. 1—3. 1836 u. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. T. 1. 2. 1845.

Digitized by Google

Abonnement) für 12 Vorlesungen zwei Thaler. Um dem Andrang nach Freibilleten zu entgehen, nehmen wir für eine einzelne Vorlesung 13 Sgr. Die Überschüsse sind unerwartet groß gewesen, und wurden (ich darf sagen durch meine festen Erklärungen) lediglich zur Gründung von fünf[1] Volksbibliotheken verwandt. Die Größe der Stadt erforderte diese Zahl. Freiwillige Gaben und Geschenke blieben leider so gering, daß sie kaum eine Erwähnung verdienen.

Die Größe unserer Geschenke[2], über 12000 Th., und der steigende Nutzen der Bibliotheken, hat auf unseren Antrag Magistrat und Stadtverordnete veranlaßt, jährlich 1500 für Besoldung der Bibliothekare, Buchbinderlohn usw. zu bewilligen. Da die Fortdauer des wissenschaftlichen Vereins unsicher ist, gaben wir ein Kapital von 5000 Th., welches in etwa 3 Jahren schon zu 10000 wird angewachsen seyn. Erst dann werden die Zinsen wieder zum Bücherankauf verwandt werden, und die städtischen Behörden haben sich durch einen förmlichen Vertrag verpflichtet, ihre Beiträge nie zurückzuziehen. Mitglieder des Magistrats, der Stadtverordneten und des wissenschaftlichen Vereins leiten die Geschäfte.

Die Bibliotheken sind in Schulen untergebracht und ihre Vorsteher wurden Bibliothekare. Romane, theologische und politische Streitschriften und Broschüren werden nie angekauft. Die Benutzung ist ganz unentgeltlich. Nähere Bestimmungen darüber finden Sie in dem anliegenden Bücherverzeichnisse. Es wird jetzt, sehr vermehrt, wieder gedruckt. Wenn man bedenkt, daß jedes einzelne verliehene Buch von Mehreren gelesen wird, daß die Lesenden von schlechten Zerstreuungen und kostspieligen Gesellschaften abgehalten werden, daß die Familienglieder heilsam zusammenbleiben und schlechte Bücher von den Bibliotheken ausgeschlossen sind, so kann man deren Nutzen kaum zu hoch anschlagen.

Beharren Sie und Gleichgesinnte in Ihrem löblichen Eifer; Sie werden Gleichgültige allmählich gewinnen und Abgeneigte bekehren und (gleich wie ich) Freude erleben an dem Gelingen Ihres gemeinnützigen Unternehmens.

Ihr ergebenster

10/5 62

v. Raumer,
Kochstraße 67."

---

1 Nach Buchholtz: Die Berliner Volksbibliotheken und Lesehallen. 1850—1900. Berlin 1900. S. 15 waren es nur vier Bibliotheken.

2 Vermutlich Schreibfehler; soll wohl heißen: Einnahmen.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

Diſz iſt die gouch-

mat/ſo geſpilt iſt worden durch etlich geſchickt Burger einer loblichen ſtat Baſel, Wider den Eebruch vnd die ſünd der vnküſcheit.

Pamphilus Gengenbach

Durch bit ward ich gefochten an/
Ich ſolt diß faßnacht nit hinlan/
Solt machen yn ein nüwes ſpyl/
So jetz doch wer des vnmüts vyl:
Hat ich mich daruff bald bedacht
Vnd diſe geüch zůſamen bracht
In den man nit allein kurtzwyl
Findt/ſunder auch deß ernſtes vyl/
Der nun die geüch wirt träffen an
Die ſich die wyb ſtäts geüchen lan.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Titelbordüre Pamphilus Gengenbachs.

Von

Prof. Dr. O. Clemen in Zwickau i. S.

Mit einer Beilage.

Der Baseler Drucker Pamphilus Gengenbach hat eine Titelbordüre benutzt, die aus vier Leisten mit folgenden Darstellungen besteht: 1. oben Simson im Schoße der Delila, 2. unten Aristoteles, von der Silaris geritten, 3. rechts (vom Beschauer) Salomo beim Götzendienst, 4. links Virgil im Korbe. Karl Goedeke, Pamphilus Gengenbach, Hannover 1856, weist diese Bordüre nach: 1. auf dem Urdruck der Gouchmat (S. 503; vorhanden in der Zwickauer Ratsschulbibliothek), 2. auf dem Urdruck der Jakobsbrüder (S. 513); 3. auf Gengenbachs Druck von Luthers Sermo de poenitentia (S. 689; Weimarer Lutherausgabe 1, 318F) auf dem Gengenbachschen Drucke vom Juli 1517: Alda Guarini Veronensis (S. 687; vorhanden in Zwickau). Dazu kommen noch die beiden Seitenleisten auf dem Gengenbachschen Drucke Weller, Repertorium typographicum Nr. 2282: Translation vß hi-‖spanischer sprach zu Frantzösisch gema‖cht, ... (vorhanden in Zwickau). Die Holzstöcke sind später in den Besitz des Johann Faber aus Jülich übergegangen, der 1526 in Basel zu drucken anfing, 1529 aber, nachdem dort die Reformation gesiegt hatte, nach dem katholischen Freiburg i. Br. übersiedelte und hier bis 1540 druckte (vgl. Alfred Götze, Die hochdeutschen Drucker der Reformationszeit, Straßburg 1905, S. 24). Goedeke (S. 503) weist die untere und die linken Seitenleisten (unten rechts ist das Baseler Wappenzeichen, links die Gengenbachsche Hausmarke herausgeschnitten) bei ihm nach auf einem Drucke, den er 1530 in *Freiburg* hergestellt hat. Die drei Leisten begegnen aber auch schon auf einem im Februar 1528 in *Basel* vollendeten Drucke Fabers: VEGETII‖RENATI | ARTIS VETERINA-‖RIAE, SIVE MVLOMEDI-‖cinae libri quatuor, ... (vorhanden in Zwickau).

Ein Zusammenhang zwischen der Titelbordüre und der mit ihr verzierten Druckschrift besteht nur für die Gouchmat. Simsons Überwältigung durch Delila erwähnt die Venus dem Kriegsmann gegenüber (Goedeke, S. 134, 650 ff.):

Wie bistu so ein dorecht man!
Dunckst du dich sin vber Samson,
Der doch der sterckst gewesen ist,
Vnd ward betrogen durch mein list?

Und daß auch Aristoteles, Virgil und Salomo (den ja seine ausländischen Weiber zum Götzendienst verführten, vgl. 1. Kön. 11,4 f.) zu Weibernarren geworden sind, deutet Venus an, wie der Doktor auftritt (S. 141, 931 ff.):

Ich wil in vff die gouchmat fueren,
Als ich Aristoteli hab gethon,
Virgilio vnd auch Salomon, . .

Alle vier Weiberhelden erscheinen aber schon vorher zusammengestellt in dem erstmalig wohl im Februar 1515 in Basel aufgeführten und wohl 1516 gedruckten Fastnachtspiel „Die zehn Alter". Hier bekennt der Vierzigjährige, daß seine Sinnlichkeit ihn in sklavischer Abhängigkeit von den Weibern erhält (S. 63, 360 ff.):

Nun glich ich doch Salomon,
Aristoteli, Vergilio vnd Samson,
Die wißten, stercksten gwesen sind,
An wyben auch waren erblindt. . .

Digitized by Google

Ja, Goedeke S. 601 weist diese Gruppe in noch älterer Literatur nach.[1] Sie begegnet aber auch losgelöst von „Buchwesen und Schrifttum". In der altehrwürdigen Ratsstube des Rathauses in Reval sieht man an der Langseite des Saales zur Dekoration aufgestellt die beiden holzgeschnitzten Seitenlehnen einer Bank aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auf der einen Seitenlehne sind zwei Szenen vereinigt: in dem oberen größeren Felde Simson zu Füßen der Delila sitzend und schlafend, während sie ihm die Locken abschneidet, und in dem unteren Aristoteles, auf allen Vieren kriechend und von der Silaris geritten, die in der Linken den dem Philosophen in den Mund gelegten Zügel, in der Rechten aber eine Rute hält, um damit die Fortsetzung des Rückens jenes zu bearbeiten — also die beiden Szenen von der oberen und unteren Leiste der Gengenbachschen Titeleinfassung. Dazu kommt eine Banklehne in der Heiliggeistkirche in Reval mit der Szene: Virgili im Korbe schwebend. Vielleicht hat ehemals in Reval auch noch eine Banklehne mit der Salomonszene existiert. Auf der anderen der beiden Seitenlehnen von der Langseite der Revaler Ratsstube ist Davids Kampf mit dem Riesen Goliath dargestellt. Vollständig erhalten ist in demselben stimmungsvollen Raum eine vielleicht ein paar Jahrzehnte ältere Bank mit holzgeschnitzten Seitenlehnen. Das eine Relief stellt Simsons Kampf mit dem Löwen dar, das andere eine Szene aus Tristan und Isolde: die beiden haben sich am Brunnen getroffen, werden da von König Marke, der von dem Stelldichein unterrichtet worden ist, von dem Ölbaum herab, den er erstiegen hat, belauscht; Tristan sieht beim Schein des Mondes Markes Bild sich im Wasser des Brunnens widerspiegeln und macht Isolde auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam; diese erfaßt sofort die Situation, tritt ganz unbefangen auf und lenkt die Unterhaltung so, daß Marke von seinen nagenden Zweifeln befreit wird. Wahrscheinlich gehören auch diese Reliefs zu unserem Gedankenkomplex: Davids Kampf mit dem Riesen und Simsons Kampf mit dem Löwen als Gegenstücke: die stärksten Männer lassen sich von Weibern betören und unterkriegen, und Isolde andrerseits erscheint ebenso als Beispiel überlegener weiblicher List wie Delila und Silaris, wie die heidnischen Weiber, die den weisen Salomo zum Götzendienst verführen, und wie die römische Kaisertochter, die den verliebten Virgil zu erhören vorgibt, ihm verspricht, ihn bei Nacht in einem Korbe zu ihrem Fenster emporzuziehen, dann aber ihn auf halber Höhe hängen läßt, um ihn bei Tage dem Gespött der Menge preiszugeben. (Über die Revaler Schnitzereien vgl. zuletzt Wilh. Neumann, Aus alter Zeit. Kunst- und kulturgeschichtliche Miszellen aus Liv-, Est- und Kurland, Riga 1913, S. 129 ff.)

1 Für die Geschichte von Aristoteles verweise ich auf Gottschalk Hollens Praeceptorium (gedruckt 1477 in Nürnberg, 1481 in Köln u. ö.) Die Geschichte wird hier so erzählt, daß die Gemahlin Alexanders des Großen den in sie verliebten Philosophen bewegt, ihr als Reittier zu dienen, während der König und seine Höflinge aus dem Versteck zuschauen. Vgl. [Joh. Gottfried Weller] Altes aus allen Teilen der Geschichte 2, Chemnitz 1766, S. 102 f. Über Hollen vgl. zuletzt Florenz Landmann, Das Predigtwesen in Westfalen in der letzten Zeit des Mittelalters, Münster i. W. 1900, S. 31 ff.

Digitized by Google

Aus dem Stammbuch Johann Georg Ecks in Leipzig.

Von

Professor Dr. Hans Gerhard Gräf in Weimar.

Oftmals hat man den starken Zauber hervorgehoben, den die Betrachtung der Stammbücher unserer Altvordern auf uns ausübt. In der Tat, mehr noch als Briefe und Tagebücher versetzt uns die Beschäftigung mit alten Stammbüchern unverzüglich in jene abgelebten Zeiten; denn zumeist bergen sie neben den in altmodischen Schriftzügen geschriebenen Denkworten allerlei Bildnisse, Schattenrisse, Zeichnungen, mit Seidenfäden mühevoll gestickte Denkmale der Liebe und Freundschaft — und all das vereint erzeugt jenen lebendigen Hauch, der uns noch nach 100 und mehr Jahren aus den vergilbten Blättern kräftig entgegenweht. Und so freu ich mich stets aufs neue, in meinem kleinen Familienarchiv das Stammbuch meines Großvaters Friedrich Karl August Gräf zu besitzen; neben manchem wertvollen Eintrag Jenenser Professoren (meist aus den Jahren 1808—1812) enthält es als schönsten Schmuck, liebevoll und höchst sauber ausgeführt von der Hand des Besitzers, *Bildnisse* der Familienmitglieder, sowie Ansichten von Jena und Rudolstadt und anderen Orten des Thüringer Landes. Aber nicht aus diesem teuerwerten Büchlein will ich hier Mitteilungen machen[1], sondern aus dem Stammbuch des weiland in Leipzig als Gellerts Nachfolger tätigen Professors der Moral, Politik und Poesie *Johann Georg Eck* (bisweilen der „mittlere" genannt zum Unterschied von seinem mit den gleichen Vornamen begabten Vater und Sohne).

Leider liegt mir das Original selbst nicht vor, sondern nur eine getreue Abschrift von 20 Eintragungen namhafter Gelehrten und Schriftsteller aus den Jahren 1764—1769, darunter drei der hervorragendsten Geister jener Zeit: Klopstock, Lessing, Wieland. Die drei anderen

---

1 Immerhin sei es erlaubt, bei dieser Gelegenheit zweierlei daraus zu erwähnen. Goethe und Schiller haben sich, bedauerlicherweise, nicht eingezeichnet; nur Schillers ältester Sohn Karl, der spätere Forstmann in württembergischen Diensten, ist mit einem Eintrag vertreten. Was aber schreibt der Sechzehnjährige (man hätte wohl eines der hohen Worte seines Vaters erwarten dürfen)?

„Gesund an Leib und Seele seyn
Das ist der Quell des Lebens.
(Voß)

Rudolstadt den 30ten *September* 1809.

Vergessen Sie nicht ihren Freund
Carl von Schiller."

Das ist, wie mich dünkt, sehr bezeichnend, persönlich und sachlich. (Übrigens haben mein Großvater und dessen Bruder Karl zu ihren Einträgen in die Stammbücher von Schillers Söhnen Karl und Ernst [im Goethe- und Schiller-Archiv] 1809 und 1818 auch nicht Worte Schillers gewählt, sondern eigne moralische Betrachtungen eingeschrieben.) — Von dem Naturphilosophen Lorenz Oken, 1807/27 Universitätslehrer in Jena, findet sich im Stammbuch meines Großvaters folgende merkwürdige Betrachtung eingeschrieben (doppelt merkwürdig, weil sie bestimmt war für einen Studenten der — Theologie):

„Um zufrieden zu sein, muß der Mensch Pläne machen;
Um glücklich zu sein, muß er die unausführbaren gleichmüthig aufgeben.
Die Natur will alle Formen und Wirkungen hervorbringen:
Es gelingt aber nur, was bestehen kann — das Nichtbestehbare sehen wir nicht.
Vom niedersten Staub bis zum Affen ist die Welt ein mißlungener Plan:
Und doch ist es ihr endlich gelungen.
Besser als die Welt werden wir es nicht verlangen.
Glücklich, wenn uns nur das Mißlungene stehen bleibt!

Jena den $\frac{16}{9}$ 11. Oken."

Digitized by Google

„Klassiker" Herder, Goethe, Schiller fehlen; Herder lebte während jener Jahre weit entfernt in Riga, der Knabe Friedrich Schiller besuchte die Schule in Ludwigsburg, und Johann Wolfgang Goethe hielt sich zwar studierenshalber in Leipzig auf, gehörte aber noch nicht zu den Berühmtheiten, denen man voll Ehrfurcht sein Stammbuch überreichte mit der Bitte: „Gönn eure Gunst mir dieses Zeichen".

Der Freundlichkeit eines Verwandten von Johann Georg Eck, des Weimarer Botanikers Herrn Professors Joseph Bornmüller, verdanke ich die Erlaubnis zur Benutzung des in seinem Besitz befindlichen handschriftlichen Nachlasses seines Ur-Ur-Großvaters *Johann Matthäus Anschütz*. Dieser Anschütz entstammt, gleich dem namhaften Schauspieler Heinrich Anschütz, jener Familie Ramm (oder von Ramm), die ehemals im Hennebergischen, im Tal des Dörfchens Goldlauter, sich durch Goldwäscherei ernährte und von dieser Hantierung her (bei der das strömende Gebirgswasser abgedämmt werden mußte, daher der Fachausdruck „das Wasser anschützen"), der Überlieferung nach ihren ursprünglichen Namen in „Anschütz" änderte. Johann Matthäus Anschütz, geboren 1743[1], war Gewehrfabrikant in Suhl und starb als solcher 1802. Neben dieser Berufstätigkeit aber beschäftigte den aufgeweckten Mann eindringlich die Naturwissenschaft, insbesondere, genährt durch seine gebirgige Heimat, die Gesteinkunde. Seine Erfahrungen auf diesem Gebiet veröffentlichte er in dem 1788 erschienenen (durch Zusätze 1798 vermehrten) Werke ‚Über die Gebirgs- und Steinarten des Kursächsischen Hennebergs, nebst einem neuen nach dem Wernerschen Systeme geordneten Verzeichnisse der Mineralien dieses Landes'. Auch auf anderen Gebieten war Anschütz schriftstellerisch tätig; so ließ er 1790 ein Buch erscheinen ‚Die Arzneikunde und ihre Hülfswissenschaften, als Bewegungsgründe, ernsthaft zu denken und weise zu leben', dem 1796 eine ‚Kurze Geschichte der Stadt Suhl' folgte. Selbst dichterisch versuchte er sich mannigfach in naiv-liebenswürdiger Art; Zeugnisse dafür finden sich im Nachlaß (einen Hymnus auf die Harmonika gedenke ich in anderem Zusammenhang zu veröffentlichen), eine Reisebeschreibung in poetischer Form erschien 1816 als Privatdruck unter dem Titel ‚Der Dolmar, der Rappenbrunn und der Schneekopf. Drey Gedichte von Johann Matthäus Anschütz'.

Mit Anschütz nahe verwandt und gleichaltrig war *Johann Georg Eck*, geboren 1745 in Hinternah, einem Dorfe bei Schleusingen, wo sein Vater Pfarrer war. Nach dem Besuch des berühmten Gymnasiums zu Schleusingen studierte Eck in Leipzig Philologie, Theologie und Geschichte, hörte bei Gellert, Crusius, Reiske, Ernesti, machte 1767 eine Reise durch Norddeutschland, um „berühmte Männer" kennen zu lernen, begann 1768 Vorlesungen an der Universität Leipzig zu halten und wurde zwei Jahre später, 1770, nach Gellerts Tode dessen Nachfolger in der Professur für Moral, Politik und Poesie. Als Merkwürdigkeiten in Ecks Leben erwähnt die Allgemeine Deutsche Biographie (5, 602), daß er seit 1780 ein „Zeitungs-Kollegium" las und 1802 die letzte „Dichter-Krönung" in Leipzig vollzog. Sein Tod erfolgte im Jahre 1808.

Offenbar hat zwischen den verwandten Familien Johann Matthäus Anschütz in Suhl und Johann Georg Eck in Leipzig ein reger Verkehr und Gedankenaustausch bestanden, gefördert durch die alljährlichen regelmäßigen Besuche der Leipziger Messen. Bei solchem persönlichen Zusammensein mag Anschütz sich die uns vorliegenden Abschriften aus Ecks Stammbuch gemacht und andere literarisch merkwürdige Dinge gesammelt haben. Ein im Nachlaß vorhandenes Blatt enthält das um 1798 angelegte „Verzeichniß derer in diesem Convolut enthaltenen Briefe und Handschriften gelehrter, berühmter und merkwürdiger Leute"; in ihm finden sich unter andern Namen aufgeführt: Frau Clodius, Gellert, Goethe, Gottsched (Briefe von ihm und an ihn), Heyne in Göttingen, Adam Hiller, Kästner, die Karschin, Klopstock, Lavater, Frau Reiske, Jean Paul Richter. Leider ist diese Handschriften-Sammlung verschollen; so bleibt ungewiß, was sie von Goethe enthalten hat, über dessen Beziehungen zu Eck oder Anschütz, soviel ich sehe, bis jetzt gar nichts bekannt ist, mit Ausnahme einer einzigen Stelle in den Übersichten der „Postsendungen" vom Jahre 1786. Hier findet sich (Goethes Briefe 7, 347) unterm 13. April 1786 vermerkt: „Eck [?]". Dieses Fragezeichen darf nunmehr getilgt und durch „Johann Georg" ersetzt werden. Bezog sich dieser Brief Goethes auf Anschütz und enthielt eine Bitte um Gesteine aus der Umgegend von Suhl?

Es folgen nun Anschützens „Auszüge aus Herrn Professor Ecks Stammbuche", doch zweckmäßiger nicht in der von ihm beobachteten willkürlichen Reihenfolge, sondern nach den Daten der Eintragungen.

---

1 So nach einem noch vorhandenen Reisepaß von 1761 (nach der Allgemeinen Deutschen Biographie 1, 477: 1745).

Digitized by Google

1. **Gellert**, Christian Fürchtegott (1715/69).

Pectus disertos facit.

Lipsiae, d. 2. Juni 1764. *Auditori suo carissimo m. c. scr.*
Christianus Fürchtegott Gellert.

Quintilian: *Institutio oratoria* X 7, 15 („*Pectus est enim, quod disertos facit, et vis mentis*").

2. **Weiße**, Christian Felix (1726/1804).

Teach me, o heavn! to scorn the guilty bays,
Drive from my breast that wretched lust of praise,
Unblemished let me live, or die unknown,
Oh grant an honest fame, or grant me none.

Leipzig, January 23. 1765. *For memorys sake wrote it*
Christan Felix Weiße.

Alexander Pope: *The Temple of Fame*, die Schlußverse („*Then, teach me, heav'n! . .*"; statt „*bays*" hat die Abschrift „*ways*", Schreibfehler Anschützens oder Weißes selbst).

3. **Sammet**, Johann Gottfried (1719/96).

Schreib mich, o werther Freund, nur in dein Herz hinein,
So wird bei mir und dir kein Stammbuch nöthig sein.

Lipsiae, d. X. Jun. 1765. *m. c. p.*
Joannes Gotfried Sammet IC.

4. **Hennings**, Justus Christian (1731/1815).

Die Philosophie ist die Magd von den höhern Wissenschaften, letztere aber sind die gnädige Frau: doch muß die Magd der gnädigen Frau leuchten.

Jena, den 19. *Juni* 1765. Wolf in *hor. Marburg.*
Justus Christian Hennings.

Christian Wolff: Horae subscrivae marburgenses anni 1729, quibus philosophia ad publicam privatamque utilitatem aptatur, p. 477 („Quamvis enim propterea philosophia non satis commodo sensu ancilla facultatum superiorum dicatur, quod ipsis praebent principia, quibus, quae parum sunt, et clariora fiunt et certiora firmantur, adeoque ancilla appelletur, quatenus dominae alias in tenebris ambulaturae facem praefert, ne forte labatur").

5. **Lessing**, Gotthold Ephraim (1729/81).

Horatius.
Omnis Aristippum decuit color et status et res.
m. c. scr.

Berol. d. XVI. Aug. 1766. *Gotth. Ephr. Lessing.*

Epist. I XVII, 23.

6. **Karsch**, Anna Luise, geb. Dürbach, geschied. Hirsekorn (1722/91).

Sei stets als weiser Mann und Christ
Vergnügt mit dem, was gegenwärtig ist.
Die Zukunft deckte Gott mit dicken Finsternissen.
Wenn dir das richtende Gewissen
Nur jeden Abend sagt: Heut hast du recht gelebt,
Drum frage nie darnach, ob morgen
Sturm oder Sonnenschein verborgen
Dicht über deinem Haupte schwebt.

Berlin den 20. August 1766. Dem Besitzer zur Erinnerung schriebs
Anna Louise Karschinn
geborne Dürrbach.

Digitized by Google

7. **Mendelssohn**, Moses (1729/86).

Felix in terra ſapiens et in aethere felix.
M. c. ſcripſi

Berol. d. XX. Aug. 1766. *Moſes Mendelsſohn.*

8. **Ramler**, Karl Wilhelm (1725/98).

Logau.

Sein Ruhm, der kann bestehn, und sein Gerücht ist ächt,
Wer dieses sagt, was wahr, und dieses thut, was recht.

Berlin, den 22. August 1766. Karl Wilhelm Ramler.

Sinngedichte: Drittes Tausend, Neuntes Hundert Nr. 3 ‚Ein redlicher Mann' (Bibliothek des litterar. Vereins in Stuttgart CXIII, 578).

9. **Hagedorn**, Christian Ludwig von (1712/80).

v. Haller.

— — — die Güte war der Grund,
Weswegen eine Welt vor nichts den Vorzug fund.

Dresden, den 24. Jan. 1767.

Herrn Magister Eck empfielt sich zu gütigem Andenken
Christian Ludwig von Hagedorn.

Albrecht v. Haller: Über den Ursprung des Übels. Erstes Buch (Gedichte, 8. Aufl., Zürich MDCCLXII, S. 77). Die ausgelassenen Worte: „Du schufest nicht aus Zorn".

10. **Zachariä**, Justus Friedrich Wilhelm (1726/77).

Beglückt ist der, der keines Mächtgen Sklav
Sich selber lebt, dem beim Nordwestensturm
Kein Schiff zerscheitert am untreuen Fels;
Den Hoffnung nicht im Vorgemach ernährt,
Und der, wenn rings um ihn der Thoren Schaar
Auf Ruhm erhitzt nach Schattenehre hascht,
Verborgen liegt im Winkel seiner Welt.

Leipzig, den 21. Mai 1767. Friedrich Wilhelm Zachariä,
Prof. der Dichtkunst am *Collegio Carolino*
zu Braunschweig.

11. **Dusch**, Johann Jakob (1725/87).

Wie stolz wird oft der Mensch, dem gute Sterne schimmern,
Schwillt auf von Übermuth und träumet auf den Trümmern
Des Nachen, den nur erst der Sturm an Klippen warf,
Die Sicherheit des Glücks, die niemand hoffen darf.

Altona, den 19. Juli 1767. Johann Jakob Dusch,
Prof. und Rektor.

12. **Klopstock**, Friedrich Gottlieb (1724/1803).

Hagedorn.

Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band und ruht auf keinem Orden.

Hamburg, den 22. Juli 1767. F. G. Klopstock.

Aus dem Gedicht ‚Der Weise' (Friedrich v. Hagedorn: Sämmtl. Poet. Werke, Leipzig, Reclam, S. 16).

Digitized by Google

13. **Ebert**, Johann Arnold (1723/95).

Hagedorn.

— — — — Es bann' ein Strafgericht
Die Menschen ohne Lieb in Welten ohne Licht.
Was kann der Seele Reiz und unser Glück vergrößern?
Die Lust an Andrer Glück, der Trieb es zu verbessern.

Hamburg, den 27. Juli 1767. J. A. Ebert, Prof. zu Braunschweig.

Aus dem Gedicht ‚Die Freundschaft' (an dem zu 12 genannten Ort S. 39).

14. **Gleim**, Johann Wilhelm Ludwig (1719/1803).

Haller.

Mach deinen Raupenstand, und einen Tropfen Zeit,
Den nicht zu deinem Zweck, *die* nicht zur Ewigkeit.

Leipzig, den 13. August 1767. Joh. Wilh. Gleim.

Aus der Epistel ‚Antwort an Herrn Johann Jakob Bodmer' 1738 (an dem zu 9 genannten Ort S. 174).

15. **Boden**, Benjamin Gottlob Laurentius (1737/82).

Sei noch so sehr ein Freund der Tugend,
Wer sucht sie bei der Jugend?
Sei Sokrates: Die Bosheit klagt dich an,
Und dichtet aus der Weisheit Sünden.
Sei ernsthaft, wie ein alter Mann,
Sei Cato: Man wird Stoff zum Lächerlichen finden.
Der größte Theil trägt vor den Augen Binden,
Das Gute an den Brüdern zu empfinden;
Allein er sieht aus Freundschaft ohne Binden,
Sobald er Böses sehen kann.
Er sieht in unsern kleinsten Schwächen
Die häßlichsten Verbrechen.
Die Welt sieht einmal so. Weißt du den Staar zu stechen?
Gut, fang an meinen Augen an.

Wittenberg, den 14. des Weinmonats 1767. Benjamin Gottlob Laurentius Boden, Prof. der Alterthümer zu Wittenberg.

16. **Rabener**, Gottlieb Wilhelm (1714/71).

17. **Lippert**, Philipp Daniel (1702/85).

Plinius Epiſt. X. l. 1.

Subnoto libellos, conficio tabulas, ſcribo plurimas
ſed illiteratiſſimas, literas.

Rabener.

Hic locus jungit amicos.

Von allen alles wissen und sich dahin versteigen,
Daß man von Fehlern frei, ist Gott, nicht Menschen, eigen.

Dresden, den 12. Januar 1769. Dieses schrieb dem Herrn Besitzer zum zärtlichsten Andenken Philipp Daniel Lippert.

Plinius: Epiſt. I 10, 9 (*„Sedeo pro tribunali, ſubnoto etc.“*).

Digitized by Google

18. **Basedow**, Johann Bernhard (1723/90).

Wir irren allesamt, nur jeder irret anders.

Mit dieser Hallerischen Zeile hat sich über sich selber und andere oft beruhigt und empfiehlt also eben dieselbe ergebenst dem Herrn Besitzer des Stammbuches zur Erinnerung seiner

Leipzig, am 24. Mai 1769. Joh. Bernh. Basedow,
Königl. Dän. Prof.

auf der Reise zur innerlichen und
äußerlichen Beförderung des *Elementarbuchs.*

Aus dem Gedicht ‚Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben an Herrn Professor Stähelin' (an dem zu 9 genannten Ort S. 44: „Du fehlst, so bald du glaubst, und fällst, so bald du wanderst, / Wir irren allesamt, nur jeder irret anderst").

19. **Wieland**, Christoph Martin (1733/1813).

20. **Riedel**, Friedrich Justus (1742/85).

Wir bessern nicht gern an den Werken der *alma mater rerum.*

Erfurt, den 2. Juni 1769. *C. M. Wieland.*

Und lieben den Spruch: *ridendo dicere verum.*

Erfurt, den 2. Juni 1769. F. J. Riedel.

Horaz: *Serm.* I 1, 24 *(„. . . quamquam ridentem dicere verum / quid vetat?").*

Zum Schluß ein gutes Sprüchlein Gellerts, das Anschütz sich gleichfalls abgeschrieben hat. Da es sich in den Gesamtausgaben von Gellerts Schriften nicht findet, hielt ich es für ungedruckt; Eck selbst aber hat es, wie ich später fand, unmittelbar nach Gellerts Tode veröffentlicht in dem Schriftchen ‚Gellerts Empfehlung. Eine Vorlesung den 16. December 1769 gehalten von J. G. Eck' (Leipzig 1770). Er führt hier die Verse als Beispiel an für die „glückliche und leichte Versifikation", die Gellerten bis zuletzt eigen war, und sagt (S. 17): „Ich selbst war dabey, als Er vor drey Jahren ein Sinngedichte *ex tempore* auf eine vortreffliche Dame in Liefland, Frau *von Brevern,* deren würdige Söhne Ihm empfohlen waren, schrieb."

Das Publikum als Autor unterrichten,
Mit Geist und Anmuth, ist zwar schwer;
Jedoch sein eigen Haus von allen seinen Pflichten,
Als Mutter und als Frau, und täglich, unterrichten
Mit Lehr und Beispiel, das ist mehr.

Digitized by Google

Kleine Bausteine zur Bibliographie des Wiener deutschen Theaters im 18 Jahrhundert.

II.

Von

Artur Tulla in Mährisch-Schönberg.

*Alles / aus / Freundschaft. // Ein Lustspiel / in fünf Aufzügen / vom Herrn von F** // Aufgeführt / im K. K. Nationaltheater. [Zierstück.] // Wien / zu finden beym Logenmeister. // 1778.*

102 S. (= Kaiserlich-Königliches Nationaltheater[1], Band 1.)

Von Goedeke V², § 259, 61, doch ohne Angabe des Verfassers angeführt, im Anon. Lex. I, 1165 fälschlich Leopold Alois Hoffmann zugeschrieben.

Nach dem „Inhalt" des 1. Bandes des K. K. Nat.-Th. von „Herrn von F** aus Dresden verfaßt und von Herrn S* in Wien überarbeitet". Der Theater-Kalender Mannheim 1796 bezeichnet S. 161 den Schauspieler Franz Josef Fischer (Goed. V², § 259, 216) als Verfasser, ebenso Meusel (Gel. T. II, 340). Fischer stammte nach der *Gallerie* tatsächlich aus Dresden (geb. 1743), nur wird er stets als Bürgerlicher geführt. Der Überarbeiter ist (soviel Sternchen, soviel Silben) vermutlich der Herzoglich Weimarische Rat Joh. Friedr. Schmid, der in demselben Bande des K. K. Nat.-Th. mit zwei Stücken *(Herrmannide* und *Wer ist in der Liebe unbeständig?)* vertreten ist.

Fischer war auch ein interessanter Shakespeare-Bearbeiter. 1778 erschien von ihm bei Gerle in Prag ein Richard II., der den Stoff auf drei Aufzüge zusammenzieht. In dem Vorworte zu dieser für das Prager Theater eingerichteten Übersetzung nimmt Fischer auf eine „vorjährige Bearbeitung" Bezug, die weder bei Goedeke noch bei Genée (Geschichte der Shakespeareschen Dramen in Deutschland) verzeichnet ist. Sie ist im Gegensatze zu der zweiten Bearbeitung ohne Verfassernamen erschienen und fehlt auch im Anon. Lex. Ich führe den Druck nach meinem Exemplare an:

Richard der zweyte, / ein / Trauerspiel / in / fünf Aufzügen / von / Shakespear. / Fürs hiesige Theater adaptirt. [Zierstück.] Mit Genehmhaltung der K. K. Censur. // Prag, bey Wolfgang Gerle, / 1777.

(6) und 102 S.

Diese Übersetzung behält die fünf Aufzüge Shakespeares bei, „läßt aber", wie der Vorbericht vermeldet, „eine oder die andere Stelle entweder ganz weg oder ändert sie ab, hebt einige Personen ganz auf oder legt diese, jene Stelle der einen in den Mund der andern, was bloß aus dem Gesichtspunkte betrachtet werden möchte, daß das Stück nur für unser hiesiges Theater, nur für unsere gegenwärtige Truppe adaptiert worden."

*

Athelstan. // Ein / Trauerspiel / in fünf Aufzügen. // Nach dem Englischen bearbeitet. / Aufgeführt / im Kaiserl. Königl. Nationaltheater. [Zierstück.] Wien, / zu finden beym Logenmeister. // 1778.

76 S. (= K. K. Nat.-Th., Band 2).

Nach dem „Vorbericht" zum 2. Bande des K. K. Nat.-Th. ist das Stück „eine freye Bearbeitung eines englischen Trauerspieles, von Herrn Leonardi, der sich gegenwärtig in

1 In der Folge mit K. K. Nat.-Th. abgekürzt. Diese Schauspielsammlung erschien 1778/82 in 6 Bänden bei Gräffer in Wien und enthält 28 Stücke. Ein vollständiges Exemplar unter 14690 A in der Wiener Stadtbibliothek.

Digitized by Google

England befindet." Gemeint ist Johann Leonhardi (Goed. V², § 257, 32). Doch ist dieses Stück weder Goedeke noch Meusel, noch dem Anon. Lex. bekannt. Im Gothaer Theaterkalender auf 1781 ist es S. LXXI mit Leonardis Namen verzeichnet.

Die / Ueberraschung. // Ein / Lustspiel / in zwey Aufzügen. / Von / Stephanie dem Jüngern. // Aufgeführt / im K. K. Nationaltheater. [Zierstück.] // Wien, / zu finden beym Logenmeister. // 1778.

56 S. (= K. K. Nat.-Th., Band 2).

Blieb Goedeke IV², § 215, I, 18 vollkommen unbekannt.

Das / Intelligenzblatt. // Ein / Schauspiel in drey Aufzügen. // Aufgeführt / im K. K. Nationaltheater. [Zierstück.] // Wien, / zu finden beym Logenmeister. // 1778.

(4) und 86 S. u. 1 w. Bl. (= K. K. Nat.-Th., Band 2).

Goedeke V², § 263, 20, 3. — Der Verfasser nennt sich am Schlusse der Widmung: Ludwig Ysenburg von Buri. Das Stück beruht nach der Vorrede auf einer Erzählung von Sprickmann. — Das Anon. Lex. kennt II, 10982 nur eine Neuwieder Ausgabe von 1788.

Wer hat sich nun / betrogen? // Ein / Lustspiel / in drey Aufzügen. // Frey bearbeitet / nach einem / Bockischen Lustspiel. // Aufgeführt / im K. k. Nationaltheater. [Zierstück.] // Wien, / zu finden beym Logenmeister. // 1779.

(2) und 98 S. (= K. K. Nat.-Th. Band 2).

Goedeke verzeichnet das Stück V², § 259, 68, kennt aber nicht den Verfasser, der auch dem Anon. Lex. verborgen blieb.

In dem „Vorbericht" zum 2. Bande des K. K. Nat.-Th. heißt es: „Wurde hier nach einem Stücke des Herrn Bock frey bearbeitet von einem Manne, der sich bereits durch eigne Theatralarbeiten vortheilhaft bekannt gemacht hat." Dieser Mann ist nach dem Gothaer Theaterkalender auf 1781 (S. LXIII) Stephanie der Jüngere, das Stück, das der Bearbeitung zugrunde lag, *die Deutschen* von Bock (nicht Beck, wie es bei Goedeke heißt).

Nichts. // Ein / Lustspiel / in einem Aufzuge. // Aufgeführt / im Kaiserl. Königl. Nationaltheater. [Zierstück.] // Wien, / zu finden beym Logenmeister. // 1779.

39 S. (= K. K. Nat.-Th., Band 2).

Der Vorbericht zum 2. Bande des K. K. Nat.-Th. bezeichnet Stephanie den Jüngeren als Verfasser, ebenso der Gothaer Theaterkalender auf 1781 (S. LIX). Weder bei Goedeke IV², § 215, I, 18, noch im Anon. Lex.

Alte Liebe rostet wohl! // Ein / Lustspiel / in fünf Aufzügen. // Aufgeführt / im Kaiserl. Königl. Nationaltheater. [Zierstück.] // Wien, / zu finden beym Logenmeister. // 1780.

87 S. (= K. K. Nat.-Th., Band 3).

Der Verfasser ist nach dem „Vorbericht" zum 3. Bande des K. K. Nat.-Th. „der Herr Obriste von Ayrenhoff". Goedeke kennt IV², § 215, I, 16, nur den Druck im 4. Bande der Sämtl. Werke (Wien 1814), wo das Stück zwei Aufzüge zählt, das Anon. Lex. III, 1915 nur eine Ausgabe *Wien 1803*, gleichfalls in zwei Aufzügen.

Digitized by Google

Betrug für Betrug, / oder / Wer hat nun die Wette / gewonnen? // Ein Lustspiel / in drey Aufzügen. // Aufgeführt / im K. K. Nationaltheater. [Zierstück.] // Wien, / zu finden beym Logenmeister. // 1780.

127 S. (= K. K. Nat.-Th., Band 5).

Nach dem „Inhalt" des 5. Bandes des K. K. Nat.-Th. von Schletter. Dem Anon. Lex. nicht bekannt. Goedeke V², § 259, 54, 6.

Die / Schwäger. // Ein / Trauerspiel / in fünf Aufzügen. // Von einem Soldaten. // Aufgeführt / im K. K. Nationaltheater. [Zierstück.[// WIEN / zu finden beym Logenmeister. / 1780.

56 S. (= K. K. Nat.-Th., Band 5).

Wer wird sie kriegen? // Ein / Lustspiel / in / einem Aufzuge. // Von einem Soldaten. // Aufgeführt / im K. K. Nationaltheater. [Zierstück.[// WIEN / zu finden beym Logenmeister. / 1780.

38 S. (= K. K. Nat.-Th., Band 5).

Beide Stücke weder bei Goedeke noch im Anon. Lex. Der *Allgemeine Theater-Almanach von Jahr 1782. Verlegt bei Joseph Gerold [in Wien]* nennt als ihren Verfasser einen gewissen Ekkart „Soldat bei dem wollöbl. Wolfenbüttelschen Regiment" und fügt hinzu, daß Ekkart an einem neuen Stücke arbeite. Gemeint sind zweifellos *Die Abgebrannten. Ein rührendes Lustspiel in zween Aufzügen. Von einem Soldaten.* Nach Goedeke IV³, § 215, I, 4 1782 erschienen und im 4. Bande der Schauspielsammlung *Im Kaiserl. Königl. Nationaltheater aufgeführte Schauspiele* enthalten. Goedeke nennt hier den Verfasser Friedrich von Eckardt.

Irene, / ein / christliches Trauerspiel / in / drey Aufzügen. [Zierstück.] // Aufgeführt im Kaiserl. Königl. Nationaltheater. // Wien, / zu finden beym Logenmeister. // 1781.

72 S. (= K. K. Nat.-Th., Band 6).

Vom Herrn Obristen von Ayrenhoff („Inhalt" des 6. Bandes des K. K. Nat.-Th.). — Fehlt im Anon. Lex. — Goedeke kennt IV³, § 215, I, 16 nur den Druck in den Sämtlichen Werken (Wien 1814).

Die / Freundschaft / der / Weiber. // Ein Lustspiel / in / zwey Aufzügen. [Zierstück.] Aufgeführet im K. K. Nationalhoftheater. // WIEN, / zu finden beym Logenmeister, 1782.

61 S. u. 1 w. Bl. (= K. K. Nat.-Th., Band 6).

Ebenfalls vom Herrn Obristen von Ayrenhoff (Vorbericht zum 6. Bande des K. K. Nat.-Th.). — Das Anon. Lex. verzeichnet nur eine Ausgabe *Die Freundschaft der Weiber nach der Mode. Sittengemälde in zwei Akten. Wien 1803.* Goedeke kennt unter diesem späteren Titel nur den Druck in den Sämtl. Werken (Wien 1814).

Olimpie, / ein / Trauerspiel in Versen / von / fünf Aufzügen / nach / Voltaire. // Für das Kaiserl. Königl. Nationalhoftheater. // [Zierstück.] // Wien 1785. / Verlegt bey Friedrich August Hartmann, / Buchhändler am Kohlmarkt, / und zu finden beym Logenmeister beyder K. K. Theater.

(8) und 94 S. u. 1 w. Bl.

Mit einer Vorrede von [Christian Gottlob] Klemm. Der Übersetzer nennt sich am Schlusse der Widmung. Es ist Cassian Roschmann von Hörburg. Goedeke kennt V², § 259, 189, 2 das Stück, der Druck aber blieb ihm unbekannt. Er fehlt auch im Anon. Lex. Ein Exemplar in meinem Besitze.

Digitized by Google

Der Krieg, / oder das / Soldatenleben. / Ein Lustspiel / nach dem Goldoni. // [Zierstück.] Aufgeführt auf dem K. K. privil. deutschen / Theater zu Wien, in Ostern 1768. // Zu finden beym Logenmeister.

94 unbez. S. (= D. Sch., 4. Band).

Der Übersetzer ist nach der *Chronologie* (zum Jahre 1768, S. 273 alt, 172 neu) Josef Gottwill von Laudes. Der Druck findet sich weder bei Goedeke IV^{3}, § 226, 11, noch im Anon. Lex. 1770 wurde er in dem 5. Teil der Schauspielsammlung *Neues Theater von Wien* (Wiener Stadtbibliothek 14873 A) mit dem einfachen Zwischentitel:

Der Krieg, / oder das / Soldatenleben. / Ein Lustspiel / nach dem Goldoni. // [Zierstück.] // 1770.

aufgenommen. Die erste Aufführung fand nach Müller (Genaue Nachrichten) Nr. 92 am 4. April 1768 statt. Prehauser spielte den Don Cirillo, einen blessierten Leutnant. Sonnenfels bespricht das Stück im 18. seiner Briefe über die Wienerische Schaubühne (Neudruck S. 103 ff.).

*

Die
Schlaue Wittib
Eine von dem berühmten
Advocaten
zu Venedig,
Sigr. Carlo Goldoni,
Verfertigte galante
COMŒDIE,
Aus dem
Italiänischen desselben
Auf das
Wienerische Theater
Übersetzet und eingerichtet
von
J. A. D. S.

WIEN, gedruckt bei Joh. Peter v. Ghelen,
Kaiserl. Königl. Hof-Buchdruckern. 1751.

132 unbez. S. (= D. Sch., Teil 7).

Die / Schlaue Wittib, / eine, von dem / berühmten Advocaten / zu Venedig, / Sigr. Carlo Goldoni, / verfertigte / galante Comödie, / aus dem / Italiänischen desselben / auf das / Wienerische Theater / übersetzet und eingerichtet / von / J. A. D. S. // Zu finden in Krausens Buchladen, nächst der Kaiserl. / Königl. Burg. 1756.

124 S. (= Wr. Schaub., 6. Teil. Nach dem Exemplar der Studienbibliothek in Klagenfurt 1898. XV. c. 5).

Die / Schlaue Wittwe, / ein / Lustspiel / des / Herrn Doct. Goldoni, / in / drey Aufzügen; / aus dem / Italiänischen übersetzt, / und auf dem / Kaiserl. Königl. privilegirten / deutschen Theater / zu wiederholten malen vorgestellet. // Wien, / zu finden in Krausens Buchladen nächst der / Kaiserl. Königl. Burg. 1768.

117 S. (= Wr. Schaub., 6. Teil. Nach dem Exemplar der Wiener Stadtbibliothek 14873 A.)

Von diesen drei Ausgaben verzeichnet Goedeke III^{2}, § 200, 60 nur die von 1756. Der Übersetzer und Bearbeiter ist weder ihm noch dem Anon. Lex. bekannt. Es ist Josef Anton de Salazar, ein Spanier, der — wie der Gothaer Theaterkalender auf 1776 S. 151 zu berichten weiß — von 1751 an eine Reihe von Übersetzungen aus dem Goldoni für das

Digitized by Google

Wiener Theater lieferte. Mathar (C. Goldoni auf dem deutschen Theater des 18. Jahrh.) bekam gleichfalls nur die Ausgabe von 1756 zu Gesicht und es ist daher seine Behauptung, daß das erste im Druck erhaltene Goldonische Stück, das in Wien zur Aufführung gelangte, Weiskerns *Leutansetzer 1753* sei, durch den Nachweis der ersten Ausgabe von 1751 widerlegt.

Die Übersetzung ist in mehr als einer Hinsicht von Interesse. Fürs erste beweist sie, wie schnell Goldonis Werke auch von dem deutschen Theater Besitz ergriffen; liegt doch die Erstaufführung des Originals, der Vedova scaltra, kaum drei Jahre zurück. Fürs zweite zeigt sie, auf welch einer tiefen Stufe damals zu Wien — wenigstens im Lustspiele — die Kunst des Übersetzens hielt, wenn ein Spanier, „der der reinen deutschen Sprache nicht mächtig war", aus dem Italienischen übersetzen durfte. Endlich ist sie sozusagen ein Schulbeispiel für ein noch halb in der Stegreifkomödie befangenes Lustspiel. Eine Bemerkung des Übersetzers am Schlusse des Personenverzeichnisses, die auf die Stegreifstellen aufmerksam macht und die zugleich das Deutsch des Übersetzers trefflich beleuchtet, möge hier Platz finden:

„Was mit („) bemerket zu finden, ist nothwendiger Kürze halber in der Vorstellung selbst nicht recitiret worden. Was aber von denen Reden mit kleinerem Druck zu lesen, ist die Materia deren Worten, so der Geschicklichkeit des Recitirenden nach Belieben hervor zu bringen, überlassen worden."

Der Ausgabe von 1768 fehlt diese Bemerkung. Das Stück ist inzwischen vollständig zum regelmäßigen geworden, und, wie schon die Fassung des Titels ahnen läßt, in ein besseres Deutsch übertragen. Auch beweist diese Ausgabe, daß sich das Lustspiel recht lange auf dem Spielplane erhalten hat. Die erste Aufführung im neuen Hause fand am 23. Oktober 1763 (Müller Nr. 14) statt.

Von weiteren Übersetzungen Salazars führt das *Répertoire des théâtres della ville de Vienne* folgende an:

Im Spieljahre 1752/53:

Le Sage, Goldonis L'Uomo prudente, nach dem Gothaer Theaterkalender auf 1776 (S. 152) unter dem Titel *Der Weise.*

Adrien en Syrie, eine Tragödie in Prosa aus dem Italienischen des Metastasio.

Im Spieljahre 1753/54:

La Soubrette savante, Goldonis La donna di garbo.

Im Spieljahre 1754/55:

Nabonidus, eine Tragödie in Prosa aus dem Italienischen.

Gedruckt wurde davon wahrscheinlich keine einzige. Dagegen ist uns von Salazar eine Übersetzung von Goldonis Il Theatro comico erhalten.

Das / Theater. / Ein mehrmalen / von dem berühmten / Sigr. Carlo Goldoni / verfertigt= besonders sinnreich= / Comisches Stück, / aus / dem Italiänischen übersetzt, / von / J. A. D. S. // Aufgeführet / zu Wien / auf der Kaiserlich Königlich privilegirten / Schaubühne. // Wien, / Zu finden im Kraußischen Buchladen, nächst der / Kaiserl. Königl. Burg. 1764.

100 S. (= Neue Sammlung von Schauspielen, Band 5. Wiener Stadtbibliothek 14873 A).

Goedeke kennt IV³, § 215, I, 2 den Druck, der Übersetzer aber blieb ihm unbekannt. Im Anon. Lex. fehlt das Stück. Seine Erstaufführung auf dem Wiener Theater fällt nach einer Bemerkung am Schlusse der Rollenbesetzung vor dem Vorberichte zum 5. Bande der erwähnten Schauspielsammlung in das Jahr 1752. 1764 zur Zeit seiner Drucklegung wurde es nicht mehr gegeben.

Digitized by Google

Ricarda Huch über Theodor Fontane.

Von

Richard von Kehler in Charlottenburg.

In meinem Bücherschrank stehen im Lieblingsfache nebeneinander Fontane und Ricarda Huch; eine gewisse freudige Erwartung wird hierdurch verständlich, die mich befiel, als ich einen Aufsatz von Ricarda Huch über Theodor Fontane für die Westermannschen Monatshefte angekündigt sah. Nun habe ich den Aufsatz (Westermanns Monatshefte, Bd. 123, S. 589 ff.) gelesen und bin bitter enttäuscht. Schon die Überschrift machte mich stutzig: *„Fontane aus seinen Eltern"!* Das erinnert ein wenig an den Stammbaum eines Vollblüters, und wenn ich auch weiß, daß dies „aus" in übertragenem Sinne gemeint ist, so sagte mir doch das Gefühl: „So schreibt man nicht von jemand, auf den man etwas hält."

Und dies Gefühl hat mich nicht betrogen; die Verfasserin läßt eigentlich so wenig Gutes an Fontane, daß es einen fast verwundert, diesen Gegenstand als von ihr einer solchen Betrachtung gewürdigt zu sehen. Er ist zwar „ein in unserer Zeit hochgeschätzter Schriftsteller" und der „berühmte Sohn" seiner Eltern, aber er ist oder vielmehr er war „kein Dichter". Er war „ein schwacher und auf Erfolg erpichter Mensch, der instinktiv den Schutz der jeweils herrschenden Macht suchte". Seine Menschen sind „gebrochene Charaktere", er schildert eine „gealterte, müde, hoffnungslose Gesellschaft", er „erspart seinen Lesern Anstrengung und Aufregung", aber „man muß schon sehr entgegenkommend lesen, um einen tragisch-poetischen Reiz darin zu spüren". Nun, über den Geschmack läßt sich nicht streiten, und wer weder einen „tragisch-poetischen" noch sonst einen Reiz höherer Ordnung aus der Vertiefung in Fontanes Werke erhält, dem ist nicht zu helfen. Aber ob der Gedankengang, der die Verfasserin zu diesem Schlusse führt, folgerichtig verläuft, ob die Schlüsse, die sie zieht, begründet sind, ob die Voraussetzungen, von denen sie ausgeht, genügend geprüft und nicht vielleicht nur einseitig gesehen sind, darüber darf man im Zweifel sein, und um festzustellen, ob man im Sinne von Ricarda Huch die Schriften Fontanes nur noch als „historische Dokumente" wenn auch „vorzügliche" zu schätzen hat, oder ob man sich weiter erfreuen und erheben lassen darf durch die Kunst des Dichters, scheint eine Prüfung ihrer Beweismittel geboten.

Die Betrachtung geht davon aus, daß zwischen einem Dichter und seiner Mutter „eine besonders innige Beziehung nicht nur durch Liebe sondern durch die Art der Begabung besteht". Der Absatz schließt mit den Worten: „Die Phantasie also ist es, die der geniale Sohn von der Mutter erbt." Dann wird nach Goethes: „Vom Vater hab' ich" usw. der Grundsatz noch befestigt, daß der Vater den Charakter und die Mutter die Phantasie vererbe, und es wird später weiter geschlossen: (dem Sinne nach) „Wenn nun aber der Vater keinen Charakter hat sondern Phantasie und die Mutter keine Phantasie sondern den Charakter, so bekommt der arme Sohn weder Charakter noch Phantasie; denn es scheint, daß der Vater die Phantasie nicht vererben kann und die Mutter nicht den Charakter, zum mindesten nicht auf den Sohn."

Dann wird der Beweis zu führen gesucht, daß der Sohn Fontane die mütterliche Energie ebensowenig wie die väterliche Phantasie geerbt habe. Die Verfasserin fällt zur Stützung dieses Spruches mehrere allgemein gehaltene Urteile über den Schriftsteller und den Menschen Fontane und schließt mit einem kurzen Vergleich zwischen Fontane und dem Schweizer Burckhardt, der zu ungunsten Fontanes ausfällt; die letzte Frage, ob bei dem Elternpaare Burckhardt eine ähnliche Kombination vorlag wie bei Fontanes Eltern, bleibt offen.

Auf diese Tatsache muß ich Wert legen, denn ich hatte nach Aufstellung des Huchschen Vererbungsgesetzes immer darauf gewartet, wenigstens einen Fall zu seiner Bestätigung vorgeführt zu bekommen. Zwar hilft ein Paradebeispiel auch noch nicht viel, aber man ist doch geneigt, wie im Falle Goethe, eine Regel gelten zu lassen, so lange das ohne Schaden geschehen kann. Hier aber in dem Aufsatze „Fontane aus seinen Eltern" liegt nun die Sache so, daß man nicht mehr auseinanderhalten kann, was Voraussetzung, was Behauptung und was Beweis ist. Sollen die Charaktere der beiden alten Fontanes die Voraussetzung und der Charakter Theodors den Beweis liefern für das vorher umrissene Huchsche Vererbungsgesetz? Oder ist dies Gesetz eine feste Voraussetzung und soll die Charakteristik der Eltern den

Digitized by Google

Beweis dafür bilden, daß Fontane unbedingt richtig von der Verfasserin gezeichnet worden ist? Oder bedeutet Theodor Fontane selbst den Beweis dafür, daß sein Vater keinen Charakter und seine Mutter keine Phantasie gehabt haben kann, was man dann zu seinem Erstaunen bestätigt findet, wenn man mit den Augen von Ricarda Huch Fontanes Buch „Meine Kinderjahre" durchliest, das ihr als Hauptquelle gedient hat? Oder liegt einer der anderen drei noch fehlenden Fälle dieser Variation von Voraussetzung, Beweis und Behauptung vor?

Diese Fragen verlangen natürlich keine Antwort, und es versteht sich ebenfalls von selbst, daß eine Betrachtung nicht so streng und bündig zu sein braucht wie ein logischer Schluß oder wie ein mathematischer Beweis. Aber wenn man allgemeine Regeln aufstellt, so kann man nicht gleichzeitig mit ihnen einen Vorgang beweisen und sie durch das Beispiel desselben Vorganges stützen wollen. Ich will auch nicht behaupten, daß die Verfasserin dies gewollt hat, aber ihr niedliches Spiel mit der Vererbungstheorie reißt sie fort von dem festen und zuverlässigen Boden der voraussetzungslosen Forschung. Im übrigen aber sind dies nur Einwendungen gegen die Form, die völlig verschwinden gegenüber den Einwendungen, die ich gegen den Inhalt zu machen habe.

Es werden dem Leser drei Bilder vorgeführt: Vater, Mutter und Sohn Fontane. Keins von den drei Bildern halte ich für sprechend ähnlich — ich sehe sie eben anders. Das des Vaters Fontane scheint mir am wenigsten verzeichnet, dem Bilde der Mutter fehlen die sympathischen Züge fast ganz, und das Bild des Sohnes kann ich leider nur für eine Karikatur erklären. Vom Vater heißt es, er sei unstreitig als Geschäftsmann, als Familienvater, als Haushaltungsvorstand, als Erzieher untauglich gewesen, ein Verschwender, grundsatzlos und ohne zielbewußtes Streben usw. Unter Haben wird dagegen gebucht, daß er ein liebenswürdiger Mensch von großer Herzensgüte, der Abgott der Armen, dabei mit reicher Phantasie begabt, Humorist und Plauderer gewesen sei; an seine Sittenstrenge, die der Sohn ausdrücklich erwähnt, will die Verfasserin anscheinend nicht ganz glauben, jedenfalls rechnet sie ihm diese nicht als Verdienst an, eher als Schwäche.

Das klingt, so kurz zusammengefaßt, noch ungünstiger als in der breiteren Ausführung von Ricarda Huch. Dabei sind die einzelnen Urteile wohl zutreffend, nur könnten sie hier und da etwas gemildert werden und bedürfen immerhin der Ergänzung. Ein Beispiel dafür möge genügen. Ricarda Huch erklärt den Vater Fontane für untauglich als Erzieher. Nun sagt sein Sohn in bezug auf Erziehung: „Wie die Eltern sind, wie sie durch ihr bloßes Dasein auf uns wirken, das entscheidet", und ferner: „Versteht man aber unter Erziehung nichts weiter als in guter Sitte ein gutes Beispiel geben und im übrigen das Bestreben, einen jungen Baum, bei kaum fühlbarer Anfestigung an einen Stab, in reiner Luft frisch, fröhlich und frei aufwachsen zu lassen, so würden wir ganz wundervoll erzogen. Und das kam daher: meine Eltern hielten nicht bloß auf Hausanstand, worin sie Muster waren, sie waren auch beide von einer vorbildlichen Gesinnung, die Mutter unbedingt, der Vater mit Einschränkung, aber darin doch auch wieder uneingeschränkt, daß ihm jeder Mensch ein Mensch war". An Stelle von „untauglich" hätte es also gerechterweise in diesem Fache zum mindesten heißen müssen „bedingt tauglich".

Doch ich will um das Maß nicht rechten; in großen Zügen hat die Verfasserin dem Vater Fontane noch einigermaßen Gerechtigkeit angedeihen lassen. Aber nicht der Mutter. Ihr wird unter anderem vorgeworfen, daß sie keine Spur von Religion und für das Ideale nur eine Art von Verachtung gehabt habe, daß sie herbe gewesen sei und ganz konventionell, daß von ihr eine trostlose Nüchternheit ausgegangen sei, weil sie das Materielle und das Äußerliche für die Hauptsache gehalten habe. Hiergegen ist folgendes ins Feld zu führen: Theodor Fontane sagt von seiner Mutter, daß sie von Religions*eifer* keine Spur gehabt habe, bei Ricarda Huch wird ihr jede Spur von *Religion* abgesprochen. Das ist doch ein wesentlicher Unterschied! Während der Sohn sagt, daß seine Mutter ganz auf Verständigkeit und *beinahe* Nüchternheit gestellt gewesen sei, spricht Frau Huch von *„trostloser* Nüchternheit"! Als Beispiel für die Herbigkeit wird die Geschichte einer überstrengen Bestrafung des Knaben Theodor berichtet, zu der Frau Fontane ihren Mann beordert hatte. Es fehlt in diesem Bericht aber die Bemerkung des Sohnes: „Ich glaube, sie fühlte in ihrem Gerechtigkeitssinn, daß sie viel zu weit gegangen war," worin doch eine erhebliche Milderung liegt. Zu der Schilderung von der Üppigkeit zu Weihnachten, deren Folge dauernd verdorbene Magen waren, und zu dem daraus gezogenen Schlusse auf den materiellen Sinn, möchte ich bemerken, daß die Ansicht, für Kinder sei Kuchen die beste Festfreude, recht allgemein verbreitet ist, und daß man nur wenigen Müttern idealen Sinn wird zubilligen können, wenn obengenannter Grundsatz schon als Beweis einer materiellen Lebensauffassung gelten soll.

Digitized by Google

Ricarda Huch sagt ferner, daß Frau Fontane nur Achtung und keine Liebe in ihrer Familie erweckt habe, und daß auch ihr Sohn von ihr nur mit Anerkennung und nicht mit zärtlicher Liebe spreche. Nun wird aber von dem Sohne Theodor mehrfach ausdrücklich hervorgehoben, daß sein Vater trotz alles Trennenden und trotz der später auch wirklich eingetretenen Trennung stets mit inniger Liebe an seiner Frau gehangen habe, ferner wird berichtet, daß sie als junges Mädchen „der Liebling des Kreises" war und vollsten Anspruch darauf hatte, denn „sie war jederzeit gütig und hilfsbereit", und daß sie an vielen und ganz verschiedenen Stellen herzliche Liebe und Verehrung gefunden habe, so z. B. bei Frau von Flemming, bei ihrer Wirtschafterin Fräulein Schröder und beim Pastor Schultz.

Vor allem aber sind die Liebesbezeugungen des Sohnes selbst zu beachten. Leider stammen die Nachrichten hierüber alle aus einer späteren Zeit, frühere Briefe sind nicht erhalten, und aus der Jugendzeit berichtet Fontane von Zärtlichkeiten seiner Mutter nur wenig. Doch heißt es: „Sie küßte mich mit besonderer Zärtlichkeit", und bei einer anderen Gelegenheit: „Meine Mutter, die in diesen Tagen, ganz gegen ihre Gewohnheit, ungemein weich und nachsichtig gegen mich war." Ich schließe hieraus, daß Fontane als Kind auch seinerseits zärtlich zu seiner Mutter gewesen sein wird, wenn nicht täglich und stündlich, so doch hin und wieder; später war er es sicher, wofür folgende Briefstellen Zeugnis ablegen:

An seine Frau: „Nächsten Dienstag ist unsrer guten Mama Geburtstag, gratulier' ihr in meinem Namen und in den herzlichsten Worten, die Du hast."

An seine Mutter: „Meine liebe gute Mama!" — „Die heutige Sonntagsruhe soll mir endlich eine Stunde hergeben, um mit Dir, meine liebe Mama, plaudern zu können." — „Erhalte Dich Gott noch lange Deinen Kindern und Enkeln und gebe Dir rechte Freude am Leben und an uns." — „Am Sonntagnachmittag kam ich von meinem Ausfluge zum Alten zurück" (wer die reizende humoristische Schilderung dieses Besuches lesen will, findet sie Briefe I unter Nr. 56) . . . „aber richte es so ein, daß meine Unachtsamkeit, die ihn kränken könnte, nicht bemerkt wird. Dir und Lieschen herzliche Küsse und die Versicherung alter Liebe." — „Ich wünsche Dir alles Liebe, Gute, Heitre, Frohe, das man nur wünschen mag, Freude am Leben, Freude an Deinen Kindern und Enkeln, keinen Winterhusten, eine warme Stube, gutes Mittagbrot und einen ordentlichen Kaffee, trotzdem die Preise im Steigen sind." — „Laß Dir diese Zeilen sagen, wie sehr wir Dich lieben und verehren, und wie tief wir empfinden, was wir an Dir besitzen . . ."

Hierin steckt doch ein Reichtum von Liebe und Zärtlichkeit, wobei noch zu bedenken ist, daß Fontane sonst mit Zärtlichkeitsausdrücken keineswegs freigiebig ist. Ich glaube doch, daß das Bild, das sich ein Leser von Frau Fontane macht, wenn er meine Ausführungen gelesen hat, sehr verschieden sein wird von dem Bilde, das er aus dem Aufsatz von Ricarda Huch allein mitnehmen würde. Auch hier aber bei der Charakteristik der Mutter Fontane sind es in der Hauptsache Übertreibungen, die das Bild unähnlich machen; in einer längeren sehr fein ausgesponnenen Betrachtung sucht die Verfasserin zu erklären, daß und wie die Umstände es der Mutter Fontanes verweigerten, ihre eigentliche, weibliche Natur zu entwickeln. Nach meiner Ansicht eben — die, wie ich glaube überzeugend ausgeführt zu haben, die besseren Gründe für sich hat — ist die Entwicklung der sympathischen Eigenschaften nicht so kümmerlich geblieben, wie es nach dem Huchschen Aufsatz den Anschein hat.

Weiter aber, viel weiter und fast zu entgegengesetzten Polen gehen unsere Urteile über Theodor Fontane selbst auseinander. Ich will zu den Urteilen und Angaben der Verfasserin Stellung nehmen und stelle ihre Sätze in Kursivschrift unter Anführungsstrichelchen.

„Nicht ohne Trauer liest man diese Schilderung, die der Sohn von der Mutter ganz ohne Schamgefühl entwirft."

Das Bild, das der Sohn von seiner Mutter gibt, ist ehrlich und ohne Beschönigung gezeichnet, und der Sohn konnte es sich leisten, so zu sprechen, da noch Anziehendes und Bewundernswertes genug übrig blieb. Fontane verfährt auch hier nach seinem Grundsatze, Menschen zu geben und keine Heiligen; und wenn die Menschen nur sonst etwas taugen, so hat ein Hinweis auf ihre Schwächen noch keinem etwas geschadet. Der Vorwurf des Mangels an Schamgefühl, der in den Worten der Verfasserin liegt, ist unbegründet.

„Wie trostlos klingt es, wenn Fontane sich selbst mit der ungeminderten Helligkeit seiner scharfen Beobachtungsgabe empfindlich, eitel und von Großmannssucht beherrscht nennt."

Es ist richtig, daß Fontane so von sich spricht, aber erstens schickt er noch voraus, daß er gut geartet gewesen sei, und zweitens fällt er dieses Urteil über sich, wie er in Swinemünde zwischen 8 und 13 Jahren mithin in den sogenannten Rüpeljahren war. Ist das nun trostlos? Gibt es einen rechten Jungen, der diese Zeit nicht durchgemacht hat? Ich

Digitized by Google

glaube nicht, aber ich glaube auch, daß Ricarda Huch diese Selbstverurteilung nicht trostlos nennen würde, wenn sie sie nur auf diese Jugendzeit bezogen hätte. Wie sie dazu kommt, mit Hilfe von Fontanes ungeminderter Helligkeit seiner scharfen Beobachtungsgabe dieses Urteil zeitlich uneingeschränkt aufzufassen, ist mir allerdings unerfindlich. Daß sie den erwachsenen Fontane für mit diesen Kinderschwächen behaftet halten sollte, mag ich doch nicht annehmen. Allerdings zieht sie ja manche Schlüsse von der Jugend auf das Alter; so heißt es:

„Nichts ist lächerlicher als ohnmächtige Herrschsucht, so herrschte er, wie schon als Knabe beim Spiel, dadurch, daß er sich nicht finden ließ.“ Und vorher: *„Andrerseits hatte er wohl ein ungeheures Selbstgefühl; aber er versteckte es, weil er wußte, daß er die Kraft nicht hatte, es zu verwirklichen.“*

Fontane nennt als eine seiner leidenschaftlichsten Beschäftigungen der Kinderzeit das Versteckspiel; er schildert es als etwas Großartiges, Poetisch-Phantastisches, wenn er in einem der tiefen engen Löcher mitten im Heu saß in der glücklichen Vorstellung, nicht gefunden werden zu können. Was ihn dabei reizte, war also die Romantik. Herrschen tat er bei anderen Spielen, z. B. als Anführer beim Räuber- und beim Soldatenspiel; er verwendet mehrere Seiten darauf zu schildern, wie es bei diesen Spielen herging, und wie es ihn schmerzte, als er gegen Ende seines Swinemünder Aufenthalts erkennen mußte, daß es mit seiner Alleinherrschaft zu Ende ging. Es erscheint ja lächerlich, wenn man sich länger darüber ausläßt, ob Fontane als Junge von zwölf Jahren seine Herrschergelüste im Versteckspiel oder im Soldatenspiel bewiesen habe, und ich würde darüber nicht nachdenken, geschweige denn Worte machen, sondern nur mich immer wieder dieser reizenden lebenswahren Schilderungen aus der Jugendzeit erfreuen; aber wenn Ricarda Huch solch kindliches Spiel Zeugnis ablegen läßt für eine falsche Behauptung, die sie sonst nicht zu beweisen sucht, so muß ich doch zunächst das Unzutreffende dieser ihrer eigentümlichen Begründung nachweisen.

Fontane hat also — ich muß es wiederholen — als Knabe nicht geherrscht, indem er sich nicht finden ließ, sondern indem er seine ganze Rotte als stärkster und gewandtester — er nennt sich den geborenen Akrobaten — anführte. Und ebenso falsch ist die gefolgerte Behauptung, daß er im späteren Leben sich nicht habe finden lassen. Wenn ihn manche gar nicht und viele erst spät gefunden haben, so ist das nicht seine Schuld. Er habe sein Selbstgefühl versteckt, weil er wußte, daß er die Kraft nicht habe, es zu verwirklichen? Woher stammt dieses Urteil? Ich weiß nicht, wie die Verfasserin dazu kommt! Ich weiß nur, daß er ein Mann war, der seine eigene Meinung hatte und äußerte und der auch für sie kämpfte sowohl im Freundeskreise — man lese z. B. die Tunnel-Protokolle — als auch vor der Öffentlichkeit. Hat er doch, um nur eins herauszugreifen, fast 20 Jahre hindurch in der Vossischen Zeitung über das Berliner königliche Schauspiel berichtet, und so schwer es ihm fiel, anderen wehe zu tun, so blieb er doch fest, wenn auch ein Prediger in der Wüste, im Kampfe gegen das Unechte auf der Bühne. Wenn sein Humor auch manchen Tadel milderte, so griff Fontane doch oft genug scharf zu und entging als Kritiker schon damals nicht dem Vorwurf der Verrohung. Klingt das danach, daß er sich oder sein Selbstgefühl verstecken wollte?

„Wenn Dr. Lau (sein Hauslehrer) *wirklich ein Idealist war, so nehme ich an, daß das Gefühl, welches ihn hob und trug, doch noch in etwas anderem bestand als in der Genugtuung über den Klang des eigenen Namens, wieviel Recht auf Ruhmsucht man auch immer jedem hervorragenden Geiste einräumen mag.“*

Der Gedankengang, der zu diesem Satze führt, ist folgender: Fontane erzählt von sich, die Tatsache, daß seine Jugendgedichte gedruckt wurden und seinen Namen trugen, habe ihn alles Unliebsame in seiner Apothekerlehrlingszeit vergessen lassen. Ebenso glaube er, daß sein verehrter Lehrer Dr. Lau über die Misere des Lebens sich hinweggeholfen habe durch das Bewußtsein: „Ich bin ein Schüler von Schleiermacher und besitze nicht nur den westöstlichen Diwan, sondern kann ihn sogar auswendig.“ Das tertium comparationis ist also die geistige Beschäftigung mit etwas Höherem, die bei Dr. Lau im Empfangen, bei Fontane im eigenen Schaffen bestand. Fontane hat nun in bezug auf sich den Umstand, daß sein Name im „Berliner Figaro“ gedruckt unter seinen Gedichten stand, miterwähnt. Die Verfasserin sieht hierin Ruhmsucht und bucht diese für Dr. Lau gleich mit, bei dem der Klang des eigenen Namens — wenigstens im Rahmen dieser Skizze — gar nicht in Frage kommt, da er weder als Schüler Schleiermachers, noch als Besitzer des „Westöstlichen Diwans“ im Swinemünder Anzeiger genannt worden sein dürfte. Gezielt ist der Pfeil natürlich nicht auf den ganz gleichgültigen Dr. Lau, sondern auf Fontane, dem als das, was ihn hob und trug, nicht idealer Sinn, sondern Ruhmsucht untergeschoben wird, aber eben durch einen Trugschluß.

Digitized by Google

„Dieses Beispiel erregt den Verdacht, daß in Fontanes Ordnungsliebe wirklich etwas Subalternes lag, nämlich die Eigenart eines zugleich schwachen nnd auf Erfolg erpichten Menschen, der instinktiv den Schutz der jeweils herrschenden Macht sucht.“

Das Beispiel ist Fontanes Parteinahme für den König Friedrich Wilhelm III. in der Frage der Ausschließung des Yorkschen Korps beim Einzug in Paris anno 1814. Ricarda Huch bemerkt zunächst nur nebenbei, daß „sicherlich nur die Empfindlichkeit und das kleinliche neidische Nachtragen des Königs an diesem Ausschließen schuld war“. Gegen diese Annahme spricht die Tatsache, daß nur die Garden eingezogen und außer dem Yorkschen Korps z. B. auch das verdienstvolle Kleistsche Korps nicht am Einzuge teilnahm, gegen dessen Führer ein Nachtragen des Königs nicht anzunehmen ist; auch sagt Droysen ausdrücklich: „Niemand zweifelte, daß dies geschähe, weil sie zu schmutzig aussähen, um den eleganten Parisern gezeigt zu werden.“ Ich gehe hierauf nur ein, um zu zeigen, daß die Verfasserin auch sonst dazu neigt, sich bei ihren Urteilen etwas zu sehr vom Gefühl bestimmen zu lassen. Über die Frage selbst kann man immerhin verschieden denken, und die Fontanesche Ansicht, die kurz in die Worte zu kleiden wäre: „Parade bleibt Parade, und ein Einzug ist auch eine Parade“ ist nicht ganz von der Hand zu weisen. Dies ist aber gleichgültig gegenüber der Schlußfolgerung, daß in Fontanes Ordnungsliebe etwas Subalternes lag usw.

Dieser Schluß erscheint mir vollkommen willkürlich und durch nichts begründet. Wo in seinem ganzen Leben oder in seinen Schriften finden wir ein Beispiel, daß Fontane den Schutz der jeweils herrschenden Macht gesucht oder das Verhalten eines instinktiv derart handelnden Mannes gebilligt habe? Gerade das Gegenteil ist der Fall; Fontane ist fast stets in der Opposition gewesen. Als Jüngling schwärmte er für Herwegh und dichtete ihn an:

„. . .
Und dieser Strom, es war Dein Lied!
Ich habe nicht genippt, getrunken,
Und seinen Wellenschlag belauscht,
Ich bin in seine Flut gesunken
Und habe drinnen mich berauscht!“

Diese Zeilen widerlegen gleichzeitig das Urteil Ricardas: *„Seiner Freiheitsliebe fehlte der Rausch“*, denn wer sich in den Liedern Herweghs berauscht, der berauscht sich in vollprozentiger Freiheitsliebe. Mit zunehmendem Alter wird naturgemäß die Berauschung seltener, aber die Freiheitsliebe braucht darunter nicht zu leiden.

Es gibt hierfür kaum ein besseres Beispiel als die Persönlichkeit Th. Fontanes. 1848 nahm er das Gewehr und trat an die Barrikade; daß er das Unsinnige seines Vorhabens noch rechtzeitig einsah, ändert an der Tatsache nichts, daß er Revolutionär war. 1849, als er im Krankenhaus Bethanien angestellt war, lud er dorthin, wo ein ultrakonservativer und orthodoxer Geist wehte, bei Gelegenheit einer Tagung der äußersten Linken in Berlin sich Ferdinand Freiligrath als Gast ein; wäre dieser oder ein anderer blutroter Freiheitsheld der Einladung gefolgt, so hätte das das Ende von Fontanes Aufenthalt in Bethanien bedeutet. Später hat er dem Grafen Schwerin-Putzar folgende Verse gewidmet:

„Du bist von jenen Alten
Im Geiste noch gezeugt,
Die keinem Stirnefalten
Jemalen sich gebeugt“

und zum Schluß

„Auch Du für heilge Rechte
Ficht weiter sonder Scheu:
Treulos sind alle Knechte,
Der Freie nur ist treu!“

Als Siebenundfünfzigjähriger hatte er dank den Bemühungen seiner Freunde eine feste staatliche Anstellung erhalten als Sekretär der Akademie der Wissenschaften. Seine Familie seufzte erleichtert auf: endlich sollte das Leben von der Hand in den Mund aufhören, endlich sollte man der Sorgen ledig sein für das ungewisse Morgen. Mißtrauisch trat Fontane das Amt an und nach kurzem erklärte er, es aufgeben zu müssen, weil er die Abhängigkeit nicht ertragen könne. Er gab es dann auch auf und hatte schwer unter der Beurteilung zu leiden, die dieser Schritt in seiner näheren Umgebung, zumal bei seiner Gattin fand; aber er nahm

Digitized by Google

das alles in Kauf für seine uneingeschränkte Selbständigkeit. Ich möchte eine Prämie aussetzen für den Nachweis aus Th. Fontanes Leben oder Werken, daß er irgendwo oder irgendwann dafür war, den Schutz der jeweils herrschenden Macht zu suchen; ich bin sicher, zur Zahlung dieser Prämie nicht verurteilt zu werden.

„Die treue Darstellung einer gealterten, müden, hoffnungslosen Gesellschaft verleiht immerhin den Romanen Fontanes Wert . . ."

Ich durchsuche die Romane nach der gealterten, müden und hoffnungslosen Gesellschaft, die ich als vorzügliches historisches Dokument darin finden soll. Vergeblich! Weder die Bank- und Industriewelt, noch die Offiziers- und Beamtenzirkel, die Lehrer- und Pastorenfamilien oder die Kutschers-, Pförtners- und Gärtnersleute Berlins, wie wir sie in „L'Adultera", „Irrungen-Wirrungen", „Jenny-Treibel", „Poggenpuhls", „Stechlin" finden, haben auf mich einen hoffnungslosen Eindruck gemacht. Einzelne müde und gealterte Personen, die auch mit Hoffnungen abgeschlossen haben, finden sich natürlich überall, wie z. B. die Frau Majorin von Poggenpuhl geb. Pütter; aber zu dieser sagt dann auch ihr Schwager immer: „Sprich nicht von . . . usw.". In „Vor dem Sturm", „Unwiederbringlich", „Quitt", „Effi Briest", „Graf Petöfy", „Cecile", „Ellernklipp", „Grete Minde", „Unterm Birnbaum", die mehr oder weniger auf anderen Schauplätzen spielen, tritt ebensowenig eine Müdigkeit oder Hoffnungslosigkeit der verschiedenen Gesellschaftsschichten hervor. Sollte vielleicht der Eindruck von „Mathilde Möhring" maßgebend gewesen und verallgemeinert worden sein? Aber auch hier kann man von Hoffnungslosigkeit nicht sprechen. Es ist eine Anspruchslosigkeit dargestellt, die vielleicht Mitleid erregen kann, obwohl es viele Leser geben wird, denen dies Sichbescheiden vertraut ist als bessere Lebensweisheit, vor allem aber steht die Gestalt der Mathilde Möhring und die von ihr ausgehende Stimmung ganz allein in Fontanes Werken. Daß Fontane selbst nicht daran dachte, eine müde Gesellschaft in der Gegenwart zu zeichnen, geht aus seinen folgenden Worten hervor: „Ein frischer Zug geht durch die Welt gerade auch jetzt wieder, und ein moderner Mensch sein heißt ein Mensch sein voll Spannkraft und Nerv." So sind denn auch die Menschen, die er darstellt, keine gebrochenen Charaktere; oder ist der alte Van der Straaten, ist Stechlin, Vater und Sohn, Lorenzen, Vater Treibel, der junge Gordon usw. das, was man unter gebrochenem Charakter verstehen muß?

Aber ihm (Fontane) fehlte die Leidenschaft, er glaubte gar nicht an echte Leidenschaft, *„weil er sie selbst nicht fühlen konnte. Seine Frauen sehnen sich wohl einmal nach diesem sagenhaften Feuertranke und müssen gewöhnlich ihren recht bescheidenen Schritt vom Wege mit Glück oder Leben bezahlen."*

Es ist schwerer zu erhärten, daß Fontane echte Leidenschaft gefühlt habe, als, wie Ricarda Huch es tut, ohne den Versuch eines Beweises zu behaupten, daß er sie nicht fühlen konnte. Ein kleiner Widerspruch ist ihr dabei allerdings leicht nachzuweisen, denn sechs Zeilen früher sagt sie: „Fontane war überwiegend der Sohn seiner Mutter", und von dieser Mutter muß sie wissen, daß sie von so großer Leidenschaftlichkeit war, daß ihr Mann zu sagen liebte: „wäre sie im Lande geblieben, so tobten die Cevennenkriege noch". Von dieser Leidenschaftlichkeit sollte doch wohl auch in der Erscheinungsform echter Leidenschaft etwas auf ihren Sohn Theodor übergegangen sein!

Diese Annahme findet man bestätigt durch einige Ausbrüche in seinen Briefen aus der Jugendzeit und in den Nachrichten über seine leidenschaftliche Eifersucht während des lange dauernden Brautstandes. Aber gottlob hat er die Leidenschaft allmählich überwunden und besiegt; darauf, daß er überhaupt einmal etwas davon gehabt hat, lege ich nur deshalb Wert, weil nach Ricardas Meinung dies nötig zu sein scheint, um überhaupt mitreden zu können. Über die Art der Abstufungen der Leidenschaften und über die Grenze, an der nach Ricardas Ansicht ein Schritt vom Wege aufhört bescheiden zu sein, erfahren wir leider nichts.

Wir können auch aus ihrem Gesamturteil, daß die Fontaneschen Frauengestalten solchen bescheidenen Schritt vom Wege gewöhnlich mit Glück oder Leben bezahlen müssen, keine Rückschlüsse ziehen, denn dem einzelnen Falle, der diese Ansicht vielleicht bestätigen könnte, stehen mehrere widersprechende gegenüber. Effi Briest stirbt allerdings, aber Melanie van der Straaten wird glücklich mit ihrem Ruben. Auch Cecile wird unglücklich und gibt sich selbst den Tod, aber dies geschieht, weil sie eben keinen Schritt vom Wege mehr abweichen wollte. Ähnlich liegt der Fall bei Franziska in „Graf Petöfy", die freiwillig auf irdisches Glück verzichtet. Dagegen nimmt Lene nach der Trennung von ihrem Botho das Leben von neuem mutig und kräftig in Angriff; sie hat etwas, was vielleicht nach Ricardas Ansicht ein unlösbarer Widerspruch ist, sie ist „vernünftig und leidenschaftlich zugleich" und zimmert sich ein neues Glück zurecht. Stine kommt nicht in Betracht, denn sie hat sich nichts zu-

Digitized by Google

schulden kommen lassen, aber wenn man ihre Schwester, die Witwe Pitelkow, als Hauptperson betrachtet, so ist wohl festzustellen, daß dieser der kräftige Schluck von dem sagenhaften Feuertrank der Leidenschaft weder Glück noch Leben gekostet hat. Victoire in „Schach von Wuthenow" wird sogar aller Wahrscheinlichkeit nach glücklicher, als sie es bei normalem Verlaufe geworden wäre und hat dies ihrem bescheidenen Schritt vom Wege zu danken. Von Hauptpersonen bleiben noch Grete Minde und Hilde aus Ellernklipp, die zwar beide ein Beispiel geben von der Kunst Fontanes in der Behandlung der leidenschaftlichen Liebe, aber in ihrem Schicksal nicht für obige These in Frage kommen. Von Nebengestalten in den Romanen fällt mir überhaupt keine ein, die ihre Leidenschaftlichkeit hätte büßen müssen. Ebba Rosenberg kommt zu ihrem Ziele, Katinka von Ladalinski doch wohl auch. Ganz scharf gerechnet wird nur eine der Frauengestalten Fontanes, wird nur Effi Briest das Opfer ihres Schrittes vom Wege. Aber geben wir auch Cecile und Franziska noch preis, so ergibt sich in dem Urteil von Ricarda doch eine Übertreibung oder Verallgemeinerung, derer sich ein sachlicher Kritiker nicht schuldig machen sollte.

„Das Erbteil der Mutter, die weltlich konventionelle Gesinnung, die alles nach dem äußeren Erfolg beurteilt, macht sich bei Th. Fontane immer wieder verhängnisvoll bemerkbar."

Das Wort Konvention kehrt noch mehrfach wieder, wodurch jedoch seine Bedeutung nicht schärfer umrissen wird. Nur soviel erfährt man: „Konvention sind die Urteile der Welt." Mir ist das Wort „konventionell" aus meiner reiferen Jugend sehr wohl bekannt. Damals war es die schlimmste Verurteilung, wenn etwas konventionell genannt wurde; Vorbedingung, um jemand als Dichter, als Maler, als sonstigen Künstler und als Menschen überhaupt zu diskutieren, war, daß er nicht konventionell wirkte. Ich hatte nicht geglaubt, daß sich dieses schwammige Wort über 30 Jahre am Leben halten würde. Damals hieß zunächst alles Althergebrachte glattweg „konventionell", und mit vielem Unechten, Minderwertigen und Schädlichen wurde auch manches Gute und Brauchbare verdammt. Die Stelle in Fontanes „Meine Kinderjahre", aus der Ricarda Huch ihr Urteil über die konventionelle Gesinnung seiner Mutter ableitet, lautet: „Sie hatte aber in ihrer in diesem Stück und auch sonst noch ganz konventionellen Natur total unrecht." Was Fontane unter konventionell versteht, läßt sich aus dem Zusammenhange schließen. Es ist die Rede von der väterlichen Lehrmethode, die sich an keine Regel oder Einteilung hielt, wie dies dem Sinne der Mutter entsprochen haben würde. Dies Hängen am Gewohnten und dies Mißtrauen gegen alles Regellose, nicht Gebräuchliche oder nicht allgemein Anerkannte wird Fontane wohl mit „konventionell" haben bezeichnen wollen. Jedenfalls entscheidet er, daß seine Mutter in ihrer konventionellen Natur Unrecht habe; es ist daher anzunehmen, daß er sich gehütet haben wird, selbst in diesen Fehler zu verfallen.

Wo für ihn die Grenze lag, an der die Fragen des Lebens aufhörten, konventionelle Fragen zu sein, das ist aus dieser Stelle nicht ersichtlich. Wahrscheinlich gehen auch in dieser Hinsicht seine Auffassungen und die Ricardas stark auseinander. Ricarda Huch scheint den Begriff des Konventionellen ziemlich weit auszudehnen, denn sie tadelt es oder führt vielmehr Jakob Burckhardt als ihren Zeugen mit dem Tadel gegenüber Paul Heyse ein, daß dieser „eine Frage der Konvention so wichtig nimmt, um den Kampf um sie, ende er so oder so, zu einem Gegenstande der Dichtung zu machen". Als Fragen der Konvention werden dann Liebessünden, Ungehorsam gegen das sechste Gebot und dergleichen näher bezeichnet. Nun möchte ich fragen, wenn dies konventionelle Dinge sind, und wenn konventionelle Dinge nicht Gegenstand der Dichtung sein sollen, was in aller Welt bleibt dann dem armen Dichter über als Stoff zum Dichten! Dies wird mir auch durch die weiter folgenden Sätze nicht klar, in denen Ricarda zunächst erklärt, Th. Fontane ahne, daß es etwas Höheres gäbe als Konvention und Nichtbeachtung der Konvention und dann fortfährt: *„Aber dies menschlich göttliche Kleid war für ihn ein verlorenes Paradies, etwas wovon verständige Menschen nicht sprechen, weil es keine Realität hat."*

Dasjenige was höher steht als Konvention und Nichtbeachtung der Konvention, ist also ein menschlich göttliches Kleid, das für Fontane ein verlorenes Paradies war. Ich habe mit dem verlorenen Paradies nie die Vorstellung eines Kleides verbunden, und ich glaube allerdings, daß Fontane diese mehr weibliche Vorstellung auch nicht gehabt und infolgedessen auch nicht davon gesprochen hat. Auf die Gefahr hin, daß ich eine gänzlich unzulängliche Beweisführung anstelle, da ich den Begriff der Konvention im Sinne Ricardas nicht zu erfassen vermag, will ich es doch versuchen nachzuweisen, daß Fontane nichts weniger als konventionell gesonnen war. In bezug auf die weltlich konventionelle Gesinnung, die alles nach dem äußeren Erfolg beurteilt, kann ich wohl auf das schon Gesagte verweisen, was sich

Digitized by Google

gegen den Vorwurf des Unterkriechens bei der jeweils herrschenden Macht bezog; im übrigen möchte ich annehmen, daß unter Konvention alles fällt, was man sonst Schein, Phrase, Philistertum, Unselbständigkeit, Nachäfferei, Kleinlichkeit, Pedanterie, Engherzigkeit, Bürokratismus und dergleichen mehr nennt. Danach kämpfte also Antigone gegen die Konvention, als sie die Worte sprach: „Nicht hat Zeus mir dies befohlen" und danach sind Schillers „Räuber" aus dem Aufbäumen gegen die Konvention entstanden.

Fontane gibt gerade in einer seiner ersten Novellen und in seinem letzten Roman Kenntnis von seiner Stellung zu diesen Fragen. Die leider verloren gegangene Jugendnovelle handelt davon, daß eine glücklich verheiratete Frau von einem Taugenichts, der sich aus ihrer Jugendzeit intimer Beziehungen zu ihr rühmen durfte, viele Jahre später erpresserisch gepeinigt wird; sie ladet ihn zu einem Stelldichein im Walde und erschießt ihn. Der Titel gibt Aufschluß über Fontanes Auffassung, er lautet: „Du hast recht getan". In seinem letzten Romane dann, dem „Stechlin", läßt er den Pastor Lorenzen die Geschichte von den Nordpolfahrern erzählen, die ihren Proviant hatten in tägliche Mengen einteilen müssen. Es ergab sich, daß der Proviant schneller abnahm als erlaubt war; der Schuldige wurde vom Führer hinterrücks erschossen, da dieser es in dem geschwächten Zustand auf einen Kampf nicht mehr ankommen lassen konnte. Fontane fährt fort: „In solchem Augenblicke richtig fühlen und in der Überzeugung des Richtigen fest und unbeirrt ein furchtbares Etwas tun, ein Etwas, das aus seinem Zusammenhange gerissen, allem göttlichen Gebot, allem Gesetz und aller Ehre widerspricht, das imponiert mir ganz ungeheuer und ist in meinen Augen der wirkliche, der wahre Mut!" Das also ist der „konventionelle" Fontane und zwischen diesen beiden Zeugnissen davon, daß — um mit ihm selbst zu reden — es eine Sache gibt, die darüberstehendes Menschentum heißt, was den Bildungsphilistern schwer eingehe, zwischen diesen beiden sprechenden Zeugnissen liegen unzählige Aussprüche des Idealisten Fontane, der entgegen der Meinung Ricardas unbefangen darüberstand. Nur noch einige Proben:

„All' Labsal, was uns hier beschieden,
Fällt nur in Kampf und Streit uns zu.
Nur in der Arbeit wohnt der Frieden,
Und in der Mühe wohnt die Ruh'!"

„Wenn wir nicht d'accord sind (das Gesetz und ich), so verlasse ich mich auf mich und nicht auf das Gesetz." — „Das Romantisch-Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt." — „Jeder Mensch, der den Mut hat anders zu empfinden als der große Haufe, erweckt mein Interesse." — „Wer nicht selber zittert bei Niederschreibnng einer solchen Szene . . . der bleibe fern von diesen Dingen".

Manche weitere rote Kreuze und Striche, die Ricarda Huch dem Dichter Fontane an den Rand gesetzt hat, bleiben unerörtert; nicht als ob ich damit ihre Berechtigung anerkennen wollte, nein, aber es würde zu viel werden und Wiederholungen bringen. Nur das Eine, das Schlußurteil verlangt eine Erwiderung: *„Theodor Fontane ist kein Dichter"*.

Wie ist es nur möglich, daß eine reiche, große und soweit mir sonst schien, auch vorurteilsfreie Natur wie Ricarda Huch einen anderen großen Geist so gründlich mißverstehen kann! Mir bleibt es rätselhaft, wenngleich mir gerade durch die vorliegende Schrift der große Unterschied im Empfinden dieser beiden Dichternaturen wohl klarer geworden ist. Dieser Unterschied in der Auffassung und in der Bewertung alles dessen, was der Dichter des Dichtens würdig hält, reicht aber nicht aus, um das falsche Bild zu erklären, das Ricarda Huch von Theodor Fontane entwirft. Ich kann die Erklärung nur darin finden, daß die Verfasserin sich nicht die rechte Mühe genommen hat, ihren Gegenstand wirklich kennen zu lernen. Diese Ansicht entspringt nicht nur meinem Gefühl, sondern ich kann auch einige Belege dafür vorbringen.

Ricarda Huch stützt ihre Urteile vielfach auf Buchstellen und Aussprüche Fontanes; alles was von ihr als wörtliche Wiedergabe in Anführungsstriche gesetzt ist, entstammt dem Buche „Meine Kinderjahre". Aber auch das, was sie nur dem Sinne nach, und nicht immer ganz richtig, wiedergibt, stammt ausnahmslos aus diesem einen Buche. Soweit Ricarda Huch also ihre Schlußfolgerungen überhaupt begründet, greift sie auf dieses eine Werk Fontanes zurück, und für die allgemeinen Urteile über Fontane, die sie aus diesem Buch „Meine Kinderjahre" nicht begründen konnte, spart sie sich auch jeden Versuch. Der ganze vorliegende Aufsatz ist also eigentlich nichts als eine Besprechung von Fontanes „Meine Kinderjahre"; er hat dann durch den Titel „Fontane aus seinen Eltern" den Charakter einer umfassenderen selbständigen

Digitized by Google

Studie bekommen, ist jedoch den Pflichten, die dieser Titel auferlegte, nicht gerecht geworden. Dazu hätte gehört, daß die Verfasserin den ganzen Fontane als Quelle benutzte, zum mindesten um nachzuprüfen, ob ihre an Hand des Buches „Meine Kinderjahre" aufgestellten Sätze sich aus anderen Werken Fontanes bestätigten. Daß dies nicht der Fall ist, glaube ich nachgewiesen zu haben, und daß Ricarda Huch nicht nachgeprüft hat, schließe ich daraus, daß sie sonst an irgend einer Stelle doch anf irgend ein anderes Werk Fontanes Bezug genommen haben würde. Ob allerdings ihr Endurteil: „Fontane ist kein Dichter" sich bei einer eingehenderen Beschäftigung mit seinen Werken geändert haben würde, weiß ich nicht.

Es kann ja auch jemand behaupten, Napoleon sei kein Feldherr gewesen, und kann ihm zahlreiche Fehler gegen die Kriegskunst nachweisen; aber Glauben wird diese Meinung doch nicht finden, denn der Erfolg entscheidet. Der Erfolg entscheidet auch beim Dichter, nur fällt er da nicht so ins Auge, und es läßt sich oft erst spät übersehen, ob es echte dauernde oder nur Scheinerfolge sind, ob des Dichters Worte im Herzen des Volkes Wurzel geschlagen oder nur dem Ohr getönt haben und dann verklungen sind. Ich bin überzeugt, daß sich jetzt schon eine überwiegende Mehrheit findet in dem Glaubenssatze: „Fontane war ein Dichter", aber beweisen läßt sich da nichts, den Beweis wird die Zukunft führen.

Fontane selbst urteilt ja sehr bescheiden über sich: „Ich bin keine große und keine reiche Dichternatur. Es dribbelt nur so," sagt er, aber dem gehen doch die Worte voraus: „Ich bin gewiß eine dichterische Natur, mehr als tausend andere, die sich selber anbeten." Dies Bekenntnis legt er ab in einem Briefe an seine Frau, geschrieben in London im Januar 1857. Dreißig Jahre später gibt er seiner Freude Ausdruck: „Die Jugend hat mich auf ihren Schild erhoben . . . ein Ereignis, das zu erleben ich nicht mehr erwartet hatte". Noch zehn Jahre später sagt er: „Das Bißchen, was in mir war, ist auch so rausgekommen," und eine Woche vor seinem Tode schreibt er seiner Frau: Habe ich nur erst den ganzen Stoff zusammen . . ., so ist das Schreiben ein Vergnügen." Für ihn galten stets die Worte Geibel's: Die besten poetischen Schöpfungen entstehen da, wo sich ein Stoff in ähnlicher Weise des Dichters bemächtigt, wie ein anmutiges weibliches Wesen der Seele des Liebenden." Die alten Griechen sagten, der holde Wahnsinn müsse über einen kommen, und Fontane hat bis zu seinem Lebensende an dem festgehalten, was er als 22 jähriger Mensch hinwarf:

„Nun denn: schlechte Verse machen,
Die nicht einen Heller wert,
Die kaum wert, darob zu lachen,
Das ist nicht mein Steckenpferd."

„Kann ich nicht ein Herz bewegen,
Sprechen nicht mit Geist zum Geist,
Will ich mir ein Handwerk legen,
Das mit Recht dann Handwerk heißt."

„Fehlt von eines Dichters Wesen
Jede Spur mir und Idee,
Will ich ohne Federlesen
Schaffen ein Autodafé."

„Daß ein Lied, das nie erwärmte,
Mir doch noch die Hände wärmt,
Und wofür sonst niemand schwärmte,
Eine Motte noch umschwärmt."

Wie reich sein Geist, wie groß seine Natur war, darum jetzt zu rechten, ist müßig, aber wenn es das Zeichen des echten Dichters ist, die Herzen zu bewegen, sie in eine andere Welt zu versetzen, und diese andere Welt so natürlich, so wahr zu gestalten, daß man sich darin heimisch fühlt, so war Theodor Fontane doch ein Dichter.

Digitized by Google

Das künstlerische Buch der Gegenwart.

VI.

Die Nibelungen-Drucke.

Von

Georg Witkowski.

Die Brandussche Verlagsbuchhandlung beginnt ihre Ankündigung mit den Worten: „Die Nibelungen-Drucke wenden sich gegen die *Auswüchse* des „Luxus"-Drucks und sind bestimmt, nach Überwindung aller Material- und Arbeitsschwierigkeiten den *wertvollen Druck* in seiner besten Entwicklung zu pflegen.

Der in diesem Satze ausgesprochene Tadel verdient nähere Betrachtung. Gewiß hat der „Luxus-Druck" in einzelnen seiner neueren Erscheinungen die Besorgnis wachrufen können, es handle sich vielfach um Ausnützen der Konjunkturen, Bluffen der neuen Reichen, Anspornen der Gewinnsucht, die in dem Buche nur ein willkommenes Spekulationsobjekt sieht. Indem die Herausgeber solcher Drucke selbst einen Teil der in zweiter Hand zu erhoffenden Gewinne für sich vorwegnahmen, kam es zu Preisfestsetzungen, die als unangemessen gelten mußten. Auch für den Luxusdruck gibt es nämlich eine Wertbestimmung, was jetzt so manche vergessen zu haben scheinen. Der angemessene Preis läßt sich auf Grund der Herstellungskosten einschließlich aller Nebenspesen und des berechtigten Unternehmergewinns auf Grund der Auflagenhöhe sicher feststellen, um so mehr, da für die letzten Jahre ein schneller Absatz als die Regel anzusehen ist. Denkt man daran zurück, zu wie bescheidenen Preisen etwa die beiden trefflichen Gaben der Janus-Presse in musterhaften Einbänden bei sehr niedriger Auflage dargeboten wurden (von solchen mehr populären Unternehmen wie Rowohlts „Drugulin-Drucken" zu schweigen), so darf man daneben die jetzt geforderten Summen, auch mit Berücksichtigung des geminderten Geldwerts, häufig als unangemessen bezeichnen.

Also hier darf in der Tat von „Auswüchsen" gesprochen werden. Und ferner müssen wir der Behauptung zustimmen, daß die technischen Bedingungen nicht überall in dem Maße erfüllt worden sind, wie es für „Luxusdrucke" (übrigens ein widriges Wort) zu verlangen ist. Wir haben solche Kostbarkeiten empfangen, die in Papier, Ein- und Zurichtung des Druckes, Material und Solidität des Einbandes von manchem billigen Buche übertroffen werden. Endlich sind auch zuweilen die Inhalte des Aufwandes an Kunst, Arbeit und Material nicht wert gewesen.

In allen diesen Rücksichten versprach der Prospekt der Nibelungen-Drucke einwandfreie Leistung. An den vorliegenden fünf Bänden ist zu prüfen, ob die Zusage erfüllt worden ist, Dabei ergibt es sich aus dem bereits Gesagten, daß hier kein einfaches Ja oder Nein auszusprechen ist, sondern das Urteil sich aus dem Abwägen mannigfacher Umstände ergeben muß.

Beginnen wir mit dem äußeren Eindruck. Es handelt sich um durchwegs sehr dünne Bändchen in handlichen Oktavformaten: mit Titeln und Druckvermerken 16—34 Seiten. Das Papier ist zumeist van Gelder- und Zanders-Bütten; für die ersten fünfzig Stück der „Bergpredigt" bildet ein schönes Kalbspergament den Stoff, und die Bilder Hosemanns zu Hoffmanns Werken erforderten zu ihrer Wirkung ein Japan-Bütten. Den Druck lieferten Drugulin, Klinkhardt, von Holten, Knorr & Hirth für die Texte; Felsing und Wetteroth für die Bilder. Zur Bergpredigt zeichnete Emil König drei Initialen, zur Parabel von den drei Ringen lieferte Josef Sattler Titel und Bilder, die sechs Stormschen Märchen schmückte Marcus Behmer mit acht Radierungen, zur Kapuzinerpredigt schuf Alois Kolb den reichen Schmuck. Die Einbände der Auflagen wurden mit der Hand in Ganzleder von anerkannt guten Werkstätten hergestellt.

Fragt man nun, was mit diesem Aufwand mannigfacher Mitarbeiter in diesen fünf Bänden künstlerisch geleistet wurde, so fällt die Antwort schwer. Nirgends eine Spur schöpferischer Buchgestaltung, überall die hergebrachten Konventionen, zum Teil falsch angewendet, ohne Gefühl für die Eigenart der Aufgaben und ohne das Streben nach persönlichen Lösungen.

Digitized by Google

Der erste Band, das 5.—7. Kapitel des Ev. Matthäi aus der Lutherschen Septemberbibel von 1522 enthaltend, will den Eindruck einer Handschrift oder eines Druckes der Frühzeit erwecken; der zweite verziert die Lessingsche Parabel mit zweifarbigen, recht zweifelhaften Zeichnungen und Umrahmungen in abgenützter Manier; der dritte, am besten gelungene, leidet ein wenig unter dem etwas zu großem Format der Radierungen Marcus Behmers, während er in allem übrigen voll befriedigen kann; der vierte gibt nur Lichtdrucke nach den Hosemannschen Bildern und ein schlecht komponiertes Titelblatt; der fünfte endlich schmückt die Kapuzinerpredigt aus „Wallensteins Lager" mit kraftvollen, technisch ausgezeichneten Radierungen Kolbs, die nur mit der Type nicht recht zusammenstimmen und sich dem kleinen Format nicht willig fügen.

Bei der Musterung der Inhalte fällt auf, daß drei der Bände Bruchstücke aus größeren Werken bringen. Da diese Stücke in ihre ursprünglichen Zusammenhänge fest eingefügt sind, können sie nicht reinlich herausgelöst werden. Die Bergpredigt trägt ihre textliche Umrahmung mit sich, in Nathans des Weisen wundersamem Märchen lassen sich die Zwischenreden des Sultans nicht entbehren, und die Schlußpartie der Kapuzinerpredigt wird von den stürmischen Zurufen der Hörer unterbrochen. Der Grundsatz, keine Bruchstücke zu geben, wo immer es auf Kunst abgesehen ist, bewährt auch hier sein Recht: ein ungetrübter künstlerischer Eindruck ergibt sich nicht.

Etwas anders, aber nicht besser, steht es mit den 24 „Federzeichnungen" Hosemanns zu E. T. A. Hoffmanns Werken. Aber es ist nicht einzusehen, weshalb diese Bilder auf so kostspielige Art wiedergegeben werden mußten, da sie in den häufig vorkommenden Exemplaren ohne Schwierigkeit zu erlangen sind.

Als eine wirkliche Bereicherung unseres Besitzes an literarischen und künstlerischen Werten müssen die sechs Märchen gelten, die Johannes Bolte aus dem Nachlaß der Brüder Grimm darbietet. Diese köstlichen, aus dem Münsterlande stammenden und von der Familie von Haxthausen aufgelesenen Früchte der Volksphantasie waren uns zumeist schon durch die Mitteilung in der Zeitschrift für Volkskunde 1915 und 1917 bekannt geworden, und im dritten Bande der Anmerkungen zu den Grimmschen Märchen (S. 490 ff.) hat Bolte sie mit reichsten Erläuterungen wieder abgedruckt. Doch erst in dem höchst reizvollen Gewand des Nibelungen-Drucks kommt diese kleine auserlesene Märchensammlung zu ihrer vollen Wirkung, zu der kongeniale Bilder Marcus Behmers das Ihrige beitragen. Der Band kann als eine im besten Sinne bibliophile Erscheinung mit fast ungetrübter Freude genossen werden.

Für eine solche Publikation erscheint trotz des geringen Umfangs ein Subskriptionspreis von 90 Mark nicht als „Wetteifer mit den Hochkonjunkturen auf dem Luxus-Markt"; ob indessen für manche der anderen Nibelungen die geforderten Beträge von 60—90 Mark (bei Auflagen von rund 250 Stück) völlig „in den durch technische Leistung gezogenen angemessenen Grenzen", bleiben, wie der Prospekt verheißt, mag nach dem Gesagten jeder selbst beurteilen. Allerdings muß dabei berücksichtigt werden, daß der Verlag die durchwegs schönen und in bestem Material ausgeführten Lederbände von Dorfner in Weimar und Fikentscher in Leipzig mit in den Kauf gibt.

Schade, daß der Reihe, die auf zwölf Bände ausgedehnt werden soll, ein freier, künstlerischer Hauch mangelt. In ihrer Solidität, ihrem Gegensatz zu allem äußerlichen Protzentum wäre sie sonst trotz allen Einwänden in manchen Beziehungen wegen ihres ehrlichen Wollens mit Beifall zu begrüßen.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G. Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

Zu dem Aufsatz

Schweizer Exlibris-Kunst

Von Dr. Rudolf Krauß

Bild 1. Holzschnitt von Alfred Peter (Basel)

Bild 2. Radierung von Fritz Mock (Basel)

Digitized by Google

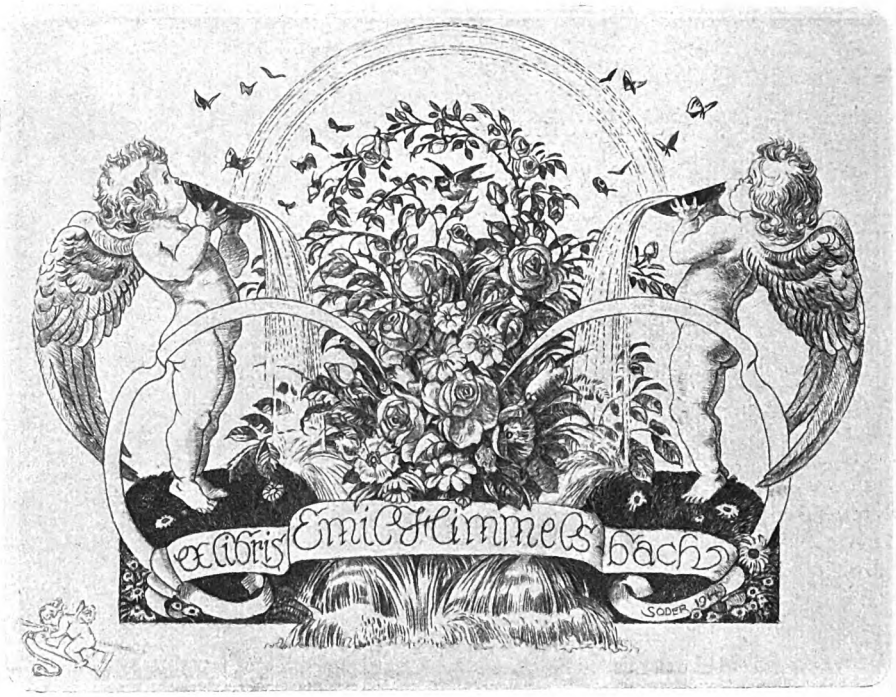


Bild 3. Radierung von Alfred Soder (Basel)

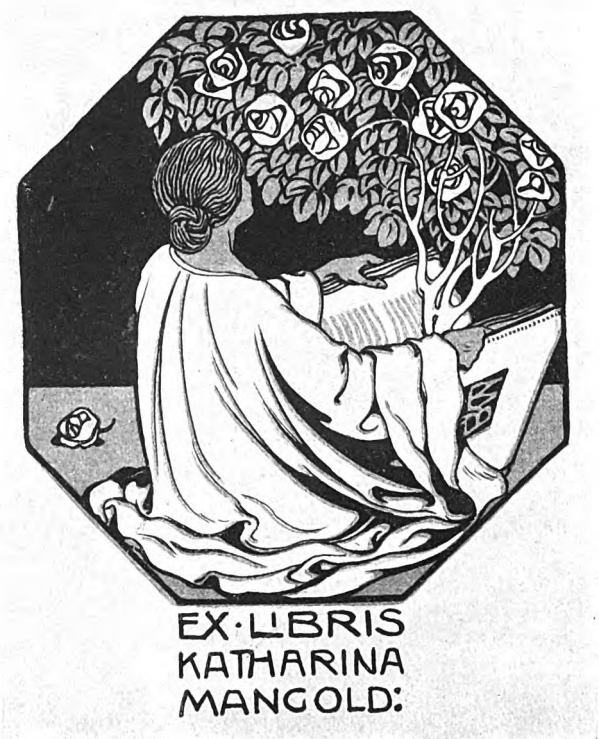


Bild 4. Lithographie von Burkhard Mangold (Basel)

Digitized by Google

Bild 5. Lithographie von Ernst Kreidolf (Bern)

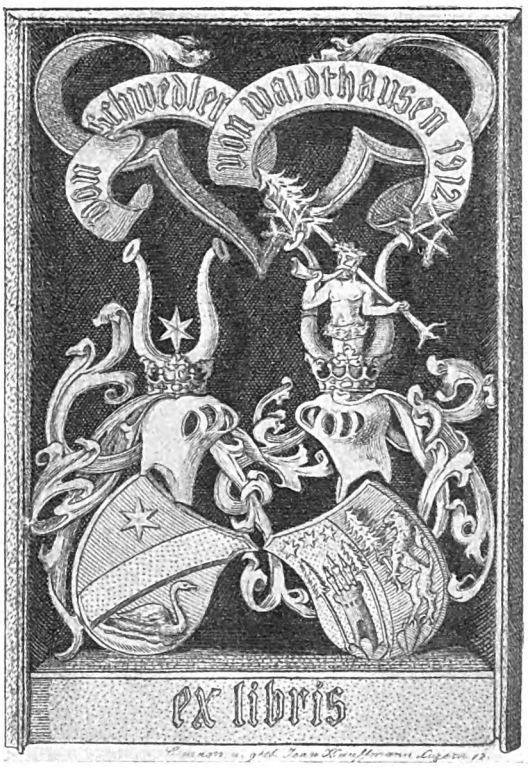


Bild 7. Kupferstich von Jean Kauffmann (Luzern)

Bild 6. Radierung von Hans Eggimann (Bern)

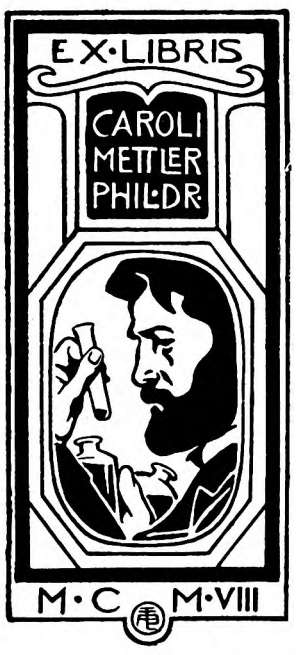


Bild 8
Zeichnung von Alois Balmer (Luzern)

Digitized by Google

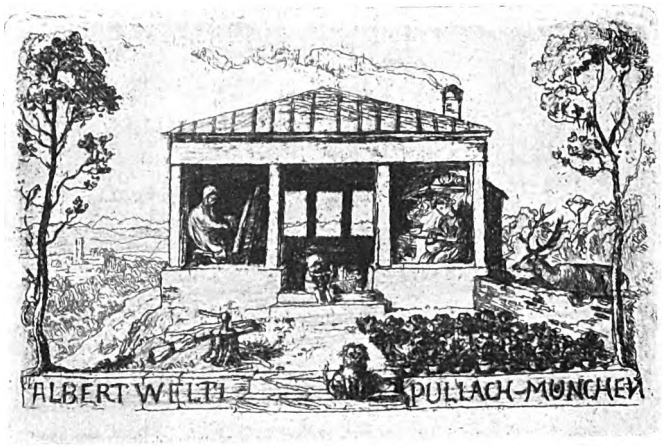


Bild 9. Radierung von Albert Welti † (Zürich)

Bild 10. Zeichnung von Hermann R. C. Hirzel (Berlin)

Digitized by Google

Bild 11. Radierung von Konrad Straßer (St. Gallen)

Bild 12. Radierung von Fritz Gilsi (St. Gallen)

Digitized by Google

Digitized by Google

Zu dem Aufsatz

Kentaur und Syanthropos

Von Walther List

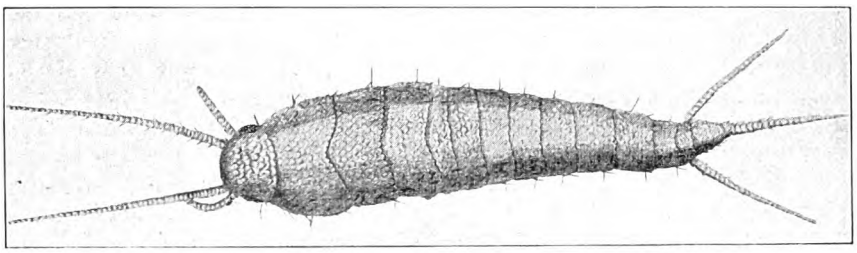
Titelkupfer der ersten Ausgabe von Seumes Spaziergang nach Syrakus

Digitized by Google

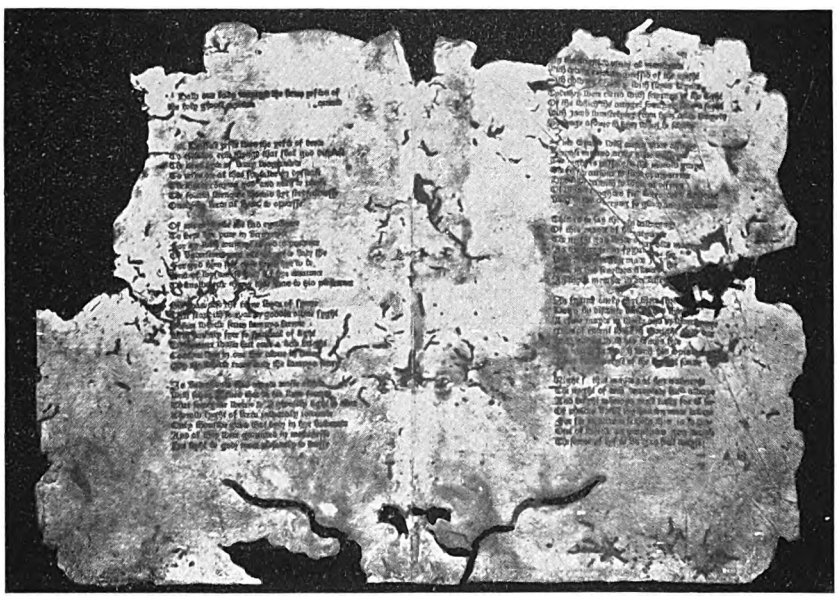
Zu dem Aufsatz

Der Bücherwurm

Von Fritz Hansen



Der Bücherwurm. Darstellung in R. Hookes Micrographia (London 1666)



Zerfressenes Blatt eines alten Buches

Digitized by Google

Schweizer Exlibris-Kunst.

Von

Dr. Rudolf Krauß in Stuttgart.

Mit sechzehn Bildern.

Die moderne Exlibris-Bewegung in der Schweiz ist mit der im Deutschen Reiche aufs engste verknüpft. Wir sehen, wie Schweizer Graphiker deutschen Akademien ihre Ausbildung verdanken und manche von ihnen sich in den wichtigen Kunststädten des Reiches niederlassen. Wir beobachten ferner, wie beliebte Baseler oder Berner zahlreiche Aufträge von Reichsdeutschen erhalten, während ebenso umgekehrt aus Deutschland gebürtige und in Deutschland wirkende Exlibris-Künstler Bücherzeichen für Schweizer zu schaffen haben.

Man kann zwar, wenn man will, die kräftige Art der Gebirgsbewohner unterstreichen; man kann auch darauf hinweisen, daß die Schweiz ihr Gesicht nicht ausschließlich nach Deutschland, sondern auch nach Frankreich gerichtet hält. Aber selbst da, wo Schweizer Künstler Elemente ihrer Ausbildung aus Paris bezogen haben, bricht ihre deutsche Natur doch immer wieder sieghaft durch. Das gilt natürlich in erster Linie von den Künstlern der Ostschweiz; die der Westschweiz gravitieren mehr nach Frankreich, aber sie sind nicht allzu belangreich, wie ja überhaupt die französische Exlibris-Kunst sich weder nach Umfang noch nach Kunstwert mit der deutschen messen kann.

An der Spitze der neuzeitlichen Schweizer Exlibris-Bewegung stehen Pfarrer Ludwig Gerster und Emanuel Stickelberger, die beide auch den Bibliothekzeichen ihres Heimatlandes Sonderwerke gewidmet haben. Auch sonst hat die Schweizer Exlibris-Literatur, zu der allerlei periodische Druckwerke gehören, bereits eine nicht unbeträchtliche Ausdehnung angenommen. Wie das Bücherzeichen des ausgehenden Mittelalters mit dem Wappenblatt zusammenhängt, so hat auch das moderne in der Schweiz ebenso wie in Deutschland an die Heraldik angeknüpft. Christian Bühler aus Bern war es, der 1882 heraldische Exlibris zu zeichnen begann, die er von anderen in Kupfer stechen ließ. Einfachere Buchmarken traten dann für alle die, welche über kein eigenes Wappen verfügen, notgedrungen in die Lücke, und rasch vollzog sich vollends die Entwicklung zum mehr bildmäßigen Exlibris reicheren Inhalts und größeren Formats. Eines der frühesten landschaftlichen Stimmungsbilder ist die schöne Aquatintaradierung *Hermann Brunners* für *Max von Bohnen* (1896).

Heute bestehen wie überall so auch in der Schweiz die verschiedenen Gattungen friedlich nebeneinander. Der Kupferstich ist rasch aus seiner Herrschaft verdrängt worden, und gegenwärtig sind alle nur denkbaren graphischen Techniken von der anspruchsvollen Radierung bis zur bescheidenen Zinkätzung zugelassen. Die frühesten Künstler, die das Exlibris neu belebt haben, sind von ihren reichere Mittel verwendenden Nachfolgern längst überholt; das schmälert aber die Verdienste jener, die das Aufblühen der ganzen Kleinkunst erst ermöglicht haben, keineswegs.

Das altehrwürdige *Basel*, wo an der Biegung des Rheinstroms Deutschland und die Schweiz mit Frankreich zusammenstoßen, darf als Hauptsitz der eidgenössischen Exlibris-Kunst betrachtet werden. Von hier ist hauptsächlich die Verwendung des Farbenholzschnittes zum Bucheignerzeichen ausgegangen. *Max Bucherer* (geb. Basel 1883) ist zuerst, unter dem offenkundigen Einfluß der Japaner, vom Schwarzweiß zur Farbe übergegangen. Seine zierlichen und zarten, in blassen Farben gehaltenen Landschaftsbildchen haben etwas Verträumtes an sich und wirken trotz der Primitivität der Zeichnung recht stimmungsvoll. Schon 1907 sind eine Anzahl Exlibris-Holzschnitte Bucherers in einer längst vergriffenen Sammelmappe (bei Carl Fr. Schulz-Euler in Frankfurt a. M.) erschienen, wozu der dem Künstler in „keuschem Naturbewußtsein" verwandte Ludwig Finckh ein enthusiastisches,

Digitized by Google

Bucherer als „Lyriker von Geblüt" feierndes Geleitwort geschrieben hat. Das dem „Rosendoktor" gewidmete Blättchen ist bezeichnend für die Art des Baseler Holzschneiders. Von dem Gaienhofer Häuschen des Dichters sind nur zwei Giebelfenster sichtbar, die Wand ist ganz mit Grün umsponnen, auf das rosa Rosen gesetzt sind; der braune Zaun, in dessen unterster Latte der Besitzername sehr geschickt angebracht ist, hat die dritte Farbe und damit die dritte Platte erfordert. Das auf dem Bildchen dargestellte Heim Finckhs ist ja inzwischen leider abgebrannt, und auch der Holzstock zu jenem Exlibris Bucherers ist in den Flammen mit zugrunde gegangen.

Noch viel raffinierter und technisch komplizierter sind die gleichfalls meist an das bescheidene Format des richtigen Gebrauchs-Exlibris gebundenen Farbenholzschnitte *Alfred Peters* (Bild 1), der bis zu sieben Platten ineinanderfügt.[1] Sein Farbensinn ist noch kräftiger ausgebildet als der Bucherers, und es geht von diesen in echte Poesie getauchten Blättchen ein ganz eigenartiges Leuchten aus. Auch sein Hauptmotiv ist die Landschaft. Da sehen wir blühende Gärten, wogende Kornfelder, lauschige Waldwinkel, anmutige Seeufer mit Segelbooten. Da und dort steht ein einsames Kirchlein, ein im Grün verborgenes Landhaus. Erntewagen, Postkutschen, spielende oder tanzende Kinder beleben die Szene. Manchmal tritt auch das Hochgebirge in Sicht. Das alpine Exlibris wird ja überhaupt, wie nicht anders zu erwarten, in der Schweiz mit Vorliebe gepflegt. Der Alpenfreund benutzt sein Bücherzeichen gern zur Rückerinnerung an kühne Bergbesteigungen und andere Ferienerlebnisse. Gebirgsketten, Schneefelder, Felspartien tauchen auf, die Flora der Alpenwelt wird vorgeführt, Bergsteiger und Skifahrer oder wenigstens ihre Attribute treten uns vor die Augen.

Als Dritter im Bunde mit Bucherer und Peter sei *Otto Krebs* genannt, dessen Farbenholzschnitte denen des letzteren an Virtuosität nichts nachgeben. Er behandelt ähnliche Darstellungsgegenstände, liebt jedoch größere Ausmaße. Der Eindruck des Holzschnittes ist bei ihm mehr verwischt, und er erstrebt oder erzielt doch — nicht zum Vorteil seiner Blätter — geradezu aquarellhafte Wirkungen. Am reizvollsten sind seine bunten Blumenbukette in Gläsern oder Vasen, deren eines der großen Bühnenkünstlerin Tilla Durieux gewidmet ist.

Auch der zum Baseler gewordene Württemberger *Fritz Mock* (Bild 2), geboren 1867 in Böblingen, hat im Holzschnitt Treffliches geleistet, ohne sich jedoch darauf zu beschränken. Vielmehr ist in seinem Exlibris-Werk, das sich 1918 bereits auf 89 Nummern belaufen hat, jede Technik vertreten. In Buchdruck, Holzschnitt und Lithographie hat er zunächst eine Anzahl Exlibris von kräftigem Markencharakter verfertigt, die von großer Mannigfaltigkeit sind und durchweg von sicherem Geschmack und feinem Farbensinn zeugen. Ganz einfache Gegenstände, wie z. B. der Hahn auf dem Blatt für Heinz Merk oder die einen Schmetterling aufspießende Hand auf dem für Dr. Paul Fuchs oder der eine Feder im Mund haltende Faunskopf auf seinem eigenen, sind auf höchst einprägsame Weise gestaltet. Damit wechseln reichere Darstellungen landschaftlicher oder figürlicher Art. Ein Teil dieser älteren Exlibris Mocks ist in zwei Mappen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. (Eine solche existiert übrigens auch von A. Peter.) In den letzten Jahren hat der Künstler sein Werk um etliche stark dekorativ wirkende farbige Linoleumschnitte im Plakatstil bereichert, vor allem aber sich immer entschlossener der Radierung zugewandt. Auch hier fehlt es keineswegs an Abwechselung. Neben entzückenden Putten (z. B. auf dem Exlibris Ruth Glaser) beschäftigt ihn hauptsächlich der weibliche Akt. Er zeigt nackte wie bekleidete Frauen in allen möglichen Situationen. Bald sehen wir sie irgendwie in die Landschaft gestellt, bald auf einem Baumzweig oder gar auf einer Riesenmaske hocken, bald auf einem Globus balancieren. In ihrer herben Anmut erinnern diese weiblichen Wesen an F. Rops und dessen Schüler A. Rassenfosse, ohne doch die echt germanische Natur ihres Urhebers zu verleugnen.

Alfred Soder (Bild 3), 1880 in Basel geboren, ein Schüler von Peter Halm in München, hat sich von Anfang an ganz auf die Radierung geworfen. 1903 erschienen seine ersten, noch ziemlich unbeholfenen Versuche; schon ein paar Jahre darauf zeigen ihn die 15 zu einer Mappe vereinigten Blätter (im Verlag Carl Fr. Schulz-Euler in Frankfurt a. M.) auf einer ansehnlichen Höhe des Könnens. Eine Reihe schöner und auch aparter Erzeugnisse ist zwischen 1905 und 1907 entstanden, wie der Gelehrte mit dem wallenden Märchenbart auf dem Exlibris Otto Bertschi oder der auf einem Felsen unbekleidet sitzende Nietzsche auf dem Exlibris Friedrich Berthold Sutter. Seitdem hat sich Soder immer mehr vervollkommnet und hat sich auch der mehrfarbigen und Zweiplattenradierung bemächtigt. Er ist in Sammler-

1 Zur Wiedergabe ist ein einfarbiger Holzschnitt Peters gewählt worden, weil die vielfarbigen ohne Farbe ihres Hauptreizes verlustig gehen.

Digitized by Google

kreisen immer beliebter geworden, und es gehört fast zum guten Ton, ein Bücherzeichen des Baseler Künstlers zu besitzen, dessen erstes Hundert nahezu voll geworden ist. Noch mehr als Mock hat Soder das Bambino in den Mittelpunkt seiner Darstellungen gerückt. Das liebliche Thema Mutter und Kind erscheint bei ihm mannigfach abgewandelt. Nackte Lockenköpfchen sitzen unter Blumen, betrachten Bilderbücher, haschen nach Schmetterlingen; Engelein, bald einzeln, bald in Gesellschaft, zügeln Pferd oder Ochs, reiten auf Wolken, baden sich in Springbrunnen, musizieren auf den verschiedensten Instrumenten. Alpine und sonstige Landschaften tauchen auf, Akte, mythologische Figuren und auch größere Gruppen, wobei mit Ideenreichtum Bestimmtheit der Komposition Hand in Hand geht. Nicht selten freilich verliert sich Soder so sehr ins Bildhafte, daß die Aufgabe des Exlibris dahinter völlig verschwindet. Farbige Radierungen, wie das Walther Fahrenhorst zugeeignete Pfluggespann mit seinem reizenden, jungen Lenker oder wie der vierspännige Sonnenwagen auf dem Blatt für Emil Jung erfreuen wohl das Herz des Kunstfreunds und Sammlers, greifen aber sogar über den Rahmen des für Werke größten Formats möglichen Luxusbücherzeichens hinaus.

Mit den Genannten ist die Basler Exlibris-Kunst von heute keineswegs erschöpft. Da ist noch rühmlich zu nennen *Burkhard Mangold* (Bild 4), 1873 in Basel geboren, mit seinem ausgezeichneten, zum praktischen Gebrauch aufs beste geeigneten Blättern (gegen 40), neben etlichen Radierungen vorzugsweise Farbenlithographien. Ferner *Walter Buchmann* mit guten Radierungen, Holz- und bunten Linoleumschnitten, *Karl Roschet* und *Albert Wagen* (geborener Züricher, aber Lehrer an der allgemeinen Gewerbeschule in Basel). Von den beiden letzteren rühren auch eine Anzahl tüchtiger Wappenblätter her. Daß gerade in der demokratisch-republikanischen Schweiz das heraldische Exlibris in hohen Ehren steht, mag allen den reichsdeutschen Freunden der Heraldik zur Beruhigung dienen, die von der neuen Entwicklung der Dinge eine Ausschaltung oder doch Beeinträchtigung dieser Wissenschaft befürchten. Wenn noch kurz auf *J. Billeter, Ernst Buchner, Th. Eble, E. Feißt, Erwin Heman, R. Loew, Maria La Roche, Albert Pellegrini, Fritz Reinhardt* (mit trefflichen Holzschnitten), *Hans Schmidt, Hans Beat Wieland* und *Paul Wyß* hingewiesen wird, so erhebt diese Namensaufzählung in Basel geborener oder wirkender Exlibris-Künstler entfernt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Vom Rhein alpenwärts nach *Bern* hinüber! Hier hat 1863 *Ernst Kreidolf* (Bild 5) das Licht der Welt erblickt, der lange in München gelebt hat und neuerdings wieder in seine Heimat zurückgekehrt ist. Jung und alt kennt und liebt seine entzückenden, farbenfrohen Kinderbilderbücher. In ihrem Stil sind zum Teil auch seine in bunten Lithographien ausgeführten Bücherzeichen gehalten. Insbesondere sein eigenes, das, an den Namen des Illustrators anknüpfend, im Vordergrund einen mit einer Kreide davonlaufenden Wolf, oben auf einer Weltkugel ein Dorf, das in seinen Jugenderinnerungen eine Rolle spielt, und hinten die Schneeberge seines geliebten Berner Oberlands zeigt. Auch einige weitere Exlibris Kreidolfs tragen redenden Charakter. Auf dem humoristischen für Eduard Beringer hockt ein Bär auf der hohen Warte des Königsstuhls und schaut einem ellenlangen Güterzug zu, dem eine Schnecke als Lokomotive dient (der Besitzer ist Vorstand des Güterbahnhofs in Heidelberg). Von Poesie erfüllt sind die beiden Lithographien Lili Burger und Rudolf Graefenhain. Auf letzterer erblicken wir eine Elfe, die, an ein Ahornblatt geklammert, einen Hain durchfliegt. Das Musik-Exlibris der Pianistin Lili Burger zeigt zwei schlanke Hände, die geisterhaft über die Tasten eines Klaviers gleiten, während die vom Wind bewegten Blumen eines Kornfelds sich, ein Allegro versinnbildlichend, nach dem Takt der Musik zu wiegen scheinen. Auf dem idyllischen Blättchen für Betha Sulzer thront die Eigentümerin als Alpenveilchen auf einer Wiese, von Schmetterlingen umgaukelt und von allerhand Getier umgeben. Kreidolfs neuestes, Johanna Bridler zugehöriges Bücherzeichen (nicht Originallithographie, sondern nach Zeichnung auf photomechanischem Weg bunt vervielfältigt) mit seinem Kleeblatt um ein Buch gruppierter Frauen erregt wiederum zwingende Heiterkeit. Außer diesen sechs vervielfältigten Bücherzeichen sind noch drei nur als Originalskizzen vorhanden. Je bescheidener Kreidolfs Exlibris-Werk dem Umfang nach ist, um so mehr ist jedes einzelne seiner Blätter von den Sammlern begehrt und geschätzt.

Eine eigenartige Erscheinung ist der von der Architektur ausgegangene *Hans Eggimann* (Bild 6), 1872 in Bern geboren. Seine Radierungen wirken etwas hart, und die letzten Feinheiten sind aus seiner Nadel nicht immer herausgeholt. Dafür hat er naturwüchsige Phantasie und erfrischenden Humor für den Inhalt seiner teilweise beträchtlichen Raum beanspruchenden Blätter einzusetzen (bis jetzt 64, darunter 52 radierte). Wohl läßt auch er Sonne und Mond über italienische Landschaften scheinen, entwirft Schweizer Städtebilder,

Digitized by Google

setzt lesende Mädchen in die Natur. Aber ganz wird er erst er selbst, wenn er in das Reich eigenwüchsiger Allegorien und Märchen eintritt und allerhand Fabelwesen zu grobem Unfug herausfordert. Im Handumdrehen zerrt er die phantastische Stimmung ins Groteske und schreckt auch vor richtigem Ulk nicht zurück. In dieser Hinsicht schlägt sein eigenes Ex musicis aus dem Jahre 1910 den Rekord. Der einst viel gesungene Gassenhauer „Komm herab, o Madonna Theresa" aus der fast schon vergessenen Operette „Don Cesar" liefert das Motto. Eine furchtbare Musikkapelle hat sich zu ohrenzerreißendem Lärm unter einer hohen Bildsäule auf einer Straße Berns niedergelassen. Und alles ist in zappelnde Bewegung geraten, wie von einem musikalischen Rausch erfaßt: die Zuhörer an den Fenstern der Häuser und sogar die auf der Säule thronende Heilige. Auf eine weniger handfeste, vielmehr durch und durch mysteriöse Phantastik sind die wenigen radierten Exlibris eines andern Berners, des innerlich mit Welti verwandten und von diesem geförderten *Fritz Pauli* gestellt, der sich neuerdings mehr und mehr dem Expressionismus und Kubismus in die Arme geworfen hat. Den Gegenpol zu diesem freien Spiel der Einbildungskraft bilden die sorgsam ausgeführten Gebrauchszeichen des schon zwei Jahrzehnte auf diesem Gebiete tätigen *Rudolf Münger*, der, übrigens auch ein erfahrener Heraldiker, sich auf die selten gnpflegte Spezialität des Porträt-Exlibris verlegt hat. Im Vorübergehen seien noch *Wilhelm Balmer*, *Emil Gerster*, *Emil Huber*. *C. Monnet*, *Ellen Vetter*, *Fritz Widmann* erwähnt.

Setzen wir die Wanderung von Bern über den *Brünig*, wo wir uns *Franz Gehris* hübsche radierte Bücherzeichen betrachten, und über *Engelberg*, von wo *Albert Hinter* seine schwarzweißen Holzschnitte in die Welt sendet, fort zum Vierwaldstätter See! In *Luzern* lebt *Jean Kaufmann* (Bild 7), geboren daselbst 1866, unter den heutigen Kupferstechern und Medaillenkünstlern der Schweiz der bedeutendste. Seine zahlreichen Wappenblätter in den mannigfachsten Stilarten erfüllen alle heraldischen Anforderungen, wogegen figürlich-allegorische Darstellungen seiner Eigenart weniger entsprechen. Er hat insgesamt etwa 65 Exlibris gefertigt. In Luzern hat ferner *Alois Balmer*[1] (Bild 8), der bis zum Krieg in München gewohnt hat, 1866 das Licht der Welt erblickt. Wer darauf hält, daß das Exlibris auch wirklich seinem Hauptzweck, Büchern zum Schutz und Schmuck zu dienen, treu bleibt, wird mit seinen Blättchen besonders einverstanden sein. Balmers Herrscherreich ist die mittelalterliche Glasmalerei. Auch in seinen Bücherzeichen verleugnet er den Gotiker nicht. Doch weiß er mit den archaistischen Bestandteilen moderne geschickt zu verbinden. Es gibt auch rein heraldische Exlibris von ihm. Lieber noch erläutert er sozusagen das Wappen durch figürliche Darstellungen, wobei die verschiedenen Teile sicher ineinander greifen. Seine Blätter, etwa ein halbes Hundert an der Zahl, sind durchweg nach Zeichnungen wiedergegebene Zinkätzungen, meist zweifarbig. Am liebsten verbindet er mit der schwarzen Grundfarbe Braun, manchmal auch Rot oder Blau und erzielt damit ebenso geschmackvolle als dekorative Wirkungen. An der Radierung des Luzerners *Eduard Renggli* für Otto Wicke glaubt man Hodlerschen Einfluß zu verspüren.

Die Fahrt nach Zürich geht über *Zug*. Aus dieser Stadt stammt der Bildhauer und Maler *Johann Bossard*, Professor an der Kunstgewerbeschule in Hamburg. Seine Allegorien, auf denen das Figürliche äußerst plastisch herausgearbeitet ist, sind einer kühnen, mitunter etwas bizarren Phantasie entsprungen. Wie prächtig ist z. B. der von einer Jünglingsgestalt gebändigte Adler auf der Radierung für Dr. Emil Hegg! Und wie leuchten die Farben auf der Lithographie für Eugen Jenni!

Zürich ist die Vaterstadt *Albert Weltis* (Bild 9) (1862—1912), wo der Künstler nach seinem langen Münchener Aufenthalt auch wieder seine Tage zu allzufrühem Abschluß gebracht hat. Sich über ihn zu verbreiten, hieße Eulen nach Athen tragen. Von seiner angewandten Graphik, die eine Fülle geistreicher Gedanken mit Wärme des Gemüts und köstlichem Humor verbindet, hat der Kunstwart (München, bei Georg D. W. Callwey) 50 Blätter mit begleitendem Text von Leopold Weber unter dem Titel „Aus Weltis Leben" herausgegeben. Darunter befinden sich die auch sonst schon mannigfach reproduzierten Exlibris Weltis. Es sind 5 (oder 6, wenn man jede der beiden Fassungen des Exlibris Dr. Emil Welti einzeln zählt), alle in Radierung. Das figurenreiche älteste vom Jahre 1898 ist Weltis Mäcenas Franz Rose-Doehlau gewidmet und zeigt einen Mann, der durch einen Genius vom Bacchanale im Tempel der Fortuna zum hortus humanitatis emporgeleitet und geläutert wird. 1900 hat dann der Meister sich selbst eine Umzugskarte von München nach Pullach verfertigt, die er später als Bücherzeichen in Gebrauch genommen hat. Wir erblicken auf dem

1 Der Künstler bittet zu beachten, daß er seine Exlibris durchaus nicht vertauscht.

Digitized by Google

entzückenden dreigeteilten Blättchen den Künstler, seine Frau und sein Kind in idyllischer Einsamkeit jedes nach seiner Weise tätig. Das 1901 entstandene liebliche Exlibris für Ernst Rose-Bergedorf trägt redenden Charakter: eine Rosenlaube, darin ein lesender Knabe, davor ein Rosenzüchter, Perspektive auf Meer und Gebirge. Eine zweite Radierung für Franz Rose-Doehlau (1902) läßt sich auf mancherlei Weise deuten: zwei Riesenfüße, dazwischen niederrieselnde Zettel, deren einen ein pflügender Bauer aufgehoben hat und andächtig betrachtet vorn, wieder auf den Namen des Besitzers anspielend, eine Rosenhecke. Das Exlibris für des Künstlers Bruder Emil Welti (1902), das in zwei gar verschiedenartigen Varianten vorhanden ist, läßt auf phantastische Weise die eidgenössischen Geschichtsforschungen des Eigentümers in Erscheinung treten. Diese Blätter Weltis nehmen in der Schweizer Exlibris-Kunst etwa dieselbe bevorzugte Sonderstellung ein, wie in der reichsdeutschen die Max Klingers oder Otto Greiners, und stehen sehr hoch im Preise.

Auch heute noch hat Zürich eine Anzahl tüchtiger Exlibris-Radierer, so *Karl Rogg* (z. B. für Dr. med. W. Roth: ein Mädchen auf dem Sterbelager, nach dem ein Totengerippe seine Krallen ausstreckt), der expressionistisch angehauchte *Emil Rüegg*, *Otto Séguin*, *Otto Rast*, *Gertrud Escher*, *J. Sigrist;* interessanter als diese Einheimischen ist der Russe *Gregor Rabinovitch*, der in Zürich eine Heimat gefunden hat. *Rudolf Fretz* (in Zollikon, dicht bei Zürich) verwendet für seine alpinen und sonstigen landschaftlichen Darstellungen eine eigentümliche Technik: er schneidet sie in Holz und überträgt sie mit Hilfe einer Matrize auf das Kupfer. *Robert Leemann* fertigt sorgfältige, aber etwas kalte Kupferstiche mit landschaftlichen oder heraldischen Motiven oder Verbindung beider. Auch *Adolf Sulzberger* kombiniert manchmal seine Wappenblätter, die er von andern in Kupfer oder Stahl stechen läßt, mit Städtebildern. Im Vorübergehen seien noch *Adolf Holzmann*, *Arthur Meyerhofer*, *Otto Rast*, *A. Thomann*, *Ernst Württemberger* genannt. Der in Thalwyl am Zürichsee lebende Dr. *Willy Hes* hat neuerdings einige gute, modern stilisierte Exlibris in Holz geschnitten.

Endlich noch etliche aus Zürich stammende Vertreter unserer Kleinkunst, die im Ausland wirken! So *Richard Nüscheler* in Paris. Der Archäologe Dr. *Robert Forrer* (Rerroff), dem Straßburg zur zweiten Heimat geworden ist, hat im Jahre 1898 dem Fürsten Bismarck eines seiner altertümelnden Exlibris dediziert.

Dauernd im Reiche und in der Reichshauptstadt hat sich ein anderer geborener Züricher, *Hermann R. C. Hirzel* (Bild 10), ansässig gemacht. Seine Tätigkeit auf dem Gebiet des Exlibris erstreckt sich nunmehr auf ein Vierteljahrhundert. Schon 1902 gab es von ihm 104 Blätter, von denen 70 (darunter die Radierung Paul Nicolaus Ratajczak nach der Originalplatte) zu einem von Professor Dr. M. Semrau herausgegebenen stattlichen Band (Berlin W, Fischer & Franke Verlag) vereinigt worden sind. Seitdem ist noch mancherlei entstanden, obgleich der Künstler nicht mehr im selben Tempo und nur noch mit längeren Pausen weitergearbeitet hat. Hirzel ist einer der ersten gewesen, der mit Entschiedenheit das landschaftliche Exlibris gepflegt hat. Er liefert kleine Ausschnitte aus der Mark Brandenburg oder aus der Alpenwelt oder sonst aus einer Gegend, die seinem Auftraggeber irgendwie am Herzen liegt. Er liebt dekorative Umrahmungen, die aus stilisierten Blumen und Blättern bestehen. Er individualisiert seine Blättchen, indem er Wappen oder irgendwelche Wahrzeichen, die zum Besitzer in engerer Beziehung stehen, der Naturszenerie eingliedert. Alles geschickt angeordnet, liebevoll ausgeführt. Wenn schon Hirzels Exlibris in Buchdruck durchweg einen sehr gefälligen Eindruck machen, so erfreuen vollends seine radierten Landschaftsbilder in größerem Format Herz wie Auge. Die frühesten sind fast die feinsten. Die Wiesenblumen auf dem ganz einheitlichen Exlibris Meta muten wie ein zartes Gedicht an. Andre Szenerien, wie die alpine mit dem Gemslein auf dem Felsenvorsprung (für Sulzer-Steiner) oder die ein Kornfeld abschließenden Tannen mit der weiten Perspektive (Dr. med. Keßler) haben mehr einen Zug ins Große.

Erst in den letzten Jahren hat sich *St. Gallen* zu einem der Vororte schweizerischer Exlibris-Kunst entwickelt. Die Radierungen *Konrad Straßers* (Bild 11), 1878 in Schaffhausen geboren, der am dortigen Industrie- und Gewerbemuseum lehrt, gegen 50 an der Zahl, tragen, streng und rein auch in der Form, klassizistisches Gepräge. Er holt sich die Motive gern aus Italien, dem Ziele seiner Ferienausflüge. Da steigt vor unseren Augen die römische Kampagna auf oder Ostia oder die Villa Hadrians in Tivoli oder das griechische Theater von Tuskulum. Damit wechseln Szenen aus dem Schweizer Hochgebirge. Dann wieder allerlei idyllische Darstellungen, die lebhaft bekunden, daß es dem Künstler am Sinn für das Liebliche und Anmutige keineswegs gebricht. Schließlich machte er sich auch an Akte, den kraftvoll männlichen bevorzugend. Neben Blättern, die in dem nun einmal unvermeidlichen

Digitized by Google

Luxusformat gehalten sind, stoßen wir auch auf zierliche Bücherzeichen echter Art, wie die beiden A. und C. Straßer und Reinle.

Von Straßers Kunst unterscheidet sich die *Fritz Gilsis* (Bild 12), 1878 in Zürich geboren, in wesentlichen Punkten. Dieser ist moderner, in der Ausführung realistischer, in den Motiven komplizierter. Wenn jener es auf Anschaulichkeit abgesehen hat, so sucht Gilsi nach Gestaltungsmöglichkeiten für das Abstrakte. Nach Art deutscher Reflexionskünstler ist er mehr auf das Gedankenmäßige eingestellt. Er neigt zur Symbolik, und allerhand allegorische Gestalten trieben auf seinen Exlibris ihr Wesen. Auf dem für Emmy Gilsi-Brunschweiler sehen wir Engel und Teufel auf der Weltkugel miteinander ringen. Im Mittelpunkt des Blattes F. Merker-Pfister steht ein Bücher schaufelnder Teufel, dem eine in allerlei köstlichen Typen humorvoll abgewandelte Philistergesellschaft zuschaut. Geigerisch mehr in der Idee als in der Durchführung mutet das für Dr. Robert Corti bestimmte Zeichen an: eine gewaltige Faust spießt mit einer Feder den Teufel auf einem aufgeschlagenen Buche fest. Nicht alle Bücherzeichen Gilsis sind so leicht zu deuten, und manche bleiben Geheimnis zwischen ihm und dem Eigentümer, auf den natürlich die Allegorien stets in irgendwelcher Weise anspielen. Doch fehlt es in dem 1912 begonnenen Exlibris-Werk des Künstlers, das bereits 38 Radierungen zählt, auch nicht an mehr lieblich-naiven Gaben. So hat Röseli Billwiller eine prächtige Rose erhalten, auf deren Blättern ein nacktes Maidli schreibend sitzt. An Gilsis langgereckte und langhalsige Frauengestalten gewöhnt sich freilich das Auge nicht so ohne weiteres. Neben seinen Radierungen hat er auch eine Anzahl guter Exlibris in Buchdruck gefertigt. Gilsi ist auf der Leipziger Bugra 1914 mit einer Staatsmedaille ausgezeichnet worden.

Edle Rosse erblicken wir auf den Radierungen des St. Gallener Pferdemalers *Iwan E. Hugentobler* (Bild 13), so einen über Bücher setzenden Rennreiter auf dem E. H. Koller gehörenden Exlibris. Doch versteht er andere Gegenstände ebenso glücklich zu behandeln und das wenige, was er bisher auf diesem Gebiete geschaffen hat, ist vollwertig.

Eine eigenartige Radierung hat *Paul Tanner* 1917 Gertrud und Anton Blöchlinger zugedacht: aus einem Frauenschädel zaubern zwei nackte Buben eine endlose Schar vom Eitelkeitsteufel besessener Weiblein hervor.

Anton Blöchlinger selbst (Bild 14), 1885 in Rapperswyl geboren, Leiter einer kunstgewerblichen Werkstätte, hat eine Anzahl kräftiger Buchmarken hergestellt, die, zum größeren Teil nach Zeichnungen in Zinkätzung ausgeführt, zum kleineren in Holz geschnitten, sehr dekorativ wirken und ihrer wahren Aufgabe vorzüglich gerecht werden. Heraldische Motive werden mit Geschick verwendet, und die Schrift fügt sich dem Bilde aufs glücklichste ein. Da sehen wir z. B. hübsch zusammengestellte Bergsteigergeräte auf dem Exlibris Walter Peter. Sehen einen von einem Fiedler gekrönten Brunnen, auf dem für Werner Kobelt. Oder einen von gelben Singvögeln bevölkerten stilisierten Baum auf dem Carl Mäder zugewiesenen Blättchen. Farbensinn und Farbenfreude verleihen Blöchlingers Bücherzeichen einen besonderen Reiz. Die sich von rotem Hintergrund abhebende schwarze Schale mit Schlange für Dr. med. O. Rottmann prägt sich den Sinnen ein, obgleich es sich um ein für Ärzte dutzendfach verwendetes Attribut handelt. Der Künstler bedient sich gern der Goldfarbe in Verbindung mit Schwarz (z. B. auf dem Blumenkorb mit dem Monogramm A. St.), wozu er gelegentlich noch Blau hinzutreten läßt. Neuerdings hat er sich auch mit Glück in der Radierung versucht.

Von weiteren Vertretern der St. Gallener Exlibris-Kunst seien wenigstens noch *Walther Ehrbar, Theo Glienz, Hugo Pfendsack, Salomon Schlatter, Hans Wagner* und *Augustin Wanner* namhaft gemacht.

Schon sind wir wieder beim Vater Rhein angelangt. Im romantischen Städtchen *Deißenhofen* ist *Karl Rösch* (Bild 15), 1884 geboren, beheimatet. Seine Art ist mit der Alois Balmers verwandt, und auch er gehört zu den Künstlern, die den ursprünglichen Zweck des Exlibris stets im Auge behalten. Seine Marken in Holzschnitt oder ein- bis zweifarbiger Zinkographie, in denen die verschiedenartigsten Motive benutzt sind, machen durchweg einen gefälligen Eindruck. Neuerdings hat er auch charakteristische Radierungen geliefert. Weiter rheinabwärts wandernd, gelangen wir nach *Schaffhausen*, wo *Philipp Dammköhler* seine Exlibris meist auf Stein zeichnet.

Endlich ins Aargau! Zu *Brugg* wirkt seit 1901 als Zeichenlehrer der 1870 in Baden bei Zürich geborene *Emil Anner* (Bild 16), nachdem er sich in Zürich, Genf und München zum Maler und Radierer ausgebildet hatte. Er braucht den Vergleich mit keinem der

Digitized by Google

lebenden Schweizer Exlibris-Künstler zu scheuen. Obgleich sein Exlibris-Werk das erste Halbhundert schon längst überschritten hat, legt er doch selber auf dieses weit geringeren Nachdruck als auf seine freigraphischen Arbeiten. Zunächst springt die außerordentliche Feinheit und Sorgsamkeit seiner Radiernadel in die Augen. Ein warmer Freund und vertrauter Kenner der Natur, zumal seiner heimatlichen, liefert er in der Art Felix Hollenbergs Landschafts- und Städtebildchen von fast topographischer Exaktheit. Gelegentlich verwendet er Blumen und Pflanzen als Ornamente; solche läßt er auch selbständig in einigen zweifarbig gedruckten Zinkätzungen (Alfred Anner, Franziska Anner, Klara König) auftreten, die in ihrer Art das Ideal einer Gebrauchsmarke darstellen. Dann wieder entfaltet er in großzügigen Radierungen den vollen Zauber lyrischer Stimmung. In den der Familie Abegg-Stokar, Franziska Anner, Nelly Bühler zugewiesenen Landschaftsbildern erscheint die Natur aufs zarteste beseelt. Gewaltig wirkt das Exlibris Luise Langenbeck: ein mächiger Adler zieht starken Flugs über schäumende Wogen dahin. Hier und auch sonst verspürt man in der Kunst Anners, der selbst auch ausübender Musiker ist, ein geradezu musikalisches Element. Übrigens hat er ein paarmal die Szenerie aus der Schweiz nach Pommern, der Heimat seiner Frau, verlegt. Auch sonst zieht er den Kreis seiner Darstellungen ziemlich weit. Namentlich hat er wiederholt Plastiken für seine Exlibris verwertet. Die Nike von Samothrake aus dem Pariser Louvre für die Radierung Cel. Brown, die vielbesprochene Berliner Florabüste Leonardos da Vinci für die Lithographie Ella Ziegler, das Brustbild der Venus von Milo für die Zwischenplattenradierung Klara König. Manche seiner Radierungen sind, wenn nicht von zwei Platten, so doch zweifarbig gedruckt, und insbesondere liebt er, die Wirkung durch bunte Schrift zu erhöhen. Anners Radierkunst ist durchaus schlicht und edel, verzichtet auf alle Mätzchen und Virtuosenstücke; er hält sich von allen Grübeleien und Reflexionen fern, schafft vielmehr aus der Fülle unmittelbarer Naturanschauung heraus, von des Gedankens Blässe nicht angekränkelt. Manche buchen dies wahrscheinlich als Mangel: zuverlässige Freunde wird Anners Kunst an allen finden, denen es darauf ankommt, daß das Gemüt mitspricht.

Es erübrigt noch, in den westlichen und südöstlichen Kantonen der Schweiz Umschau zu halten. Die aus *Graubünden* und dem *Engadin* stammenden Exlibris-Künstler verraten keinerlei Beeinflussung durch die moderne italienische Kunst, der ja überhaupt in unserem Spezialfach kaum irgendwelche selbständige Bedeutung zukommt. *Friedrich von Schennis* hat sich in Berlin angesiedelt. Er hat namentlich antike Landschaften und mythologische Szenen radiert in einer Manier, die heute für altmodisch gilt, die er dafür aber auch meisterhaft beherrscht. In diesem Stil sind auch seine ganz wenigen ebenso fein entworfenen als ausgeführten Exlibris gehalten, die jeder Sammlung um so mehr zur Zierde gereichen, je seltener sie in solchen vertreten zu sein pflegen.

Der 1877 in Chur geborene Bildhauer *Pietro von Salis-Soglio*, der in Zürich lebt, hat neben anderen geschmackvollen Blättern etliche einwandfreie heraldische gefertigt. Ein anderer Graubündener, *Paul Flury*, hat in Paris studiert und sich von dort, wo er auch später manches Jahr verbracht hat, künstlerische Anregungen geholt. Wie wenig er jedoch dem Franzosentum verfallen ist, beweist z. B. die im Blaudruck äußerst wirksame Exlibris-Radierung für Dr. F. Deiß: ein malerisches Schweizerstädtchen im Gebirge von seltener Geschlossenheit und Rundung der Komposition. Auf anderen Blättern (W. Sarrasin, S. Flury) erblicken wir Stätten des Orients, Moscheen, Ausschnitte aus Kairo. Auf der Radierung für F. Schwarz einen weiblichen Akt in klassischer Landschaft. Flury stellt seine Gebilde gern in kunstreiche ornamentale Umrahmungen. Ein glänzendes Virtuosenstück ist die auf dem für E. Stickelberger radierten Blatt. Rings um ein stattliches Städtebild in dunklem Blau schließen sich in grünlich-grauem Ton Lebewesen aller Art, als da sind Kinder, Affen, Hunde, Katzen usw., in fester Verschlingung. Es ist das ein origineller Versuch, die Randeinfälle (Remarken) in enge Beziehung zum Exlibris selbst zu bringen. Diese Stickelbergersche Radierung zählt zu den Perlen moderner Exlibris-Kunst, wie überhaupt Flury auf diesem Gebiete einen hohen Rang einnimmt.

Auch der in St. Moritz ansässige *Walter Kornhas* leistet Ausgezeichnetes. Er teilt mit Flury die Neigung zu eigenartigen Umrahmungen. Sie wird auf dem Exlibris Therèse Angst von stilisierten Zweigen mit Vögeln und anderem Getier, auf dem Exlibris Adolf Angst von Köpfen berühmter Männer gebildet. Die Schneeberge, Gletscher und Seen des Oberengadin sind Kornhas' hauptsächliche Darstellungsgegenstände. Dekorative Wirkung von auserlesener Feinheit bringt das Blatt Eva Peytrignet hervor, auf dem der Name der Besitzerin inmitten eines (verschiedenfarbig gedruckten) Blumenkranzes erscheint.

Digitized by Google

Hauptsitz der Exlibris-Kunst in der französisch redenden Schweiz ist das natürlich auch in diesem Fach nach Frankreich orientierte *Genf*. Hier wirkt *Edouard Vallet*, von dem einige bemerkenswerte figürliche Radierungen ausgegangen sind, darunter die auf den Namen des Besitzers Frédéric Raisin anspielende, auf der man das mit den Riesentrauben aus Kanaan heimkehrende Kundschafterpaar Kaleb und Josua gewahrt. Ebenfalls radierte Exlibris haben die in Paris lebenden Genfer *Evert van Muyden* und *Rodolphe Pignet* geschaffen; namentlich die des ersteren, dessen Spezialität Tiere sind, verdienen hohes Lob. Eine große Anzahl zierlicher Kupferstiche mit alpinen und allerlei sonstigen Darstellungen rühren von *Georges Hantz* her.

Ein anderer Genfer, *Pierre Vibert*, bewährt sich im Farbenholzschnitt. Auch in *Lausanne* wird die Exlibris-Kunst gepflegt, so von *Fr. Bovard* und dem Wappenblätter verfertigenden *F. J. Junod*. *Molly Ammann* in *Renens sur Roche* hat etliche treffliche Bücherzeichen radiert und in Holz geschnitten.

Eine hocherfreuliche Erscheinung von starker Eigenart ist der 1886 in *La Chaux de Fonds* geborene und in Biel ansässige *Claude Jeanneret*. Seit 1912 hat er zahlreiche heraldische Exlibris in Holz oder Linoleum geschnitten; 1917 hat er 25 davon, von eigener Hand gedruckt und bemalt, zu einer in nur 30 Exemplaren vervielfältigten Mappe vereinigt. An die prächtigen Muster der Schweizer Glasmalerei angelehnt, im strengen Stil der Frühgotik gehalten, schlicht und großzügig, lassen diese durchaus deutsch empfundenen Wappenblätter die farbenfrohe Heraldik des 15. Jahrhunderts wieder aufleben.

Damit ist unsere Exlibris-Rundreise durch die Schweiz beendigt. Sie hat ergeben, wie eng auch auf diesem anmutigen Sondergebiet, auf dem sich zwei bedeutende Künste, Literatur und Graphik, die Hand reichen, die schweizerische Kultur mit der deutschen verflochten ist. Wenn dies je anders würde, so müßte die deutsche Kunst jenseits der Alpen, des Resonanzbodens ermangelnd, in der Enge zugrunde gehen, und diese Einbuße würde auch von der deutschen Gesamtheit nur schwer ertragen werden können. Die Fäden herüber und hinüber immer enger zu spinnen, das Gefühl der geistigen Gemeinsamkeit trotz aller politischen und wirtschaftlichen Trennung zu erhalten und zu stärken, ist eine lockende und lohnende Aufgabe, an der auch im kleinen und kleinsten Maß mitzuarbeiten niemand verschmähen sollte.

Digitized by Google

Karl Mörike 1797—1848
einzig erhaltenes Bild von
des Dichters Bruder
(unveröffentlicht)

Familienbriefe

aus dem Nachlasse Eduard Mörikes und Nachrichten über das Leben des älteren Bruders des Dichters nebst unveröffentlichten Briefen.

Mitgeteilt von

Hanns Wolfgang Rath in Frankfurt a. M.

Mit einem Schattenriß.

Dem Pfarrer von Bothnang bei Stuttgart, Johann Marzell Weckherlin (26. Juni 1704 bis 24. April 1745), einem Nachfahren des Dichters Georg Rudolf Weckherlin (1584—1651) und ältestem Sohne des Ratsverwandten und Ochsenwirts zu Stuttgart, Georg Friedrich Weckherlin, gebar seine Frau, die Tochter des Ludwigsburger Amtsschreibers Friedrich Isaak Andler, Dorothea Barbara (19. Dezember 1712 bis 8. Juli 1797) in neunjähriger Ehe sechs Kinder. Von diesen Kindern haben ein Sohn und eine Tochter Bedeutung erlangt: der Sohn, Wilhelm Ludwig, zu Bothnang am 7. Juli 1739 geboren, der als ein temperamentvoller Streiter für die Aufklärung seine Mitwelt in Spannung hielt und ein ebenso bedeutsamer wie gefürchteter Publizist war, die Tochter, Augustine Friederike, zu Bothnang am 7. März 1741 geboren, die durch ihre Ehe die Großmutter des Dichters Eduard Mörike wurde.

Einen Monat nach der Letzteren Geburt vertauschte der Vater die Pfarrei Bothnang mit der zu Obereßlingen (April 1741), wo er aber schon vier Jahre später einem heftigen Fieber erlag. Der Mutter, mit Sorgen um die Erziehung der Kinder bedrückt, kam ihr Schwager, der Stadtschreiber von Schorndorf, Wilhelm Friedrich Weckherlin (1706—1759) hilfreich entgegen und übernahm den auffallend gut veranlagten Zweitältesten, Wilhelm Ludwig, und erzog ihn, zusammen mit seinen eignen sieben Kindern, bis zu des Knaben achtem Lebensjahre.

Nach vierjähriger Witwenschaft gab Dorothea Barbara ihren Kindern in dem Ludwigsburger Stadtschreiber Johann Martin Heuglin (5. Nov. 1712 bis 16. Juli 1783), dem Sohne eines aus Augsburg stammenden Stuttgarter Kaufmanns, einen neuen Vater. Der scheint freilich für den Stiefsohn Wilhelm Ludwig keine Liebe in sich getragen oder eine solche frühzeitig verloren zu haben, denn sehr scharf äußert der Stiefsohn sich nach des Stiefvaters Tode in Briefen an einen seiner Vettern, indem er den Stadtschreiber Heuglin als den heftigsten und unversöhnlichsten Feind seines Lebens bezeichnete. Als sicher kann wohl angenommen werden, das Wilhelm Ludwig schon in seinen Jünglingsjahren seinem temperamentvollen Wesen gemäß einen nicht grade einwandfreien Lebenswandel geführt haben mag, zu welcher Annahme eine Stelle in einem Briefe des späteren Staatsrats und Vetters des Publizisten, Wilhelm Ferdinand Weckherlin (1734—1814) verführt, wenn er schreibt: „mit Vorwissen des Letzteren

Digitized by Google

(nämlich des Stiefvaters) und seiner Mutter ging er von Ludwigsburg aus mit einer Schauspielerin in die weite Welt, zuerst nach Wien, dann nach Rom." Dies geschah im Jahre 1766, nachdem er zuvor als Schreiber in Maulbronn und zuletzt auf der Stadtschreiberei in Ludwigsburg selbst tätig gewesen war.

Die neuartigen Verhältnisse in dieser Stadt, die der Herzog Karl Eugen mit Verlegung seiner Residenz in das Landstädtchen hineingetragen, brachten, wie wir aus Schubarts Lebensgeschichte wissen, naturgemäß Unsitte und Zuchtlosigkeit mit sich, denen sich der junge Brausekopf ergeben hat.

Aus Briefen an die Schwester Augustine Friederike ist erwiesen, daß schon vor deren Verheiratung das Zerwürfnis des Sohnes mit den Eltern eingetreten und auch, daß dieser sie vergeblich zu versöhnen gesucht hat, daß aber auch die gutherzige Mutter „ein unglückliches, leidendes Instrument in der Hand ihres grausamen Gemahles" war.

Im Jahre 1762 bereitete sich der Abschied der Schwester aus dem Elternhause vor. Christian Friedrich Beyer, Vikar in Grafenberg, der am 2. Juli 1735 zu Neuffen geborne Sohn des dortigen Oberamtmanns Johann Adam Beyer (1697 bis 27. März 1778) und der Susanne Rosina, geb. Schmidt von Neuffen (5. April 1713 bis 2. Sept. 1786), der in Ludwigsburg nahe Familienbeziehungen unterhielt, hatte vor einiger Zeit die nun Zwanzigjährige kennen und lieben gelernt. Mit einem Schreiben von Grafenberg, einem Dorfe, etwa eine Stunde neckarwärts von Neuffen gelegen, hielt er wegen einer Verbindung mit der Jungfrau Augustine Friederike Weckherlin bei seinem Vater Anfrage.

Das Schriftstück, ein schönes Zeugnis des Gehorsams und der Achtung vor seinen Eltern, hat sich, wie die weiterhin hier erstmalig mitgeteilten Stücke, in Mörikes Nachlaß erhalten.

Es lautet:

Monsieur
Monsieur Beyer, Grand-Baillif à Neuffen

Herzlieber Papa!

An dem gegenwärtigen Brief hanget ein großer Teil meiner zeitlichen Glückseligkeit und da mir mein l. Papa bishero so unendliche Proben der väterlichen Liebe erwiesen, so hoffe ich in kindlichem Gehorsam, Er werde mich durch eine gütige Antwort vollends in die Erfüllung meiner Wünsche setzen.

Es ist schon einige Jahre mein einziger Wunsch, Jf. Aug: Frid. Weckherlin mit der Zeit zu derjenigen Person zu bekommen, mit deren ich mein Leben hinbringen könnte: Ich habe eine zärtliche und aufrichtige Neigung zu ihre, die wie ich glaube einen höheren Ursprung hat. Die Sache ist dem l. Papa bekannt und auch, daß sie mich lieb hat, und auch der Beifall, den mir ihre Eltern und ihr Herr Vetter und Frau Baas, Herr Amtsschreiber zu L.burg und erst neulich mündlich versicheret haben, weiß der l. Papa. Nun kommt alles auf einen gütigen Entschluß des l. Papa an.

Erst vor etlichen Wochen hat Herr Hofrat Hirschmann einer ernstlichen Neigung zu Jfr. Frideriken gegen Fr. Amtsschreiberin geäußert. Nun hab ich zwar genugsamer Versicherung von Jfr. Frideriken, doch aber scheint sie unruhig zu werden, und das zwar aus der Ursach, weilen sie nicht weiß, ob sie sich auf den Consens der l. Eltern verlassen kann. Gegenwärtige zwei Briefe werden dem l. Papa das weitere entdecken. Ich kann der Person ihr Begehren sonderlich bei der jetzigen Zeit nicht verargen.

Daß ich die Liebe der l. Eltern gegen mich weiß, da mir bekannt ist, daß der l. Papa von etlichen, die nicht verdächtig sein können, das gute Zeugnis von Jfr. Frideriken gehört hat, da ich endlich noch versichert bin, daß der l. Papa wohl weiß, es sei nicht einerlei, welche Person man bekommt, so vermute ich, eine gütige Antwort, die ich allenfalls nach L.burg senden kann.

Dieses bitte ich mit aller Zärtlichkeit eines folgsamen Kindes; unter allen Pflichten eines Kindes bin ich

M. l. papa gehors. Sohn

Grafenberg d. 15. Febr. 1762 Ch. Beyer"

Tags darauf schon hat der Neuffener Oberamtmann die bedingte Zusage erteilt, wie das auf dem Anstandsblatt des Anschreibens befindliche, schwierig zu entziffernde Konzept der Antwort erweist. Der eigentliche Brief hat sich scheinbar nicht erhalten.

Diese Antwort, die keine Unterschrift trägt, hat diesen Wortlaut:

Mon fils!

Du verlangst, daß Deine Eltern ihre Erklärung in Absicht auf Deine Neigung gegen die Jungfrau Friderica zu Ludwigsburg äußern wollen, weilen man es von dorther verlange. Dieses ist eine Handlung von großer Wichtigkeit, sowohl auf Seiten Deiner als der Jungfer Friderica, und dabei die Um-

Digitized by Google

stände wohl zu überlegen; Du hast noch 2 Jahre oder vielleicht noch etwas mehrerer Zeit auf eine Anweisung zu warten, und die Zeiten sind heut zu Tage gar veränderlich. Ich zweifle nicht, es werde auf beiden Seiten diese wichtige Sache unter Anrufung der Liebe Gottes angefangen und bishero in solcher Verfassung fortgesetzt worden sein. Ich habe die Ehre gehabt, vor etlichen Tagen die Jungfer Friderica hier zu sehen, und dero Umgang und Achtung nicht anderster denn mit der größten appreciation zu betrachten, und ihr gereifteres, gutes Naturel und tugendliche Gemütsart zu bewundern.

Wie schon mehrmals geschehen, so (versichere??) ich wiederholt, daß sowohl wider die Person der Jungfer Friderica als ihre werteste Eltern und Anverwandte das Wenigste möchte einzuwenden sein, und zu dem Vorhaben, wann solches von dem gütigen Gott noch ferner dirigiert wird, den elterlichen Willen und Gottes Segen dazu wünschen.

den 16. Febr. 1762 Ich beharre . . .

Ein gütiges Geschick waltete über den Liebenden: fast genau ein Jahr später konnte die Hochzeit gefeiert werden. Denn es dauerte gar nicht mehr so lange mit einer Anweisung zur vollen Selbständigkeit des Pfarrgehilfen Beyer, als der sorgliche Vater angenommen. Schon um die Wende des Jahres konnte der Sohn das Pfarramt Grafenberg übernehmen, um ihm in der Folgezeit 17 Jahre lang vorzustehen, und damit stand der Begründung des Hausstandes kein Hindernis mehr im Wege.

Am 12. Februar 1763 fand in dem nahen Bernhausen, das uns aus Mörikes Jungmannes-zeit und seinem Verhältnis zu Clara Neuffer, dem Töchterchen des Bernhauser Pfarrers, seiner Base, vertraut ist, die Beyerische Hochzeit statt.

Der Abschied der vertrauten Schwester nimmt dem Bruder Wilhelm Ludwig die letzte Stütze in seiner Herzensnot, und der Vereinsamte, von der übrigen Familie Geächtete, verbringt noch volle drei Jahre in Ludwigsburg, inmitten der nun urplötzlich einsetzenden, alles Dagewesene in Schatten stellenden Prachtentfaltung. Daß durch das bunte Treiben des jungen Mannes Nöte in mancher Hinsicht abgelenkt wurden, ist gewiß, und es erweist sich dies auch aus dem Umstande seines Abschiedes in Gesellschaft einer Schauspielerin.

Erst wenige Monate vor seinem Lebensende ließ Wekhrlin (der seinen Namen vorgeblich nach der alten Schreibweise des aus dem Böhmischen stammenden Geschlechtes änderte), sich wieder vorübergehend in der Heimat blicken, wo sein Stiefvater inzwischen (1783) gestorben war. Das Schicksal trieb den von der graden Bahn entglittenen Mann, der späterhin sein wahres Leben nur zu gern in Dunkel hüllte, umherspähend, aber überall seinen Scharfblick für die Unebenheiten der großen nnd kleinen Ereignisse bewahrend, in der Welt umher, bis er schließlich wegen einer Schmähschrift gegen die fürstliche Regierung im Mai 1787 von dem Fürsten Kraft Ernst zu Öttingen-Wallerstein auf dem Schlosse Hochhaus bei Nördlingen gefangen gesetzt wurde.

Indessen war es dem Heimatlosen geglückt, während seiner unsteten Wanderschaft mit mehreren Mitgliedern seiner Familie in Verbindung zu bleiben, außer mit den Schorndorfer Vettern, besonders mit dem ihm wohlgesinnten Beyerschen Paare, das den Fernweilenden — wenn auch nicht ohne Bedenken — mehrmals aus materiellen Schwierigkeiten half. Wekhrlin pries die Wohltätigen zu Dank immer wieder mit überschwenglichen Bezeugungen seiner Liebe und Achtung.

Dem Gefangenen wurden, da er sich nach außen hin gut führte, mancherlei Freiheiten gewährt, ja es wird von Reisen nach Ansbach berichtet, die ihm erlaubt wurden. Im Jahre 1791, knapp zwei Jahre vor seinem Ende, wurden ihm von einem gewissen Saur Anträge zu neuen literarischen Plänen brieflich unterbreitet, — die sich indessen in der Form nicht verwirklichten — ; näheres darüber ließ sich nicht ermitteln.

Gottfried von Böhm, der letzte und zuverlässigste von Wekhrlins Biographen, läßt den Verfasser der für seine Zeit hochbedeutsamen periodischen Schriften („Das Felleisen", „Das graue Ungeheuer", die „Hyperboreischen Briefe", „Anselmus Rabiosus") in dieser Zeit „als die Frucht seines bisherigen Müssigganges" seine zweibändige Zeitschrift „Paragraphen" verfassen, die 1791 zu Nürnberg erschien — als Abschluß seines schriftstellerischen Lebenswerkes.

Aus dem Anfange des gleichen Jahres datiert ein unveröffentlichtes Schreiben Wekhrlins an einen seiner ihm wohlgesinnten Vettern — ob an den erwähnten Staatsrat Wilhelm Ferdinand oder dessen jüngern, dem Schreiber gleichaltrigen Bruder Carl Friedrich, der als Stiftsverwalter in Ludwigsburg 1795 starb, ist nicht zu entscheiden; die größere Wahrscheinlichkeit deutet auf den ersteren hin — dessen Echtheit Eduard Mörike, der zahlreiche Briefe Wekhrlin besaß, testiert hat. Es trägt, wie mehrere andere, keine Unterschrift, ein Umstand, der aus guten Gründen erklärlich ist.

Digitized by Google

Bewundernswert ist der stolze, straffe Stil des Mannes, sowie die prachtvolle, immer gleiche Handschrift, die nicht minder den hochgebildeten Geist, als auch das Selbstvertrauen offenbart, das Wekhrlin bis zum letzten Augenblick beherrscht hat und keinesfalls den Gedanken an einen Menschen aufkommen läßt, dessen Leben mehr als ein Vierteljahrhundert das eines unsteten, stets auf der Flucht vor seinen Widersachern befindlichen Verfolgten gewesen ist.

Außer dem Zusammenhang mit der weiteren Korrespondenz das Schriftstück restlos zu zu erschöpfen, ist um so weniger möglich, als es selbst in der oft hypothesenreichen Biographie kaum möglich sein dürfte, die Einzelheiten zu erhellen.

Die Reise, wie sie in dem Briefe geplant erscheint, ist sicherlich nicht zur Ausführung gekommen, wenn nicht Böhm aus anderen Gründen falsche Schlüsse gezogen hat.

Der Brief von Wilhelm Ludwig Wekhrlin lautet:

(am Kopf in Mörikes Hand: „Handschrift des bekannten Journalisten Wilhelm Ludwig Wekhrlin — meines Großoheims von mütterlicher Seite —. die Ächtheit t.

Dr. Eduard Mörike".)[1]

„Schloß Hochhaus. 25. Horn. 91.

So schreiben nicht nur wahre Freunde, sondern auch solide und weise Männer. Dank Ihnen

Charmanter Vetter,

für die Mühe, der Sie Sich unterwunden haben, den von Saur'schen Brief zu durchlesen, und Ihr Consil darüber zu stellen.

Ich denke also eine Tour nach Neuwied zu machen, um mich zu orientieren. Dieser Entschluß hat für mich um so mehr Reize, als ich eine Gelegenheit dabei sehe, Ihrem Hause aufm Vorbeiweg aufzuwarten, und Sie zu umarmen.

Was die Hilfsmittel dazu betrift: so beschwöre ich meinen teuersten Herrn Vormund[2], außer aller Verlegenheit zu seyn: sie werden sich finden,

Meine Lage in Ludwigsburg ist also sehr trüb. Wie's die Vorsicht will! Ich bin aufs Schlimmste gefaßt; aber es wird mich nicht in Verzweiflung setzen. Mögen's meine Geschwistrige machen, so gut oder schlimm sie können!

In arcanum eorum ne veniat anima mea. Cum
congregatione eorum ne uniatur gloria mea.

Amen!

In der That finde ich auf allen Seiten, daß ich nur einen zuverläßigen Freund — an Ihnen habe. Und diese Betrachtung erhebt die Verehrung, die Ergebenheit und Wahrheit unendlich, womit sich meine Seele nennt,

Dreimal geliebter Vetter,
Ew. Wohlgeboren
treuverbundenster
Diener und Freund

Mein Bruder Friedrich glaubt gleichwol von Onkle Andler die Versicherung zu haben, daß, solang seine, des Oheims, Augen offen stünden, nie ein Testament zur Existenz kommen würde. Allein was hilft mirs?

Absentibus ossa!

Am 13. März 1792 verließ Wekhrlin, da Unterhandlungen wegen seiner Übersiedlung nach Ansbach zwecks Errichtung eines Zeitungskontors mit dem Fürsten stattfanden, ehe noch ein Beurlaubung erteilt war, mit Hinterlassung von Schulden Schloß Hochhaus. Die Zusicherung, sich wieder einzustellen, hat er nicht erfüllt. Im April finden wir ihn zu kurzem Aufenthalt in Ludwigsburg. Dort genoß er Gastrecht bei seiner betagten Mutter, bei welcher Gelegenheit es zu einer Aussöhnung gekommen sein mag. In Ludwigsburg lernte er auch seine Nichte Lotte Beyer, und, wie wohl anzunehmen ist, auch deren Auserwählten, Carl Friedrich Mörike, kennen. Lotte hielt sich vielfach bei der Großmutter Heuglin auf. Auch zu seinem Stiefbruder Jacob Friedrich Heuglin trat Wekhrlin in ein besseres Verhältnis.

1 Es möge hier auch eine dem Dichter selbst anscheinend nicht bekannt gewesene Tatsache mitgeteilt werden, die ich bei meinen genealogischen Forschungen feststellte, daß nämlich Mörike auch von väterlicher Seite mit Wekhrlin verwandt gewesen ist: Mörikes Ahnherr in 4. Generation, Bartholomäus Mörike (geb. am 28. Juni 1669 als Sohn des aus Havelberg in der Mark stammenden Antonius Mörike — 1638 bis 1711), Apotheker in Neuenstadt, war verheiratet mit Augusta Maria Vischer geb. Andler, deren Vater Joh. Christoph Andler der Urgroßvater der Mutter des Journalisten W. L. Wekhrlin ist. Nach dieser Ableitung ist unser Dichter sogar nur um eine Generation jünger als der Journalist.

2 Kammerrat Müller.

Digitized by Google

Aus einem Briefe an die Beyerschen Verwandten lesen wir sein Urteil über den Stiefbruder: „Der Amtmann dünkt mich, soweit ich sehe, ein ehrlicher und wohlmeinender Mann zu sein, der Achtung und Zuneigung verdient." Nur sein rechtmäßiger, älterer Bruder Fritz ist unversöhnlich gegen ihn geblieben. Besonders aber scheint er des Stiefbruders Frau, eine Base Justinus Kerners, Karoline Charlotte geb. Müller aus Ludwigsburg, ins Herz geschlossen zu haben; überschwenglich nennt er sie, nachdem er gemeint „die Amtsschreiberin würde ich anbeten, wenn es mir erlaubt wäre. Sie ist ein sehr reizendes und dabei höchst vernünftiges Weib" — „den Brillant in der Familie".

Bald nachher erschien er selbst, den Weg über Nürtingen nehmend, und bei der ältesten bereits verheirateten Tochter des Beyerschen Paares einkehrend, im Beurener Pfarrhause, das seit 1779 von der ehemaligen Grafenberger Pfarrfamilie bewohnt wurde. Hier erhielt die Verehrung für Schwester und Schwager eine neue Bestätigung.

Ein halbes Jahr später, am 24. November 1792, war das Leben des seltsamen Mannes zu Ende. Er starb im Gefängnis zu Ansbach, ob auf natürliche Weise, ist bis heute unaufgeklärt, als ein „Märtyrer des Preßzwangs", wie der Herausgeber des „Neuen grauen Ungeheuers" (Altona) in einem Nachruf 1795 Wekhrlin apostrophiert. —

„A Monsieur
Monsieur Beyer, Ministre de la parole de Dieu
à Grafenberg"

überschrieben ist ein kurzer Brief Johann Adam Beyers an seinen Sohn, der uns zwei Jahre nachher von der Geburt des ersten Kindes, eines Mädchens, berichtet, das indessen frühzeitig wieder die Augen geschlossen zu haben scheint:

„Mon fils!

Es ware mir erfreulich, daß die Niederkunft der Frau Pfarrerin durch Gottes Gnade sobald und glücklich erfolgt, der liebe Gott segne Mutter und Tochter nach allen Teilen. Ich werde morgen, wenn Gott Gesundheit und Leben schenkt, nacher Grafenberg kommen, ich will sehen, daß auf die gesetzte Zeit eintreffe oder doch nicht viel später. Ich werde Pferde hier nehmen u. Herrn Pfarrer in Kohlberg (am Wege von Neuffen nach Grafenberg) heute noch ersuchen, daß Er morgen im Durchfahren sich der Gelegenheit bedienen möchte. Meine Schwester läßt zu der jungen Tochter gratulieren und alles Wohlsein anwünschen.

Ich beharre, mon fils,

le Votre
Beyer

Neuffen, d. 28. Januar 1765

Was die Mama verlangt, werde
morgen mitbringen,"

Außer diesem Kinde waren der Beyerschen Ehe drei weitere Töchter entsprossen, die uns aus Mörikes Lebensgeschichte mehr oder weniger deutlich vor Augen stehen.

Die älteste, Auguste Friedericke Rosina, geb. 31 März 1767, und im Jahre 1847 verstorben, jene prächtige Frau mit den gütigen Zügen, deren Bildnis der Hofmaler Mosbrugger uns überliefert hat, die Gattin des Nürtinger Stadtschreibers Gottlob Friedrich Planck (1764—1831).[1]

Die mittlere ist die bereits erwähnte Lotte, die Mutter Mörikes, Charlotte Dorothea, geb. am 3. Juni 1771 und am 26. April 1841 gestorben.

Und die jüngste, Klara Elisabeth, geb. am 7. Mai 1780, gestorben am 6. Oktober 1855, heiratete am 18. Juli 1801 den Magister Christoph Friedrich Ludwig Neuffer aus Pfullingen, Pfarrer in Benningen, später in Bernhausen (19. März 1768 bis 8. Mai 1836). Sie ward die Mutter des obenerwähnten Clärchen Neuffers, Mörikes Jugendliebe, die nach dem — angeblich durch den Eintritt der geheimnisvollen „Peregrina" in des Dichters Leben verursachten — Bruch, Mörikes Vorgänger in der Vikariatstelle zu Köngen, den Christian Schmid, einen entfernten Verwandten, am 6. August 1827 heiratete, aber schon zehn Jahre später der Schwindsucht erlag (26. Juni 1837). —

Aus der letzten Lebenszeit der Beyerschen Eheleute datiert der folgende Brief der Augustine Friederike Beyer-Weckherlin an ihre seit dem 23. Juli 1793 mit dem Ludwigsburger Oberamtsarzt Dr. Carl Friedrich Mörike verheirateten Tochter Charlotte, der durch die frühe

1 Die Bildnisse siehe auf den Tafeln zu meiner Arbeit über Mörikes Vater, Z. f. B., N. F. 9. Jg. Heft 7.

Digitized by Google

Erwähnung des Knaben Eduard und durch einen originellen Ausspruch Wilhelm Ludwig Wekhrlins beachtenswert ist.

Die vielfach unrichtige Schreibart der hochbejahrten Schreiberin aber mutet nicht weniger traulich an. Der Brief lautet:

„Beuren den 5. Merz 1808

Liebe Lotte! Du verdienst wohl einen Eigen Brief Von mir, unter Deinen allerhand fraglich und mühsamen Tagen schreibst Du mir ja dennoch recht Viel. Ja eben das, was ich zu wisen wünschte. nehmlich wo dan die zwei Knaben Schlafen, will sehen wie es möglich ist, wan der Comod auch noch stehen sol? Bei dieser auf Raumerey und schohnung Deiner empfendlichen Kinder Magd. dürfst Du Dir eine Verkältung zugezogen haben. ich förchte daß meine l. Lotte, die Tag und Nächtliche Pflag ihres zärtlichen Augustus ganz allein über nemt. ich und Ricke Lesen unsere Brief die Du schreibst öfters zusammen. jacobine ist Schätzungs wert ihr guter Will ist auch Tugend. Wan nur durch deinen Hausmann wan Er Gesellen hat keine Liebschaft verbunden wird. ich hoffe wan der grose Schnee weck ist, werde der Sommer schnell eintreten und ihr mit dem Bauwesen so gleich den Anfang machen, komt doch zur besten Zeit das aller nöthigste in arbeit. Kaum kan ichs erwarten bis es der l. Vater übersicht. Die zwei Alte Damen die werden dich üben, dann dazu bist nicht standhafft gebohren, ihre Forterungen abzuwenden. Von deinem l. Man ein Machtspruch wie Du handlen solst, mag nicht überflißig sein.

Schon Vor 20 jahr sagte mein Verstorbener Bruder Ludwig „wan diese Geschöpf noch leben werden sie sein wie aus gedörte Zwegsten". Wie Stehts in der Amtschreiberey das will ich alles hören wan wir bei Euch seind. wirklich wer der l. Vater und ich zimmlich wohl zum Reißen. Zu vor der Schnee nicht abgeht seind die Weg schlem. Daß wirst wisen, daß H. Pfarrer von Frickenhausen Sich zur Ruhe setzt, und der Dienst offen geworden. 10 Jahr früher wirde Sich der l. Vater auch gemelt haben der H. Bosert melt sich ernstlich. und noch Viele, wan es der Helfer von Owen nicht wird, so ziht der alte 83 jährige Man dort hin. Dem H. Eislen zu Kirchheim geht es mit seiner Ludwigsburger Fr. nicht wohl sie seind bitter arm. mer mit seiner als ihrer Schuld. Von des H. Maiers wollen wir bei unser zusammen Kunft reden. und so auch von Ludwig Steinhilber. Dein l. Carl schreibt eine Schöne Handschrift ich fande es bei Ricke. Diese hat auch gute Nachrichten von ihrem Carl.[1] Gott schenke Euch diese Freude immer so erlebt es mit Gros Vater und

Mutter Beyerin

ey wie steht es bei dem l. Eduard, ists Cafe noch süß?"

Bis zu dem Zeitpunkt dieses Briefes waren den Beurener Pfarrersleuten aus den Ehen ihrer drei Töchter 16 Enkel entsprossen, von denen 11 am Leben waren. Lotte Mörike hatte deren den Hauptanteil unterm Herzen getragen: von 9 Kindern (insgesamt schenkte die Dichtermutter 13 Kindern das Leben!) lebten vier, deren jüngstes der in dem Schreiben erwähnte August ist, der am 7. August 1807 geboren, unerwartet infolge Nervenschlages am 19. August 1824 starb. Den Dichter erschütterte das Ereignis um so nachhaltiger, als ihn grade in dieser Zeit von anderer Seite seelische Kämpfe aufs stärkste geschwächt hatten: die Lossagung von der zum wiederholten Male in Tübingen auftauchenden, rätselhaften Maria Meyer (Peregrina). Lange Jahre nachher noch durchbebte ihn der Schmerz um den in des Lebens Blüte verlornen Bruder. In dem Gedicht „An eine Äolsharfe" (1837) fand seiner Muse geheimnisvolles Saitenspiel ihm dessen eine unsterbliche, melodische Klage.

Über den andern Bruder, Carl, den ältesten, berichtet ein späterer Abschnitt dieser Nachlaßmitteilungen. —

Wohl ahnte die greise Briefschreiberin nicht, daß ihr das Jahr 1808 noch den Abschied von dem Gatten bringen sollte, als sie die Worte schrieb: „wirklich (= gegenwärtig) wer der l. Vater und ich zimmlich wohl zum Reißen". Am 31. Oktober starb der 73 jährige Pfarrer Christian Friedrich Beyer; Augustine Friedericke, in ihrer Vereinsamung zwar getröstet durch die Liebe der reichgesegneten Nachkommenschaft, die in nicht weitem Umkreis von Beuren lebte, folgte ihrem Gatten aber schon, 68 jährig, im folgenden Jahre (1809).

Wenige Jahre später drohte auch der Mörikischen Familie der herbste Verlust. Den Oberamtsarzt hatte infolge einer übermäßigen Anstrengung im Beruf im Jahre 1816 ein Schlaganfall heimgesucht. Ein Kuraufenthalt im Wildbad während des Sommer brachte zwar eine kurze Linderung, aber die erneute berufliche Tätigkeit, der der pflichtgetreue Mann sofort

1 Karl Planck, einziger Sohn des Nürtinger Stadtschreiberpaares, geb. am 9. Juli 1793, Pfarrer in Feuerbach, verheiratet mit Friederike Uhland, einer Base des Dichters Ludwig Uhland; Vater der am 10. Januar 1919 mit 94 Jahren in Neuenstadt verstorbenen Nichte Eduard Mörikes, Eugenie Planck, der letzten Zeugin aus Mörikes Jünglingszeit.

Digitized by Google

wieder, über seine Kräfte, nachging, warf ihn erneut auf das Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erhob: am Vorabend seines 54. Geburtstages, den 22. September 1817, starb er, seiner großen Familie — Frau und sieben Kindern — außer dem ihm eigentümlichen Hause nur eine kärgliche Lebsucht hinterlassend. —

An die Mutter in Wildbad richtete die am 24. Dezember 1798 geborene Tochter Luise als Nachschrift zu dem bereits veröffentlichten Briefe des 12jährigen Eduard (Briefe Bd. I. Seite 3) den folgenden Brief:

„An Frau Doktor Möricke in Wildbaad
bei Herrn Präzeptor Seeger abzugeben.

(Poststempel:) Ludwigsburg 19. Juni 1816

Liebe Mutter!

Auch dieses Mal kann ich den Brief nicht fortgehen lassen, ohne noch etwas beyzusetzen.

Sie fragten mich in Ihrem letzten Brief, wie es mit meiner Casse stehe, bis jetzt kann ich Ihnen zum Trost sagen, bin ich noch wohl versehen, und ich hoffe, es soll mir nicht ausgehen; aber was ich kochen soll, weiß ich als nicht; das Mehl ist so teuer, daß ich viel Fleisch esse und auch zuweilen Milch.

Des l. Onkel von B. (Neuffer aus Benningen) habe ich nur flüchtig gesprochen; man holte mich vom eßen hinweg aus der (ein Wort nicht zu entziffern!), wo ich mich denn nicht lang aufhalten durfte. Ich mußte ihnen versprechen, wenn es nicht regne und wir wollen hoffen, es werde doch einmal schön, mit den Buben hinunter zu kommen, da werden sie schon erzählen. Nur soviel erfuhr ich, daß mit dem Carl in Tübingen gar nichts mehr anzufangen sey, weil er so entsetzlich in eine Jungfer Uhlanden verliebt sey: der l. Onkel ist gar nicht damit zufrieden. Heute ließ mir die Frau Ekhartin sagen, daß sie mit einem Mädchen glücklich niedergekommen sey. Ich will sie die Tage auch besuchen. Gestern reiste die Rike über Badezeit ihrer Schwester nach Stuttgart ab. Schreiben Sie mir doch auch bald wieder, ich bin so begierig auf ihren nächsten Brief.

Ihre gehorsame

Luise

Sind keine Judenfrauen wirklich im Wildbaad?"

Auffallend ist, daß keines der beiden Kinder auch nur mit einem Worte des kranken Vaters Erwähnung tut. —

Über die Verhältnisse nach des Vaters Tode berichten die Lebensbeschreibungen, daß Eberhard Friedrich von Georgii, der Gatte der Vatersschwester, den Knaben Eduard in seine besondere Obhut nahm und für den Übergang seines Pflegebefohlenen in den Beruf des Theologen erfolgreich Sorge trug.

Vom Herbst 1818 bis 1822 befand sich Eduard Mörike auf der Klosterschule, dem niederen Seminar in Urach.

Nach dort richtete des Knaben älterer Bruder Carl Eberhard den folgenden Brief:

„An Herrn Seminaristen Eduard Mörike in Urach
mit Eßwar frey

Stuttgart den 23sten April 1822.

Lieber Eduard,

Ich habe zwar einen Brief von dir zu erwarten; doch damit du diese Wäsche nicht ganz ohne Brief erhältst, so schreibe ich dir, daß wir alle wohl sind.

Auch August ist wohl.

Neues kann ich dir nicht viel schreiben, denn ich blieb seitdem hier.

In Beziehung auf das Theater schicke ich dir hier einige Beylagen. Am 27sten vorigen Monats sah ich das Donauweibchen[1], am letzten Sonntag den Rochus Pumpernickel.[2]

Das Parterre ist nachher noch sehr voll geworden, nur kamen alle sehr spät, denn keiner wollte der erste sein. Letzten Donnerstag (vorgestern) sah ich auf Prokurators[3] Kosten und mit dessen 3 ältesten Söhnen den nordischen Herkules.[4]

1 Volksmärchen mit Gesang in 2 Teilen, Text von Karl Friedrich Hensler (aus Vaihingen a. d. E. 1759—1825), Musik von Ferd. Kauer, 1792.

2 Musikalisches Quodlibet in 3 Akten von Matthäus Stegmayer (1771—1820); siehe auch Kerner an Uhland, vom 1. Januar 1810 (Kerner, Briefwechsel mit seinen Freunden 1. Bd.)

3 Johann Gottlieb Mörike, Obertribunalprokurator, Bruder des Vaters, geb. 21. Januar 1774.

4 Über den „Nordischen Herkules" ist aus dem Zettelarchiv des Stuttgarter Theaters nichts mehr zu ersehen, da, nach Mitteilung des Dramaturgen Wilhelm von Scholz an mich, bei dem Theaterbrande die in Frage kommenden Zettelbände vernichtet wurden.

Digitized by Google

Prok: sind wohl, heute war ich schon über eine Stunde in ihrem lieben Hause.
Die Beylagen darfst du behalten,
Hast du die 2 Briefe spediert?
„En schena Gruas an den Edwart u: er soll bald komma", so sagt eben Klärchen, die um mich herum wuselt. Ich frage:
„Ist er a böser Quero?" „„Nein, der ist net bös.""
„Ist er a dummer Maher, Maher?" „„Nein!""
„Derf i ihm eins von deine Härla schicka?" „„Ja, da hast eins!"".[1]

(Hier als Unterschrift ein Zeichen.)

(Am Rande 4 verunglückte Unterschriftszeichen.)

Diese Zeichen hat Klärchen gemacht, die sich schont seit mehreren Wochen im Zeichenmachen übt."

Über Karl Mörike weiß die Lebensbeschreibung des Dichters wenig und nicht viel Gutes zu berichten. Nach zwei früh verstorbenen Kindern war er am 20. Januar 1797 zur Welt gekommen. Zwischen ihm und Eduard stand als zweitälteste die Schwester Luise, während zwei zeitlich folgende Brüder ebenfalls im zartesten Alter dahin gegangen waren.

Es war natürlich, daß die jüngeren Brüder mit Hochachtung und Untertänigkeit zu dem Älteren aufblickten, und zumal in der Zeit, da dieser als Kameralstudent durch burschenschaftliches Air Anlaß dazu bot.

In der Zeit des hier mitgeteilten Briefs schreibt Eduard an Waiblinger folgendes:

„Mein älterer Bruder? er ist gegenwärtig in Stuttgart bei meiner Mutter, nachdem er in Tübingen das Kamerale studiert hatte. Du hast ihn wohl schon oft, ohne ihn zu kennen, auf der Bibliothek, dem Museum oder im Theater gesehen. Stell dir keinen trocknen Kameralisten drunter vor. Ich lieb ihn über alles. Sein Liebstes ist Musik."

In dem kurzen Lebenslauf, den der Dichter seinen Cleversulzbacher Bauern in die Antrittspredigt verflocht, führt er über sein Verhältnis zu Karl folgendes aus:

„In tieferer gemütlicher Beziehung hatte die Eigentümlichkeit eines älteren Bruders den größten Einfluß bald auf mich gewonnen. Was nur ein jugendlicher Sinn irgend Bedeutungsvolles hinter der Oberfläche der äußeren Welt, der Natur und menschlicher Verhältnisse zu ahnen vermag, das alles wurde durch die Gespräche dieses Bruders auf einsamen Spaziergängen, wenn ich ihn manchmal auch nur halb verstand, in meinem Innern angeregt; er wußte den gewöhnlichsten Erscheinungen einen höheren und oft geheimnisvollen Reiz zu geben; er war es auch, der meine kindlichen Gefühle zuerst mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstand."

Als Dritter in dem vertrauten Bunde erscheint noch der frühverstorbene Bruder August (1807—1824).

Ohne Zweifel war Karl Mörike ein kluger Kopf, der zu besten Hoffnungen berechtigte. Allein durch die bedrängte Lage der Mutter bedingt, konnte er seinen Neigungen nicht in gewünschtem Maße folgen. Um sich überhaupt halten zu können, mußte er auf der Universität schon seinen Geldverlegenheiten durch Stundengeben zu Hilfe kommen; aber, wie wir aus Luisens Brief gesehen haben, er geriet auf Abwege.

Musikalisch und literarisch veranlagt, Eigenschaften, die sein Leben fortan erfüllten, konnten diese Talente durch seinen haltlosen Lebenswandel niemals zur Ausreife kommen.

Im Herbst 1821 hatte er seine Studien mit einem guten Examen abgeschlossen und, nachdem er einige Monate im Familienkreise zugebracht, wurde er als Amtmann in Scheer an der Donau angestellt. Da er nunmehr ein sicheres Einkommen hatte, heiratete er am 13. Mai 1824 Dorchen Bezzenberger (1805—1885), die Tochter des gräfl. Erbachschen Domänenverwalters. Dieser Ehe, die wenig segensreich verlief, entsprossen drei Kinder.

Der Gutmütigkeit seines Charakters standen Jähzorn und Eigensinn gegenüber; dazu war er gleich seinem Bruder Eduard, in Geldsachen unpraktisch. Dorchen hingegen, von Natur kalt, konnte sich in die Art der Mörikeschen Familie niemals recht einfinden.

Eine bisher unbekannte Tatsache ist, daß Eduard, seit Herbst 1822 Stiftler in Tübingen, bereits als solcher die Gastfreundschaft seines älteren Bruders in Scheer genossen hat, also schon vor dem übereinstimmend von den Biographen berichteten längeren Aufenhalt von 1828.

---

1 Die Worte „Quero" und „Maher" in diesem kindlichen Gespräch sind einer gekünstelten Redeweise entlehnt, die von den Geschwistern erfunden und von dem Dichter auch noch in späterem Alter Kindern gegenüber gern angewandt wurde.

Ein blondes Kinderhaar findet sich mit zwei Wachstupfen wirklich auf der 3. Briefseite befestigt.

Digitized by Google

Folgendes Gelegenheitsgedicht Karls weist den ersten Besuch in das Jahr 1824. Unter der Handschrift findet sich neben dem gleichen Unterschriftszeichen, wie es der bereits mitgeteilte Brief aufweist, ein viertaktiges musikalisches Motiv in Noten aufgeschrieben, das vielleicht als aus einer eigenen Komposition Karls dem jüngeren Bruder als ein eindrücklich gebliebenes Erkennungszeichen zu gelten hat.

Die Verse lauten:

„Geschrieben zu Hitzkofen, den 5ten Junius 1825, Abends, für „Psi" (ein griechisches „Psi" findet sich häufig unter Briefen des Dichters in diesen Jahren an seine nächsten Vertrauten).

So wie uns denn zu jeder Frist
Herr Eduard im Gedächtnis ist,
So ist ers auch in diesem Haus,
Denn hier ging er schon ein und aus.
Die Sonne scheint durch Berg und Tal,
Die Wälder grünen allzumal,
Und eine Lämmerherde weidet
Die Matte, die den Berg bekleidet.
Ich schaue in der Schöpfung Schöne,
Ich höre soviel frohe Töne,
Ich wäre wohl auch gerne froh,
Allein mein Eduard fehlt mir so.
Der Wein, der in den Gläsern blinket,
Und zum Genusse freundlich winket,
Der ist nicht übel — ja ist gut,
Hat Süßigkeit und Sonnenglut.
Und daß er mir noch besser munde,
So wird in einer Viertelstunde
Ein Teller frisches Backwerk schön
Auf unsrer Abendtafel stehn.
Doch Alles kann mir nicht genügen,
Ist halbe Lust nur, halb Vergnügen,
Weil der, für den dies Blättchen ist,
Weil der nicht Alles mitgenießt."

Der Ort Hitzkofen ist nördlich von Scheer im Sigmaringischen gelegen.

Nach einem Bericht aus der Schwester Luise Tagebuch scheinen schon in der ersten Zeit der Ehe Unstimmigkeiten geherrscht zu haben, die eine zeitweilige längere Abwesenheit der Frau zur Folge hatten. Diese hielt sich in Oberensingen bei ihren Eltern auf; und wie später am 25. Mai 1827 Eduard seinem Herzensfreunde Hartlaub gegenüber, klagt die Schwester über die Verlassenheit Karls. Der Dichter hätte seinen Bruder gern (Mai 1827) besucht, was jedoch wegen der Kürze der Zeit — Mörike war von Möhringen nach Köngen versetzt worden — nicht anging.

Genau ein Jahr später aber finden wir Eduard, als Reisebegleiter seines Onkels, des Prokurators, in Scheer. Zwischen den Brüdern herrschte, wie aus Briefen hervorgeht, brüderlichste Harmonie, und der Dichter, der einen einjährigen Urlaub vom Amt verlebte, tummelt sich in fröhlichsten Stimmungen durch das Schwabenland. Im folgenden Jahre, da diese fröhliche und doch zugleich durch das Fehlschlagen seiner Wünsche schließlich noch getrübte Zeit zu Ende gegangen war, wurde er, gar nicht allzu weit von Scheer, als Pfarrverweser in Pflummern angestellt. Karl und Dorchen geleiteten ihn an seinen Bestimmungsort.

Schon in dieser Zeit muß Karls Lebensführung zu wünschen übrig gelassen haben. Denn Eduard weilte über einen Monat in der näheren Umgebung von Scheer, wo auch der jüngere Bruder Louis (geb. 1811) sich aufhielt. Er berichtet an die Mutter von Riedlingen aus am 14. Januar 1829: „. . . in einer halben Stunde fahre ich bis Mengen, wohin ich den lieben Louis rufen lasse, um mich vorläufig von dem Stand der Dinge zu unterrichten und Dorchen zu einer Zusammenkunft ohne Karl zu veranlassen. Es ist mir keineswegs bange, daß ich den guten Karl baldigst in Eure Mitte führen werde." Das Nähere indessen ist aus den Briefen dieser Zeit nicht zu ersehen. Unmöglich wäre es nicht, daß es lediglich häusliche Zustände gewesen sind, und daß Karl aus Verzweiflung über diese jene politischen Torheiten beging, die im folgenden Jahre den ersten Anstoß zu dem Lebensunglück dieses Bruders des Dichters gegeben haben.

Digitized by Google

Wenn Eduard Mörike seinem Freunde Johannes Mährlen in Augsburg, von Owen am 11. Februar 1830, berichtet: „Damit Du meinen Bruder nicht schlechtweg der unverzeihlichsten Gleichgültigkeit anklagst, so höre nur gleich, was ihm die Hände bisher gebunden hat! Er wurde durch einen schlechten Aktuar in amtliche Fatalitäten verwickelt, die seine ganze Existenz erschütterten und ihn dergestalt in Atem erhalten, daß ihm beinahe der Kopf zu schwanken anfängt . . .", so ist anzunehmen, daß Karl seinen Bruder falsch unterrichtet hat, um seine Schuld auf einen andern abzuwälzen und seine Familie zu seinen Gunsten zu stimmen.

Den „Rechtserkenntnissen der Gerichtshöfe des Königreichs Württemberg" vom Jahre 1831, Beilage des Regierungblatts, Seite 264, entnehmen wir dieses:

„In der vor dem Oberamtsrichter Dr. Probst zu Biberach kommissarisch verhandelten Untersuchungssache wurde durch Erkenntnis vom 23. Juni, eröffnet den 16. Juli, der suspendierte K. fürstlich Thurn und Taxis'sche Amtmann Karl Mörike zu Scheer, wegen, mittelst Anheftung von Plakaten und Verbreitung anonymer Schreiben, sowie mittelst falscher Berichtserstattung verübter grober Täuschung der Staatsregierung, zur Entsetzung von seinem Amte und zu einjähriger Festungsstrafe, auch zum Ersatze des verursachten Schadens und der Untersuchungskosten verurteilt (den 24. September)."

„Das Schicksal meines Bruders (die einzige Angelegenheit, die neuerdings all meine Sorge und Gemüt in Anspruch nahm) ist nun, insofern er, wie ich hoffe, den Rekurs nicht ergreift, auf ein Jahr Festungsstrafe entschieden. Glimpflich genug, wie die Verständigen sagen," läßt sich der Dichter gegenüber Hartlaub aus.

Die Strafe ward auf dem Hohenasperg verbüßt. Der Sträfling genoß mancherlei Freiheiten: er konnte sich, wie wir Briefen Mörikes entnehmen, geistig beschäftigen: er komponierte z. B. für die Musikbeilage zum „Maler Nolten" die Gedichte „Lied der Feenkinder" und „Jesu benigne".

Nach seiner Entlassung im Herbst 1832 beschäftigte Karl Mörike sich weiterhin mit musikalischen und schriftstellerischen Dingen und suchte, da er mittellos war, eine neue Anstellung.

Daß die Seinen zu helfen nicht nachließen, verschweigt der Dichter, der nach Lage seiner eigenen Verhältnisse dem Bruder treu und hilfreich zur Seite stand, keineswegs.

Karl freilich beruhigte sich mit dem Rechtserkenntnis nicht, sondern pochte mit Drohungen und kräftigen Worten immer von neuem auf sein vermeintliches Recht, was ihm nur wieder neuen Schaden und schließlich gar noch die Abkehr seiner Nächsten eintrug.

Auf folgende ziemlich scharfe Eingabe, die sich in den Regierungsakten findet, hatte man ihn zwar vom Dezember 1833 als Assistenten in der Kanzlei der Kammer der Abgeordneten beschäftigt, ihn aber im Juni bereits wieder entlassen und neue Eingaben abschlägig beschieden:

„Der Unterzeichnete sieht sich veranlaßt Folgendes zu erklären: die sogenannten verbrecherischen Umtriebe, deren ich bestraft wurde, hatten ihren Grund in einer gerechten Erbitterung, welche durch mehrere zu meinem Nachteile verübte ungerechte und parteiische Handlungen verschiedener zum Teil mir vorgesetzter Personen erregt wurde, in einer Erbitterung, die besonders dadurch aufs höchste gesteigert wurde, daß ich mit meinen dringenden Beschwerden, die ich von Instanz zu Instanz verfolgte, nirgends gehört wurde, und man mir, anstatt durch eine unparteiische Untersuchung auf offenem und geradem Wege eine Abhülfe herbeizuführen, nur durch die dritte Hand Winke und Ermahnungen zum Stillschweigen geben ließ. Auch bei der gerichtlichen Untersuchung wurde die Herausstellung dieses Gesichtspunktes absichtlich und durch künstliche Umwege vermieden. In Folge der über ein solches Verfahren an einen Teil meiner Richter gemachten geheimen Insinuationen wurde mir nun zwar eine Strafe diktiert, deren Milde jeden Unkundigen in Erstaunen setzte; und ich erhielt noch bis auf die neueste Zeit von Personen, die erkennen, daß sie an meinem Unglück mit Schuld sind, durch die dritte Hand Geldgeschenke mit beschwichtigenden Versprechungen und der Bitte, die Sache nicht zur gerichtlichen Untersuchung kommen zu lassen.

Überdies ließ mir auch der Festungskommandant, Obristlieutenant von Arlt, nachdem er durch eine besondere Veranlassung mit in das Geheimnis gezogen worden, gegen seine Pflicht mehr Freiheit, als den andern Festungsgefangenen, nur wollte er mir dafür das Versprechen des Stillschweigens abnehmen, welches ich ihm aber nicht gab. — Aber ich erkläre, daß mir dies alles nicht genügt. Ich habe mir einen Termin gesetzt, wenn ich innerhalb dessen nicht in meinen billigen Wünschen befriedigt werde, so lege ich die ganze Sache nebst den betreffenden Dokumenten einem Richter vor, welcher nicht gewohnt ist, parteiischen und pflichtvergessenen Beamten durch die Finger zu sehen; wogegen ich aber auf der andern Seite, wenn ieh nur sehe, daß man den tätigen und eifrigen Willen mir zu helfen, hat, und wenn mir in Folge dessen die so nötige Hülfe wirklich zuteil geworden, gerne feierlich gelobe, jener Sache nicht mehr zu gedenken.

Karl Mörike."

Digitized by Google

Da dem Unglückseligen nun der rechte Weg zu einem neuen Lebensaufstiege versperrt war, nahm er die Gelegenheit wahr, sich bei dem Bruder Eduard, der in den letzten Julitagen 1834 in Cleversulzbach endlich sein Behagen gefunden, auf ungemessene Zeit einzunisten.

Ergab er sich hier auch nicht dem Müßiggang, so war doch in dem Frieden des Pfarrhauses die Aufdringlichkeit seiner gereizten Persönlichkeit sehr peinlich.

Die literarischen Pläne, die hier reiften, sind ihm nicht von Nutzen und für den Bruder geradezu kompromittierend gewesen: das fünfaktige Lustspiel, „Des Vaters Geburtstag", das für die Theaterdarbietungen zugunsten des Schillerdenkmalfonds sich eignen sollte, — ein ungeschicktes Machwerk, das zu allem Überfluß durchsetzt ist mit literarischen Anleihen bei dem Bruder, die plumpe, wenn auch vielleicht wohlgemeinte Absichten verraten, sandte er am 24. Dezember 1834 im Manuskript an die Stuttgarter Hoftheater-Intendanz, um es schnellstens zurückzuerhalten. Aber es erschien mit einer Widmung an den Hofschauspieler Carl Seydelmann versehen trotzdem vier Jahre später gedruckt in der Bekerschen Buchhandlung zu Stuttgart.

Karls Familienleben war durch seine Verfehlung auch zerstört worden: seine Frau lebte mit den Kindern im Elternhause zu Oberensingen, da ihre Mittel für eine selbständige Lebensführung nicht ausreichten.

Wie beschwerlich die Anwesenheit des mittellosen Bruders den materiellen Verhältnissen des ebenfalls unbegüterten Dichters fiel, der mit Mutter und Schwester nur auf die amtlichen Einkünfte und auf den immerdar kärglichen Ertrag aus der Schriftstellerei angewiesen war, erweist ein Brief an Johannes Mährlen, den stets hilfsbereiten Freund (unveröffentlicht):

„Cleversulzbach d. 6. April 35

Statt jener nichtssagenden römischen Briefanfangsformel „si vales bene est, ego valeo" weiß ich diesmal eine viel bedeutsamere: „Wenn du Geld hast, soll mirs lieb sein, ich habe keins".

Nach diesem herzlich gutgemeinten Gruße laß mich, mein Lieber, ohne weitere, zwischen Freunden ohnehin nicht bräuchliche Ambages, sogleich mit einer Hauptfrage kommen. Wärest Du wohl im Stande und gewillt, mir dieser Tage hundert Gulden lehnweise zu verschaffen?

Die Sach steht nämlich so: Ich habe bis nächsten Georgii diese Summe (und darüber) noch als Nachtrag zu meinen Anstellungsgebühren, ans Cameralamt zu entrichten, was keinen Aufschub leidet. Zwar werde ich auf gedachten Termin eine Rate meiner Besoldung einnehmen; allein dies ist bereits zum Hausbedarf gezählt, denn — was Du leicht einsiehst — von Vorrat und Ersparnissen konnte, bei unsern durch Karls Person bedeutend vermehrten Verbrauch bis jetzt nicht viel die Rede sein, wie denn das erste Dienstjahr eines Pfarrers überhaupt bekanntlich das echauffanteste für seinen Beutel ist.

In solchen Fällen nun pflegt man sich sonst zunächst an die Verwandten zu halten, allein ich möchte dies aus mehr als 20 Gründen (und gerade jetzt, wo man mir die Beherbergung meines Bruders aufs neue zum unerträglichsten Vorwurf machen würde, so unvermeidlich sie auch ist) um keinen Preis der Welt versuchen.

Buchhändler? Ja; aber das sind, was ihnen auch nicht zu verdenken ist, gar vorsichtige Leute. Ich habe Dir bereits gesagt, daß ich dies Jahr was Rechtes zu schaffen Willens bin, und was Kurrentes, das man gern bezahlt. In dieser Aussicht hat mir Balz[1] 140 fl. pr. Abschlag für Honorar für meine nächste größere Arbeit vorgestreckt. Ich werde sorgen, daß ihn dies nicht gereuen soll. Dafür kann ich ihn aber auch mit Ehren vor der Hand *nicht* weiter schröpfen.

Weißt Du nun sonst nicht Rat? Am schönsten wärs, wenn sich unter deinen Bekannten ein vernünftiger Mensch bereit finden ließe, mir auf dein Wort die 100 fl. verzinslich auf ein Jahr vorzustrecken. Auch auf $^1/_2$ Jahr wollt ich mich verbindlich machen und unfehlbar mit der Zahlung einhalten.

Überdenke die Sache ein wenig und gib mir innerhalb 4 Tagen Nachricht — ob?

Dein treuer Eduard."

Und ein kurzer Brief an den gleichen Freund bezeugt den Dank des bedrängten Dichters:

„Cleversulzbach den 15. April 35

Man brachte mir Dein liebes und inhaltschweres Schreiben am letzten Sonntag Morgens um 11 Uhr, gerade da ich aus der Kirche kam und so hat sichs gefügt, daß ich dir meinen Segen noch in pontificalibus erteilen konnte. Es sollte mich Wunder nehmen, wenn du hiervon und von dem lebhaften Sermon gar nichts empfunden hättest, welchen ich gleich nachher im Schlafrocke mit raschen Schritten den Garten auf und nieder segelnd und immerfort an dich apostrophierend über Sir. 6; 14 mir selbst hielt.

1 Balz, der Verleger des Jahrbuchs schwäbischer Dichter und Novellisten, das von Mörike und Wilhelm Zimmermann im Herbste 1835 erschien.

Digitized by Google

Die Sache hatte mich nicht wenig unruhig gemacht, und Du erweisest mir den größten Dienst. Nimm vorderhand nur das Versprechen an, daß ich Dich, was die künftige Heimzahlung betrifft, durchaus keiner Verlegenheit aussetzen werde. Dein nächstes Schreiben wird mir den Termin anzeigen. Ich schreibe Gegenwärtiges unter lauter Feiertagspräparationen und kann für diesmal nur noch beisetzen, daß Du mir, wenn ich Dir die projektierte Sommerreise nicht allzusehr beneiden soll, die Hoffnung lassen möchtest, Dich vor oder nachher bei mir zu sehn.

Alles grüßt Dich!

Dein tr. Ed."

Mährlen und andere Freunde taten denn auch ihr Möglichstes, nachdem ersterer sich durch persönlichen Einblick von der mißlichen Lage der Parteien überzeugt hatte, Karl zu helfen. Ludwig Bauer, der Freund Aller, berichtet in einem Brief an Wilhelm Hartlaub darüber am 6. Juli 1835:

„.... von Mörike hab ich durch Mährlen vor Kurzem Nachricht erhalten. Mährlen brachte eine Vakanz bei ihm zu. Soeben war Eduards Mutter wieder von einer schweren Krankheit genesen. Der Amtmann, bisher unzertrennlicher Hausgenosse, verbitterte beiden das Leben so sehr, daß Eduard nicht eine Zeile schreiben mochte. Nun haben aber Mährlen und Gfrörer[1] dem Amtmann eine Unterkunft dahier verschafft: Hallberger will ihn zum Redakteur des Landboten machen und man wartet täglich auf ihn. Da wirds den Cleversulzbachern wieder einmal wohl werden."

Wenige Wochen nach des Bruders Abgang erkrankte der Dichter aufs schwerste, wie wir wissen; $1^1/_2$ Jahre lang lag er darnieder, unfähig etwas zu arbeiten. Man wird nicht fehl gehen, dem Ärger und tiefgehenden Kummer über des Bruders Lebensführung ein gut Teil Schuld an dieser Leidenszeit Eduards Mörikes zuzuschieben.

Ob Karl eine dauerndere Anstellung bei Hallberger gefunden, ist nicht bekannt; in der Nummer des „Land-Boten" vom 1. Oktober 1835 finden wir mit vollem Namen unterzeichnet einen kleinen Aufsatz von ihm über das Grab der Mutter Schillers in Cleversulzbach, dem die Verse Eduard Mörikes, auf dieses Grab bezüglich, voranstehen und die ihm, wie er schreibt, „von Freundeshand" mitgeteilt wurden. Ferner wissen wir, daß er sich in Stuttgart als Musiklehrer kümmerlich durchbrachte, bis er den unseligen Gedanken faßte, seine alten Angelegenheiten auf neue aufzurühren. Im Jahre 1837 soll er fortgesetzt Erpressungsversuche unternommen und auch seine reichen Verwandten in Neuenstadt um Geldunterstützung angegangen haben. Um sein vermeintliches Recht kämpfend, ließ er es seinen Vorgesetzten gegenüber an Klugheit und Bescheidenheit fehlen; einiges Nähere erfahren wir aus Briefen des Dichters an Wilhelm Hartlaub, der seit August 1837 Mörikes vertrautester Freund und Mentor geworden war.

Am 6. Mai 1838 heißt es in einem Briefe: „Carl hat sich ohne unser mindestes Vorwissen neue Augriffe, kriminelle Drohungen gegen den Justizminister erlaubt, ohne Zweifel, um irgend eine Hilfe, ein Amt oder dergl. abzuringen. Dafür ist er nunmehr auf sechs Monat ins Arbeitshaus verdammt."

Es ist ersichtlich, daß sich Karl auch nach Abbüssung dieser erneuten Strafe nicht zufrieden gab, sondern seiner gereizten Natur ohne Rücksicht auf sich und seine Nächsten ungezügelt freien Lauf ließ. Des zum Beweis finden wir in einem Briefe Eduard Mörikes an Hartlaub vom 24. Juni 1839 folgende unveröffentliche Stelle:

„mein Bruder Karl befindet sich beim Oberamtsgericht Neckarsulm einer verwickelten Geschichte wegen in Untersuchung und seit einiger Zeit gelangen deshalb verschiedene Requisitionen an uns, ja persönliche Vorladungen, wovon wir uns zwar dispensieren lassen, bei denen wir uns aber doch schicklicher Weise und unvorhergesehener Fälle halber nicht wohl von hier entfernen können. (Mörike und seine Schwester waren im Begriff, Hartlaub zu besuchen.) ..... Wie verdrießlich uns allen die Sache an sich, wie traurig diese Hinspannung für jedes ist, kann ich Euch nicht ausdrücken. Mich ekelt alles an.

Da wir nun der Behörde ein für allemal unsern Beitrag zu der Untersuchung in einer schriftlichen Erklärung ausführlich abgegeben haben und uns der Gegenstand sonst nicht berührt, so könnten wir vielleicht in kurzem ziehn."

Tatsächlich haben sich Mutter und Geschwister in Cleversulzbach in dieser Zeit endgültig von Karl losgesagt und wir hören aus den letzten neun Jahren Karl Mörikes nicht mehr viel. Fest steht, daß er unstet bald da bald dort gelebt hat. Auch bei seinem Bruder

1 August Friedrich Gfrörer, 1803—1861. Konvertit; Historiker, mit Mörike seit der Stiftlerzeit bekannt.

Digitized by Google

Louis auf einem Gute bei Regensburg scheint er sich aufgehalten zu haben, wo Eduard und Louis im Oktober 1850 die schriftliche Hinterlassenschaft sorgfältig auseinanderlasen, um das Unnütze zu verbrennen. „Ein wehmütiges Herbstgeschäft, nur in solcher Umgebung und gemeinschaftlich erträglich," meint der Dichter in einem Briefe an Hartlaub.

So haben sich einige Handschriften erhalten: eine Novelle „Die Geschwister" und ein Trauerspiel„ Hohe Liebe" (Marbacher Schillermuseum). Außer dem 1838 erschienenen Lustspiel „Des Vaters Geburtstag" ist im Druck ohne Angabe des Erscheinungsjahres noch erschienen: „Die Prüfung" („ein Schauspiel in einem Akt für Kinder zur Feier des Geburts- oder Namensfestes einer geliebten Mutter"), Stuttgart, Druck und Verlag von G. L. Friz. Und noch ein ganz seltsames kleines Buch, datiert aus dem Todesjahre des Verfassers 1848: „Maximen beim Musikunterricht", »mit eingestreuten, bis jetzt noch ungedruckten Gedanken Karl Maria von Webers, herausgegeben von dessen Schüler Karl Mörike, ein Geschenk für denkende Eltern, Lehrer und Schüler. Stuttgart, Verlag von Karl Göpel 1848.«

Das Büchlein ist Carl Maria von Webers würdigem Sohne hochachtungsvoll gewidmet. Eine Vorbemerkung besagt: „Die mit Stern bezeichneten sind im wesentlichen mündlichen bis jetzt noch nicht gedruckten Äußerungen C. M. von Webers nachgebildet; sie rühren von der Zeit her, wo dieser in der schönsten, hoffnungsvollsten Blüte seines Lebens und seiner Kunst stand." Beim Durchblättern des 170 Seiten starken Bändchens fällt dem Leser eines auf: die alberne, unweitsichtige Verherrlichung eines zwar sehr populären, aber seichten Komponisten, die gewißlich der Gesinnung Webers wenig oder gar nicht entsprochen haben dürfte, und die sich durch eine große Reihe der Mörikeschen Maximen hindurchzieht: die Verherrlichung Weigls, des Komponisten der „Schweizerfamilie", „der die Herzen aller Hörer, man kann sagen, durch das ganze gebildete Europa, von Cadix bis St. Petersburg in Entzücken versetzt hat," der aber „schon vor seinem Tode beinahe in undankbare Vergessenheit geriet". In Maxime 141 wird dieser Weigl sogar gegen einen ungenannten Komponisten, unzweifelhaft Beethoven, mit folgenden Worten auf ein Piedestal erhoben:

„Einem anderen Tonkünstler, dem wir zwar das Prädikat der Größe nicht absprechen wollen, von dessen meisten Werken sich aber in Wahrheit sagen läßt: sie sind nie populär geworden, und werden nie populär werden, wurde neulich in einer Stadt am Rhein ein großartiges, ehernes Denkmal gesetzt. Aber eine schönere Zeit, wir wiederholen es, wird kommen, wo eine gerechtere Nachwelt Weigls (und wohl noch anderer, ehemals geliebter Meister) schöne anmutsvolle Melodien wieder hervorsuchen und mit Liebe singen wird, wenn die eherne Bildsäule vielleicht schon mit Rost überzogen, und das dem Helden derselben gestiftete Album ..... den Weg alles Fleisches gegangen ist. — Blühen doch jetzt schon die Melodien der Schweizerfamilie, auf die naturfrischen Beete des ländlichen Stillebens versetzt, wieder in verjüngtem Reiz!"[1]

Auch in diesem Buche wird des Bruders Eduard mehrmals in wenig feiner Weise Erwähnung getan.

Von einer Aussöhnung der Geschwister wissen wir zwar nichts, aber aus einem Briefe von Hartlaubs Frau an ihren Gatten vom 1. September 1848 erfahren wir, daß Mörikes vom Bade Teinach nach Mergentheim heimkehrend, in Stuttgart die Nachricht empfingen, „daß ihr Karl am Sterben sei, was sie recht mitnahm" und beigefügt ist von der Schreiberin noch: „Ach, das wäre doch ein großes Glück". Am 7. September 1848 ist Karl Mörike im Hause eines Freundes in Groß-Heppach bei Waiblingen gestorben. —

Der letzte der Familienbriefe aus Eduard Mörikes Nachlaß führt uns in die entferntere Verwandtschaft des Dichters und zugleich auch aus dem engeren Rahmen des Schwabenlandes heraus nach Norddeutschland, wo der Briefschreiber trotz mehr als vierzigjähriger Abwesenheit den Zusammenhang und die Liebe zu seiner Heimat nicht verloren hat. Der Schreiber ist der berühmte Theologe, der auch auf andern Gebieten hochgelehrte Gottlieb Jacob Planck aus Nürtingen, der älteste Bruder des schon erwähnten Stadtschreibers Gottlob Friedrich Planck und geboren am 15. November 1751. Als dreißigjähriger Mann begleitete er bereits eine Professur an der Hohen Karlsschule, wurde im Jahre 1784 nach Göttingen berufen und stand dort bis in sein hohes Alter in großen Ehren und Ansehn. In jüngeren Jahren veröffentlichte er einen kleinen psychologischen Roman ohne seinen Namen zu nennen: das „Tagebuch eines neuen Ehemanns" (1779), in welchem er schildert, wie ein junger Gatte

1 Einem Zufall verdanke ich die Kenntnis dieses Buches. Unter Mus. 577/200 fand ich ein solches, aus dem Nachlasse des Frankfurter Musikdirektors Dr. Heinrich Henkel, auf der Freiherrlich Carl von Rothschildschen Bibliothek in Frankfurt. Bei der Maxime 141 findet sich von Henkels Hand die bezeichnende Randbemerkung: „O du großer Esel!"

Digitized by Google

auf seine, etwas seltsame Art seine Frau zu erziehen sucht. Auf seinem Gebiet, der Theologie, war er einer der gelehrtesten Köpfe seiner Zeit, und die Stadt Göttingen hat diesen trefflichen Charakter und geistig wie materiell wohltätigen Mann vielfach geehrt und zu dauerndem Andenken einer Straße seinen Namen verliehen. Der nachfolgende Brief ist an seine jüngste Schwester Marie Johanne, die Gattin des Bürgermeisters und Landschaftsassessoren Julius Friedrich Bilfinger gerichtet, er lautet:

„Göttingen, den 15. Jul. 1826.

Du machst uns desperat liebe Hanne! mit Deiner Haus-Not! — Aber Eure Leute müssen rechte Lumpenhunde sein, daß sie nicht mehr Häuser bauen, damit mehr Leute in ihre Stadt kommen. Sind doch bei uns seit drei Jahren wenigstens fünfzig neue gebaut worden, und in allen Straßen wird noch gebaut. Wie es aber mit euch sein mag, so muß jetzt in deinem nächsten Brief der Termin bestimmt sein — wenigstens bis auf die Woche bestimmt sein, in der wir dich erwarten dürfen, denn sonst werde ich mehr als ungedultig. Doch zuerst sollte ich fragen: ob ihr noch lebt? und nicht in der Hitze der letzten drei Wochen zerschmolzen seid! bei uns kam es wenigstens nahe dazu; wir haben uns aber doch durchgebracht, und seit 4 Tagen sind wir ganz wieder aufgelegt, da endlich ein Regen von vierundzwanzig Stunden unser lechzendes Land wieder erfrischt und unsere schwüle Luft abgekühlt hat.

Aber in dieser Hitze ist Stäudlin[1] bei uns gestorben; jedoch freilich nicht an der Hitze, sondern an einem Fehler im Leibe, der ihm einen höchst furchtbaren Tod drohte, wenn er nicht jetzt an einem plötzlichen Nachlaß aller Kräfte gestorben wäre. Ein Polyp drückte bei ihm die Speise-Röhre so zusammen, daß in kurzer Zeit gar nichts mehr in seinen Magen hätte kommen können, und so hätte er den langsamen Hunger-Tod sterben müssen, der ihm jetzt erspart worden ist.

Die Pension, die jetzt für den Stadtschreiber[2] ausgemacht ist, hat mich übermäßig gefreut, denn sie muß alle seine Wünsche erfüllt haben. Wo ihr das Geld zu diesen Pensionen hernehmen wollt, begreife ich freilich nicht, aber dies kümmert mich auch nicht, denn sie muß doch bezahlt werden. Jetzt aber soll Frau Ricke nur gesund werden; denn in dem Zustand, in welchem Gottlob ist, kann er noch eine schöne Zeit ohne allzugroße Beschwerlichkeit bleiben und so können sie unter ihren Enkeln noch ein ruhig-freudiges Alter haben, wenn nur auch die Gesundheit der guten Lotte[3], wie ich hoffe, sich mehr befestigt.

Hier sind wir alle wohl, denn die Hitze und meine Bäder haben alle Überbleibsel des Podagra bei mir verjagt.

Heinrich[4] ist seit 8 Tagen mit ihren Kindern in Lenglern[5], wo wir sie gestern besucht haben. Das junge Volk findet sich dort so wohl, daß es gar nicht mehr hierher will; aber morgen müssen sie doch wieder hier einziehen, denn übermorgen muß Carls Geburtstag hier gefeiert werden, wie am Mittwoch der Geburtstag der Söhne.[6]

Adieu ihr Lieben! und wenn Lieschen[7] wieder bei euch ist, so soll sie doppelt herzlich gegrüßt sein! — Aber daß du ja nicht wieder schreibst, ohne wenigstens die Woche zu melden, in der du abreisen kannst.

Euer Planck."

(Am Kopf des Briefs folgende eigenhändige Worte Ed. Mörikes: Autograph des Theologen Gottlieb Jac: Planck. Die Ächtheit t. Dr. Eduard Mörike.)

---

1 Karl Friedrich Stäudlin, Professor der Theologie, Schriftsteller über Kirchengeschichte und Geschichte der Moral, geb. in Stuttgart 25. Juli 1761, gest. in Göttingen 5. Juli 1826, jüngerer Bruder des Dichters Gotthold Friedrich Stäudlin, Vetter Uhlands und Onkel Friedrich Theodor Vischers.

2 Der schon erwähnte Gottlob Friedrich Planck und seine Frau Auguste Friederike Rosina geb. Beyer.

3 Gottlob Friedrichs Tochter, geb. 2. April 1792, verheiratet 1812 mit dem 1824 vorstorbenen Professor Carl Heinrich Ferdinand Krehl.

4 Des Briefschreibers Tochter Heinrike, deren Mann, Prof. Wagemann in Lüttich, 1825 gestorben war.

5 In Lenglern bei Göttingen lebte Plancks älteste Tochter als Frau Pfarrer Kranold.

6 Carl, Sohn des Schreibers, Oberpostkassierer in Hannover, geb. 17. Juli 1787, am 19. Juli 1785 Geburtstag der Zwillingssöhne Heinrich Ludwig, Prof. der Theologie in Göttingen, und Georg Wilhelm, Oberappellationsrat in Celle.

7 Lieschen = Louise, Tochter des Bruders Immanuel Christian Planck, Physikus in Nürtingen, in zweiter Ehe mit dem Mathematiker Professor Johann Wilhelm Andreas Pfaff in Erlangen verheiratet, die Mutter der bekannten „Frau Pauline Brater" (siehe das familiengeschichtlich sehr reizvolle Buch der Agnes Sapper „Frau Pauline Brater, Lebensbild einer deutschen Frau", das kürzlich in 21. Auflage erschienen ist).

Digitized by Google

Grimmelshausens Bärenhäuter.

Von

Manuel Schnitzer in Berlin.

Mit einem Bilde.

Das Märlein vom Ersten Bärenhäuter, das an manch anderes anklingt und in seinen Hauptzügen gewiß nicht von Grimmelshausen erfunden, vielmehr aus dem Volke herausgeholt ist, trug in dem ersten Drucke von 1670, wie auch in allen späteren, die Angabe, es sei verfaßt „von Illiterato Ignorantio, zugenannt Idiota" — das einzige Mal, daß Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen an Stelle seines Namens oder eines der zahlreichen Anagramme eine deutliche Spötterei setzt.

Herr Illiteratus Ignorantius Idiota ließ mir schon beim ersten, gespannten und keineswegs auf Entdeckungen erpichten Lesen der Simplicianischen Bücher (in der Ausgabe von 1713) keine Ruhe. Nicht etwa darum, daß der Verfasser des „Bärenhäuters" sich einen ungelehrten, der Kenntnisse baren, dem Schrifttum fremden Laien nennt: für sein Märchen bedurfte er ja weder der Gelehrsamkeit, noch besonderer Wissenschaften, noch auch einer (nach damaligen Begriffen) künstlerischen Form. Da jedoch der derbe Schwank seinem Wesen und Inhalt nach nicht der gebildeten Welt jener Tage erzählt sein kann, — was in aller Welt mochte den Grimmelshäuser auf den Gedanken gebracht haben, gerade hier zur Bezeichnung des Autors lateinische Worte zu wählen? Die sein Märchen lesen und ihre Freude daran haben konnten, schon weil es ihnen ihr Eigentum (um etliche Goldstücke vermehrt!) wiedergibt, verstanden nicht Latein, und der beabsichtigte Witz mußte ihnen völlig entgehen. Die aber mehr von der römischen Sprache wußten, die höheren Stände, der Adel, die Berufsliteraten, Ratsherren, Advokaten, Studenten und die gebildeten Frauen, ließen keine andere Dichtung gelten als die sogenannte höfische, den Staatsroman zumal mit seinem umfangreichen Anhang von gelehrten Anmerkungen und schöngeistigem Kram, und verachteten aufs gründlichste, was geringerer Herkunft war. Wie etwa den Hans Sachs, von dem ja Grimmelshausen selber mit sehr wenig Respekt gesprochen hat. Wie sollten sie da eine Geschichte von der Art des „Bärenhäuters" zur Hand genommen haben?

Wie aber, wenn das Bißchen schlechtes Latein ersonnen war, die Herrschaften zum Lesen anzureizen? Und dazu der ganze übrige Titel des schmächtigen Büchleins, der — um Gottes willen! — keineswegs ein grobes, dem gemeinen Volk nacherzähltes Märchen in Aussicht stellt, sondern — — Wissenschaft! Die historisch-gelehrte Abhandlung nämlich „vom Ursprung des Ehren-Tituls" Bärenhäuter, und überdies noch etwelche „sonderbare darunter Lehrreiche Geheimniss". Und er verspricht nicht gewöhnliche Wissenschaft, vielmehr — allein durch den spaßhaften Namen Illiteratus Ignorantius Idiota (wie etwa Friedrich Vischer in der Maske des Herrn Deutobald Symbolizetti Allegorowitsch Mystifizinsky in seinem „Faust III. Teil") — höchst närrische, ergötzliche Wissenschaft. Eine Parodie also, eine Spottschrift gegen irgendwas und irgendwen. Unschwer merkt dann der gewissenhafte Leser, worum es sich handeln mag. Indem Christoffel ein damals gang und gäbes Schimpfwort für Faulpelze zum Gegenstande eines anscheinend sehr gründlichen Studiums zu machen behauptet, versetzt er den zünftigen Literaten seiner Tage, den Skribenten, die ihre Romane mit Gelehrsamkeit vollzupacken lieben und in ihren „Adnotationes" müßigen Dingen nachgrübeln, einen ordentlichen Klaps und tut eigentlich nichts anderes als späterhin ein Georg Christian Lichtenberg, da er Lavaters Physiognomik auf allerlei Sau- und Hundeschwänze anwendet. Er treibt Possen und „Fatzwerk", um die gebildete Welt auf Kosten von Leuten zu schadenfrohem Lachen zu bringen, die sie hochschätzt, mit denen er selbst aber verschiedenes abzurechnen hat. Es wird sich schon erweisen.

Zunächst behält er eine würdige Professorenmiene bei und stellt fest: Die den Schandnamen Bärenhäuter „per Ethymologiam ausecken wollen", behaupten, er gehe auf Zeiten zurück, „da die alten Teutschen noch auf allerhand Häuten schliefen", und er schelte und verspotte „diejenige, die immerhin aus Faulheit auff ihrer Bernhaut liegen blieben, und nie nichts tapffers auszurichten begehrt". Darnach kommt ein verstohlenes Humoristenschmunzeln. Dem Sinne nach: Ja ja, es mag schon sein, aber solches ist lange her, und ich erinnere mich dessen nicht. Aaaber . . . Aber ich habe Kenntnis von zwei wichtigen Dokumenten, die

Digitized by Google

kürzlich aufgefunden wurden und die Herren Etymologen Lügen strafen. Da ist erstlich ein „uhraltes Gemählde" und zweitens ein dazugehöriger „Bericht, woraus dieser Name entsprungen". — Ein Bericht, aus dem klar hervorgehen soll, daß der Bärenhäuter zu Unrecht die Bedeutung eines faulen und untapfern Kerls hat. Das Gegenteil sei vielmehr das Richtige, und es wird durch Jahreszahl und geschichtliche Tatsachen beglaubigt, die niemals abgeleugnet werden können. Oder hat es etwa keinen ungrischen König Sigismundus gegeben? Und ist dieser Sigismundus nicht mit seinem zumeist aus deutschen Truppen bestehenden Heere 1396 bei Nikopolis in der Bulgarei schmählich aufs Haupt geschlagen worden von dem „türckischen Kayser"? Dem Sultan Bajazet nämlich, den Grimmelshausen (gewiß nicht ohne Absicht) nach den Ritterromanen Celapino nennt . . .

Anno 1396 also, nach der großen Schlacht, gerät unser Landsknecht in jene Nöte, die ihn zu einem Lakaien des höllischen Geistes machen. Aber erst, nachdem er eine Probe besonders großer Courage abgelegt hat. Er muß auf einen dahertrottenden ungeheuren Bären schießen und trifft ihn „auff die Nase, daß er über und über bortzelte". Nach solchem Tapferkeitsnachweis kapituliert der Teufel mit ihm, bekleidet ihn mit der Bärenhaut und verleiht ihm den Namen Bärenhäuter.

Dieser seiner ureigenen Erfindung läßt Christoffel das Märchen folgen, das seinem Inhalt nach jedem deutschen Kinde aus dem 101. Stück der Grimmschen „Kinder- und Hausmärchen" bekannt ist, setzt ihm aber, weil doppelt genäht besser hält, das andere Beweisstück voran: die Kopie des „Gemählds". Es ist das Bildnis eines jungen Landsknechts mit Feuergewehr, Schwert und Dolch, die strammen Beine ausschreitend, die Linke erhoben, zu seinen Füßen ein urnenartiges Gefäß, einem schön gebuckelten „Glückstopf" ähnlich. Darüber stehen gar feierlich die Worte: „Des ersten Bernhäuters Bildnus"; darunter sind die Verse zu lesen:

So sah ich aus, ich erster Beerenhäuter,
Den Namen ich bekam vons Beeren-Haut,
Den ich erschoß, daß mir nicht einmal graut,
Ob ich bekam gleich dazumal viel Neider.
So hoch mein Ruhm vor Zeiten war gestiegen,
So tieff muß er im höchsten Schimpff jetzt liegen,
Man sieht hieraus, was hoch geacht wird heut,
Das stürtzt der Neid in allzukurtzer Zeit.

f. Prorursicutius.

Wodurch auf das Schlagendste bewiesen ist, was Grimmelshausen beweisen will, und noch etliches mehr: zu welcher Gelehrsamkeit nämlich und zu welchem Genie in den feinen Künsten der Poesie und der Malerei der ehemalige Landsknecht und Unflat Bärenhäuter es noch gebracht hat. Denn es bedarf keines unmäßigen Scharfblicks, daß das „f." in der Unterschrift das „fecit" der Maler ist und „Prorursicutius" in komischer Mischung den „ursus" (Bär) und die „cutis" (Haut) beherbergt. Dichtung und Porträt stammen demnach von ihm selbst, dessen Name schon zu seinen Lebzeiten durch böse Neider zu einem Schandwort geworden und es geblieben ist bis zu dem Tag, da Herr Illiteratus Ignorantius Idiota ihn endlich wieder ehrlich macht. Und wer da den Hans Jacob Christoffel nicht hell auflachen hört, der hat kein feines Ohr und wird am Ende auch nicht merken, daß jenes berühmte Bärenhäuterbildnis, aufgefunden auf dem Schlosse Hohen-Roth (was sicherlich stimmt), nichts anderes ist, als eine — — Spielkarte: der Schellenunter oder Bube eines anscheinend damals schon alten Kartenspiels[1], was dem Spaß erst die Krone aufsetzt. Wobei nebenher bemerkt sei, daß der

1 Das hat schon J. H. Scholte (Probleme der Grimmelshausenforschung I, Groningen 1912, S. 42) bemerkt. Übrigens hat Grimmelshausen auch zur Illustration seiner „Gaukeltasche" solche alte Kartenbilder verwendet.

Digitized by Google

vortreffliche Karl Arnold Kortum in seiner Geschichte von Hieronymus Jobs (1784) ähnlich verfahren ist. Ob er's dem Größeren von 1670 abgeguckt hat?

„Illiteratus Ignorantius, zugenannt Idiota" ... Erinnern wir uns doch! Haben nicht die Gebildeten der Grimmelshausenzeit, die den Ruhm auch des Fabulierers in der Gelahrtheit sah und mehr nach dem Aufwand an wissenschaftlichem Kram wertete als nach den wahren Künsten des Dichters, haben sie den Christoffel (oder wie er sich jeweils nannte) nicht um seiner geringen Kenntnisse willen lange genug mißachtet, gehechelt und gehöhnt? Wiesen denn nicht die Alamode-Skribenten den „lustigen Stilum" des Grimmelshäusers, der sogar der Adnotationes und erläuternden Anhänge zu seinen Büchern meinte völlig entraten zu dürfen, wiesen sie ihn nicht mitsamt dem Lumpengesindel, davon der damalige Schultheiß zu Renchen im badischen Schwarzwald in seinem „Abenteuerlichen Simplicissimus" und in der „Erzbetrügerin und Landstörtzerin Courage" berichtet, dem niedern Volke zu und sein Werk aus der Literatur hinaus? Dem kostbaren Manne, der erst als Troßbub, dann als Soldat in den Kämpfen und Wirren des Dreißigjährigen Krieges das Leben und die Menschen kennen und über sie zu lachen gelernt hatte, aber nicht sonderlich viel aus Büchern, dem geriet — man weiß es — solcher Vorwurf sehr zum Herzenskummer und Verdrusse, so sehr, daß er seine hellen Augen wahr und wahrhaftig in die Schriften der Griechen und Römer, der Hebräer, Araber und Perser, in mythologische, historische, philosophische und sonst alle möglichen Folianten und Scharteken zwang, wie er ihrer nur habhaft werden konnte, und darin „mit Nutzen" für seine späteren Sachen schmökerte — wobei leider Gottes der Dichter den Schaden davontrug. So traf und züchtigte er mit den Vokabeln Illiteratus Ignorantius Idiota (seht her, wie ich mit meiner Unbildung euch uzen und ärgern kann!!) seine Verächter, wie etwa den Filip von Zesen (nicht zu vergessen: die ganze „Fruchtbringende Gesellschaft"[1]), und letzten Endes auch den Hans Jacob Christoffel selber als einen, der sich nicht frei fühlt von den Ketten, deren er spottet. „Simplex, nimm dich selbst bei der Nasen!" hat er sich ja gelegentlich einmal zugerufen ... Einen greifbaren Beweis für diese meine Vermutungen — nicht zuletzt auch in bezug auf den „Bärenhäuter" — finde ich in einer der drei Vorreden zu Grimmelshausens „Satyrischem Pilgram" von 1666. Dort wehrt er sich gegen „die gantze Rott der Verleumbder, Spötter, Tadler und eyfersüchtige Misgönner", und wiederholt alle Schmähungen, die er und sein Buch erfahren. Er läßt seine Tadler sagen: „Was wolten doch vor Nutzbarkeit und Lehren von einem solchen Kerl, wie der Author ist zu hoffen seyn? Man weiß ja wohl, daß Er selbst nichts studirt, gelernet, noch erfahren, sondern, sobald er kaum das ABC begriffen hat, in Krieg kommen, im zehenjährigen Alter ein rotziger Musquetirer worden, auch allwo in demselben liederlichen Leben ohne gute disciplin und Unterweisungen wie ein anderer grober Schlingel, unwissender Esel, *Ignorant und Idioth Bernheuterisch* auffgewachsen." — Hier also hat ein Erbitterter schon den Titel eines Büchleins gefunden, das er, bei aufgespeichertem Groll, vier oder fünf Jahre nachher drucken ließ.

Es kann hier nicht der Ort sein, den Geschichten nachzugehen, die Grimmelshausen für seine Schnurre benutzt hat. Die Brüder Grimm haben ihrer eine Anzahl aufgezeichnet, und auch unser liebes „Aschenputtel" wird durch die neidigen Schwestern in Erinnerung gebracht. Soviel aber scheint mir sicher, daß der Name des Bärenhäuters hier zum ersten Male, und allein aus dem angeführten Grunde, in die Mitte gestellt wird. Weder bei Grimm kennt das unserem Märchen am nächsten kommende „Von des Teufels russigem Bruder" (das 100. Stück) einen Bärenhäuter, noch auch die alte Schweizer Fassung, wo der Held „der Schnuderhans" heißt nach der Schmutzfinkerei in den sieben Teufelsjahren. Die „Bärenhäuter" betitelte Sage bei Grimm ist offensichtlich nach Grimmelshausens „Bericht", verzahmt für den Geschmack des 19. Jahrhunderts, angefertigt, und diesem wurde auch der Name entnommen, der vorher mit ihr in keiner Verbindung gestanden hat.

Daß aber Spott und Hohn für die Spötter und Höhner des Simplicissimus-Mannes das letzte Ziel des Büchleins gewesen, das kommt in der Schlußansprache des Autors noch einmal zu Tage. Dort heißt es: „Mein Hochgeehrter und Respective Großgünstiger lieber Leser, nehme *vor dissmal* hiemit verlieb, und urtheile aus dieser Erzehlung was er will. Alsdann werde ich verhoffentlich *mit der Erläuterung hernach kommen.*"

1 Gegen die „Fruchtbringende Gesellschaft" war Grimmelshausen ganz besonders erbittert, und er wird seine Gründe dafür gehabt haben. In „Des Abenteuerlichen Simplicissimi Ewig-währendem Calender", 1670 verlegt bei Wolf Eberhard Felssecker zu Nürnberg (und in die Gesamtausgaben nicht aufgenommen), leistet sich Christoffel unter den eingestreuten Scherzen seines Simplex die folgende Bosheit: „Er (Simplicius) sah bei den Schweizern unterschiedliche *Esel* und *Maulthier* mit Zitronen, Lemonen, Pommeranzen und sonst allerhand Waaren aus Italia über das Gebirg kommen. Da sagte er zum Herzbruder: „Schauet um Gottes willen, dies ist der Italiener *fruchtbringende Gesellschaft* ..."

Digitized by Google

Noch Heinrich Kurz hat die Schriften Grimmelshausens, die er (1863) in einer schönen Ausgabe erscheinen ließ, nach dieser „Erläuterung" durchstöbert und nichts dergleichen gefunden. Was keinen verwundern kann, dem der eigentliche Witz des „ersten Bärenhäuters" aufgegangen ist. Herr Illiteratus Ignorantius Idiota hat auch nicht einen Augenblick an Adnotationes und gelehrten Anhang, kurz an eine Erläuterung zu seinem Schwank gedacht, der seinen Tadlern ein paar nicht gar zu böse Pritschenschläge aufbrannte. Aber die es anging, merkten schon, woher die Prügel kamen, denn nicht umsonst hat Grimmelshausen dem „Bärenhäuter" ein Bilderbüchlein anheften lassen, das des „*Simplicissimi* Gauckel-Tasche" hieß. *Die* Marke kannten sie. Und so ist ihnen die „sonderbare darunter verborgene Lehrreiche Geheimniss", die der Titel in freundliche Aussicht stellt, kein Geheimnis geblieben.

Sonst wäre am Ende die Erläuterung doch hernach gekommen.

Kentaur und Syanthropos
oder
Der Musterbibliophile.

Von

Walther List in Leipzig.

Mit einem Bilde.

Die „Erinnerungen eines Bibliophilen" Herrn Dr. Leopold Hirschbergs — des „wahren" Bücherfreundes, er sagt es ja selbst Seite 6 — rühmen die Findigkeit und die Lesewonnen ihres Verfassers, der, wenn der Zufall ihm einen Menzel einbrachte, ihn sofort verhökerte und das Geld für andere Erwerbungen zurücklegte (Seite 163), der „immer im Tausch gegen moderne Ausgaben schon achtmal den grünen Heinrich erwarb" (Seite 117).. Legte „der zarteste gelehrter Männer" (Seite 9) bei diesem Erwerben alle achtmal den Ausdruck einer „sanft und süß trauernden" Melancholie in sein Gesicht, den „verendenden Rehblick" (Seite 16)? „Aus den Kümmernissen und Beschwerden des Alltags tauchte alsdann der Geist in die Sphären kaum zu erträumender Welten" (Seite 13) und genoß höchste Wonnen — auf Kosten der arglosen Besitzer jener Kostbarkeiten.

Heute mögen die Leser der Zeitschrift für Bücherfreunde einmal etwas auf Kosten des Herrn Dr. Hirschberg genießen. Freilich keinen von jenen Schätzen, „durch deren Anblick wir die Augen unserer reicheren und eifersüchtigeren Nebenbuhler blenden", und ohne uns „in den Schleier des heimlichen Bewußtseins unserer überlegenen Kenntnis und Gewandtheit zu hüllen", wie es in den (Seite 178) zur Nachachtung empfohlenen Worten Walter Scotts heißt.

Herr Dr. Hirschberg rühmt auf Seite 86 seines Vademecums für billige Leute die in Seumes Werken verborgene „Fülle liebreizenden und unterhaltenden Lesestoffes". Zumal im Spaziergang nach Syrakus, „den man immer wieder mit hohem Vergnügen lesen kann" (Seite 87). *Kann!* Aber auch gelesen *hat?* Wenn auch nur einmal —, und nicht immer wieder gelesen *hat?* Wir werden ja sehen.

Wenige Zeilen später beschreibt der begeisterte Seumefreund das Titelkupfer des schönen Erstdrucks des Spaziergangs nach Syrakus, „von Schnorr von Carolsfeld gefertigt". „Es weist uns die Idealgestalt des Dichters als Kentaur, am Fuße einer mächtigen Weinrebe, in der Rechten einen Becher feurigen Syrakusers emporhebend." Nun vergleiche der geschätzte Leser mit dieser Schilderung das von ihr betroffene Bild (oben S. 105), und ohne weiteres wird ihm die tierische Hälfte des besagten „Kentauren" merkwürdig kurzbeinig, borstenzottig — kurz, keineswegs roßartig erscheinen. Bei etwas genauerem Zusehen ergibt sich auch, daß wir es hier mit einem Spalthufer (bisulca) zu tun haben, während die Pferde — füglich auch die Kentauren — in Natur und Kunst bekanntlich zu den Einhufern (Soliduncula) zählen. Auch ist das männliche Haupt mit Spitzohren geziert — und so dürfen wir das auf dem Kupfer dargestellte Wesen wohl mit einer kühnen Wortbildung als Syanthropos — Schweinemensch — bezeichnen.

Digitized by Google

Sollte der Künstler sich in dem Tierkörper so arg versehen haben? Aber Herr Dr. Hirschberg sagt es, und Herr Dr. Hirschberg ist ein ehrenhafter — Bibliophile, der seinen Seume immer wieder mit hohem Vergnügen lesen kann.

Leider hat er dabei nur immer wieder die Stelle übersprungen, die ihn über das Titelkupfer aufgeklärt hätte und deren Deutung in der Zeitschrift für Bücherfreunde schon zu finden gewesen wäre (Neue Folge II, 106 f.), wenn unser Musterbibliophile das Organ seiner edlen Liebhaberei ebenso sorgsam und ebenso häufig studieren würde wie Seumes „Spaziergang". Die Stelle steht im ersten Druck Seite 380—383 und berichtet von einem reichen Briten in Rom, „der weder als Lord eine Ehre der Nation noch als Bischof eine Zierde der Kirche von England genannt werden kann". Der Lord hat sich einen deutschen Maler zu Tische geladen und fragt ihn vor vielen anderen Gästen, woher er sei. Als der Künstler sagt: „Sono Prussiano", witzelt der höfliche Wirt: „Prussiano? Ma mi pare che siete ruffiano" (Kuppler). Der Künstler verläßt sogleich das ungastliche Haus und rächt die Beleidigung außer durch einen verachtungsvollen Brief durch die Zeichnung, die Seume dem heimischen Freunde nach Deutschland sendet. Seume selbst schreibt dazu: „Das langgestreckte Schwein, die vollen Flaschen auf dem Sattel, die leeren zerbrochenen Flaschen unten, das Glas, der Finger, der Krummstab, der große antike Weinkrug, der an dem Stocke lehnt, charakterisiert weiter, auch ohne Kopf und Ohren und ohne den Vers; aber alles ist Wahrheit. Der alte fünfundsiebzigjährige Pfaffe läßt noch kein Mädchen ruhig.

Auch seines Lebens letzten Rest
Beschäftigt noch Lucinde;
Wenn ihn die Sünde schon verläßt,
Verläßt er nicht die Sünde."

In einer Bemerkung zu seinem Bericht sagt Seume, er trage nach reiflicher Überlegung kein Bedenken, das Ganze hier drucken zu lassen. Die Parteien seien der Maler Reinhart und Lord Bristol.

Schade, daß Herr Dr. Hirschberg bei seinem Immerwiederlesen des Spaziergangs nach Syrakus nicht wenigstens diese Angabe bemerkt hat. Er hätte sich sonst nicht die Behauptungen, das Titelkupfer stamme von Schnorr von Carolsfeld und stelle Seume als Kentauren dar, aus den Fingern gesogen.

So wird wieder einmal durch einen Mann, der als deutscher Muster- und Meisterbibliophile vor allem Volke prangt, das Kernwort unseres großen verewigten Emil Meyer-Stallupönen bestätigt:

Nicht mitzulesen, mitzusammeln bin ich da.

Digitized by Google

Die Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde in Darmstadt und ihre erste Veröffentlichung.

Von

Bibliothekdirektor Dr. Adolf Schmidt in Darmstadt.

Wie in Berlin, Hamburg, Leipzig, München und in anderen Städten ist im verflossenen Jahre auch in Darmstadt ein Verein von Bibliophilen gegründet worden, der den Namen *„Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde"* angenommen hat und an seinem bescheidenen Teile beim Wiederaufbau der durch den Krieg brachgelegten Gebiete in Wissenschaft, Kunst und Gewerbe helfen will. Vor allem möchte die Gesellschaft dem Buchgewerbe eine besondere Pflege angedeihen lassen, indem sie Veröffentlichungen von vorbildlicher Form und wertvollem Inhalt verbreitet und für ihre Mitglieder die Herausgabe von bibliophilen Drucken, Faksimile- und Luxusausgaben, die Vervielfältigung von Seltenheiten, von Kunst- und Flugblättern und mustergültige Ausgaben von Werken zur Kultur, Heimatkunde und Literatur bezweckt. Neben dem geistigen Gewinn in Volks- und Schrifttum soll bei dem Unternehmen also auch ein wirtschaftlicher, die Beschäftigung von Schriftstellern und Gewerbetreibenden, erstrebt und vor allem den Druckereien Hessens ein neues Feld zu lohnender Tätigkeit in Werk- und Kunstdruck erschlossen werden. Im Bildschmuck eröffnet sich der hohen und angewandten Kunst ein reiches Arbeitsgebiet, und den Buchbindern bietet sich Gelegenheit, das äußere Gewand des Buches seinem Inhalt würdig zu gestalten.

Den Vorstand der Gesellschaft bilden Rittmeister a. D. Kuno Graf von Hardenberg als erster, Dr. Adolf Schmidt, Direktor der Hof- und Landesbibliothek, als zweiter Vorsitzender, Bibliothekar Prof. Dr. Karl Bader als Schriftführer und Dr. jur. Wilhelm Wilbrand als Schatzmeister, sämtlich in Darmstadt wohnhaft, denen ein mehrgliedriger Ausschuß von Sachverständigen verschiedener Gebiete beratend zur Seite steht. Der Jahresbeitrag beträgt 15 Mark.

Als erste Veröffentlichung der neuen Gesellschaft ist nun dieser Tage die Vereinsgabe für das Jahr 1918/1919 ausgegeben worden, die den Titel trägt: Herkunft, Leben und Wirken des Hochfürstlich Hessen-Darmstädtischen Ober Cabinets- und Hofmahlers Johann Christian Fiedler nach alten und neuen Quellen bearbeitet und im Auftrage der Gesellschaft hessischer Bücherfreunde herausgegeben von *Kuno Ferdinand Graf von Hardenberg.* Gedruckt in 250 Exemplaren bei L. C. Wittich, Hofbuchdruckerei, Darmstadt. Im Vertrieb bei H. L. Schlapp, Hofbuchhandlung und Antiquariat. Darmstadt 1919. 50 Seiten in 8°. und 24 Bilder.

Die Veranlassung zur Herausgabe des Werkes war eine auf Befehl des Großherzogs 1917 angeordnete Aufnahme des künstlerischen Hausinventars durch den Verfasser, die einen erstaunlichen Reichtum an Gemälden des Darmstädter Hofmalers Johann Christian Fiedler ergeben hatte, die gründlich untersucht, aufgenommen und bei Bedarf vorsichtiger Ausbesserung unterzogen wurden. An 100 Gemälde konnten Fiedler und seiner Schule zugeschrieben und damit seiner Persönlichkeit eine größere Bedeutung zugemessen werden, als bisher möglich war. Nachforschungen nach den Lebensumständen des Malers an seinem Geburtsorte, im Großherzogl. Hausarchiv in Darmstadt und vor allem die Ausschöpfung eines im Besitze des Herrn Direktors Buchner in Mühlhausen befindlichen Bandes der Gedichte des Darmstädter Archivrates Ludwig Gottlieb Buchner, des Freundes Fiedlers, haben es dem Verfasser ermöglicht, die seitherige Hauptquelle aller Fiedlerforschung, eine kleine Biographie im Hochf. Hess.-Darmst. Staats- und Adreß-Kalender von 1780, auf das Glücklichste zu ergänzen und zu erweitern.

Johann Christian Fiedler war am 3. November 1697 in dem sächsischen Städchen Pirna geboren als Sohn des Brauers Hans Fiedler, der einem schlesischen Bauerngeschlecht entstammte, und der Eva Magdalena Fritzsche, die einer schon Jahrhunderte in Pirna ansässigen ratsfähigen Handwerkerfamilie angehörte. Im Sommersemester 1715 hatte er mit einem Stipendium des Rates seiner Vaterstadt die Universität Leipzig bezogen, um Jura zu studieren, aber mehr als dieses Fach hatte ihn die Kunst der Malerei angezogen, und als er im Jahre 1719 auf der Braunschweiger Messe mit einer Ausstellung seiner Miniaturen bei Hof und Bürgern einen ungeahnten Erfolg davongetragen hatte, so daß der Herzog August Wilhelm

Digitized by Google

ihm sogar anbot, ihn auf seine Kosten in Paris zum Herzoglich Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hofmaler ausbilden zu lassen, hängte er mit Freuden die Jurisprudenz an den Nagel, um sich ganz der Kunst in die Arme zu werfen. Vier Jahre widmete sich Fiedler in Paris dem Studium der Malerei, und als er im Jahre 1724 nach Deutschland zurückkehrte und seinen Weg zufällig über Darmstadt nahm, war der alte Landgraf Ernst Ludwig von dem jungen Künstler und seinen Leistungen so entzückt, daß er ihm die Stelle eines Hofmalers antrug. Fiedler nahm an und widmete nun bis zu seinem am 5. September 1765 erfolgten Tode seine Tätigkeit drei Generationen des Darmstädter Fürstenhauses und der benachbarten Höfe. Der Verfasser führt zur Würdigung der Kunst Fiedlers das Urteil eines feinen Kenners der Kunst jener Zeit, Dr. Bamberger, an, der in seinem Seekatzwerk bemerkt: „Fiedlers Geschick ging über die allgemeine Leistungsfähigkeit der damaligen Hofmaler hinaus, denn er verband mit der technischen Beherrschung des Kostüms, die er seinen großen Berliner Vorbildern abgelauscht hatte, und mit einem dekorativen Sinne, der sich in der geschmackvollen Gesamtaufmachung seiner Gemälde äußerte, zugleich eine zeichnerische Genauigkeit, deren sich nur wenige seiner Zeitgenossen rühmen durften."

Um die trockenen Angaben aus dem einfachen und wenig abwechslungsreichen Leben Fiedlers verstand der Verfasser mit feinem Humor und umfassender Kenntnis der Zeit und ihrer Kultur eine solche Fülle kulturgeschichtlich interessanter Züge zu ranken, daß man die kleine Schrift von Anfang bis zu Ende mit Spannung und Genuß liest. Das kleinstädtische Leben in Pirna, Leipzig, das „Klein-Paris" mit seinem studentischen Treiben, dann die Sonnenstadt Paris selbst mit ihrem glänzenden Hofe und ihren Künstlern ziehen in anschaulichen Bildern an uns vorüber, und endlich lernen wir in dem letzten Kapitel „Fiedler der Künstler und Mensch 1725—1765" des Malers Leben an dem kleinen Darmstädter Hofe und in seinem dortigen Freundeskreise kennen, der den „heiteren, gemütvollen und derben" Künstler, wie ihn sein Freund Buchner kennzeichnet, hoch schätzte und verehrte. Alles in allem, ein ungemein liebenswürdiges Buch, das jeder mit Vergnügen lesen wird.

Der Text ist auf feinstes Büttenpapier gedruckt. 24 Nachbildungen von Bildern Fiedlers und seiner Zeitgenossen schmücken den Band und vermitteln eine Anschauung von des Malers Kunst. Die verschiedenfarbige, sorgfältig ausgesuchte Tönung des Papiers, auf das die Bilder gedruckt sind, die sich wirkungsvoll von der schwarzen Unterlage abheben, macht diese Blätter besonders reizvoll und zeigt, wie die ganze Druckausstattung des Buches, die Wahl des Schmuckes mit Vignetten und anderen Zieraten, wie endlich der einfache, mit hellgrünem gewässerten Papier überzogene Pappband, dessen Vorderdecke nur in goldenen Lettern der Name Joh. Christ. Fiedler aufgedruckt ist, den feinen künstlerischen Sinn und Geschmack des Verfassers, nach dessen Angaben die ganze Herstellung des Buches erfolgt ist. Die Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde aber darf sich beglückwünschen, ihre Veröffentlichungen mit einem inhaltlich so wertvollen und äußerlich so geschmackvollen Buche eröffnen zu können.

Digitized by Google

Die Preisgestaltung auf dem Altbüchermarkt in den Jahren 1916 und 1917.

Von

F. Rupp in Berlin-Friedenau.

Der Weltkrieg, seine lange Dauer und der für Deutschland verhängnisvolle Ausgang haben auf politischem, sozialem und und wirtschaftlichem Gebiete Verhältnisse gezeitigt, wie sie das deutsche Volk bisher nicht durchlebt hat, und die vor Ausbruch des Krieges niemand für möglich gehalten hätte. Auf politischem Gebiet sehen wir den Sturz der gekrönten, vom Nimbus des Gottesgnadentums umgebenen Häupter, und auf sozialem Gebiet eine Umkehr der bisherigen Verhältnisse derart, daß die besitzlose Klasse zur Herrschaft gelangt, die Klasse der Besitzenden dagegen von ihrer ehemaligen Höhe herabgedrängt und bedeutungslos beiseite gedrückt wird.

Auf wirtschaftlichem Gebiete besonders macht sich infolge der ungeheuren Kriegsbedürfnisse ein ganz abnormer Geldüberfluß bemerkbar, damit aber auch zugleich eine große Entwertung des Geldes, denn was bedeutet es anders als ein gewaltiges Sinken des Geldwertes, wenn man heute mit einem Hundertmarkschein nur das ungefähr kaufen kann, was man vor dem Kriege mit etwa zwanzig Mark bezahlte. Dieser große Geldstrom ist aber nicht dem gesamten Volke zugute gekommen, sondern nur den wenigen Bevorzugten, die mit Kriegslieferungen bedacht waren, den Kriegsgewinnlern, und allen denen, die in der Lage waren, für Lebensmittel gewaltige Preise zu erzielen.

Dieses Sinken des Geldwertes macht sich ganz besonders auch auf dem Büchermarkt bemerkbar. Bei neuen Büchern bedingt der hohe Arbeitslohn, die Knappheit von Papier, Leder und Leinwand ein Steigen der Bücherpreise fast um das Doppelte, und nur der Autor geht mit leeren Händen davon, denn ihm wird nicht gestattet, die vor dem Kriege gültigen Honorarsätze zu überschreiten. In umgekehrtem Verhältnis beweisen diese erhöhten Bücherpreise wieder das Sinken des Geldwertes auch auf dem Büchermarkt.

Immerhin aber sind die Preise für neue Bücher festgelegt, und jedermann weiß, wieviel er für ein neues Buch im Buchladen zu zahlen hat; eine Übervorteilung ist hier also ausgeschlossen. Ganz abnorm aber und vollständig unregelmäßig haben sich die Bücherpreise auf dem Altbüchermarkt gestaltet. Soweit diese Preise in Antiquarkatalogen in die Erscheinung treten, ist auch hier der Konkurrenz wegen noch eine gewisse Gleichmäßigkeit zu beobachten, wild und zügellos aber zeigen sich die Preise auf den Bücherauktionen, besonders der Jahre 1916 und 1917. Hierfür erbringt schlagende Beweise das seit Jahren von mir herausgegebene „Jahrbuch der Bücherpreise". Besonders der letzte Band, in dem die Preise der Versteigerungen aus den Jahren 1916 und 1917 verzeichnet wurden, ist gerade für das schnelle und sprunghafte Steigen der Preise außerordentlich lehrreich. Es können daraus zahlreiche Fälle angeführt werden, aus denen ersichtlich ist, daß dasselbe Buch im Zeitraum von wenigen Monaten oft um das Doppelte und Dreifache gestiegen ist. Aus dieser Beobachtung ergibt sich aber auch wiederum die Notwendigkeit, daß gerade dieser Band des „Jahrbuchs der Bücherpreise" bei der Preisbemessung mit großer Vorsicht zu benutzen ist. Und wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die kommenden Jahre hier wieder eine beruhigende Korrektur der Preise und eine gewisse Festigkeit herbeiführen werden, so ist doch vorderhand mit diesem schwankenden Zustande zu rechnen.

Neben den Preisen hat auch die Art des Altbüchermarktes im Laufe der letzten Jahre auf den Versteigerungen eine wesentliche Änderung erfahren. Während der Jahrgang 1913 des „Jahrbuchs der Bücherpreise" noch vorwiegend die Preise von Werken aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert brachte (kommt doch noch auf jede Seite im Durchschnitt eine Inkunabel), so läßt sich in dem Bande mit den Preisen aus den Jahren 1914/1915 ein Hervordrängen der Literatur des 18. und 19. Jahrhunders (1. Hälfte) beobachten, und der letzte Band, 1916/17, zeigt, wie die Frühzeit des Buchdrucks und die Literatur der Renaissance und des folgenden Jahrhunderts beiseite gedrängt werden und an ihre Stelle die Klassiker des 17. und 18. Jahrhunderts, die Romantiker und ihre Folgezeit getreten sind. Auf den nachfolgenden Seiten

Digitized by Google

werde ich an der Hand der für die Herstellung des Jahrbuchs 1916/17 angefertigten Titelzettel zu zeigen versuchen, wie abnorm sich die Preise in den einzelnen Phasen der Literatur teilweise gestaltet haben, und werde dabei genau den Zeitabschnitt bezeichnen, wo ein Steigen und Fallen der Preise stattgefunden hat.

Von den fremdländischen Autoren sind nur wenige Titel zu nennen.

Gestiegen sind die Preise: *Calderon,* Schauspiele, übersetzt von J. D. Gries. Berlin 1815—17. 7 Bde. Weigel: 10 M.; Weigel: 22 M.; Graupe: 22 M.; Graupe: 41 M. — *Crébillon* fils, Oeuvres. London (Paris) 1772. 7 vol. Stockum: 19 fl.; Perl: 32 M.; Fraenkel: M. 24.—. — *Mirabeau,* Honoré de, Erotica Biblion. Rome (Neufchâtel) 1783. Perl: 21 M; Gilhofer: 38 Kr. — *Nacht,* Tausend und eine, übersetzt von G. Weil. Stuttgart und Pforzheim 1838—41. 4 vol. Perl: 41 M.; Lepke: 43 M.; Gilhofer: 140 Kr.; Perl: 155 M. — *Voltaire,* La Pucelle d'Orléans. Louvain 1755. Perl: 20 M.; Perl: 30 M. — *Dasselbe.* Genf 1762. Mit Kupfern von Gravelot (?). Graupe: 54 M.; Graupe: 86 M.

Gesunken im Preise sind: *Bertall,* Cahier des charges des chemins de fer. Paris 1847. Hirsch: 27 M.; Hirsch: 21 M. — *Manzoni,* Opere poetiche. Jena 1827. Fraenkel: 21 M; Fraenkel: 18 M.; Perl: 10 M. — *Ossian,* Works (herausgegeben von J. H. Merck), Frankfurt 1783. Graupe: 130 M.; Bruckstein: 25 M.

Deutsche Bücherfreunde interessieren besonders die Preise für Werke aus der deutschen Literatur; diese ist in dem „Jahrbuch der Bücherpreise" 1916/17 in hervorragendem Maße vertreten. Aus dem Zeitalter der Reformation kommen besonders *Lutherdrucke* in Betracht. Diese waren im Vergleich zu den Preisen am Ende des vorigen Jahrhunderts bedeutend in die Höhe gegangen, und auch noch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts läßt sich ein Steigen der Preise verfolgen. Sie scheinen jetzt die Höhe erreicht zu haben, denn an folgenden Schriften Luthers läßt sich ein augenfälliges Sinken der Preise beobachten:

Eynn Trostlichs Buchleyn ynn aller widderwertickeit eynes yeden Christ glawbigen menschen. Wittenberg 1522. Perl: 41 M.; Perl: 21 M. — Von den geystlichen und Kloster gelubden Martin Luthers urteyl. Und verdeutscht durch Just. Jona. (Wittenberg) 1522. Perl: 35 M.; Perl: 21 M. — Der sechs und dreyßigst psalm David. Wittenberg 1521. Perl: 36 M.; Stockum: 11 fl. — Ain Sermon. Kürtzlich gepredigt und Dar bey den verstand, wie vil Kraft die heiligen Evangelia über die Concilia habent. (Augsburg 1522.) Perl: 29 M.; Perl: 20 M. — Ain gute nutzliche Sermon gepredigt am Oberisten Anno M.D.XXI. (Augsburg 1521.) Perl: 31 M.; Perl: 20 M. — Von den gutten wercken. Wittenberg 1522. Perl: 27 M.; Perl: 19 M. — Erwähnt sei aus dieser Zeit auch: Geiler von Kaisersberg, Navicula sive speculum fatuorum. 1510. Perl: 19 M.; Graupe: 50 M. mit bedeutender Preissteigerung.

In der deutschen Literatur der *vorklassischen Zeit* (s. auch Schlesische Dichterschule, Hallesche und Leipziger Dichter) bis Klopstock hin sind die Preise schwankend!

Im *Steigen* begriffen sind: *Gottsched,* J. Chr., Gedichte, herausgegeben von J. J. Schwab. Leipzig 1736. Graupe: 15 M.; Weigel: 51 M. — *Logau,* Fr. von, Sinngedichte, herausgegeben von C. W. Ramler und G. E. Lessing. Leipzig 1729. Perl: 52 M.; Graupe: 54 M.; Perl: 55 M.; Perl: 76 M. — *Ramler,* K. W., Poetische Werke. Berlin 1800, 01. 2 Bde. Weigel: 44 M.; Graupe: 82 M. — *Zesen,* Phil., Beschreibung der Stadt Amsterdam. Amsterdam 1644. Stockum: 15 fl.; Gilhofer: 110 Kr. — *Gesunken* sind die Preise bei: *Gellert,* C. F., Sämtliche Fabeln und Erzählungen. Leipzig 1829. Perl: 41 M; Graupe: 15 M. — *Heinse,* J. J. W., Sämtliche Schriften, herausgegeben von H. Laube. Leipzig 1838. 10 Bde. Weigel: 22 M.; Trosien: 13 M. — *Kleist,* Ewald Christ. von, Sämtliche Werke, herausgegeben von Ramler. Berlin 1760. 2 Bde. Perl: 30 M.; Weigel: 8.50 M. — *Zachariä,* J. Fr. W., Der Renommist. Berlin 1840. Fraenkel: 21 M.; Fraenkel: 14 M.; Fraenkel: 15 M.; Graupe: 12 M.

Hier mögen auch einige Werke *Friedrichs des Großen* genannt werden, bei denen die Preise ebenfalls schwankend sind: Poésies diverses. Berlin 1760. Graupe: 10 M.; Weigel: 30 M.; Frenzel: 10 M.; Graupe: 26 M.; Graupe: 17 M.; Bruckstein: 10.50 M. — Oeuvres du philosophe de Sans-Souci. Potsdam 1760. Graupe: 17 M.; Fraenkel: 7 M. — Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg. Berlin 1767. 3 Bde. Perl: 22 M.; Fraenkel: 32 M.; Fraenkel: 30 M.

Die *Blütezeit* der deutschen Literatur beginnt mit *Klopstock* und *Wieland.* An Wieland schließen sich als Nachahmer Musäus, Thümmel und Heinse. Auch der *„Göttinger Dichterbund"* findet hier seine Stelle. Ähnlich wie in Leipzig und Halle fand sich bekanntlich in Göttingen eine Anzahl junger Talente zusammen, welche zu dem von Boie und Gotter im Jahre 1770 gegründeten „Göttinger Musenalmanach" Beiträge lieferten und sich zu einem Bunde vereinigten, für Klopstock schwärmten, aber Wieland verdammten.

Digitized by Google

Auch bei Werken der Dichter aus dieser Periode sind die Preise, soweit sie in dem Jahrbuch 1916/17 zutage treten, schwankend. Ein *Steigen* zeigt sich bei: *Klopstock*, Die Deutsche Gelehrtenrepublik. Hamburg 1774. Perl: 9 M.; Fraenkel: 12 M.; Perl: 21 M. — *Wieland*, Die Grazien. Leipzig 1770. Bruckstein: 5.50 M.; Graupe: 10 M.; Perl: 16 M. — *Wieland*, Sämtliche Werke. Leipzig 1853—58. 36 Teile. Graupe: 23 M.; Perl: 60 M.; Creutzer: 27.50 M. — *Horaz*, Satiren, übersetzt von Wieland. Leipzig 1786. 2 Teile. Fraenkel: 6 M.; Perl: 7 M.; Fraenkel: 10 M. — *Thümmel*, M. A. von, Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. 1785—87. Leipzig 1891—1805. 10 Teile. Weigel: 20 M.; Perl: 30 M. — *Derselbe*, Wilhelmine, trad. par M. Huber. Leipzig 1769. Mit Radierungen von Geyser u. a. Fraenkel: 13 M.; Perl: 60 M. — *Schwankend* waren die Preise bei: *Musäus*, Volksmärchen, herausgegeben von Klee. Mit Holzschnitten von Richter, Schrödter u. a. Leipzig 1842. Graupe: 230 M.; Lepke: 42 M.; Hirsch: 105 M.; De Vries: 35 fl.; Perl: 225 M.; Stobbe: 270 M.; Perl: 660 M. — *Klopstock*, Der Messias. Altona 1780. Lepke: 6 M.; Perl: 21 M.; Weigel: 11 M. — Ein *Fallen* der Preise ist zu verzeichnen bei: *Klopstock*, Messias. Leipzig 1800, Göschen. 4 Bde. Graupe: 40 M.; Fraenkel: 8.50 M. — *Lucian*, Sämtliche Werke, aus dem Griechischen von C. M. Wieland. Leipzig 1788—89. 6 Bde. Graupe: 41 M.; Graupe: 30 M.; Perl: 26 M. — *Musäus*, Volksmärchen, mit Vorwort von Jacobi. Halle 1839. 6 Bde. Perl: 48 M.; Perl: 18 M. — (*Schmidt*, Chr. H.,) Chronologie des deutschen Theaters. (Leipzig) 1775. Weigel: 61 M.; Perl: 18 M.

Dasselbe Steigen und Fallen der Preise ist zu erkennen auch bei den Werken der Dichter des Göttinger Dichterbundes. *Gestiegen* sind die Preise bei: *Bürger*, Sämtliche Werke. Göttingen 1829—33. 8 Bde. Creutzer: 10 M.; Perl: 25 M. — *Bürger*, Gedichte. Göttingen 1789. 2 Bde. Graupe: 30 M.; Perl: 52 M. — *Voss*, Luise. Königsberg 1795. Perl: 23 M.; Trosien: 20.50 M.; Fraenkel: 40 M. — *Stolberg*, Christian u. Friedr. Leop. zu, Gedichte, herausgegeben von J. Chr. Boie. Leipzig 1779. Graupe: 10 M.; Perl: 11 M.; Graupe: 47 M. — *Hebel*, J. P., Allemannische Gedichte, übertragen von A. Reinick, mit Bildern von L. Richter. Leipzig 1851. Graupe: 29 M.; Perl: 33 M.; Perl: 31 M.; Lepke: 24 M.; Graupe: 33 M.; Hirsch: 46 M.; Hirsch: 54 M. — *Zurückgegangen* sind die Preise: *Bürger*, Sämtliche Werke, herausgegeben von A. W. Bohtz. Göttingen 1835. Graupe: 23 M.; Perl: 8 M. — *Bürger*, Gedichte. Göttingen 1778. Mit Kupfern von Chodowiecki. Graupe: 78 M.; Perl: 56 M. — *Homer*, Odüssee, übersetzt von J. H. Voß. Hamburg 1781. Graupe: 31 M.; Perl: 21 M.; Perl: 15 M.; Perl: 15 M. — *Leisewitz*, J. A., Sämtliche Schriften. Braunschweig 1838. Graupe: 20 M.; Weigel: 5 M.; Graupe: 14 M.; Perl: 8 M.; Perl: 8 M.; Perl: 11 M.

Schon seit Jahren macht sich bei den Werken der Geistesheroen des 18. Jahrhunderts ein stetes Steigen der Preise bemerkbar. Das Steigen läßt sich im „Jahrbuch der Bücherpreise" 1916/17 genau verfolgen. Die Preise schnellen, besonders in der Goethe-Literatur derartig in die Höhe, daß sie im Verlauf von zwei Jahren oft das Drei- und Vierfache des Anfangspreises erreichen. Nichts kann dagegen besagen und beweisen, wenn bei einigen Werken wohl auch ein Sinken der Preise bemerkbar ist. Hier ist nur zu oft die Art des Einbandes und die Erhaltung des Werkes, ob im Einband beschädigt, ob stock- oder wasserfleckig, auf die Preisbildung von Einfluß gewesen. Es bleibt immer die Tatsache bestehen, daß die Preise für die Werke dieser Literaturepoche dauernd im Steigen begriffen sind. Wir werden diese Literatur in der Zeitfolge der Dichter behandeln: Lessing, Herder, die Dichter der Sturm- und Drangperiode, Goethe, Schiller, Jean Paul.

Lessing. Sämmtliche Schriften, herausgegeben von Karl Lachmann. Leipzig 1853—57. 12 Teile in 13 Bdn. Perl: 31 M.; Graupe: 83 M.; Perl: 38 M.; Perl: 76 M. Minna von Barnhelm. Berlin 1767. Perl: 155 M.; Perl: 395 M.; Perl: 405 M. Briefe antiquarischen Inhalts. Berlin 1768—69. 2 Bde. Perl: 12 M.; Perl: 20 M. Hamburgische Dramaturgie. Hamburg (1767—68). 2 Bde. Weigel: 50 M.; Graupe 85 M. Fabeln. Berlin 1759. Graupe: 32 M.; Weigel: 15 M.; Perl: 30 M.; Perl: 59 M. Nathan der Weise. (Berlin) 1779. Perl: 40 M.; Graupe: 52 M. *Gesunken* im Preise sind: Lustspiele. Berlin 1767. 2 Bde. Perl: 40 M.; Perl: 25 M. Ein Vademecum für den Hrn. Sam. Gotth. Lange. Berlin 1754. Perl: 180 M.; Perl: 145 M. — Hier mögen auch einige Werke von Lessings Freund, dem Berliner Buchhändler Friedrich *Nicolai*, genannt werden: Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam. 3. Aufl. Berlin 1786. 3 Bde. Graupe: 48 M.; Perl: 62 M. Freuden des jungen Werther. Berlin 1775. Fraenkel: 53 M.; Perl: 8 M.; Perl: 20 M. Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts. Berlin und Stettin 1798. Graupe: 43 M.; Perl: 40 M.; Perl: 25 M.; Perl: 30 M. — **Herder:** Briefe zur Beförderung der Humanität. Sammlung 1—10 in 5 Bdn. Riga 1793—97. Perl: 6 M.; Weigel: 7.50 M.; Fraenkel: 15 M. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Riga 1784—91. 4 Bde. Perl: 8 M.; Perl: 40 M. Kritische Wälder. 1. und 2. Wäldchen: O. O. 1769.

Digitized by Google

3. Wäldchen: Riga 1769. Perl: 16 M.; Perl: 18 M.; Fraenkel: 14 M.; Perl: 41 M. — Die Dichter der *„Sturm- und Drangperiode"* sind nur mit wenigen Werken von Lenz, Klinger und Müller (Maler Müller) in dem „Jahrbuch der Bücherpreise" 1916/17 vertreten: *Klinger*, Maximilian, Bambinos sentimentalisch-politische Geschichte. St. Petersburg und Leipzig 1791. 4 Bde. Perl: 26 M.; Perl: 31 M. Otto. Ein Trauerspiel. Leipzig 1775. Perl: 49 M.; Perl: 46 M. Theater. Riga 1786—87. 4 Bde. Graupe: 255 M.; Perl: 140 M. — *Lenz*, Reinhold, Gesammelte Schriften. Berlin 1828. 3 Bde. Perl: 27 M.; Perl: 45 M. Anmerkungen übers Theater. Leipzig 1774. Perl: 31 M.; Perl: 48 M. Flüchtige Aufsätze. Zürich 1776. Perl: 51 M.; Perl: 68 M. Der Hofmeister. Leipzig 1774. Perl: 24 M.; Perl: 31 M.; Perl: 24 M. — *Müller*, Friedrich, Werke. Heidelberg 1825. 3 Bde. Perl: 17 M.; Perl: 13 M.

Goethe. Ein *Steigen* der Versteigerungspreise, z. T. auf eine bisher nicht gekannte Höhe, hat sich bei folgenden Werken ergeben: *Werke.* Vollständige Ausgabe letzter Hand. Stuttgart und Tübingen 1827—35. 55 Bde. u. Registerbd. von Musculus. 16°. Perl: 30 M.; Perl: 110 M.; Perl: 180 M.; Graupe: 110 M. *Dasselbe.* 55 Bde. 8°. Perl: 150 M.; Perl: 115 M.; Fraenkel: 97 M.; Perl: 390 M. *Werke.* Stuttgart und Tübingen 1840. 40 Bde. Creutzer: 15 M.; Graupe: 25 M.; Graupe: 22 M.; Creutzer: 19 M.; Perl: 11 M.; Graupe: 51 M. *Werke.* Stuttgart und Tübingen 1850—51. 30 Bde. Graupe: 50 M.; Graupe: 155 M.; Graupe: 135 M.; Perl: 51 M. *Werke*, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 4 Abteilungen. Weimar 1887—1912. 137 Bde. Perl: 500 M.; Graupe: 485 M.; Weigel: 600 M. *Briefwechsel* zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Berlin 1833—34. 6 Bde. Graupe: 50 M.; Fraenkel: 94 M.; Graupe: 80 M.; Perl: 81 M. *West-östlicher Divan.* Stuttgart, Cotta, 1819. Perl: 17 M.; Perl: 22 M.; Weigel: 23 M.; Fraenkel: 51 M.; Perl: 95 M.; Perl: 75 M.; Perl: 76 M. *Dasselbe.* 2. Druck der 1. Ausgabe. Graupe: 19 M.; Perl: 29 M.; Graupe 25 M. *Faust.* (Variante aus den Bogen des 7. Bandes der Schriften ohne Sondertitel.) Leipzig 1787. Graupe: 40 M.; Graupe: 165 M. *Dasselbe.* Stuttgart 1816. Perl: 22 M.; Perl: 30 M.; Perl: 9 M. *Dasselbe.* Mit Zeichnungen von Engelbert Seibertz. Stuttgart und Tübingen 1854—58. 2 Bde. Perl: 36 M.; Fraenkel: 15 M.; Perl: 53 M.; Perl: 31 M. *Dasselbe.* Zweyter Theil. Stuttgart und Tübingen 1833. Perl: 145 M.; Perl: 310 M.; Perl: 105 M. *Götz von Berlichingen.* Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Eugen Neureuther. Stuttgart und Tübingen 1846. Perl: 10 M.; Perl: 13 M.; Lepke: 14 M.; Perl: 16 M.; Perl: 110 M.; Hirsch: 24 M. *Hermann und Dorothea.* Mit Kupfern nach Kolbe und Eßlinger. Braunschweig 1822. Fraenkel: 95 M.; Perl: 120 M.; Perl: 90 M. *Dasselbe* in Bildern von Ludw. Richter. Leipzig o. J. Perl: 26 M.; Perl: 50 M.; Hirsch: 21 M.; Hirsch: 18 M. *Dasselbe.* Trad. par Bitaubé. Paris und Straßburg 1800. Fraenkel: 6 M.; Fraenkel: 12 M. *Aus meinem Leben.* Dichtung und Wahrheit. Abt. I, T. 1—3; II, 1. 2. 5. Tübin 1811—22. 6 Bde. Graupe: 40 M.; Perl: 20 M.; Perl: 50 M. *Die Leiden des jungen Werthers.* Leipzig 1774. 2 Teile. Perl: 280 M.; Graupe: 365 M. *Dasselbe.* Leipzig 1787. Perl: 26 M.; Perl: 38 M.; Perl: 42 M. *Wilhelm Meisters Lehrjahre.* Berlin 1795—96. 4 Bde. Lepke: 11 M.; Graupe: 30 M.; Graupe: 100 M.; Perl: 70 M. *Wilhelm Meisters Wanderjahre.* 1. Teil. Stuttgart und Tübingen 1821. Perl: 31 M.; Perl: 31 M.; Weigel: 50 M.; Graupe: 100 M.; Perl: 52 M. *Torquato Tasso.* Leipzig 1790. Perl: 20 M.; Graupe: 50 M.; Graupe: 90 M.; Perl: 185 M. *Die natürliche Tochter.* (Taschenbuch aus dem Jahr 1804.) Tübingen. Perl: 19 M.; Weigel: 18 M.; Perl: 30 M.; Weigel: 10.50 M.; Perl: 12 M.; Perl: 29 M.; Graupe: 36 M.; Lepke: 26 M.; Perl: 28 M. *Die Wahlverwandtschaften.* Tübingen 1809. 2 Bde. Graupe: 55 M.; Perl: 71 M.; Graupe: 70 M.; Perl: 105 M.; Perl: 80 M.

Ein *Fallen* der Preise ist bei einigen Goetheschriften festzustellen, jedoch sind die Gründe dafür vorwiegend in der besseren oder schlechteren Erhaltung des Buches und des Einbandes zu suchen. Zu erwähnen sind nach dem „Jahrbuch der Bücherpreise" in dieser Richtung folgende Werke: *Benvenuto Cellini*, übersetzt von Goethe. Tübingen 1803. 2 Bde. Perl: 80 M.; Perl: 25 M.; Perl: 53 M. *Gedichte.* Stuttgart und Tübingen 1829. 2 Bde. Perl: 28 M.; Weigel: 6.50 M. *Philipp Hackert.* Tübingen 1811. Fraenkel: 24 M.; Fraenkel: 18 M. *Hermann und Dorothea.* Berlin. Taschenbuch für 1798.) Perl: 230 M.; Graupe: 220 M.; Graupe: 195 M.; Perl: 95 M.; Perl: 130 M.; Graupe: 105 M. *Dasselbe.* Berlin 1798. Perl: 60 M.; Perl: 40 M. *Dasselbe.* Mit Kupfern nach Kolbe. Braunschweig 1829. Perl: 140 M.; Graupe: 105 M.; Perl: 25 M.; Perl: 43 M. *Iphigenie* auf Tauris. Leipzig 1790. Perl: 31 M.; Perl: 9 M.; Perl: 17 M. *Werther.* Trad. par P. Leroux. Mit Radierungen von T. Johannot. Paris 1845. Hirsch: 71 M.; Perl: 51 M.; Weigel: 40 M.; Perl: 52 M. *Rameau's* Neffe von Diderot, übersetzt von Goethe. Leipzig 1805. Perl: 29 M.; Perl: 9 M. *Reineke Fuchs.* Mit Zeichnungen von W. v. Kaulbach. Stuttgart 1846. Graupe: 68 M.; Hirsch: 38 M.; Perl: 32 M.

Aus *Goethes Freundeskreis* ist nur von Johann Heinrich *Merck* zu erwähnen: Briefe an

Digitized by Google

J. H. Merck von Göthe, Herder, Wieland und anderen Zeitgenossen. Darmstadt 1835. Weigel: 13 M.; Perl: 8 M.; Graupe: 22 M. Pätus und Arria. Freistadt 1775. Graupe: 21 M.; Weigel: 51 M.

Schiller. Die Werke von Schiller erreichen in den Preisen nicht entfernt die Höhe von Goethes Werken. Selbst Drucke der ersten Ausgaben werden nur selten mit über 100 Mark bezahlt. Eine einzige Ausnahme machen die „Räuber" in der ersten Ausgabe vom Jahre 1781, die bei Paul Graupe in Berlin am 25. November 1916 einen Preis von 1805 Mark erzielten. *Gestiegen* sind im Preise: *Werke,* herausgegeben von G. Körner. Stuttgart 1812—15. 12 Bde. Weigel: 25 M.; Perl: 75 M. Die *Braut* von Messina. Tübingen 1803. Weigel: 25 M.; Graupe: 21 M.; Perl: 25 M.; Graupe: 30 M.; Perl: 26 M.; Perl: 24 M.; Perl: 43 M.; Graupe: 27 M. Der *Geisterseher.* Leipzig 1789. Fraenkel: 6.50 M.; Perl: 21 M. *Geschichte* der merkwürdigen Rebellionen. 1. Bd. Leipzig 1788. Perl: 17 M.; Perl: 25 M. Die *Jungfrau von Orleans.* (Kalender auf das Jahr 1802.) Berlin. Perl: 10 M.; Graupe: 15 M.; Lepke: 13 M.; Graupe: 32 M.; Perl: 20 M.; Perl: 21 M. *Don Karlos.* Mit Kupfern nach Catel. Leipzig 1802. Perl: 26 M.; Perl: 13 M.; Perl: 40 M. Maria *Stuart.* Tübingen 1801. Graupe: 20 M.; Perl: 45 M. Die *Räuber.* Frankfurt und Leipzig 1781. Graupe: 1805 M.; Perl: 2300 M. Wilhelm *Tell.* Tübingen 1804. Graupe: 20 M.; Lepke: 33 M.; Perl: 28 M.; Weigel: 15 M. *Theater.* Tübingen 1805—07. 5 Bde. Perl: 65 M.; Perl: 100 M. *Wallenstein.* Tübingen 1800. 2 Bde. Perl: 61 M.; Graupe: 125 M.; Perl: 73 M.; Graupe: 105 M.; Weigel: 25 M.; Perl: 45 M. — *Gefallen* sind im Preise von Schillers Schriften: *Werke.* Stuttgart und Tübingen 1835—36. 12 Bde. Graupe: 150 M.; Graupe: 90 M.; Graupe: 85 M.; Perl: 15 M. *Don Karlos.* Leipzig 1787. Perl: 135 M.; Graupe: 56 M. Die *Räuber.* 2. Aufl. Leipzig 1782. Perl: 150 M.; Perl: 110 M. Kleinere prosaische *Schriften.* Leipzig 1792—1802. 4 Bde. Graupe: 41 M.; Perl: 9 M.; Perl: 20 M.; Perl: 17 M. — Hier möge zum Schluß noch genannt werden die aus dem Xenien-Kampf bekannte Schrift von: Daniel *Jenisch,* Litterarische Spießruthen oder die hochadligen und berüchtigten Xenien. Jena und Weimar (1797). Graupe: 9 M.; Weigel: 20 M.

Gleichzeitig mit dem Werden und Schaffen der großen Dichter des 18. Jahrhunderts entfaltete sich auf dem Gebiete des *Romans* und der *Humoristik* eine bedeutende Fruchtbarkeit. Hier ist vor allen andern zu nennen: *Jean Paul.* Soweit seine Werke im „Jahrbuch der Bücherpreise" 1916/17 vertreten sind, ist nur ein *Steigen* der Preise zu beobachten. Es sind zu nennen: Sämmtliche *Werke.* Berlin 1726—28. 60 Bde. Fraenkel: 21 M.; Graupe: 100 M. *Dasselbe.* Berlin 1840—42. 33 Bde. Perl: 18 M.; Graupe: 95 M.; Graupe: 70 M.; Perl: 45 M. *Ausgewählte Werke.* Berlin 1847—28. 15 Bde. Creutzer: 13.50 M.; Graupe: 20 M. Die unsichtbare *Loge.* Berlin 1793. 2 Bde. Perl: 10 M.; Fraenkel: 14 M.; Weigel: 6.50 M.; Perl: 28 M.

Ferner gehören hierher: *Hippel,* Theodor Gottlieb von, Ueber die Ehe. 4. Auflage. Berlin 1793. Trosien: 16 M.; Fraenkel: 10 M. — *Lichtenberg,* G. Chr., Vermischte Schriften. Göttingen 1800—06. 9 Bde. Graupe: 20 M.; Perl: 76 M.; Perl: 165 M. — *Seume,* J. G., Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802.

Ein bedeutend verändertes, fast in das Gegenteil gekehrtes Bild zeigen die Preise von Werken der Dichter, welche sich an die Blütezeit der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert anschließen: die Dichter der romantischen Schule und ihre Nachklänge, die österreichischen Dichter, die Dichter der Befreiungskriege und der schwäbische Dichterkreis. War für die Goethe- und Schillerzeit ein Steigen der Bücherpreise oft in großen Sprüngen zu beobachten, so läßt die Liebhaberei für Werke aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entschieden nach. Die Werke dieser Zeit zeigen die allgemeine *Tendenz, im Preise zu fallen.* Dafür bietet das „Jahrbuch der Bücherpreise" 1916/17 folgende Beispiele: *Romantische Schule. Arnim,* Bettina von, Die Gründerode. Grünberg und Leipzig 1840. 2 Bde. Perl: 14 M.; Perl: 12 M.; Perl: 10 M.; Perl: 8 M. — *Brentano,* Clemens, Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten. 1 Bd. Charlottenburg 1844. Graupe: 21 M.; Lepke: 13 M.; Weigel: 18 M. — *Derselbe,* Satiren und poetische Spiele von Maria. Bd. 1. Leipzig 1800. Perl: 170 M.; Perl: 150 M.; Perl: 130 M.; Perl: 110 M. — *Derselbe,* Die lustigen Musikanten. Frankfurt a. M. 1803. Lepke: 25 M.; Perl: 20 M. — *Kleist,* Heinrich von, Hinterlassene Schriften, herausgegeben von L. Tieck. Berlin 1821. 8°. Graupe: 20 M.; Weigel: 12 M.; Perl: 16 M. — *Derselbe,* Erzählungen. 2 Bde. Berlin 1810—11. Perl: 105 M.; Perl: 86 M. — *Derselbe,* Der zerbrochene Krug. Berlin 1811. Fraenkel: 65 M.; Fraenkel: 40 M.; Graupe: 59 M. — *Derselbe,* Die Schlacht bei Fehrbellin. Wien 1822. Weigel: 20 M.; Perl: 20 M. — *Schlegel,* Friedrich von, Sämmtliche Werke. 10 Bde. Wien 1822—25. Perl: 41 M.; Graupe: 22 M.; Perl: 35 M.; Fraenkel: 30 M. — *Tieck,* Ludwig, Abdallah. Berlin 1795. Perl: 15 M.; Perl: 13 M.; Perl: 12 M. — *Werner,* Friedr. Ludw., Sämmtliche Werke. 13 Bde. Grimma o. J. Graupe: 75 M.;

Digitized by Google

Trosien: 10 M. — Von den *„Österreichischen Dichtern"* sind in dem Jahrbuch nur vertreten Hebbel und Lenau. *Hebbel,* Friedrich, Demetrius. Hamburg 1864. Lepke: 10 M.; Perl: 5 M. — *Derselbe,* Erzählungen und Novellen. Pesth 1855. Graupe: 41 M.; Perl: 7 M.; Perl: 9 M. — *Derselbe,* Herodes und Mariamne. Wien 1850. Weigel: 18 M.; Perl: 6 M.; Lepke: 10 M.; Fraenkel: 10 M.; Fraenkel: 5.50 M.; Fraenkel: 8 M.; Perl: 10 M. — *Derselbe,* Mutter und Kind. Hamburg 1859. Lepke: 10 M.; Perl: 5 M. — Ein *Steigen* der Preise zeigte sich bei: *Hebbel,* Friedrich, Agnes Bernauer. Wien 1855. Perl: 4 M.; Fraenkel: 8 M.; Perl: 18 M. — *Derselbe,* Maria Magdalena. Hamburg 1844. Fraenkel: 9 M.; Perl: 15 M.; Perl: 20 M. — *Derselbe,* Mein Wort über das Drama. Hamburg 1843. Graupe: 5 M.; Perl: 11 M. — *Lenau,* N., Sämmtliche Werke. 4 Bde. Stuttgart 1855. Fraenkel: 18.50 M.; Graupe: 25 M.; Perl: 51 M. — *Derselbe,* Frühlingsalmanach. 1835. Stuttgart. Perl: 7 M.; Perl: 13 M.

Von der *„Jüngeren Romantik"* finden sich im Jahrbuch nur Eichendorff, Chamisso und Heine. Bei den Werken dieser Dichter, besonders bei denen Heines, kann von einem Sinken der Preise nicht die Rede sein, es läßt sich im Gegenteil beobachten, daß die Preise für ihre Werke noch im Steigen begriffen sind. *Gesunken* sind die Preise bei: *Chamisso,* Ad. von, Werke. 6 Bde. Leipzig 1842. Weigel: 14 M.; Fraenkel: 10 M.; Fraenkel: 10 M. — *Derselbe,* Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Nürnberg 1827. Perl: 27 M.; Weigel: 6.50 M.; Perl: 20 M. — *Dasselbe.* Nürnberg (1839). Mit Holzschnitten von Menzel. Hirsch: 105 M.; Weigel: 24 M. — *Heine,* Heinrich, Sämtliche Werke. 21 Bde. u. Suppl. Hamburg 1861—69. Perl: 51 M.; Perl: 62 M.; Perl: 41 M. — *Derselbe,* Der Salon. 4 Bde. Hamburg 1834—40. Fraenkel: 21 M.; Perl: 15 M. — Ein *Steigen* der Preise ist zu verzeichnen bei: *Chamisso,* Ad. von, Gedichte. Leipzig 1831. Bruckstein: 10.50 M.; Perl: 20 M. — *Derselbe,* Peter Schlemihl. Nürnberg 1835. Mit Kupfern von Cruikshank. Lepke: 30 M.; Graupe: 43 M. — *Eichendorff,* J. von, Krieg den Philistern. Berlin 1824. Weigel: 6 M.; Fraenkel: 11 M.; Perl: 29 M. — *Heine,* H., Atta Troll. Hamburg 1847. Perl: 4 M.; Fraenkel: 10 M.; Perl: 16 M.; Weigel: 5 M. — *Derselbe,* Buch der Lieder. Hamburg 1827. Graupe: 205 M.; Bruckstein: 89 M.; Graupe: 270 M.; Graupe: 240 M. — *Derselbe,* Deutschland, ein Wintermärchen. Hamburg 1844. Lepke: 8 M.; Fraenkel: 11 M.; Weigel: 14 M. — *Derselbe,* Neue Gedichte. Hamburg 1844. Perl: 16 M.; Perl: 25 M. — *Derselbe,* Der Doktor Faust. Fraenkel: 6.50 M.; Perl: 16 M.; Lepke: 7 M.; Fraenkel: 22 M.; Fraenkel: 9.50 M.; Fraenkel: 21 M.; Fraenkel: 9 M. — *Derselbe,* Shakespeares Mädchen und Frauen. Paris und Leipzig 1839. Graupe: 21 M.; Lepke: 13 M.; Perl: 28 M. — *Derselbe,* Romanzero. Hamburg 1851. Lepke: 10 M.; Fraenkel: 17 M.; Perl: 22 M.; Weigel: 6 M.

Von den *„Dichtern der Befreiungskriege"* sind zu nennen mit *fallenden* Preisen: *Körner,* Th., Sämtliche Werke. 4 Bde. Berlin 1838. Graupe: 21 M.; Perl: 6 M. — *Rückert,* Fr., Gedichte. Frankfurt 1841. Fraenkel: 15 M.; Fraenkel: 10 M. — *Schenkendorf,* M. v., Gedichte. Stuttgart 1815. Fraenkel: 16 M.; Perl: 11 M. — Von dem *„Schwäbischen Dichterkreis"* kommen in Betracht: *Kerner,* Justinus, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Braunschweig 1849. Perl: 17 M.; Fraenkel: 6.50 M. — *Derselbe.* Kleksographien. Stuttgart o. J. (1. Ausg.) Perl: 17 M.; Perl: 11 M. — *Hölderlin,* J. Chr. F., Sämtliche Werke. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1846. Perl: 40 M.; Perl: 20 M.; Perl: 30 M.

Die Preise der Werke der neueren deutschen Dichter sind seit Jahren im Steigen begriffen, besonders soweit es sich um erste Ausgaben handelt, und wenn trotzdem auch hier ein Fallen beobachtet werden kann, so mögen die Ausnahmen die Regel bestätigen. Zahlen aber werden auf Grund des „Jahrbuches der Bücherpreise" das *Steigen* der Preise beweisen. *Droste-Hülshoff,* A. E. von, Gedichte. Münster 1838. (1. Ausg.) Graupe: 70 M.; Perl: 99 M.; Perl: 90 M. — *Geibel,* Em., Juniuslieder. Stuttgart und Tübingen 1848. (1. Ausg.) Lepke: 5 M.; Graupe: 14 M.; Fraenkel: 9.50 M. — *Derselbe* und Paul *Heyse,* Spanisches Liederbuch. Berlin 1852. (1. Ausg.) Perl: 9 M.; Hirsch: 32 M.; Perl: 25 M. — *Glasbrenner,* Ad., Die Insel Marzipan. Mit Illustrationen von Hosemann. Frankfurt o. J. Fraenkel: 8 M.; Fraenkel: 11 M.; Fraenkel: 10 M. — *Grabbe,* Chr. D., Dramatische Dichtungen. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1827. (1. Ausg.) Perl: 9 M.; Perl: 12 M.; Perl: 18 M. — *Hoffmann,* E. T. A., Ausgewählte Schriften. 10 Bde. Berlin 1827—28. (1. Ausg.) Graupe: 82 M.; Graupe: 121 M.; Perl: 120 M. — *Derselbe,* Die Elixiere des Teufels. 2 Bde. Berlin 1815—16. (1. Ausg.) Graupe: 46 M.; Perl: 60 M.; Perl: 71 M. — *Derselbe,* Meister Floh. Frankfurt a. M. 1822. (1. Ausg.) Weigel: 16.50 M.; Fraenkel: 30 M.; Graupe: 43 M.; Perl: 55 M. — *Derselbe,* Histoire d'un Casse-Noisette, trad. par A. Dumas. 2 Bde. Paris 1845. Mit Holzschnitten von Bertall. Perl: 81 M.; Hirsch: 83 M.; Hirsch: 130 M. — *Derselbe,* Lebens-Ansichten des Katers Murr. 2 Bde. Berlin 1820—22. (1. Ausg.) Perl: 22 M.; Graupe: 100 M. — *Derselbe,* Die Serapionsbrüder. 4 Bde.

Digitized by Google

Berlin 1819—21. (1. Ausg.) Perl: 34 M.; Graupe: 55 M. — *Keller,* Gottfr., Gedichte. Heidelberg 1846. (1. Ausg) Lepke: 41 M.; Graupe: 80 M. — *Derselbe,* Der grüne Heinrich. 4 Bde. Braunschweig 1854—55. (1. Ausg.) Perl: 130 M.; Lepke: 200 M.; Perl: 600 M.; Graupe: 295 M. — *Mörike,* Ed., Idylle vom Bodensee. Stuttgart 1846. (1. Ausg.) Perl: 28 M.; Fraenkel: 15 M.; Perl: 38 M. — *Derselbe,* Iris. Stuttgart 1839. (1. Ausg.) Weigel: 25 M.; Perl: 29 M.; Perl: 26 M. — *Derselbe,* Mozart auf der Reise nach Prag. Stuttgart und Augsburg 1856. (1. Ausg.) Perl: 14 M.; Perl: 13 M.; Perl: 23 M.; Graupe: 36 M. — *Runge,* Phil. Otto, Hinterlassene Schriften. 2 Bde. Hamburg 1840—41. Perl: 60 M.; Perl: 41 M.; Graupe: 70 M.; Weigel: 32 M.; Perl: 72 M. — *Scheffel,* J. V. von, Ekkehard. Frankfurt a. M. 1855. (1. Ausg.) Perl: 29 M.; Lepke: 11 M.; Perl: 40 M. — *Storm,* Th., Sommergeschichten und Lieder. Berlin 1851. (1. Ausg.) Fraenkel: 16 M.; Perl: 22 M.

Neben den Werken aus dem Gebiete der deutschen Literatur nehmen in dem „Jahrbuch der Bücherpreise" 1916/17 einen bedeutenden Raum ein die *Kupferstichwerke vom 16. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts.* Für die Sammler von Kupferstichwerken des 16. bis 18. Jahrhunderts bot das „Jahrbuch der Bücherpreise" 1914/15 erwünschte Auskunft durch die Preise aus der Versteigerung Albert Besomber in Paris (3.—6. Juni 1914), welche die in Sammlerkreisen sehr geschätzte Sammlung E. Foulc unter den Hammer brachte. Es war gelungen, noch kurz vor Ausbruch des Krieges die erzielten Preise zu erlangen. Dem „Jahrbuch der Bücherpreise" 1916/17 brachte eine ähnliche Bereicherung die Versteigerung der Sammlung Albert König durch Gilhofer & Ranschburg in Wien, 23.—24. März 1917. Durch die Preise in diesen beiden Versteigerungen bieten diese Jahrgänge des Jahrbuchs eine hoch einzuschätzende Hilfe für alle Sammler des Ornamentstichs. Denn Sammlungen in solcher Vollständigkeit sind lange nicht versteigert worden und werden auch sobald nicht wieder unter den Hammer kommen. Die Sammlung König bietet zum Vergleich der Preise nur wenig Werke. In Betracht kommen: *Dürer,* Albrecht, Hjriñ sind begriffen vier bücher von menschlicher Proportion. Nürnberg 1528. Gilhofer: 950 Kr.; Graupe: 320 M. — *Derselbe,* Etliche underricht, zu befestigung der Stett, Schloß und Flecken. Nürnberg 1527. Gilhofer: 555 Kr.; Graupe: 110 Kr. — *Derselbe,* Underweisung der messung mit dem Zirkel unn richt scheyt. Nürnberg 1525. Graupe: 185 M.; Perl: 115 M. — *Picart,* Bernard, Neueröffneter Musen-Tempel. Amsterdam und Leipzig 1754. Perl: 51 M.; Graupe: 45 M.; Perl: 61 M. — *Rodler,* Hieron., Eyn schön nützlich büchlein und underweisung der Kunst des messens. Siemern 1531. Graupe: 135 M.; Gilhofer: 370 Kr. — *Wilhelm,* Joh., Architectura civilis, oder Beschreibung und Vorreißung vornehmer Dachwerk. 2 Bde. Nürnberg (um 1680). Gilhofer: 30 Kr.; Perl: 7 M. — Dagegen sind die Kupferstichwerke des 18. und 19. Jahrhunderts, wie sie bei Cohen-Ricci und Brivois verzeichnet sind, in dem Jahrbuch 1916/17 in stattlicher Zahl vertreten. Für die Preise dieser Werke läßt sich eine feste Norm nicht nachweisen. Sie steigen und fallen oder schwanken hin und her je nach der Art der Erhaltung des zur Versteigerung gelangenden Exemplars oder der Schönheit des Einbandes. Auch sind Angebot und Nachfrage auf die Preisgestaltung von großem Einfluß. *Schwankende* oder *steigende Preise* zeigten: *Anacréon,* Sapho, Bion et Moschus, trad. par . . . M*** C*** (Montonnet-Clairfonds). A Paphos et se trouve à Paris 1780. Perl: 32 M.; Perl: 120 M.; Perl: 135 M. — *Berquin,* Arnaud, Oeuvres complètes. 28 Bde. Paris an X (1802). Mit Kupfern nach Monnet und Marillier. Creutzer: 19 M.; Perl: 30 M. — *Derselbe,* Romances. Paris 1776. Mit Kupfern nach Marillier. Perl: 36 M.; Perl: 135 M. — *Cervantes,* Don Quixote, aus dem Spanischen von Viardot. 2 Bde. Stuttgart 1837—38. Mit Holzschnitten von Johannot. Fraenkel: 18 M.; Graupe: 11 M.; Graupe: 150 M.; Perl: 26 M.; Perl: 76 M. — (*Choderlos de Laclos,*) Les liaisons dangereuses. 2 Bde. London 1796. Mit Kupfern nach Monnet, Gérard und Fragonard. Perl: 260 M.; Perl: 320 M.; Perl: 200 M.; Lepke: 175 M.; Perl: 780 M. — Das malerische und romantische *Deutschland.* 10 Bde. Leipzig 1437—42. Hirsch: 76 M.; Fraenkel: 90 M.; Perl: 120 M. — Die *Dichter* des deutschen Volkes. 2 Bde. Berlin 1846. Mit Illustrationen von Hosemann, Menzel u. a. Hirsch: 48 M.; Trosien: 31 M.; Perl: 56 M. — *Dorat,* Cl. Jos., Les Baisers, précédés du Mois de Mai. Haag und Paris 1770. Mit Frontisp. und Kupfer von Eisen. Perl: 85 M.; Perl: 110 M. — Les *Etrangers* à Paris par Louis Desnoyers u. a. Paris (1844). Mit Illustrationen von Gavarni, Guerin u. a. Weigel: 6.50 M.; Fraenkel: 19 M. — *Fénélon,* Die Begebenheiten des Prinzen von Ithaca. 3 Bde. Onolzbach (Ansbach) 1727—39. Mit Kupfern nach Le Clerk von Cochin. Graupe: 36 M; Fraenkel: 140 M. — *Goldsmith,* Oliver, Der Landprediger von Wakefield. Leipzig 1841. Mit Illustrationen von Ludw. Richter. Lepke: 40 M.; Graupe: 63 M.; Perl: 65 M.; Hirsch: 26 M. — *Grandville,* J. J., Les fleurs animées. 2 Bde. Paris 1847. Perl: 29 M.; Graupe: 35 M.; Graupe: 150 M.; Stobbe: 32 M. —

Digitized by Google

Derselbe und Old Nick, Petites misères de la vie humaine. Paris 1843. Perl: 14 M.; Hirsch: 20 M.; Weigel: 6.50; Fraenkel: 18 M. — *Kugler*, Franz (und Rob. *Reinick*), Liederbuch für deutsche Künstler. Berlin 1833. Graupe: 46 M.; Perl: 55 M. — *Lange*, Ed., Heerschau der Soldaten Friedrichs des Großen. Leipzig 1856. Mit Zeichnungen von Ad. Menzel. Fraenkel: 11 M.; Graupe: 23 M. — *Le Sage*, Le Diable boiteux. Paris 1840. Mit Illustrationen von T. Johannot. Perl: 46 M.; Perl: 12 M.; Perl: 50 M.; Perl: 52 M.; Hirsch: 50 M.; Burgersdijk: 10.50 fl. — *Neureuther*, E., Randzeichnungen zu Goethes Balladen und Romanzen. 4 Hefte. Stuttgart und Tübingen 1829—30. Perl: 61 M.; Graupe: 10 M.; Hirsch: 50 M. — Das *Nibelungenlied*, übersetzt von Marbach. Leipzig 1840. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von (A. Rethel,) Ed. Bendemann u. a. Perl: 23 M.; Weigel: 60 M.; Graupe: 36 M.; Bruckstein: 8 M.; Perl: 72 M.; Fraenkel: 50 M.; Perl: 46 M.; Bruckstein: 15 M.; Weigel: 31 M.; Hirsch: 34 M.; Perl: 56 M. — Der *Nibelungen Noth*, Text von G. Pfizer. Stuttgart und Tübingen 1843. Mit Holzschnitten von Jul. Schnorr von Carolsfeld und E. Neureuther. Perl: 29 M.; Perl: 26 M.; Perl: 25 M.; Hirsch: 20 M.; Graupe: 31 M. — *Nodier*, Charles, Contes. Paris 1846. Mit Radierungen von T. Johannot. Perl: 19 M.; Hirsch: 35 M. — *Pocci*, Franz von, Bilder-Töne fürs Klavier. München 1833. Perl: 6 M.; Hirsch: 21 M. — *Derselbe* und K. *v. Raumer*, Alte und neue Kinderlieder. Leipzig 1842. Perl: 13 M.; Perl: 8 M.; Perl: 16 M.; Hirsch: 5 M.; Perl: 8 M. — *Prévost d'Exiles*, Ant. Franc., Histoire de Manon Lescaut et du chevalier des Grieux. Paris (1839). Mit Holzschnitten auf China. Hirsch: 52 M.; Perl: 71 M. — (*Reinick*, Rob.,) Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde. Düsseldorf (1838—46). Mit 31 Radierungen. Bruckstein: 18 M.; Perl: 51 M.; Fraenkel: 20 M.; Hirsch: 46 M.; Hirsch: 47 M.; Hirsch: 85 M.; Perl: 110 M.; Perl: 71 M. — *Rumohr*, C. Fr., Kynalopekomachia. Lübeck 1835. Mit Bildern von O. Speckter. Perl: 12 M.; Lepke: 11 M.; Hirsch: 18 M. — *Saint-Pierre*, Bernardin de, Paul et Virginie. Paris 1789. Mit Kupfern von Moreau le jeune u. a. Graupe: 35 M.; Perl: 90 M. — *Dasselbe*. Paris 1838. Mit Illustrationen von Meissonnier, Johannot u. a. Perl: 61 M.; Hirsch: 105 M. — *Derselbe*, Paul und Virginie. Pforzheim 1840. Mit Holzschnitten von T. Johannot u. a. Graupe: 21 M.; Perl: 9 M.; Perl: 11 M.; Perl: 21 M. — (*Scheffner*, Joh. G.,) Gedichte nach dem Leben. 2 Bde. Paris 1792. Mit Kupfern. Weigel: 25 M.; Perl: 45 M. — *Scherer*, Georg, Deutsche Studentenlieder. Mit Bildern und Singweisen von F. Pocci und L. Richter. Leipzig (1856). Hirsch: 25 M.; Perl: 65 M. — *Scherr*, Joh., Schiller und seine Zeit. Leipzig 1849. Mit Holzschnitten von Menzel und Richter. Perl: 19 M.; Perl: 12 M.; Lepke: 12 M.; Perl: 30 M.; Perl: 44 M.; Perl: 20 M.; Hirsch: 20 M.; Perl: 41 M. — *Voltaire*, Kandide oder die beste Welt. Berlin 1758. Mit Kupfern von Chodowiecki. Perl: 30 M.; Graupe: 55 M. — (*Wolff*, O. L. B.,) Die Reise ins Blaue von Plinius dem Jüngsten. Leipzig 1846. Mit Illustrationen von T. Johannot. Graupe: 7 M.; Perl: 16 M. — Im Preise *gesunken* sind: *Béranger*, Oeuvres complètes. 2 Bde. Paris 1847. Mit Stahlstichen von Charlet, Johannot u. a. Hirsch: 52 M.; Burgersdijk: 15 fl.; Fraenkel: 30 M.; Burgersdijk: 11 fl. — *Berquin*, Arnaud, Idylles. 2 Bde. Paris 1775. Mit Kupfern von Marillier. Perl: 135 M.; Perl: 57 M. — *Cervantes*, L'ingénieux Hidalgo Don Quichotte de la Manche, trad. par Viardot. 2 Bde. Paris 1836—37. Mit Holzschnitten von T. Johannot. Hirsch: 190 M.; Perl: 53 M. — *Dorat*, Cl. Jos., La Déclamation théâtrale. Paris 1766. 8°. Mit Kupfern nach Eisen von Ghendt. Perl: 140 M.; Perl: 61 M. — *Derselbe*, Fables. 2 Bde. Haag und Paris 1773. Mit Kupfern nach Marillier von Ghendt. Perl: 105 M.; Stockum: 20 fl. — *Duller*, Ed., Deutschland und das deutsche Volk. 2 Bde. Leipzig 1845. Mit Stahlstichen und farbigen Abbildungen. Perl: 33 M.; Lepke: 18 M.; Bruckstein: 16 M. — *Derselbe*, Die Geschichte des deutschen Volkes. Leipzig 1840. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von L. Richter und J. Kirchhoff. Perl: 24 M.; Trosien: 12 M. — *Gavarni*, Le Diable à Paris. Paris et les Parisiens. 2 Bde. Paris 1845. Perl: 46 M.; Bugersdijk: 8.50 fl.; Hirsch: 41 M. — *Lange*, Ed., Die Soldaten Friedrichs des Großen. Leipzig 1853. Mit Originalzeichnungen von Ad. Menzel. Lepke: 61 M.; Stobbe: 22 M.; Perl: 41 M.; Perl: 40 M. — *Le Sage*, Der hinkende Teufel. Pforzheim 1840. Mit Holzstichen von T. Johannot. Graupe: 21 M.; Hirsch: 10 M.; Perl: 11 M. — *Derselbe*, Geschichte des Gil Blas von Santillana. Pforzheim 1839. Mit Holzschnitten von Gigoux. Graupe: 40 M.; Perl: 16 M.; Graupe: 20 M. — (*Malfilâtre*, J. Ch. L. de,) Narcisse dans l'île de Vénus. Paris 1769. Mit Kupfern von Eisen und St. Aubin. Lepke: 49 M.; Perl: 18 M. — *Pocci*, Franz, Bauern ABC. München (1856). Perl: 12 M.; Perl: 6 M.; Hirsch: 2 M.; Perl: 4 M. — *Scott*, W., Ivanhoe. Illustr. with engravings by Charles Heath, from drawings by Rich. Westall. Edinburgh und Leipzig 1820. Perl: 48 M.; Graupe: 27 M. — *Starke*, G. W. Ch., Gemählde aus dem häuslichen Leben. 4 Bde. Berlin 1793—1803. Mit Kupfern von Chodowiecki. Graupe: 31 M.; Weigel: 14 M. — *Wolff*, O. L. B., Die kleinen

Digitized by Google

Leiden des Ehestandes nach Balzac von Plinius dem Jüngsten. Leipzig 1848. Mit Illustrationen von Bertall. Perl: 40 M.; Perl: 29 M. — (*Derselbe,*) Die Reise ins Blaue. Leipzig 1846. Mit Illustrationen von T. Johannot. Fraenkel: 10 M.; Fraenkel: 7 M.; Perl: 8 M.

Nichts vermag klarer und schlagender zu beweisen, wie sprunghaft oft in kurzer Zeit die Bücherpreise von Kupferstichwerken des 18. und 19. Jahrhunderts in die Höhe schnellen, als die beiden Versteigerungen bei Emil *Hirsch* in München vom 27. und 28. November 1916 (Sammlung Arthur Rümann) und am 30. April und 1. Mai 1917 (Sammlung Karl Voll). Beide liegen nur fünf Monate auseinander, bei beiden kamen zum großen Teil dieselben Werke in derselben Ausstattung und Erhaltung unter den Hammer, und doch waren die Preisunterschiede zum Teil ganz bedeutend. Ich lasse zum Schluß meiner Ausführungen einige schlagende Beispiele folgen: *Alhoy,* Maurice, Physiologie du voyageur. Paris (1841): 27 und 42 M. — *Balzac,* H., Les contes drolatiques. Paris 1855. Illustr. par Doré: 92, 125 und 240 M. — *Derselbe,* Petites misères de la vie conjugale. Paris (1845). Mit Tafeln von Bertall: 46 und 80 M. — *Bechstein,* Ludw., Märchenbuch. Leipzig 1853. Mit Holzschnitten von L. Richter: 350 und 475 M. — *Campe,* J. H., Robinson der Jüngere. 40. Auflage. 2 Bde. Braunschweig 1848. Mit Holzschnitten von L. Richter: 120, 20 und 185 M. — *Chants* et chansons populaires de la France. 2 Bde. Paris 1843. Mit Illustrationen von Daubigny, Giraud u. a.: 260 und 335 M. — *Daumier,* H., Histoire ancienne. Paris (1841—43): 950 und 1300 M. — *Derselbe,* Moeurs conjugales. Paris (1839—42): 1650 und 2100 M. — *Derselbe,* Muséum Parisien. Paris 1841: 71 und 155 M. — *Doré,* G., Les différents publics de Paris. Paris (1854). Mit 20 Lithographien: 210 und 280 M. — *Derselbe,* Les travaux d'Hercule. Paris (1847). Mit 46 Tafeln: 180 und 215 M. — *Dupont,* P., La légende du juif-errant. Paris 1856: 70 und 190 M. — *Fabre,* François, Némésis médicale illustrée. 2 Bde. Paris 1840. Mit Karikaturen von Daumier: 210 und 580 M. — Les *Français* peints par eux-mêmes und Le Prisme. 9 Bde. Paris 1840—42. Mit Holzschnitten von Daumier, Gavarni, Grandville u. a.: 130 und 160 M. — *Gérard,* J., La chasse au lion. Paris 1855. Mit Holzschnitten von Doré: 31, 18 und 40 M. — Deutsches *Hausbuch,* herausgegeben von G. Görres. 2 Bde. Münster 1846—47. Mit Illustrationen von Pocci, Kaulbach u. a.: 32 und 40 M. — *Herder,* Der Cid. Stuttgart und Tübingen 1838. Mit Randzeichnungen von E. Neureuther: 10 und 38 M. — *Histoire* pittoresque . . . de la Sainte-Russie. Paris 1854. Mit Holzschnitten von Doré: 150 und 230 M. — *Huart,* L., Physiologie du flâneur. Paris 1841. Mit Illustrationen von Adolphe, Daumier und Maurisset: 27 und 46 M. — *Derselbe,* Ulysse ou les porcs vengés. Paris 1852: 52 und 130 M. — *Kugler,* Fr., Geschichte Friedrichs des Großen. Illustriert von Ad. Menzel. Leipzig 1840: 320 und 455 M. — *Laurent d'Ardèche,* P. M., Histoire de l'empereur Napoléon. Paris 1839. Mit Illustrationen von Horace Vernet: 41 und 70 M. — *Lesage,* Histoire de Gil Blas de Santillane. Paris 1835. Mit Vignetten von J. Gigoux: 125 und 250 M. — *Perrault,* Ch., Contes des Fées. Paris 1851. Mit Illustrationen von Grandville, Gavarin u. a.: 28 und 35 M. — *Pocci,* Fr., Das Mährlein von Hubertus und seinem Horn. Landshut 1842: 16 und 25 M. — *Derselbe,* Schattenspiel. München (1847): 52 und 90 M. — *Derselbe,* Neues Spruchbüchlein. München 1845: 8, 12 und 16 M. — *Derselbe,* Was Du willst. München (1854): 18 und 26 M. — *Richter,* L., Beschauliches und Erbauliches. Leipzig 1851—55: 45 und 62 M. — *Derselbe,* Goethe-Album. Leipzig 1854: 55 und 75 M. — *Derselbe,* Für's Haus. Dresden (1858—61): 52, 33, 54 und 72 M. — *Derselbe,* Neuer Strauß für's Haus. Dresden (1864): 19 und 31 M. — *Rousseau,* Pierre Joseph, Physiologie de la portière. Paris 1841. Mit Vignetten von Daumier: 31 und 46 M. — *Souvestre,* Emile, Le monde tel qu'il sera. Paris (1846). Illustr. par Bertall: 38 und 59 M. — *Speckter,* O., Das Märchen vom gestiefelten Kater. Leipzig 1843. Mit 12 Radierungen: 45 und 78 M. — *Töpfer,* Voyages et aventures du docteur Festus. Genf und Paris 1840: 50 und 105 M. — *Vocabulaire* des enfants. Paris 1839. Mit Holzschnitten von Daumier, Grandville u. a.: 70 und 80 M.

Digitized by Google

Der Bücherwurm.

Von

Fritz Hansen in Berlin.

Mit zwei Bildern.

Bücherliebhaber und Kunsthändler, die Gravüren, Kupferstiche, Holzschnitte und andere Erzeugnisse des Kunstdruckes vertreiben, müssen sehr oft die unangenehme Entdeckung machen, daß wertvolle Bilddrucke teilweise zerstört sind, selbst dann, wenn es sich um Blätter handelt, die keineswegs ein sehr hohes Alter aufweisen. Gewöhnlich handelt es sich dabei um die Arbeit der sogenannten Papier- oder Bücherwürmer; denn es gibt im Reiche der Natur verschiedene Lebewesen, die ihren Hunger nicht anders als am Papier stillen können und in ihrer Zerstörungswut und Freßlust um so gefährlicher sind, weil es kein Mittel gibt, sie absolut wirksam zu bekämpfen. Oft wurden kostbare Bibliotheken durch diese unsichtbaren Feinde schwer geschädigt, zumal die Würmer eine merkwürdige Vorliebe gerade für die kostbarsten Werke an den Tag legen.

Die Mönche der ersten christlichen Jahrhunderte hatten keine Furcht vor den Bücherwürmern; denn so gefräßig dieser Wurm ist, Pergament liebt er doch nicht, und Papier gab es zu damaliger Zeit noch nicht. Vielleicht griff er in einer früheren Periode das Papyruspapier der Ägypter an; man weiß nichts Genaues darüber. Wahrscheinlich tat er es, denn es war eine vegetabilische Kost. So erscheint der Bücherwurm von heute, der bei uns so übel angeschrieben ist, als der direkte Nachkomme seiner gefräßigen Vorfahren, die die Priester in der Zeit Josephs und Pharaos peinigten, indem sie ihre Bücher zerstörten.

So kostbare Dinge, wie Manuskripte, Holzschnitte, Malereien, wurden vor der Erfindung der Buchdruckerkunst sorgfältig aufbewahrt; als aber die Buchdruckerpresse erstand und die Bibliotheken sich vermehrten, wurde der oft geschmähte, so selten gesehene Bücherwurm ihr Bewohner und der geschworene Feind der Bibliophilen und Sammler.

Anathemen wurden gegen den Papierwurm geschleudert in fast jeder europäischen Sprache, klassische Scholaren haben ihre Verse auf ihn gemacht. Pierre Petit widmete ihm 1683 ein langes lateinisches Gedicht, und auch Parnell verfaßte eine Ode auf ihn.

Petit, der anscheinend besonders feindselige Gefühle gegen das „invisum pecus" hegte, nennt seinen kleinen Feind „bestia audax" und „pestis chartarum". Die Göttinger Universität veranstaltete im Jahre 1774 ein Ausschreiben, in dem ein Preis für denjenigen ausgesetzt wurde, der die beste Arbeit über die Papierschädlinge und deren Bekämpfung lieferte. Zu damaliger Zeit waren auch die Klagen über die Zerstörung von Büchern durch Insekten ziemlich häufig. Das erklärt sich daraus, daß die Deckel der Bücher nicht aus Papier, sondern aus Holz hergestellt wurden. Die Außenseite war dann mit Pergament bespannt, die Innenseite mit Papier. So ermöglichte man dem „invisum pecus" auf ganz bequeme Art den Zugang zu dem beliebten Papierfressen. Denn im Holz ist eine besondere Art Würmer enthalten. So findet man auch heute noch in Papiervorräten Bücherwürmer, die durch das zum Verpacken des Papiers dienende Holz hineingelangt sind.

Da ist zunächst das Anobium, das sich durch einen feinen, dem Sägemehl ähnlichen Staub verrät, das sogenannte Wurmmehl; und wo dieser in Bücherschränken oder Regalen zu finden ist, kann man sicher sein, daß Bohrkäfer darin ihr Wesen treiben. Aber man kann diese Gäste auch mit dem Ohr wahrnehmen. Wenn in stillen Abendstunden ein leises, dumpfes Ticken ertönt, so spricht man von der „Totenuhr" oder vom „Totenkäfer", und ein jeder weiß wohl aus seiner Kinderzeit, mit wie angstvoll angehaltenem Atem man diesem Ticken lauschte. Das Pochen hat jedoch gar nichts mit Tod zu tun, ist vielmehr ein Zeichen regsten Lebens. Die Tiere schlagen mit ihrem Halsschild an das Holz, und dadurch entsteht in der Stille der Nacht ein Geräusch, das dem Ticken der Uhr ähnelt.

Von den Anobien ist am bekanntesten das Anobium pertinax. Ein schwarzer Käfer, der ungefähr vier Millimeter lang ist. Seine Gefräßigkeit ist so groß, daß er sich schnell durch große Massen Papier durchbohrt. Besonders gefährlich aber sind seine Larven, die als „Bohrwürmer" bezeichnet werden.

Digitized by Google

Die erste Vorbeugungsmaßregel gegen diese Bücherfeinde besteht natürlich darin, daß man die Bücher nicht in Regalen aufbewahrt, deren Holz Bohrlöcher aufweist und demzufolge schon darauf hindeutet, daß der Käfer darin sein Wesen treibt und seine Spaziergänge nicht nur auf das Holz, sondern auch auf das Papier der Bücher selbst ausdehnen wird. Um das Holz selbst vor dem Bücherwurm zu schützen, genügt ein Tränken mit Kreosot, worauf längeres Trocknen folgen muß, damit kein Abfärben bzw. Einsaugen in das Papier stattfinden kann. Sind aber die Holzwürmer schon in dem Holz, so kann ihr weiteres Vordringen dadurch verhindert werden, daß man mit einer feinen Spritze in die einzelnen Bohrgänge Insektenpulver spritzt, das die Würmer erstickt.

Eine andere Linie aus der Familie der Papierwürmer ist der Petinus genannte kleine Käfer, der zwar kleiner als das Anobium ist, aber die gleiche vernichtende Wirkung auf das Papier ausübt. Trotzdem ist seine Arbeitsweise von der des Anobiums verschieden insofern, als das erstere Insekt gewundene Gänge in Holz und Papier frißt, während der Petinus gerade Wege vorzieht, so daß die von ihm gefressenen Löcher wie mit einer Nadel gebohrt erscheinen.

Noch kleiner als diese beiden Papierfeinde ist die Bücherlaus, die überall anzutreffen ist, wo Papier vorkommt. Die flügellose Laus (Atropus pulsatoria) begnügt sich nicht damit, das Papier in Kanälen zu durchwühlen, sie frißt gleich ganze Stücke vom Papier weg. Gegen die zerstörende Wirkung dieser Papierläuse anzukämpfen, ist außerordentlich schwer. Wie man annimmt, hat sie eine gewisse Abneigung gegen Nelkenöl, Kampfer, Naphthalin und ähnliche starkriechende Stoffe.

Die übrigen Schädlinge der Bücher werden weniger durch diese selbst oder das Papier als durch die zur Herstellung der Bucheinbände verwandten Leime oder Kleister angezogen. So z. B. das als „Zuckergast" oder „Silberfischchen" bezeichnete Insekt, das uns häufig beim Aufschlagen der Bücher auffällt und beim Wenden der Blätter eiligst entflattert.

Die Natur hat dafür Sorge getragen, daß diese Feinde des Papiers auch ihre Gegner unter den Insekten haben, die sie in ihrem geruhigen Dasein stören. Ein solcher Feind der Bücherwürmer ist z. B. der Bücherskorpion, und ferner die unter dem Namen Chletus bekannte Milbe, die sich hauptsächlich von Bücherläusen nährt; ferner Spinnen verschiedenster Art.

Es ist bedauerlich, daß über die Bücherfeinde selbst verhältnismäßig wenig bekannt ist, und es wäre deshalb eine dankbare Aufgabe nicht nur für die Bücherliebhaber und Kunstsammler, sondern auch für die buchgewerblichen und papierindustriellen Kreise und Schulen, Wissen über die Bücherwürmer und ihre Wirkungen zu verbreiten.

Alle Rechte vorbehalten. — Nachdruck verboten.

Für die Redaktion verantwortlich Prof. Dr. *Georg Witkowski*, Leipzig-G., Ehrensteinstr. 20, Verlag von *E. A. Seemann*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a
Druck von *Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H.*-Leipzig, Hospitalstr. 11 a.

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XI. Jahrgang | April-Mai 1919 | Heft 1—2

Pariser Brief.

Über den *Denkmalschutz im Kriege* sind in den meisten Ländern größere Publikationen erschienen. Ausgezeichnet sind die italienischen Veröffentlichungen von *Ugo Ojetti* sowohl in ihrer typographischen Ausstattung als teilweise auch in ihrem Inhalt. Auch in Frankreich ist einiges erschienen, das buchtechnisch Achtung verdient, wie etwa die zwölf Kriegssonderhefte von L'Art et les Artistes, das Werk von Abbé Foulon über Arras, die beiden Albums zu La guerre allemande et le catholicisme und besonders Les cités meutries, die in der Collection du Tour de France als Sonderhefte erschienen sind.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahres hat *Arsène Alexandre* im Verlage von Berger-Levrault in Nancy und Paris unter dem Titel: „Les monuments français détruits par l'Allemagne" ein größeres Werk herausgegeben, das durch den Untertitel „Enquête entreprise par ordre de M. Albert Dalimier, Soussécrétaire des Beaux-Arts" sich als eine offizielle Publikation kennzeichnet. Wenn wir dieses Buch mit den offiziellen Veröffentlichungen Italiens, mit den privaten französischen Schriften und den deutschen Werken von Joseph Sauer und Paul Clemen vergleichen, so kann man das Buch Arsène Alexandres nicht anders als erbärmlich nennen. Auf 47 Tafeln sind je 6—8 Illustrationen in Briefmarkengröße gestellt, die teilweise sogar übereinander geschoben worden sind. Aber nicht nur die Kleinheit der Abbildungen ist zu bemängeln, sondern die Klichees sind auch unsauber gearbeitet und matt gedruckt worden. Der Text von 218 Seiten ist auf grauem Ersatzpapier in einer charakterlosen Type mäßig gedruckt. Was nun den Inhalt dieser Publikation betrifft, so enthält er vor allem eine Aufreihung der zerstörten und beschädigten Kunstdenkmäler nach Departements geordnet. Die kunsthistorischen Angaben sind flüchtig und oberflächlich wie z. B. „L'église est du style gothique". Zuweilen fehlt aber sogar diese nichtssagende Bezeichnung, so daß die ganze Publikation als wissenschaftliches Nachschlagewerk zum großen Teil wertlos ist. Etwas ausführlicher hat sich Alexandre sich mit den Baudenkmälern von Reims beschäftigt. Was er darüber bringt, ist aus der vorhandenen Literatur zusammengetragen. Wertvoll ist die ausführliche Übersicht über die fortschreitenden Ergebnisse der deutschen Beschießungen. Überliest man diese tagebuchartige Aufreihung, werden auch wir Deutsche von einem schmerzlichen Eindruck ergriffen. Erheblich scheint auch Verdun gelitten zu haben. Auch die gänzliche Zerstörung von Arras ist besonders ausführlich geschildert worden. In allen Schilderungen fehlt die genaue Angabe, durch wen die verschiedenen Baudenkmäler zerstört worden sind. Für Reims und Arras sind wir die Schuldigen. Viele andere Städte, Kirchen und Schlösser aber sind in der rücksichtslosesten Weise von den Engländern und Franzosen zerschossen worden. Das einzugestehen wäre die Pflicht der offiziellen Dokumente aller Völker. Alexandres Buch ist aber im wesentlichen polemisch und propagandistisch angelegt worden.

In der Einleitung hat der Verfasser sich in je zehn Seiten mit den Publikationen von Paul Clemen und mir über den Denkmalsschutz im Kriege auseinandergesetzt und hält uns die alldeutsche Hetz- und Kriegsliteratur entgegen. Das ist eine klägliche Art der Polemik. Wenn Arsène Alexandre uns nichts anderes zu entgegnen weiß, so richtet er sich damit selbst. Wir haben mit der alldeutschen Kriegsliteratur niemals weder äußerlich noch innerlich etwas gemein gehabt, und wir können es nur als ein Zeichen von Schwäche ansehen, wenn unser Gegner die Diskussion auf ein Gebiet hinüberspielt, das mit Kunst und Denkmalpflege nicht das geringste zu tun hat.

Von *Paul Claudel* ist kürzlich in Paris ein neues Stück „Le pain dur" erschienen, das im Théatre du vieux Colombier erst zur Aufführung gelangen soll, wenn Jacques Copeau aus Amerika zurückgekehrt sein wird. Nach einem Artikel von Louis Laloy im „Pays" vom 4. Januar hat Claudel dieses Stück im Jahre 1913 in Hamburg begonnen und 1914 in Bordeaux beendet. „Le pain dur" soll eine Fortsetzung des „Otage" darstellen. Toussaint Turelure ist von Ludwig XVIII. in den Grafenstand erhoben und von Louis Philippe zum Minister ernannt worden. Das Drama spielt in der Kloster-

Digitized by Google

bibliothek, die auch dem „Otage" als Hintergrund dient. Sygne de Coûfontaine hat Toussaint Turelure einen Sohn geschenkt, den Sygne sich weigert zu sehen, weil Toussaint selbst ihn verabscheut. Der alte Toussaint hat eine Jüdin Sichel zur Geliebten bei sich, die sich in seinen Sohn Louis verliebt. Louis ist aber verlobt mit einer jungen Polin Lumir, die ihm aus dem polnischen Nationalschatz, den sie zu hüten hat, eine größere Summe vorgestreckt hat. Dieses heilige Geld will sie wieder haben, und sobald sie es wieder hat, will sie Louis verlassen und in ihr Vaterland zurückkehren. Sichel legt ihr nahe, den alten Toussaint zu heiraten, der ja doch nicht mehr lange leben würde. Lumir erklärt Toussaint, daß sie Louis nicht liebe, und lieber ihn, Toussaint, heiraten wolle. Als Louis das erfährt, erschießt er nach einer heftigen Auseinandersetzung den verhaßten Vater. Im Ekel vor seiner Tat stößt er Lumir zurück, die ihn anfleht, sie zu heiraten: „Viens avec moi et tu seras ma force et ma solidité. Et moi je serai ta patrie, entre tes bras, la douceur jadis quittée, la terre de Ur, l'antique Consolation! Il n'y a que toi avec moi au monde, il n'y a que ce moment seul enfin où nous nous serons aperçus face à face accessibles à la fois jusqu'à ce mystère que nous renfermons. Il y a moyen de se sortir l'âme du corps comme une épée, loyal, plein d'honneur, il y a moyen de rompre la paroi!"

Louis aber entschließt sich in Selbstzerfleischung über seine Tat, Sichel, die Geliebte seines Vaters, zu heiraten: „Tiens-toi, et ne me lêche pas ainsi les mains passionnément comme ces affreux petits chiens fiévrieux et affectueux."

Es ist nicht möglich, auf Grund der kurzen Inhaltsangabe sich ein Urteil über dieses Drama zu erlauben. Vielleicht ergibt sich später einmal Gelegenheit, ausführlicher über den Geist des Dramas zu berichten.

Seit dem Kriegsende beginnen alle die kleinen Zeitschriften in alter oder neuer Form wieder zu erscheinen, in denen vor dem Kriege die jungen Literaten ihre ersten Arbeiten zu veröffentlichen pflegten: La Forge, La revue du Languedoc, Le Divan usw.

Henri Barbusses „Feuer" hat jetzt das 250. Tausend erreicht. Der Verfasser wird immer noch von der chauvinistischen Presse leidenschaftlich bekämpft. Neuerdings wird ihm verdacht, daß er einen Telegrammaustausch mit Deutschen eingeleitet hat. Léon Daudet nennt den Roman nur noch: „Le Feu du Kaiser".

Der Dichter Paul Fort kandidiert für die Academie française.

Frankreich plant, in allen Städten Nordamerikas und in den Hauptstädten von Brasilien, Urugay, Paraguay, Chile, Argentinien usw. französische Gymnasien zu errichten.

Auf einer Auktion im Hotel Drouot wurde Anfang Februar die ganze Serie der Revue des deux mondes und der Gazette des Beaux-Arts von 1830—1915 für 2200 Francs bez. 1510 Francs versteigert.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Wiener Brief.

Unsere wissenschaftlichen Institute haben durch drei Tage schwarze Flaggen gehißt: die italienische Waffenstillstandskommission ist unter Androhung militärischer Gewaltmittel in das kunsthistorische Museum, in die Galerie der Akademie der bildenden Künste und in die Hofbibliothek eingedrungen und hat von Gegenständen Besitz ergriffen, die zum Teil seit zweihundert, zum Teil seit hundert Jahren unser rechtmäßiges Eigentum sind, ja als solches von Italien selbst in einem feierlichen Staatsvertrag vom 14. Juli 1868 ausdrücklich anerkannt wurden.

Welche Werte uns auf diese Weise entzogen worden sind, läßt die folgende authentische Übersicht einigermaßen erkennen.

Für die fürstbischöfliche Bibliothek in *Trient* wurden 45 *Handschriften* zurückgefordert, darunter: Cod. lat. 700, 9. Jahrh., Sakramentar Gregors des Großen. Abschrift eines Exemplars aus der Privatbibliothek Karls des Großen in kostbarem Einband, der Vorderdeckel auf der Außenseite belegt mit einer geschnitzten Elfenbeinplatte aus dem 9. bis 10. Jahrh.; die Innenseiten der Deckel gefüttert mit vielfarbiger byzantinischer Seidenweberei, den Kampf eines Gladiators mit einem Löwen darstellend. — Cod. lat. 1185, 6. Jh., Evangeliar; Majuskelschrift in Silber (nomina sacra in Gold) auf Purpurpergament; mit interessanter (nicht aus falscher Lagenheftung erklärbarer) Reihenfolge der Evangelien: Matthaeus, Johannes, Lucas, Marcus. — Cod. lat. 225, des Macrobius Kommentar (13. Jahrh.) zu dem beigehefteten „Somnium Scipionis" von Cicero (15. Jahrh.). — Cod. lat. 144, 14. Jahrh., Boethius: de consolatione. — Cod. lat. 365, 15. Jahrh., Cassiodor, daneben u. a. eine Kopie der berühmten Ablaßbulle Pius' II. von 1463 für die Kreuzfahrer gegen die Türken. — Cod. lat. 3154, 15. Jahrh., des Flavius Vegetius Renatus „De re militari"; daneben u. a. eine Kopie der Goldenen Bulle Kaiser Karls IV. von 1356.

Ein Teil der Trienter Handschriften ist geschrieben oder mit Anmerkungen oder Namenseintragungen versehen von Johann Hinderbach, Bischof von Trient (1465—1486), Begründer der bischöflichen Bibliothek zu Trient, vordem Pfarrer zu Mödling, bekannt als Fortsetzer der „Historia imperatoris Friderici III." des Aeneas Silvius.

Digitized by Google

Einige der Trienter Handschriften waren, wie aus Eintragungen in ihnen erhellt, als Pfand von Seite der Trienter Juden gelegentlich eines Ritualmordprozesses, der eine Reihe schwerer Judenverfolgungen zur Folge hatte, in die bischöfliche Bibliothek gekommen. —

Die *Marciana* in *Venedig* läßt sich zurückerstatten: seinerzeit im Austausch erworbene 15 Bände *Musikalien-Erstdrucke* (5 Werke zu je 3 Bänden: Soprano-Alto-Basso) aus der Offizin Petrucci (Beginn des 16. Jahrh.), teils Unika, teils äußerst selten, enthaltend Kompositionen von Josquin Deprés u. a., ferner *6 Inkunabeln* (je ein Cicero, Tibull, Apuleius, Gellius, Hyginus und Hieronymus) aus den sechziger und siebziger Jahren des 15. Jh., darunter 3 Pergamentdrucke, und 53 *Autographen*, darunter eines des bekannten Luthergegners Johann Eck, des Wiener Bischofs und Humanisten Joh. Faber, des Dogen Foscarini, des Dramatikers Goldoni, des Philologen und Historikers Maffei, verschiedener Medici, des Wiener Hofpoeten und Altertumforschers Apostolo Zeno. —

Mantuanischen Ursprungs sind 127 *Autographen*, vom 14.—18. Jahrh., darunter solche von Tizian, Mantegna, Giulio Romano, Ariost, Bernardo und Torquato Tasso, Eleonore d'Este wie überhaupt von fast allen bekannteren Mitgliedern italienischer Fürstenhäuser der Renaissance (Gonzaga, Sforza, Farnese, Este, Medici, Malatesta, Rovere, Colonna), von verschiedenen europäischen Herrschern und Herrscherinnen, so von Ferdinand von Aragonien und Isabella von Kastilien, Philipp II. von Spanien; Ludwig XI., Franz I., Karl IX., Ludwig XIV. von Frankreich; Heinrich VIII. von England; Kurfürst Friedrich dem Weisen von Sachsen; Königin Christine von Schweden; Johann Sobieski von Polen; Ludwig dem Großen von Ungarn, Johann Zapolya; ein Ferman Sultan Soleimans des Großen mit prächtigem Namenszug. —

Kaiserliche Gesandte hatten im 17. und 18. Jh. in *Neapel* 116 *Handschriften* aus den Bibliotheken der Augustiner di S. Giovanni de Carbonaria, der Theatiner zu SS. Apostoli, des Severinsklosters und der Dominikaner von S. Domenico Maggiore teils käuflich erworben, teils für ihren Souverän geschenkt erhalten, darunter Cod. 10151, 16. Jahrh., Torquato Tassos Originalmanuskript des „Befreiten Jerusalems". — Cod. lat. 1235, 6. Jahrh., das Lucas- und Marcusevangelium, auf Purpurpergament; Silberschrift, Majuskel; die nomina sacra in Gold. — Suppl. graec. 12*, 9. Jahrh., Evangelienabschnitte für die einzelnen Kirchenfesttage; goldene Majuskelschrift auf Purpurpergament. — Suppl. graec. 57, 9. Jahrh., Werke des heil. Gregor von Nazianz. — Cod. lat. 647, 11. Jahrh., Lektionar des hl. Augustin. — Suppl. graec. 19, 15. Jahrh., Euripides. — Suppl. graec. 28, 5./6. Jahrh., Dioscorides' Lehrbuch der Medizin mit den berühmten Pflanzenabbildungen des 3. Buches, das die Heilpflanzen behandelt; unter jeder Pflanze (von einem späteren Benützer) deren Name in verschiedenen Sprachen, so auch dacisch. — Suppl. graec. 74, 11. Jahrh., Diodorus Siculus' „Bibliothek". — Suppl. graec. 48, 15. Jahrh., Epitome des Xiphilinos aus der „Römischen Geschichte" des Dio Cassius. — Cod. 3403, 15. Jahrh., versifizierte „Rhetorik" des Cicero. — Cod. 301, 15. Jahrh., Ciceros Quaestiones academicae. — Cod. 17, 9. Jahrh., Grammatik des Valerius Probus, aus Bobbio; Palimpsest, die 1. Schrift (5. Jahrh.) eine lateinische Übersetzung der Bücher der Könige. — Cod. lat. 16, 8./9. Jahrh., Miszellenhandschrift mit grammatischen, theologischen u. a. Texten aus Bobbio; Palimpsest, die 1. Schrift (5./6. Jahrh.) enthält Bruchstücke aus Lucans Pharsalia, Pelagonius' Hippiatrica, den Apostelakten und aus Dioscorides (die letzten in griech. Sprache). — Codd. lat. 5 und 12, 14. Jahrh., verschiedene Bücher der Dekaden des Titus Livius. — Cod. 58, 10. Jahrh., Vergil mit Miniatur-Vollbildern. — Cod. 27, 11. Jahrh., Servius' Kommentar zu Vergil. — Cod. 298, 15. Jahrh., Briefe des jüngeren Plinius. — Cod. 282, 12. Jahrh., Boethius: de consolatione. — Cod. 3273, Papier, 15. Jahrh., Marco Polos Bericht über seine Reisen nach dem Orient und Ostasien. — Cod. 5883, 16. Jahrh., zwei Biographien Savonarolas, deren eine von einem seiner Schüler. — Cod. lat. 11542, Papier, 16. Jahrh., Index zu den Dogmen und Reformen des Trienter Konzils vom Kardinal Seripando. — Codd. lat. 5558, 6016 und 6017, Papier, 16. Jahrh., Aufzeichnungen des Kardinals Seripando über das Trienter Konzil. — Alter Fond 242: Koran in 20 Bänden.

Aber damit nicht genug, wurden bei einem zweiten Besuch der Hofbibliothek drei Unica — die Wiener Genesis, der Wiener Dioscorides und der Hortulus animae — als „Pfand" entnommen für drei aus der Estensischen Sammlung, Privatbesitz des kaiserlichen Hauses, zurückgeforderte Miniaturenhandschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert — die Borsobibel (in 2 Bänden), das Breviarium (1 Band) und das Officium (1 Band) —, obwohl sich die Generaldirektion der Privat- und Familienfonds schriftlich bereit erklärt hatte, die in Frage stehenden Handschriften sofort herauszugeben, sobald durch die Friedensverhandlungen oder durch ein Schiedsgericht oder sonst im Wege eines ordnungsgemäßen Rechtsspruches der italienische Anspruch als begründet anerkannt werde. Der Direktion der Hofbibliothek blieb nichts übrig, als *binnen fünf Minuten* die geforderten unersetzlichen Kostbarkeiten auszuliefern, wollte sie es nicht darauf ankommen lassen, daß Carabinieri mit Handgranaten die eisernen Türen des Depots sprengten und einen Brand entzündeten, dessen Folgen nicht abzusehen gewesen wären.

Schade, daß wir kein inschriftenfrohes Volk gleich den Italienern sind: sonst müßte eine Ge-

Digitized by Google

denktafel an der Hofbibliothek allen kommenden Geschlechtern Nachricht von dieser empörenden Gewalttat geben, um ihnen zugleich die alte Weisheit in die Seele zu brennen: *Vae victis!* —

Die Staatsumwälzung hat noch keinen rechten Widerhall in der Welt der Bücher geweckt. In Wilhelm Bauers Zeitschrift für Geschichte „Österreich" (Heft 6, ausgegeben am 30. Dezember 1918) führt ein noch vor der Katastrophe, im Juni, geschriebener, höchst aufschlußreicher Aufsatz „Die Entwicklung des tschechischen staatsrechtlichen Programms im Jahr 1848" von *Dr. Boemus* geradlinig den gegenwärtigen Stand der Dinge in Böhmen auf Palacký zurück, der zuerst den Tschechen predigte, sie seien das von der Vorsehung auserwählte Werkzeug, die Deutschen niederzuhalten und die römische Autorität samt ihren Verbündeten im Interesse der höheren Entwicklung der Menschheit zu bekämpfen. — „Polens Grenzprobleme" gedenkt in einer Reihe von Abhandlungen *Oskar R. von Halecki* zu erörtern (Wien, M. Perles). — Für die „Zukunft der deutsch-österreichischen Alpenländer" hegt *Max Pirker* volle Zuversicht, wenn er die Schatten des hilfsbereiten kärntnerischen Freiherrn von Herbert, des zornig gegen die vormärzliche Bürokratie wetternden Viktor von Andrian-Werburg und endlich die teure Gestalt Peter Roseggers heraufbeschwört (Wien, Amalthea-Verlag). — Vielfach beschäftigt die Tiroler Frage: den akademischen Senat der Universität Innsbruck („Die Einheit Tirols". Innsbruck, Tyrolia), *Montanus* („Die nationale Entwicklung Tirols in den letzten Jahrzehnten", im gleichen Verlag), *Heinrich R. von Schullern* („Deutschtirol, ein selbständiger Staat?") Innsbruck, H. Pohlschröder) u. a. — Den „Werdegang der österreichischen Verfassung. Vom Beginn des Verfassungslebens bis zum Silvesterpatent 1851" illustriert *Richard Slawitschek* in den „Quellenbüchern zur österreichischen Geschichte" (Leipzig, A. Haase), der „Österreichische Staatsgedanke" wird von *Richard Raithel*, „Frankreich und wir" in freundschaftlichen und feindseligen Beziehungen werden von *A. von Trojan* zum Gegenstand geschichtlicher Betrachtungen gemacht (beide Wien, Braumüller). — Mit einer Charakteristik des Kaisers Franz Joseph beschließt *Heinrich Friedjung* seine Sammlung „Historischer Aufsätze" (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.). — Im 21. Band der „Denkwürdigkeiten aus Altösterreich" macht uns *Artur Weber* mit den ganz interessanten Erinnerungen eines Offiziers Josef Rauch aus der Urhandschrift bekannt (München, Georg Müller). — *Ludo M. Hartmaun*, ein Schüler Mommsens, zur Zeit deutsch österreichischer Gesandter in Berlin, gibt eine „Weltgeschichte in gemeinverständlicher Darstellung" heraus, von der der erste Band (Einleitung und Geschichte des alten Orients) und der dritte Band (Römische Geschichte) eben erschienen sind (Gotha, Friedrich Andreas Perthes). — Zur Wiener Ortsgeschichte liegen einige bemerkenswerte Beiträge vor (Wien, H. Kirsch): eine Geschichte des 8. Wiener Gemeindebezirks „Die Josephstadt" von *Hans Rotter*, eine Geschichte und Beschreibung der Pfarrkirche und des Klosters der Serviten in der Rossau „Die Kirche Mariä Verkündigung" von *August Leutmötzer*, eine kulturhistorische Studie über „Die Wiener Prälatenhöfe" von *Friedrich Reischl* —

Die Deutsch österreichische Staatsdruckerei bereitet einen „Historischen Atlas des Wiener Stadtbildes", herausgegeben von *Max Eisler* (als 16. Band der Arbeiten des kunsthistorischen Instituts der Universität Wien, Lehrkanzel Strzygowski), vor, ausgewählte Gesamtansichten und Pläne der Stadt Wien seit 1529 auf 50 großen Doppeltafeln (65 × 90 cm) in Lichtdruck und Farbensteindruck, dazu etwa 20 Seiten Text mit vielen Abbildungen, buchkünstlerische Ausstattung von Dr. Rudolf Junk (Subskriptionspreis 250 K). — In einem anderen neuen Band der Arbeiten desselben Instituts behandelt *Ernst Dietz* „Churasanische Baudenkmäler" (Berlin, Dietrich Reimer). Der viel erörterten Streitfrage über „Idealismus und Naturalismus in der gothischen Skulptur und Malerei" gewinnt *Max Dvořak* wie immer in seinen Werken neue Gesichtspunkte ab (München, K. Oldenbourg). Die Monatshefte „Die bildenden Künste" (Wien, Anton Schroll & Co.), deren Schriftleitung jetzt *Viktor Fleischer* in Gemeinschaft mit *Hans Tietze* führt, eröffnen den zweiten Jahrgang mit einer Gustav Klimt und Otto Wagner gewidmeten, reich illustrierten Nummer. Ältere und neuere Arbeiten von Josef Engelhart bespricht *A. F. Seligmann* in dem auch sonst vorzüglich ausgestatteten vierten Heft der „Modernen Welt" (Wien, Arnold Bachwitz).

Auch allerlei musik- und theatergeschichtliche Neuheiten sind hervorgetreten: eine Charakteristik „Mozarts" nach den literarischen Quellen von dem Jesuiten *Josef Kreitmaier* (Düsseldorf, L. Schwann), ein „Brahmsbilderbuch" von *Viktor Miller von Aichholz* mit erläuterndem Text von *Max Kalbeck* (Wien, R. Lechner), neue „Schattenbilder" von *Otto Böhler* (im gleichen Verlag), ein hübsch illustriertes Büchlein über „Altwiener Musikerstätten" von *Karl Kobald* (Wien-Zürich, Amalthea-Verlag), Erinnerungen „Aus Kunst und Leben" von der letzten Vertreterin der alten Burgtheaterüberlieferungen *Auguste Wilbrandt-Baudius* (im gleichen Verlag), kritische Monographien über „Tanzabende" von *Alfons Török* (Wien, Verlag „Der Merker").

Adalbert Stifter, dessen „Heiliger Abend" mit Bildern von *August Brömse* der Münchener Verlag Parcus & Co. soeben herausgibt, ist auch Gegenstand einer Neuentdeckung des Altösterreichertums durch *Hermann Bahr* (Wien-Zürich, Amalthea-Verlag). *Robert Fäsi* widmet einen geschmackvollen Essay „Rainer Maria Rilke" (im gleichen Verlag). *Richard Plattensteiner*, der neuerdings „Dorfge-

Digitized by Google

schichten" bei J. Habbel in Regensburg veröffentlicht, findet eine warme Würdigung als Volksdichter durch *Martin Minden* (Leipzig, Hesse & Becker Verlag).

Den Versuch, in engem Rahmen „Die Weltliteratur im Lichte der Weltkirche" erscheinen zu lassen, macht *Richard v. Kralik* (Innsbruck, Tyrolia). Eine knappe Übersicht über die Kunstbestrebungen aller Völker zu geben, verspricht *Karl Wache* in seinem Büchlein „Die Künste, ihr Wesen und Werden" (Wien, Karl Harbauer).

Im Wachsen begriffen ist die Zahl der Romane und Novellen, die schon auf dem Titelblatt ein österreichisches Aushängeschild tragen. Soll man daraus auf ein gesteigertes Interesse des Lesepublikums für Österreich und Wien schließen? So macht *Johannes Thummerer* die Schwestern Wiesenthal in der „Tanzenden Familie Holderbusch" (Leipzig, F. W. Grunow) zu Helden eines „Volksromans aus Österreich"; ebenso bezeichnet ist *Robert Hohlbaums* Roman „Das Vorspiel" (Leipzig, L. Staackmann). *Emil Ertl* zieht seine Novelle „Das Trauderl" „aus den Papieren eines österreichischen Reserveoffiziers" (Leipzig, C. F. Amelang). *Karl Bienenstein* widmet seine Erzählung „Der schwarze Stein" (Innsbruck, Tyrolia) „seiner niederösterreichischen Heimat". Bodenständige Wiener Erzeugnisse liefern *Karl Adolph*, „Haus Nr. 37" (Wien, Anzengruber-Verlag), *Max J. Meth*, „Vom Kriegstheater der Liebe. Heiteres und Ernstes aus dem Wiener Junggesellenleben" (im gleichen Verlag), *Emma Schiller*, „Erlebtes und Erlauschtes. Geschichten und Szenen aus Wien" (Wien, M. Perles), *Fritz Stüber-Gunther*, „Saubere Brüder. Wiener Humoresken" (im gleichen Verlag).

Eine „Erzählung aus dem Böhmerland" bietet *Marie Müller-Waldberg* in ihren „Hilgermanns" (Leipzig, W. Härtel & Co. Nachfolger), während uns *Bruder Willram (Anton Müller)* in seinen Versepen „Aus Herz und Heimat" nach Tirol (Innsbruck, Tyrolia), *Richard Knies* in seinen Erzählungen „Sonderlinge von der Gasse" (im gleichen Verlag) nach Rheinhessen führt. Österreichischer Herkunft sind auch die Romane „Die Psyche des Geldes" von *Edith Gräfin Salburg*, „Erdsternfrieden. Eine unwahrscheinliche Geschichte" von *Heinz Slawik* (Wien, K. Harbauer), „Die Flucht ins Vergessen" von *Alma Frey* (Innsbruck, Tyrolia), „Der Revolutionär. Eine Lebensgeschichte" von *Helene Scheu-Riesz* (Wien, C. Konegen) und die zwölf Erzählungen „Narrenspiegel der Liebe" von *Friedrich Wallisch* (Leipzig, Xenienverlag).

Zu ihrem Widerspiel könnten sich die Monatsschrift „Der neue Daimon" und die Halbmonatsschrift „Das Gewissen" entwickeln. Jene, herausgegeben von *Jakob Moreno Levy*, dient der expressionistischen Richtung mit stark ausgeprägtem zionistischem Einschlag; diese, geleitet von *Alois Essigmann* in Verbindung mit *Richard v. Schaukal*, also in ihrem künstlerischen Teil zweifellos stark artistisch gefärbt, will in ihrem kritischen Teil „den arischen, den dynamischen, den schöpferischen Geist" von dem „doktrinären, kritischen jüdischen Geist" scharf sondern. „Jedem das Seine. Bleibe der Jude, was er ist, behaupte er, was ihm gebührt, aber er unterlasse, sich bescheidend, was er sich anmaßt: die Führung der andern. Nicht etwa seiner Vergewaltigung ist das Wort geredet, sondern seiner *Beschränkung* auf das ihm Zuständige. Wir wollen uns nicht einem Geist unterwerfen, den wir unserem Wesen gemäß ablehnen. Und ebensowenig wollen wir uns den uns eigentümlichen Geist von einem ihm wesensfremden erläutern und »erneuern« lassen. Im Staate, der ihm, dem Entwurzelten, Bürgerrecht und Gleichberechtigung gewährt, enthalte sich der Jude nicht der verhältnismäßigen Mitwirkung am Gemeinschaftlichen, wohl aber der Herrschaft über ein Volk, das sie ihm nicht übertragen hat." — Einen dritten, strengkatholischen (und monarchistischen) Standpunkt wahrt die von *Josef Eberle* gewandt geleitete Wochenschrift „Das neue Reich" (Innsbruck, Tyrolia). Die Gärung der Geister ist eine allgemeine und schier unglaubliche. Voll Furcht die einen, voll Hoffnung die andern, fragen alle: „Was will das werden?"

Wien, Mitte März 1919.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Von den Auktionen.

Bei *Dr. Ignaz Schwarz* in *Wien* sind am 24. Februar und an den folgenden Tagen *Bücher und Bilder zur Geschichte der früheren Länder Gesamtösterreichs und Ungarns* aus der Sammlung des verstorbenen Stadtbaumeisters *Adolf Hofbauer* zur Versteigerung gekommen, im ganzen fast 2000 Nummern. Von den Büchern erzielten die höchsten Preise:

Nr. 126 Historisch-mahlerische Darstellungen von Österreich, bearbeitet und herausgegeben von A. und C. Köpp von Felsenthal. 2 Bde. Mit 80 kolorierten Tafeln, radiert von A. von Köpp. Wien 1814. Gr.-Qu.-Fol. 2600 K. — Nr. 370 Liber veritatis or a collection of 200 (300) prints after the original designs of Claude de Lorrain, in the collection of the Duke of Devonshire, executed by Richard Earlom. 3 vol. London 1777—1819. Fol. 1600 K. — Nr. 150 G. M. Vischer, Topographia archiducatus Austriae inferioris ... 4 Teile. o. O. (Wien) 1672. In einer bisher nicht bekannt gewesenen zweiten Ausgabe. Fol. 1500 K. — Nr. 475 Domenico de Rossi, Studio d'Architettura civile ... Hohe Schul bürgerlicher Bau-Kunst ... herausgegeben durch A. Specchi. Mit 53 Kupfertafeln mit deutschem und italienischem Text. Augsburg 17 ... Fol. (Beigebunden eine größere Anzahl von Kupferstichen

Digitized by Google

anderer Herkunft.) 1000 K. — Nr. 122 Hist. und topogr. Darstellung der Pfarren, Stifte, Klöster ... im Erzherzogthum Österreich, herausgegeben von einigen Freunden der Geschichte. 18 Bde. Wien 1824—1835. 8°. 950 K. — Nr. 145 Fr. Schweickhardt von Sickingen, Darstellung des Erzherzogthums Österreich unter der Enns. 34 Bde. Wien 1831—1841. 8°. 950 K. — Nr. 75 Fr. Chr. von Khevenhüller, Annales Ferdinandei. 12 Bde. 8°. — Conterfet Kupferstich derenjenigen großen Herren, Minister, Offiziere ... so zu Ferdinands II. Zeit regiert haben. 2 Bde. M. G. Weidmann 1721 bis 1726. Fol. 900 K. — Nr. 240/41 Berichte und Mitteilungen des Altertum-Vereins zu Wien. Bd. 1 bis 43, 46, 47. Wien 1844—1914. Gr.-4°. Monatsblatt, Jhrg. 1—9. Wien 1884—1910. Gr.-8°. Zusammen 900 K. — Nr. 226 Marx Treitzsauerwein, Der Weiss Kunig. Mit 237 Holzschnitten von Hans Burgkmair. Wien, Kurzböck 1775. 4°. 870 K. — Nr. 229 Nachrichten von denen Bergwercken in dem Königreich Hungarn und Siebenbürgen. Handschrift um 1750. 321 Seiten. Fol. 850 K. — Nr. 70 J. W. von Valvasor, Topographia Archiducatus Carinthiae. Nürnberg, Endter 1688. Fol. 820 K. — Nr. 73 Regia Apophthegmata Regis Hispaniarum Catholici Caroli III. (Karl VI.) Handschrift um 1706. Mit 7 blattgr. Federzeichnungen von Peter von Ehrenberg. 18 Seiten. Fol. 680 K. — Nr. 200 G. Rüxner, Von Anfang, Vrsachen, vrsprung, vnd herkommen der Thurnier ... 2 Teile. Franckfurt a. M., Feyerabend 1566. Fol. 680 K. — Nr. 212 Scriptores rerum Hungaricarum veteres et genuini, ed. J. G. Schwandtner. 3 Bde. Wien 1746—1748. Fol. 650 K. — Nr. 230 J. Chr. Wagner, Delineatio provinciarum Pannoniae et imperii Turcici in Oriente. 2 Bde. Augsburg, Koppmayer 1684. Fol. 600 K. — Nr. 308 Realis, Curiositäten- und Memorabilien-Lexikon von Wien. 2 Bde. Wien 1846. 8°. 510 K. — Nr. 258 Geschichte der Stadt Wien, herausgegeben vom Altertumsverein zu Wien. 5 Bde. in 7 Teilen. Wien 1897—1914. Kl.-Fol. 500 K. — Nr. 72 J. W. von Valvasor, Die Ehre des Herzogthumb Crain. 4 Bde. Laibach 1689. 490 K. — Nr. 385 Fr. Ph. Florinus, Allgemeiner kluger und rechtsverständiger Hauss-Vatter und adeliches Landleben. 2 Bände in 4 Teilen. Nürnberg, Riegel 1719—1722. Fol. 460 K. — Nr. 25 F. A. de Colloredo, Parvus Atlas Hungariae. Wien, L. Voigt 1689. 8°. 420 K. — Nr. 340 Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben. Mit Beiträgen von Stifter, Stelzhamer u. a., Stichen von Mahlknecht. Pest 1844. Gr.-8°. 410 K. — Nr. 71 J. W. von Valvasor, Topographia Carniolae modernae. (Laibach) 1679. Gr.-Qu.-8°. 400 K. — Nr. 88 M. Merian, Topographia provinciarum Austriacarum. Frankfurt a. M. 1736. Fol. 360 K. — Nr. 93 J. Auracher von Aurach, Perspectivische Ansichten der landesfürstlichen Stadt Baden und derselben Umgebungen. Wien 1822/23. Qu.-Fol. 360 K. — Nr. 213 C. Reichert, Einst und Jetzt. Album Steiermarks. 3 Bde. Graz 1863/65. Kl.-Qu.-Fol. 360 K. — Nr. 13 M. Merian, Topographia Bohemiae, Moraviae et Silesiae. Frankfurt a. M. 1650. Fol. 330 K. — Nr. 185 Kundmachungen, Plakate u. a. aus den Jahren 1848/49. 356 Stück. 300 K. — Nr. 244 W. Beyer, Statuen und Wasserspiele in dem k. k. Lustgarten zu Schönbrunn. Wien, Artaria 1778. Fol. 300 K. — Nr. 437 Chr. Weigel, Abbildungen der gemein-nützlichen Hauptstände. Regensburg 1698. 4°. 300 K. — Nr. 58 Der hungrige Gelehrte. Eine Wochenschrift (herausgegeben von A. F. von Geusau). 2 Bde. Wien, in der von Ghelnischen Buchhandlung 1774/75. 8°. (Eines von den zwei auf blaues Papier gedruckten Exemplaren.) 290 K. — Nr. 42 J. J. von Fugger, Spiegel der Ehren des ... Erzhauses Österreich. Nürnberg, Endter 1678. Fol. 280 K. — Nr. 204 Salzburg und seine Angrenzungen. Lithographien von Petzolt und Rottmann. Salzburg, J. Schön. Etwa 1840. Qu.-Fol. 270 K. — (Nr. 205 ein anderes Exemplar ohne Titelblatt. 250 K.) — Nr. 388 J. Furttenbach, Architectura civilis. Ulm, Saur 1628. Beigebunden desselben Architectura martialis. Ulm, Saur 1630. Fol. 260 K. — Nr. 389 Desselben Architectura Recreationis. Augsburg, Schultes 1640. Beigebunden desselben Architectura civilis. Ulm, Saur 1628, und desselben Architectura privata. Augsburg, Schultes 1641. Fol. 260 K. — Nr. 148 Topographie von Niederösterreich. Herausgegeben vom Verein für Landeskunde. Bd. 1—7, 8, Heft 1/2. Wien 1877—1913. 4°. 250 K. — Nr. 466 A. Ortelius, Théâtre de l'univers. Anvers, de l'imprimerie Plantinienne 1598. Fol. 250 K. — Nr. 31 Sammelband mit Aktenstücken und anderem betreffend den österreichischen Erbfolgekrieg. 2 Bde. München-Wien-Dresden 1741—45. Fol. 230 K. — Nr. 64 (Weißenbach,) Der vertraute Mönch an seinen über den entworfenen Reformationsplan bekümmerten Mitbruder. Wien 1782. 8°. Mit 9 anderen die josefinischen Klosteraufhebungen betreffenden Flugschriften. 220 K. — Nr. 68 Des Ertzhertzogthumbs Khärndten verbesserte und neu aufgerichte Policey- und Landtgerichtsordnung. 2 Teile in 1. Grätz, Zach. Bartsch 1578. Fol. 220 K. — Nr. 112 Blätter des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. A. F. Jahrg. 1865, 1866 und Jahrb. 1867—1869. 3 Bde. N. F. 1867—1901, 35 Bde., 2 Reg.-Bde. Jahrb. 1902—1912, 10 Bde. Monatsbl. 1902—1911, 5 Bde. Wien. Gr.-8°. (Beigelegt die Festschrift von Vancsa 1914.) 220 K. — Nr. 152 Fr. W. Weiskern, Topographie von Niederösterreich. 3 Bde. Wien 1769/70. 220 K. — Nr. 325 Fr. X. Ritter von Sickingen, Darstellung der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien. 3 Bde. Wien 1832. 8°. 220 K. — Nr. 397 H. A. Berlepsch, Chronik der Gewerke. Band 1—9. St. Gallen (1850/54). 8°. 220 K. — Nr. 87 G. Chr. Kriegel, Erbhuldigung, welche ... Mariae Theresiae ... von

Digitized by Google

denen gesammten Nider-Österreichischen Ständen . . . abgeleget. Wien 1740. Fol. 210 K. — Nr. 283 anderes Exemplar mit 10 statt 11 Kupfertafeln 200 K. — Nr. 19 J. Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen. 17 Bde. Prag 1785/91. 8°. 200 K. — Nr. 35 E. Francisci, Der blutig-langgereitzte endlich aber sieghafft-entzündte Adler-Blitz. Nürnberg, Endter 1684. 4°. 200 K. — Nr. 74 Fr. Jos. Fel. v. und Joh. Speth, Prognostica chronographica . . . Carolo Sexto . . . ad a. D. 1734. Handschrift auf Pergament. 17 Seiten Fol. in Samtband 200 K. — Nr. 89 N. Minato, Die Sig-prangende Römische Monarchey. Wien, Cosmerovius 1678. Fol. (Wiener Singspiel.) 200 K. — Nr. 161 C. Merian, Topographia Windhagiana. Frankfurt a. M. 1656. Fol. 200 K. — Nr. 316 J. E. Schlager, Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. 5 Bde. Wien 1835/46. 8°. 200 K.

Preise zwischen 190 K und 50 K erzielten hundert, zum Teil sehr seltene und kostbare Werke, die wir aus Raummangel nur nach den Nummern des Katalogs anführen wollen. 190 K: Nr. 271; 180 K: Nr. 59, 199, 224, 284; 175 K: Nr. 3, 395; 170 K: Nr. 4, 203, 1874; 160 K: Nr. 30, 253, 289, 290, 307, 322, 445; 150 K: Nr. 81, 364, 390, 391; 145 K: Nr. 18, 36; 140 K: Nr. 162, 167, 169; 130 K: Nr. 6, 67, 250, 418; 120 K: Nr. 50, 61, 80, 470; 110 K: Nr. 29, 257, 294, 372; 100 K: Nr. 17, 78, 85, 114, 158, 165, 166, 210, 291, 345—349, 411, 483, 502; 95 K: Nr. 145, 373; 90 K: Nr. 34, 333; 85 K: Nr. 21, 43; 80 K: Nr. 26, 195, 198, 249, 452; 75 K: Nr. 120, 130, 201, 305, 492; 72 K: Nr. 15; 70 K: Nr. 20, 86, 171, 194, 220, 263, 339, 440, 506; 65 K: Nr. 27, 128, 202, 365; 62 K: Nr. 47; 61 K: Nr. 344; 60 K: Nr. 37, 69, 77, 193, 287, 412, 1885; 55 K: Nr. 83; 54 K: Nr. 368; 52 K: Nr. 14, 104, 221; 50 K: Nr. 8, 215, 298, 336, 469.

Alle übrigen Nummern wurden unter 50 K losgeschlagen. E. C.

Am 3. und 4. März gelangte im Antiquariat *Emil Hirsch* in *München* der letzte Teil von *Georg Hirths* Kunstbesitz — seine *reichhaltige Bibliothek* — zur Versteigerung. Trotz Ungunst der Zeiten war das Resultat der Versteigerung unerwartet günstig und überstieg mit zirka 110000 M. bei weitem die Schätzung. Nicht nur Münchner Sammler und Händler waren vertreten, sondern auch viele auswärtige Interessenten.

Dem Katalog hat Dr. Hans Buchheit ein orientierendes Vorwort vorangestellt. Die reichhaltige Sammlung von Werken aus allen Gebieten der Geistes- und Kulturgeschichte diente oft dem Besitzer zu Forschungszwecken. Er sammelte mit Vorliebe für die künstlerische Illustration und noch mehr mit dem Interesse für den kostbaren Einband. Der Kunstschriftsteller Georg Hirth hat die in den achtziger Jahren recht tiefstehende Buchausstattung in Deutschland — angeregt durch eben diese köstlichen Buchwerke seiner Bibliothek — durch Herausgabe mustergültiger Publikationen zu heben gesucht. Auf seine Anregung hin entstanden Butschs „Buchornamentik der Renaissance" und Muthers „Deutsche Bücherillustration der Gothik und Renaissance". Georg Hirth, der Herausgeber des „Klassischen Formenschatzes" veranstaltete Neudrucke alter Kunstbücher und schuf in den 5 Bänden des kulturhistorischen Bilderbuches eine neue Quelle für die Geschichte der Buchillustration.

Einen kostbaren Bestandteil seiner Sammlung bilden die Werke des 18. Jahrhunderts in gediegenen Ledereinbänden, die zum großen Teil aus der Bibliothek des Grafen Max von Preysing stammen. Neben Schriften der alten Philosophen, drei Werken Voltaires, Rousseaus und Friedrich des Großen, sind die vielen *histoires galantes* und *lettres indiscrètes* bemerkenswert. Wir verzeichnen im folgenden die wichtigsten Ergebnisse der Versteigerung: *Aesopus*, Fabulae mit 63 Holzschnitten von 1491. Venedig, 2000 M. — *Franciscus Columna*, Hypnerotomachia. Das klassische Werk der Frührenaissance. 1. Ausgabe 1499, 5450 M. — *Aesop*, Deutsch. Günther Zainer, Augsburg 1479. Mit 188 Holzschnitten, 1420 Mark. — *Rodericus von Zamora*, Spiegel des menschlichen Lebens, 9050 M. — Günther Zainer, Augsburg ca. 1476. Mit 1 blattgroßen und 55 kleinen altkolorierten Holzschnitten, 9050 M. — *S. Brigitta*, Das puch der Himlischen Offenbarung der heiligen Wittiben. Nürnberg, Anton Koberger (1502), 650 M. — *Biblia*, Altes und Neues Testament (1551). Mit Holzschnitten von Hans Holbein, 660 M. — *Geiler v. Keisersberg*, Sermones et vari, tractatus (1518). Titelbordüre von Hans Wechtlin, 365 M. — *Joh. Pauli*, Schimpff und Ernst durch alle Welthänndel. Mit Titel und 35 Holzschnitten von Hans Baldung Green, H. Furtenbach u. a. (1538), 150 M. — *Joh. Pauli*, Schertz mit der Warheyt (1550). Holzschnitte von Burgkmair, Hans Schäuffelin, Weiditz u. a., 250 M. — *Vitruv* (röm. Architekt). Deutsch, Nürnberg, Joh. Petreius, 1548. Mit Holzschnitten von Peter Flötner, 300 M. — *Journal des Luxus und der Moden*. Band I, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12 (10 Bde.), herausg. von Berluch & Kraus, Weimar und Gotha, Ettinger, 1786/1797, 1525 M. — *Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses Wien* 1883, 84, 86, 88, 1525 M. — *Merian*, Topographiae. 10 Bände. Mit zahlreich gest. Städteansichten, Karten und Plänen (a. d. Besitz d. Herzogs v. Dalberg), Heinscheid, 1726. In ausgez. Erhaltung, 5100 M. — *Theatrum Europaeum* von 1617—1718. 20 Bände, verlegt und gestochen durch Math. Merian, 1643/1738, Frankfurt a. M. Band X fehlt, 2200 M. — *M. Aitsingen*, De leone belgico. Mit 403 Radierungen, 1583—1621, 600 M. — *Delafosse*, Nouvelle Iconologie. Mit 110 gest. Tafeln. Delafosse, Paris 1768, 720 M. — *Jean le Pautre*, Oeuvres d'architecture. Mit 539 Tafeln.

Digitized by Google

Paris, Jombert, 1751, 460 M. — *Jombert*, Repertoire des Artistes. Mit 219 Kupfertaf., Paris, chez l'auteur, 1765, 810 M. — Biblia sacra, Antwerpen, Joh. Bapt. Verdussen, 1740. Roter Maroquinband im alten Lederfutteral, 460 M. — Bruyn Hogenberg, Civitates orbis terrarum (5 Kupferbilder, 298 Städteansichten, 1599), 610 M. — Castigliona, Hofmann. Deutsche Ausgabe, München, Adam Berg (1565), 485 M. — *Lyra*, glossae in univers a biblis cum addit, 710 M. — Sebast. Münster, Fürmalung und künstlich Beschreibung der Horologien, Basel (1544) 525 M. — Le Bibliophile français Gazette illustrée des amateurs de livres, 1868/73, 555 M. — Montfaucon, Bern. de. relig. bénédictin de la congreg. de St. Maur, Paris 1719, 515 M. — Nagler — die Monogrammisten. (5 Bände), München 1858/79, 500 M. — Boccaccio, Decameron. Mit 110 Kupfern von Gravelot, Boucher, Cochin und Eisen (London 1779), 805 M. — Arnaud, Les epreuves du sentiment. 5 Bände, Paris, Delalain 1775/78, 610 M. — *Glavelot & Cochin*, Iconologie. 4 Bände, Paris 1791, 820 M. — *Lavater*, Physiognomische Fragmente, Leipzig und Winterthur (1775/78), 1355 M. — *Jean Jacques Rousseau*, Oeuvres, Neuchatel (1764/65, 600 M. — Voltaire. 45 Bände, Genèves-Paris 1768 bis 1800, 830 M. — *Berchorius*, Liber bibliae moralis, 1474, 1000 M. — *Martin Luther*, Hauspostill über die Sontags und der fürunemesten Feste v. 1600. Einband von kurfürstl. sächs. Hofbuchbinder Krausse, 5200 M. — S. Hieronymus. Mit 149 Holzschnitten (1477), 3900 M. — Hore diue virginis Marie secundum verum usum Romanum. Auf Pergament gedruckt, Paris 1511, 3650 M. — Orientalische Teppiche. Hsg. vom k. k. oesterr. Handelsmuseum, Wien 1892, 2020 M. *Alfred Mayer, München.*

Die Versteigerung der *Sammlung alter englischer Dramen* aus dem Besitz des *Lord Mostyn* bei *Sotheby* in *London* brachte Ende März für 364 Bände die erstaunlich hohe Summe von 8 180 000 M. Der höchste Preis wurde für ein Unikum, ein Zwischenspiel von *Henry Medwall* „Fulgens Genatoure of Rome" gezahlt, ein Buch, das wahrscheinlich vor 1520 gedruckt wurde und von dem bisher nur ein Fragment von zwei Blättern im Britischen Museum bekannt war. Das vollständige Werk enthält 40 unnumerierte Blätter und brachte 88 000 M. 52 000 M. wurden für ein anderes Unikum gezahlt, für das zwischen 1560 und 1565 erschienene Drama „Inough is as Good as a Feast" von *W. Wager*. Die 1608 erschienene „True Chronicle History of King Lear", von der nur 3 Exemplare bekannt sind, wurde für 39 000 M. verkauft. Die bei W. Gopland um 1560 gedruckte Originalausgabe der „Lusty Juventus" von *R. Weber* brachte 24 000 M. und ein Exemplar von „Gammer Gurtons Needle" von 1576 20 000 M. Eine andere große Seltenheit, ein Exemplar des „Thersytes" von 1560, brachte über 10 000 M.

Neue Bücher und Bilder.

Abraham a Sancta Clara, Totendank. Ein Trost- und Gedenkbüchlein, allen Kriegsleidtragenden gewidmet von Karl Bertsche. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung (1918). 12°. VIII, 120 Seiten. In Pappband 1,50 Mark.

Kriegsleid tragen wir alle, eigenes und allgemeines, und wer uns die Last erleichtern will, verdient reichen Dank. Bertsche, der schon früher aus den Schriften des wackern Paters Abraham „Kriegsbrot für die Seele" darbot, gibt in dem knapp erläuterten Neudruck von „Lösch, Wien" (1680) und „Augustini feuriges Herz" (1693) von neuem eine gute Seelenspeise. Was nach der großen Pest von 1679 die Wiener aufrichtete und was, in dem zweiten Traktat, im Anschluß an Sätze des heil. Augustinus, den Mitgliedern der großen Wiener Totenbruderschaft als Neujahrgabe dargebracht wurde, das ist auch heute noch besinnlich und herzstärkend, unterhaltsam und eindringlich genug. Schade, daß dem zweiten Büchlein die Embleme nicht beigefügt wurden. G. W.

Der Dichter und die Welt. Briefe von *Hans Christian Andersen*. Übertragen und herausgegeben von E. von Hollander. *Weimar, Gustav Kiepenheuer*. 1917. 394 Seiten. Geb. 7 M., in Halbpergament 10 Mark.

Von Andersens Briefen besitzen wir die an den Großherzog Karl Alexander von Weimar schon seit geraumer Zeit in deutscher Übersetzung. Sie zeigen zur Genüge, wie selten von diesem kindlich eitlen, optimistischen Literaten tiefere Gefühle und Gedanken zutage gefördert worden sind. Auch auf seinen zahlreichen Reisen sieht er immer nur die Oberflächen, schenkt er seine Teilnahme vor allem den Menschen, die ihm nützen können und die ihn bewundern, verteilt er Liebe und Abneigung ohne Gefühl für die eigentlichen Werte. Vollends in der Heimat glaubt er sich nie genug von den Zunftgenossen anerkannt und heimst um so begieriger die Huldigungen der befreundeten Frauen und der Hofgesellschaft ein. Der Dichter der lebenswürdigen Märchen erscheint in den Selbstzeugnissen, auch im „Märchen meines Lebens", als ein recht armseliger Geselle, dem eine gute Fee die Gabe des Fabulierens geschenkt hat, um seine Dürftigkeit vor der Welt damit zu verdecken.

So läßt sich schon von vornherein urteilen, ob es innerlich berechtigt war, aus den drei Bänden der dänischen Sammlung von Andersens Briefen diesen starken deutschen Band zu formen, zumal unter einem so anspruchsvollen Titel wie „Der Dichter und die Welt", der doch etwas wie ein persönliches Weltbild verspricht. Noch dazu war der Übersetzer der nicht gerade schwierigen Aufgabe keineswegs

Digitized by Google

gewachsen. Wenn Andersen einmal sagt, eine Übersetzung sei immer eine Landschaft in grauem, nebligem Wetter, so trifft das wenigstens auf diese völlig zu. Hollander kann weder genug dänisch, noch vermag er für den Wortsinn und den Satzbau die prägnante deutsche Fassung zu bieten, noch besitzt er die nötigen Sachkenntnisse, um die Vorlage richtig wiederzugeben und ihre nicht seltenen Versehen zu berichtigen. Beweise für alle diese Mängel ließen sich in Fülle beibringen; doch würde das den Raum, der dem Buche gebührt bei weitem überschreiten. Denn hier darf der Beurteiler sagen *legimus aliqua, ne legantur*; diese Kritik soll ein Warnungszeichen, kein Wegweiser sein.

G. Witkowski.

Ludwig Achim von Arnim, Novellen. Mit einem Nachwort herausgegeben von Dr. Rudolf Kayser. *München, Roland-Verlag*, 1918. 116 Seiten. In Pappband 1,80 Mark.

Unter den kleinen Roland-Büchern, die mit den beiden orientalischen Lyrik-Bänden und der Gryphius-Auswahl Klabunds verheißungsvoll begannen, erscheint das Dreiblatt der Arnimschen Novellen als sehr willkommener Genosse. Noch immer gilt für die Prosadichtung Arnims das vorsichtig begrenzte Lob Wilhelm Grimms; mit ihrer reichen Erfindung, ihrer für jene Zeit überraschend festen Struktur, ihrer männlich gedämpften Phantastik und ihrem prächtigen Humor sind sie für feinere literarische Genießer eine auserlesene Kost. Das Nachwort Kayser ist keine captatio benevolentiae. Er versucht den Leser zum Verstehen hinzuleiten, indem er Brücken zu dem Kunstempfinden der Gegenwart schlägt. G. W.

Ernst Bertram, Nietzsche. Versuch einer Mythologie. *Georg Bondi, Berlin* 1918. 368 S.

Man braucht kein Philosoph zu sein und auch gar kein Interesse für Philosophie zu haben, um dieses Buch über den Philosophen zu genießen und sich daran zu freuen. Es ist eins von jenen Menschenbüchern, die in der letzten Zeit glücklicherweise mehrfach aufgetaucht sind, von einem ganz Unbekannten, bei dem man sich fragt: Wer ist er, wo ist er, was ist er? Aber kaum hat man die ersten Seiten gelesen, so weiß man, daß man es mit jemand zu tun hat, der noch viel mehr geben wird, weil in einem wahren Psychologen mehr steckt als in irgend einem seiner Bücher: die Möglichkeit zu unendlich vielen solchen. Worte reichen häufig nicht aus, sie fallen nicht genug in die Tiefe einer tiefen menschlichen Seele. Will man eine solche verstehen, so kann man es immer nur so ausdrücken, wie die Kunst es tut: durch Bilder, durch Gleichnisse; Bertram aber geht einen Weg, der die künstlerische Form der Darstellung mit einer ganz objektiven wissenschaftlichen verbindet.

Er versucht mit Erfolg, jede Seite des Nietzscheschen Wesens — eines der fraglichsten und schwierigsten, die es je gegeben hat — an einer mythologischen Figur oder an einem Bild, einem Ort, einem Künstler klarzumachen. Wenn man weiß, wer Napoleon ist und ein festes Gefühl für diese Eigenheit hat, so kann man gewisse Eigenschaften Nietzsches am feinsten begreifen, wenn man ihn gegen Napoleon hält und so zwei Menschen sich von einander abheben läßt. Im Gemeinsamen und Widersprechenden erst gegen eine mythologisch gewordene Figur wie Napoleon treten auch Nietzsches Züge hervor. Der gewagte Vergleich mit Judas, dem Verräter des Herrn, der aber doch nötig ist, um dessen Opfer vollbringen zu lassen, läßt Nietzsches Verhältnis zu Wagner und manchen andern in ganz neuem Lichte erscheinen. Und so läßt Bertram alte, liebe, wohlbekannte Schatten vor uns aufsteigen, neben denen dann Nietzsche hell aufleuchtet, so daß Strahlen bis in sein Inneres fallen. In unendlich vielen Brechungen sehen wir das Innere des Philosophen vor uns; wenn wir zu Ende sind, dann haben wir das Gefühl, wirklich zu wissen, wie er eigentlich war, soweit man das überhaupt von einem Menschen wissen kann. Keine geordnete Erkenntnis von der Menschenseele ist möglich, sondern nur eine Mythologie derselben: das ist viel weniger als eine Erkenntnis, weil es viel mehr ist.

Also nicht Nietzsches Werk, sondern Nietzsches Persönlichkeit tritt uns — wie ich finde, das erste Mal — hell vor Augen, aber es ist ja natürlich, daß man auch das Werk ganz anders deutet, wenn man den Verfasser kennt.

Das Buch gehört zur Bibliophilie im feinsten Sinne. Wer überhaupt Bücher liebt, wird dieses von innen heraus so anschauen, wie der äußere Bibliophile eine seiner Kostbarkeiten. Bei jeder Seite kann man still stehen, sie streicheln und wird etwas wie Weichheit in den Fingern empfinden und etwas sogar wie Süßigkeit dabei schmecken. Es ist eins der seltenen Bücher, das jeder, der in einem Buche einen Freund sucht, lesen sollte.

Max Brahn.

Ernst Bloch, Geist der Utopie. *München und Leipzig, Duncker & Humblot*, 1918. 445 Seiten. Geheftet 10 Mark. Gebunden 13 Mark.

Man könnte das verwegene Spiel eines sich selbst ironisch wendenden Intellekts in der Wahl dieses Titels vermuten, womit die Einstellung zu Welt und Gott und die daraus gezogene Forderung, indem sie sich selbst als utopisch ankündigt, ihres schreckhaften Charakters entkleidet werden sollte. Man würde irren: es wird kein Verzicht auf die

Digitized by Google

mögliche Realisation des Bauaufrisses damit ausgesprochen; es ist keine Schutzmaßnahme vor der vollen Verantwortlichkeit — und das philosophische Jenseits, das vielleicht darunter verstanden werden könnte, erglüht bald im Feuer brennendster Gegenwartfragen. Es ist Bloch durchaus ernst damit, den hinter dieser utopischen Schau stehenden Geist als den Demiurgen einer neu zu schaffenden Welt zu proklamieren. Einer Welt, deren metaphysische Wesenheit durchaus und allein von dem der Menschenseele immanenten Gott die Bestimmtheit empfängt. Es ist die Ankündigung einer letzten Revolution der Seele, vom wiedererstandenen Luzifer entzündet, der seine Verweisung vom Throne des Herrn dadurch rächt, die noch ohnmächtigen Stützen dieses Thrones durch ewig dauernde zu ersetzen, die Heiligkeit des Thronenden neu zu befestigen und so Gott selbst endlich wahr zu machen. Seine von tausend Widersprüchen unterwühlte schöpferische Weltregierung gegen eine durch die Wahrhaftigkeit der großen Seelengemeinschaft verbürgte, wirkliche Herrschaft auszuwechseln. Die Verantwortlichkeit von ihm abzunehmen, die nun, in einem unerhört erweiterten Maße, uns, den Menschen zufällt. Hebbel, den Bloch häufig und mit Sympathie zitiert, sagte schon: „Es liegt ein Gott in der Welt begraben, der zur Auferstehung drängt, in der Liebe, in jeder großen Tat . . ."

Ernst Bloch meint zwar bescheidentlich, diese ersten Skizzen aus dem System seien nicht für das Publikum, sondern „geschichtsphilosophisch" diktiert, wünscht aber doch, „die Kraft dieses Utopiebuchs möchte zuletzt wie zwei Hände sein, die eine Schale umspannen . . ., gefüllt mit dem Tranke der Selbstbegegnungen und der Musik, als den Sprengpulvern der Welt und den tragischen Essenzen des Ziels, hocherhoben zu Gott." Die „wrackartige" Beschaffenheit der Gegenwartswelt, die „unüberbietbare Trivialisierungskraft dieser Zeit" lassen es ihm aber doch notwendig erscheinen, daß die die Schale umspannenden Hände *politische* Hände seien; und so fließt in die geschichtsphilosophische Orientierung begreiflicherweise doch aller Zorn, Haß und Ekel über den aktuellsten und realsten Ausdruck der Gegenwart ein, die „unser kleiner Lokalpatriotismus von Kultur inmitten eines darum völlig unbekümmerten Universums imaginiert hat". Da bleiben denn, dem akuten Fieberzustand der Zeit unterliegend, dem nur philosophisch betrachtenden Geiste Niederlagen, oder doch Affekttrübungen, nicht erspart: so wenn er dem „bösen" Herrschen und der Macht den kategorischen Imperativ des Revolvers, wo sie anders nicht vernichtet werden können, entgegenhält, so wenn er die Seelenkraft mystischer Versenkung wieder den „überirdisch eingesetzten Gnadenmitteln der Kirche, der notwendig und a priori nach dem Sozialismus gesetzten Kirche" verknüpfen will, — wie denn überhaupt über die subjektive, „selbstherrliche" Seelengewalt, über ihr jetzt noch verhülltes inneres Wesen, das selbständig Freieste, Erste und Letzte, das zugleich das Metaphysischste und Allerrealste der Welt sein soll, die drohende Gefahr einer mythologisch bestimmten Dogmatik bedenkenlos wieder heraufgeführt wird: ein Postulat des Gedankensystems der um Max Scheler, Franz Blei u. a. gruppierten deutschen Neokatholiken, denen auch Bloch zugehört, das weniger vom Standpunkt der Sympathie als vielmehr von dem der praktischen Moral aus Bedenken erregt. Religiöse Erfahrung im eigentlichen Sinne, das Erleben des „Numinosen", mit Rudolph Otto zu reden, wird immer die Fähigkeit nur besonders geweckter Individuen sein — ebenso wie die Berufung zum intuitiven Kunstschaffen —, es ist also unvermeidlich, daß jede kirchliche Bindung, die für alle gelten soll, die vorausgesetzte Immanenz des Göttlichen stets ersetzen muß durch die äußerlichen Formeln dogmatischer Gebote, womit es dann um die Selbstherrlichkeit der Seelengewalt immer und überall geschehen sein dürfte.

Alles in allem jedoch — und weil es im Rahmen einer Anzeige gar nicht möglich wäre, dem überreichen Inhalt des Buches gegenüber eine polemische Würdigung zu versuchen — darf man Blochs Darbietung als ein wertvolles, wenn nicht als das wertvollste Dokument überhaupt dieser Zeit der Niederbrüche und Überhebungen, der „Opernphrasen" politischer Einstellungen und der Ekstasen der Kriegspsychopathologen aufrichtigst willkommen heißen. Wird hier doch endlich unter die von allen Turnhallen des jugendlichen Intellekts flatternden Fahnen des *„aktiven Geistes"* ein Inventar wirklicher Aktivität gestellt. Blochs Buch *begründet*, wo Hunderte um einen irgendwo aufgelesenen Fetisch herumschwatzen; es entlarvt Idolatrien, aber es ehrt das im Geschichtlichen aus der unendlichen inneren Anlage der Seelen in die Menschenwelt Hineingewachsene; es ist unerschrocken kritisch im Philosophischen, schöpft aber aus tiefer Religiösität. Die ganze innere und äußere Weltschau wird neu gewendet im Geiste dieses utopistischen Bewußtseins, um die immanenten Gesetze der Seele zu enthüllen — im Wesentlichen aber eben als *„Geistiges"*, nicht als Vademekum praktischer Hilfsmittel zum möglichen Glücke, denn es handelt sich darum, „die Welt nicht zu ertragen um Gottes Willen, sondern sie anders zu machen um Gottes Willen". Der Rebell Luzifer führt die Weissagung der Apokalypse zur Wirklichkeit und Auslösung: ein Heilungsprozeß im Untergang einer der *„zweiten Erbsünde"* verfallenen Welt, die in dem *„Nichtseinwollen wie Jesus"*, in dem *„Nichtseinwollen wie Gott"* zu begreifen ist.

Im Lichte solcher religiöser Intuition steht Ernst

Digitized by Google

Bloch himmelhoch über dem von Thomas Mann denunzierten „Zivilisationsliteraten", mit dem ihn reaktionärer Eifer vielleicht auf den ersten Anblick hin zusammenwerfen möchte. Die „westliche Orientierung" der „alles Böseste im Menschen preiskrönenden Kaufmannsmoral" verschmäht er durchaus; und es gibt Zuversicht auf allmählich wieder erwachende Objektivität gegenüber dem pazifistischen Taumel der „*Jüngsten*", wenn er, angesichts des politischen Aspekts, von dem wir schlechterdings das Auge jetzt nicht losbringen, „gegen die liberale Fahrigkeit der Weststaaten, gegen die Schlamperei ihrer Demokratie, gegen den verantwortungsvollen Dilettantismus ihres Freigeistertums, mithin gegen die von der deutschen spekulativen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts längst überholte „Contrat-social-Theorie der Aufklärung" sich bekennt. Freilich empfängt dieses Bekenntnis sein beschattendes Gegenüber in der kritiklosen Hinneigung zum russischen Chiliasmus. Bloch ignoriert die im russischen Jenseitigkeitsdrange liegende Unfähigkeit, Denken und Tun zu überbrücken, auch das Handeln von seelischer Liebe sich diktieren zu lassen, welche Unfähigkeit satirisch-groteske Blitzlichter selbst um die heilige Erhabenheit Tolstois entzündet und gegenwärtig nur die erschreckende Seite der apokalyptischen Welterneuerung im Bolschewismus enthüllt. So dürfte es bei vielen Bedenken erregen, so schön und wünschenswert es gedacht ist, daß „Rußland das Herz und Deutschland das Licht in der Tiefe erneuter Menschheit anzünden" werde! Als Drittes im Bunde dieser Weltmission begrüßt er die nun endlich auch dem Christusgedanken versöhnte neue Intelligenz und die von Haß und Ressentiment gereinigte neue Religiosität des modernen Judentums. Ihm unterliegt es keinem Zweifel, „daß durch die tausendfachen Energien, durch die aeonenweite Optik einer neuen Proklamation das Judentum mit dem Deutschtum nochmals ein Letztes, Gotisches, Barockes zu bedeuten habe, um solchergestalt — mit Rußland vereint, diesem dritten Rezipienten des Wartens, des Gottgebärertums und Messianismus — die absolute Zeit zu bereiten".

Im Künstlerischen endlich — und dieses steht ihm nicht abseits, ist ihm nicht Korrelat oder Korrektiv, sondern Wesentlichstes, Schaffens- und Bewegungsmächtigstes — führt diese auf ihre Selbstbegegnung gerichtete Herrschaft der Seele — gesetzmäßig — zum Expressionismus, dessen beredter Interpret Bloch wird. Mit schwächerer Überzeugungskraft, meines Erachtens, der Malerei gegenüber, wo der Streit zwischen Subjekt und Objekt nicht so leicht zur Ruhe kommen wird. Immer wird hier die Umbiegung und Unterordnung, ja Unterjochung der organischen Form die „Logik der Sinne" gegen sich aufbringen und den reinen Ausbau der nur seelischen Gestaltung durch

nicht zu überwindende Einwände des Gefühls trüben. Es mag jedoch ganz im Wege der „utopischen" Absicht liegen, „wieder wie die Wilden, im besten Sinne des Frühen, Unruhigen, Barbarischen zu malen". Auch Wilhelm Wundt — der doch wahrlich kein Utopist — deutet so: daß die Umsetzung des Naturobjekts in das Ornament, wobei von jenem kaum ein Anklang noch nachlebt, in der Entwicklungslinie zum Gebilde der Raumkunst weiter führt, als die seelische Neusetzung einer Schöpfung ideeller Gestalt und ideellen Gehalts, die von den a priori im Menschen lebendigen und wirksamen statischen und rhythmischen Gesetzen mitbestimmt wird, — wobei das Natürlich-Empirische zugunsten eines neuen Geistigen mehr und mehr zurücktritt. Nur daß unsere Abhängigkeit von der Natur, unsere physiologischen Verankerungen in ihr, wo nicht das Geistig-Subjektive zum beherrschenden, alle Einwände beschwichtigenden Triumph gelangt, dem Bilde gegenüber nicht so leicht zu lösen sind wie der subjektivsten aller Künste gegenüber — der Musik.

Das umfangreiche Musik-Kapitel der Blochschen Utopie erscheint demgemäß als das Zentrum und der Höhepunkt des ganzen Buchs; hier wird die stärkste Zuversicht erweckt. Musik ist Bloch der unmittelbarste und sieghaft prädestinierte Vorstoß der Seele, den Gott in die entgottete Welt wieder einzusetzen. Hier ist die Utopie untermauert durch die gegebene Leistung des Geschlechts, hier wird sie durchsichtig durch die Gipfelungen rein seelischer, an keine Objektsgesetze gebundener Manifestationen der immanenten Metaphysik und transzendenter Strebungen. Sieghaft auch als „Wertrealisation übersozialer Art" — und dennoch weit entfernt, ja darum direkt gegensätzlich zu der Ausdeutung Schopenhauers als Realisation des sich selbst zum Objekt gewordenen Willens. Bloch findet hier die glücklichsten Deutungen für die Erhöhungs-, Erlösungs- und Erfüllungskraft der Bach-Beethovenschen Gotik, des Barock Wagners, Bruckners, Mahlers: „eine große Situation wird reif: die Tage stehen vor der Tür, in denen sich das beständig zerquellende innere Leben überhaupt nicht mehr anders als im Musikalischen, Ethischen und Metaphysischen ausdrücken kann". Wobei es ein Recht des Utopisten bleibt, gelegentlich Dionysos und Christus als Beweger gleichzustellen — und zweifelhaft: ob das „Wegsehen über die Form" als in weitere Entwicklungen deutende Tendenz (Schönberg) nach dem Absolut-Dynamischen hin nicht schließlich den „Rafael ohne Arme" wieder heraufbringen möchte.

Damit tritt nun das Grundproblematische dieser Utopie in den Vordergrund: sofern man sich ihren Geist in verbreiternder Wirksamkeit denken, *wünschen* möchte. Ist die Ichaussage, wie Bloch will, immer ein Gewinn gegen das *Werk*, das doch eben *wirken*, sich *auswirken* soll? Ist „ästhe-

Digitized by Google

tisches Gefallen... die unwichtigste Sache von der Welt"? Allerdings, wenn man selbst von den Zuhörern nichts Besseres voraussetzt, als daß sie sich „in die musikalische Wärme legen, wie in den Schlaf und in die Liebe". — Sieht besorgtere Skepsis der Kulturbeflissenen in der ausgebreiteten Musikpflege, in dem Musik-Unfug unserer Tage doch längst ein nur bequem bereitetes „Lotterbett" für die Ungeistigkeit der Zeit! —

Und so kann denn jene Skepsis, trotz allem hier ausgebreiteten Reiz, mit dem der Verfasser die Paßpfade hoher Geistigkeit, seelischer Erfülltheit uns verlockend zeigt, wo wir im weißen Lichte zu uns herabgezogener Sonnen und Sterne künftig wandeln könnten, auch in den anderen Geländen dieses utopischen Reichs nicht zum Schweigen gebracht werden: ist nicht auch hier nur ein Symbolwert umschrieben? Ist das „Ereignis" je auf diese Menschenerde herabzuziehen? Sind diese Sätze nicht nur Lehrmeinungen einer anderen „pädagogischen Provinz", einer esoterischen Gemeinde — und draußen wimmeln die Massen im alten Zwielicht der Dämmerungen mannigfachster Art weiter? Werden sie nicht ewig, auch bei der idealsten sozialen Erfüllung, viel gröberer Stofflichkeit der Materie verhaftet bleiben?... Am Ende blieb und bleibt ja doch alles rein geistige Werk, aller Gefühlsaufschwung zum Ewigen hin — bis auf das *Erleben* selbst unserer größten Dichter — stets Utopie. — Ich nannte Blochs Buch das vielleicht wertvollste Dokument der Kriegsjahre; nur eines noch möchte ich ihm zur Seite stellen, dessen jungen Verfasser gleich die ersten Kriegsstürme ins Massengrab geworfen haben: *Emil Hammachers „Hauptfragen der modernen Kultur"*.

Beide Werke ergänzen sich zum Inventar unserer Epoche, sie klingen überein in den Voraussetzungen des Gegebenen und des zu Fordernden; aber Hammacher gibt die in pessimistische Resignation verlaufende Einsicht, das „Gegeneinander", wie Bloch tadelnd sagen würde, — hier haben wir das „Von uns fort" zum Reiche der Erfüllung. Und Bloch auch spricht ja von den *„wenigen* jungen schöpferischen Menschen" und ihrer Mission... Fragen wir darum nicht, wer recht hat, erinnern wir uns, daß wir *sollen*. Ist es nicht auch vielleicht nur „bösester" Kaufmannsgeist, der da fragt, welchen Profit an Menschenseelen der Zahl nach unser geistiges Wachsenwollen uns einbringt?...

Max Martersteig.

Alex Braun, Münchener Silhouetten nach dem Leben. Blätter zu Münchens Kunst- und Kulturgeschichte. Mit 40 bisher meist unveröffentlichten Selbstporträts nach Bildern erster Meister. *München, Georg W. Dietrich*, 1918. 4°. VIII, 174 Seiten. Gebunden 20 Mark.

Eine intime Kennerin der Münchener Kunst-, Geistes- und Theaterwelt hat ihren hervorragenden Gestalten aus der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart diese Ruhmeshalle errichtet. Der Löwenanteil fällt den Malern zu, wie er ja auch in ihrem besonderen Verdienst um Münchens Namen begründet ist. Als Vertreter der Wissenschaft tritt nur der Herzog Carl Theodor auf, als Dichter nicht einmal Paul Heyse, nur Martin Greif, dagegen die Prinzessinnen Mathilde und Marie Gabrielle. Unter den fünfzehn Theaterleuten findet sich nur *ein* Name von allgemein bekanntem Klang, der Ernst von Possarts. Gerade durch den starken lokalpatriotischen Einschlag, der jedes schärfere Urteil ausschließt und die intimen persönlichen Linien besonders stark heraustreten läßt, empfängt das Buch seinen liebenswürdigen Charakter und entwaffnet so die Kritik. Sie könnte wohl bei Gestalten wie Defregger, Grützner, Friedrich August von Kaulbach, Lenbach, Max, Stuck ein paar Schatten in die allzuhellen Köpfe hineinzeichnen; aber die Wärme persönlicher Zuneigung und ehrlicher Bewunderung klingt so hell aus den Hymnen, die Alex Braun jedem ihrer Lieblinge singt, daß hier die Forderung objektiven Urteils nur als störender Zwischenruf gelten könnte. Man wandelt an der Hand dieser freundlichen Führerin behaglich die Reihe entlang und schaut mit Vergnügen die stattlichen Männer und die schönen Frauen, deren Köpfe uns durch meist unbekannte, zum großen Teil meisterliche und trefflich wiedergegebene Bildnisse ins Gedächtnis zurückgerufen werden. Schon um dieser reichen Beigaben willen muß das schön gedruckte Buch dem heutigen Freunde und dem zukünftigen Geschichtschreiber der Münchener Kunst ein besonders wertvoller Besitz sein, aber nicht minder durch die Fülle kleiner charakteristischer Züge für die Gesamtstimmung der Stadt und die einzelnen Dargestellten, wie sie nur die in enger Berührung mit ihnen Lebende darbieten konnte. Geringe Versehen (S. 125 Der „kleine" statt Der „junge" Tischlermeister) stören den sehr guten Gesamteindruck nur unerheblich. G. W.

Felix Braun, Tantalos. Eine Tragödie in fünf Erscheinungen. *Leipzig, Insel-Verlag.*

Von vornherein möchte man trotz aller Aktivität den Tantalos-Stoff nicht eben für den besten Dramenstoff halten. Vielleicht aus diesem Gefühl heraus umgibt der Dichter den engen Sagenkern von dem grausigen Göttermahl im Hause des Tantalos mit andern Stoffmomenten (Ikarus, Herkules) und gießt dem Tantalos selbst eine andere Seele ein. Alltag und alles Menschliche ekelt ihn an, ihn verlangt nach großem, faustischem Erleben: nach der Nähe der Götter. Die Liebe zu

Digitized by Google

Weib und Kind sind ihm nichts mehr, sind ihm so gleichgültig geworden, daß er den Sohn opfert, um den Zweifel an den Götter-Gästen, die er sozusagen vom vereisten Olymp herabgeholt hat, zu besiegen. Der Verurteilte wird aber erlöst: die demütig-liebende Gattin, bezeichnenderweise vom Schatten der Alkestis beraten, opfert sich im Orkus für Tantalos, um seine Qualen zu stillen, und erlöst als Liebende nicht nur den in faustischem Wollen über sich selbst hinausstrebenden Tantalos, sondern gleichzeitig die Schar der übrigen Leidenden: Ikaros, Sisyphus, die Danaiden, die alle der Dichter dem Schatten wie dem lebenden Helden ergänzend oder kontrastierend (wie Herakles) beigesellt hat. Nicht überall ist die Einheitlichkeit der verschiedenen Motive und Gestalten erreicht, aber das Ganze durchzieht tiefer Gehalt, innerlich empfundene Idee und feiner Ton, und es soll keineswegs ein Vorwurf sein, wenn ich sage, daß Braun vielleicht kein Bühnenwerk, wohl aber eine ernste dramatische Dichtung geschrieben hat.

Hans Knudsen.

Clemens Brentano, Das Märchen von dem Baron von Hüpfenstich und andere. Bilder von Rolf Winkler. (Kleinodien der Weltliteratur 15. Buch.) *München, Georg W. Dietrich* (1919). 8°. VII, 106 S. In Leinen 14 M.

Es ist mir von jeher schwer verständlich gewesen, weshalb außer Gockel, Hinkel und Gackeleia Brentanos Märchen verhältnismäßig so unbekannt blieben. Wem man sie empfahl, jung und alt, der war von ihnen entzückt, und in der Tat verdienen sie alle genossen zu werden wegen der quellendenden, aus volkstümlichen Motiven des italienischen Pentamerone selbständig aufsprießenden Erfindung, der liebenswerten ungezwungenen Kindlichkeit und wegen ihres Formwertes, der sie unmittelbar neben die besten deutschen Kunstmärchen stellt. Neuerdings scheint diese Erkenntnis bei Verlegern und Künstlern durchzudringen, und wir empfangen hübsch geschmückte Drucke an Stelle der alten, wenig würdigen Ausgaben. Als eine besonders gefällige Erneuerung erscheint die vorliegende, vier gut gewählte Märchen umfassende. Rolf Winklers kräftige Bilder, darunter sechs wohlgelungene Farbendrucke, gereichen dem Buche zur besonderen Zier. G. W.

Daniel Chodowiecki. Briefwechsel zwischen ihm und seinen Zeitgenossen, herausgegeben von Dr. Charlotte Steinbrucker. Band I: 1736—1786. Mit 66 Abbildungen. *Berlin, Carl Duncker*, 1919. 497 Seiten.

An der Spitze seiner Chodowiecki-Monographie behauptet Kaemmerer: „Über Daniel Chodowiecki ist mehr geschrieben worden, als von ihm zu sagen ist". Dieses Wort trifft vielleicht zu für die Feststellung verhältnismäßig belangloser biographischer und technischer Einzelheiten und für das Abwägen des reinen Werts der Gesamtleistung des Künstlers. Aber wieviel blieb noch ungesagt über die Zeugniskraft seiner Werke, die dem nord- und mitteldeutschen Leben seiner Zeit schwerlich erschöpfbare Erkenntnisquellen bedeuten. Was zu Gunsten der Theatergeschichte hier zutage gefördert werden kann, hat ja erst 1915 Voelcker an den Hamlet-Darstellungen Chodowieckis aufgezeigt, und gleiche Ernte wäre gewiß auf vielen anderen Feldern aus der Saat des Berliner Kleinmeisters zu gewinnen. Mehr noch aber als seine Werke erweisen sich seine Worte fruchttragend für den, der sie mit den rechten Augen zu lesen vermag: die Tagebücher, deren Ertrag durch Oettingen noch lange nicht vollständig geborgen wurde, und die Briefe, die ihn im Austausch mit zahlreichen Befreundeten und durch gemeinsame Interessen Verbundenen zeigen. Hier tritt Chodowiecki vor uns hin als ein repräsentativer Mann in der Mischung von kalvinistischer Orthodoxie und ausgeprägtem Erwerbssinn, durch die strenge Bürgerlichkeit und den Zug zur Höhe, die dem deutschen Mittelstand des 18. Jahrhunderts seine seltsam zwiespältige Wesenheit verliehen. Daneben erhellt sich die Art des Einzelmenschen in ihren liebenswerten und ihren weniger vorteilhaften, ein wenig kleinlichen Sondereigenschaften. Am erfreulichsten wirken die Schreiben an die Mutter und die befreundete Gräfin Christine von Solms-Laubach, daneben die an den Kunstgenossen Anton Graff. Die gegenwärtige Besitzerin hat deren vollständige Mitteilung nicht gestattet; doch dürfte nichts wesentliches fehlen, wie der Vergleich mit den vor kurzem erschienenen Auszügen Julius Vogels (in der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum 1918, S. 4ff.) zu bezeugen scheint. Weniger erfreulich wirkt die umfangreichste Korrespondenz, die mit Lavater, erheiternd die Briefe des wackern Musikers Podbielski und des Predigers Hermes, in den Buch- und Kunsthandel leuchten die vielen Schreiben hinein, die Chodowiecki mit Verlegern und Sammlern wechselte. Der Spürsinn der Herausgeberin hat wohl alle zugänglichen Stücke zusammengebracht, auch die Sorgfalt der Wiedergabe und die kundige Erläuterung verdient uneingeschränkte Anerkennung. Ein paar Zweifel in bezug auf die richtige Lesung ändern daran nichts, z. B. S. 52, Z. 17 v. u. *ruhr*, vielleicht *ruhe*, S. 67, Z. 8 v. u. *hallens werkstadten?*, S. 83, Z. 6 v. u. *Geeper*, wohl *Geyser*, S. 104, Z. 10 *Maniaug*, gewiß *maniaque*. Das Gegenstück zur „Promenade de Berlin" (S. 191) ist vermutlich Roßmäßlers „Promenade de Leipzig". Das umfangreiche Vorwort der Frau Dr. Steinbrucker charakterisiert den Künstler und den Briefschreiber eingehend und durchwegs zutreffend; auch den Grundsätzen der Ausgabe wird man

Digitized by Google

zustimmen. Die beigefügten Bilder erläutern zum größten Teil den Text und dienen so nicht nur zum Schmuck des Buches; schade, daß die offenbar besonders guten Platten auf dem Kriegspapier nicht völlig zur Geltung kommen. Das „Cabinet d'un peintre" hätte entweder gar nicht oder in größerem Format gegeben werden sollen. Möge der zweite Band dieser schönen, für mannigfache Forschungsgebiete nützlichen Sammlung dem ersten bald folgen. G. W.

Franz Theodor Csokor, Der Dolch und die Wunde. Gedichte. *Deutsch-österreichischer Verlag, Wien* und *Leipzig*. 103 Seiten. Preis 3,50 M.

Von Csokor war mir bisher ein Bändchen Balladen bekannt, das auf eine starke Begabung für diese Form und ihre Verinnerlichung im Anschluß an den echten Stil der Balladen schließen ließ. Dieses Urteil kann man nach Durchsicht des neuen Bandes sehr wohl aufrecht erhalten. Er ist noch mehr als der erste eine Talentprobe; aber vielleicht nichts mehr als dies. Ich habe oft bei der Durchsicht jüngster Gedichtbücher das Gefühl: wie viel mehr würden alle diese nicht mittelmäßig begabten Dichter geben, wenn sie einfacher wären, wenn die Erlebnisse, Empfindungen und Vorstellungen in einer nicht sprachlich überladenen oder nervös und psychisch zerfaserten Form geboten würden. Csokor gehört nicht den Kreisen der wilden und sprachlich verworrenen Expressionisten an. Aber er zerstört die unmittelbare Wirkung seiner von stärksten persönlichen Empfindungen und einer reichen gestaltungsfrohen Phantasie eingegebenen Dichtungen durch eine mit Wortsymbolik und starken Bildern überladenen Sprache. Man muß sich gerade durch seine von Persönlichkeitswerten am kräftigsten durchsetzten Bekenntnisgedichte erst durcharbeiten und wird ihres Gehaltes doch nicht recht mächtig. Man hat keine reine Freude an diesen störrischen, oft fragmentarisch wirkenden und innerlich zusammenhangslosen Gedichten. Die lichtvolle Durchdringung der an sich eigenartigen und selbständigen Vorstellungen fehlt. Man muß sein nächstes Buch abwarten. *Dr. Hans Benzmann.*

Die fünfzehn Freuden der Ehe. Eine französische Satire aus dem XV. Jahrhundert. In Übertragung nach dem ersten Druck, sowie mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Rudolf Borch. *Braunschweig, A. Graffs Buchhandlung*, 1918. (Die Seltenheiten der Weltliteratur. Unter Mitwirkung von Kennern und Fachgelehrten herausgegeben von F. de Groot). 4^0. XII, 147 Seiten. 20 Exemplare auf Büttenpapier, in Seide gebunden und vom Herausgeber signiert; 1000 handschriftlich numerierte Exemplare in Pappband.

André Pottier hat 1830 die „fünfzehn Freuden" dem Anthoine de La Sale zugeschrieben, und daraufhin bezeichnete Franz Blei in seiner, 1906 erschienenen Übersetzung diesen schlankweg als den Verfasser, obwohl sich aus den Untersuchungen des Franzosen Joseph Nève (1903) und des Deutschen Carl Haag (1904) klar ergeben hatte, daß diese Zuweisung falsch war. Ebensowenig hatte sich Blei darum gekümmert, daß diese Satire in sechs verschiedenen Fassungen erhalten ist und war dem willkürlichen Texte von Paul Jannet einfach gefolgt, soweit er ihn nicht durch eigene Änderungen und Fehler noch weiter entstellte. Die neue Übersetzung stützt sich auf die editio princeps von 1480/90, was trotz der Mängel dieses Drucks doch in Anbetracht der Sachlage als das relativ beste Verfahren angesehen werden muß. Borch hat den Wortlaut vorsichtig hier und da berichtigt und ergänzt und so die erste wirklich brauchbare Verdeutschung geliefert. Die „Quinze Joyes", die beste und kulturgeschichtlich ertragreichste unter den zahlreichen frauenfeindlichen Schriften des ausgehenden Mittelalters, sind freilich kein Lesefutter für unreife Geister; was sie zur Bewährung des Spruches „mulier mala herba" beibringt, entspringt aber nicht einer unreinen Phantasie, sondern der bittern Erfahrung. Wenn sie trotzdem heute auf uns erheiternd wirkt, so wird das durch den mildernden Zeitabstand und durch die klare, ruhige Schilderung bewirkt. Die in der sozialen Lage des europäischen „Weibchens" bedingte Unnatur tritt hier ebenso zutage wie bei den Neuesten, und der unbekannte treffliche Sittenschilderer erscheint als Vorläufer von Soziologen wie Grete Meisel-Heß und Leopold von Wiese, wie andererseits Zola oder Heinrich Mann seine Nachfahren heißen können. Übertragung und Druck des Buches sind vortrefflich und wecken für die neue, damit beginnende Reihe die besten Hoffnungen. G. W.

Die Reformationsfeier zu Wittenberg 1917. Wittenberg, Kommissionsverlag Max Senf, 1918. 4^0. 160 Seiten mit zahlreichen Bildern. Geh. 6 M.

Auf Kosten des Wittenberger Magistrats ist der Bericht über die festlich-ernste Feier des 31. Oktobers 1917 von Herrosé & Ziemsen ungewöhnlich gut gedruckt, mit reichem geschichtlichen Schmuck ausgestattet und an die Festteilnehmer verteilt worden. Der geringe Teil der Auflage, der in den Handel gelangt, wird den Bücherfreunden zu einem so niedrigen Preise angeboten, daß gewiß in kurzem kein Exemplar mehr aus erster Hand zu erwerben sein wird.

G. W.

Digitized by Google

Peter Dörfler, Das Geheimnis des Fisches. Eine frühchristliche Erzählung. 1.—15. Tausend. 12° (IV u. 82 S.) *Freiburg, Herdersche Buchhandlung*, 1918. Geb. 1,50 M.

Der Stoff der kurzen, schlichten Erzählung ist ihr Alpha und Omega. Die Kunst des Erzählens besteht in der Selbstbescheidung, im Weglassen jener Formenschatz-Verzierungen, die bei Ebers und Eckstein, sogar bei Taylor-Hausrat — beim Geschmack ihrer Tage verständlich — den Bau bedecken und verstecken. Auch eine andere Gefahr ist vermieden: die der leicht durchsichtigen Anspielung auf Politisches der Gegenwart. Der „reiche Mehlhändler Theon, der aus Ägypten nach Rom gekommen war" mit seiner putzsüchtigen, ästhetisierenden Frau, mit den verlogenen Lakeien männlichen und weiblichen Geschlechts und den vertierten Sklaven seiner Getreidemühle, und in alle Scheußlichkeit dieses Großstaat- und Großstadtwesens die junge Heilsbotschaft, die sich zuerst an die Unterdrückten wendet und von den Reichen und Satten und Schöngeistern am hartnäckigsten überhört wird; das Märtyrertum der mutigen Bekenner, die Glorie des Gefängnisses — all diese großen Dinge bis herunter zu den Kleinigkeiten des Knaben, der die Handzettel der neuen Lehre unter der Menge verteilt, sind nicht ein Einmaliges; sie kehren immer wieder. Aber wir bleiben davor bewahrt, daß uns das Erlebnis der Gegenwart zwischen die Zeilen dieser Erzählung vom frühen Christentum gerät, so einfach und im guten Sinn einfältig führt Dörfler seine Geschichte von der Bekehrung des verzogenen Herrensohns durch den tapferen christlichen Lehrer zum vorausbestimmten Ende. Nutzanwendungen zu ziehen wird freilich der Erzähler seinen Lesern nicht verbieten wollen. Die Abschiedsworte des zum Tode bereiten Lehrers an seine Schüler „Als ich an dir zweifelte, hieltest du mir entgegen: ich bin ein Römer! Ein stolzerer Titel ist nun dein: du bist ein Christ. Sei ein Christ!" erinnern an den Konflikt zwischen Nationalgefühl und Religion und an Überheblichkeiten des ersteren, die wir in frischem Gedächtnis haben. M. B.

A. Eckener ut Flensborg, Dat swarte Perd. En Lögengeschicht, minen Fründ Laurits Thomsen an'n Butendiek bi Bongsiel nåhvertellt un mit Schilleratsen utsmückt. Herutgewen bi *B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen)* in *Berlin* (1918). Groß-4°. 28 Seiten. Geh. 7 M., Vorzugs-Ausgabe in 200 Abzügen auf schwerem Bütten-Karton in eigenartigem Einband 40 Mark.

Diese prächtige neue Frucht am Baume der plattdeutschen Lügendichtung soll gewiß jedem munden, der sich in dieser traurigen Zeit den Sinn für echten, kraftvollen Humor noch bewahrt hat. Die wundersame Geschichte ist für gutgläubige Gemüter bei einem steifen Grog eine rechte Herzensweide, noch dazu mit so frischem, förmlich zwingendem Erzählerton vorgetragen und für die Phantasie des Hörers mit so trefflichen „Schilleratsen" geschmückt. Die eigenartige Wiedergabe als Handschrift verleiht dem von F. Bruckmann in München ausgeführten Druck bibliophilen Charakter, und zu dem Inhalt stimmt dieses höchst persönliche Gewand aufs beste. A—s.

Ludwig Enders, Pechvogel und Glückspilz. 10 M. — *Margarete Neidhardt*, Das Schwesterchen. Scherenschnitte von Käte Wolf. 3,60 M. (Dietrichs Münchner Künstler-Bilderbücher Buch 30 und 31.) *München, Georg W. Dietrich*, 1918.

Enders erweist sich in „Pechvogel und Glückspilz" als phantasievoller, mit heiterer Künstlerlaune begabter Erzähler. Was er in farbenfreudigen Aquarellen und reizenden Vignetten an Erfindung bietet, erfreut auch das künstlerisch gebildete Auge; die Kinder vollends werden diese Bilder staunend und jubelnd betrachten und dem erfindsam durch weite Räume schweifenden Erzähler begeistert folgen. Besonderes Lob verdient der prächtige, fast überreiche Einband. — Das Bilderbuch „Das Schwesterchen" bringt an Stelle der angeblich abgenutzten Mär vom Klapperstorch eine neu erfundene sinnige Legende. Ich wollte, Margarete Neidhardt hätte sie in schlichter Prosa so erzählt, wie sie, laut dem Vorwort, ein lieber Bub mit seinem ganzen Seelchen erlebte. Die allzu billigen Reime bedeuten eine Zutat, die man lieber entbehrte. Um so willkommener bewähren die gut wiedergegebenen Scherenschnitte Käte Wolfs Meisterschaft als Schwarzkünstlerin. A—s.

Herbert Eulenberg, Komödien der Ehe. — Der Irrgarten. Ein Schauspiel. — Die Insel. Ein Spiel. Sämtlich bei *F. Gurlitt, Berlin* 1918.

Was der Dichter mit diesen Dramen gibt, bestätigt nur älteste Erfahrungen: die unermüdliche Beharrung und Begeisterung eines Mannes, der nichts toller liebt als die Selbstbespiegelung; die romantische Pose eines Streitenden, der mit einem Auge den Gegner — den schwerfälligen, einseitigernsthaften Bürger und Handwerker der Gesinnung — mit dem anderen sein eigenes Kostüm betrachtet und nicht den Kampf, sondern sich selbst genießt, berauscht und eitel; das spielerische Verhältnis zur Figur, die nicht geistiges Volumen genug hat, um abgelöst zu wirken, und nicht geistreich und energisch genug ins spielende Ornament aufgelöst ist; den Willen zum Erhabenen, zur Züchtigung, zum Protest, der in seichtester Genügsamkeit versinkt, und die Unfähigkeit, in jedem Zuge eigen zu sein, Anlehnung zu vermeiden, ganz ehrlich zu arbeiten.

Dreierlei ist hier gewollt: Der feine Stich der

Digitized by Google

Nadelspitze, der brennende Schlag der Peitsche und die weitdringende Erhellung der entzündeten Fackel. In den „*Komödien der Ehe*" wird in unermüdlicher Variation eines uralten Themas der Bürger verlacht, der „alles ernst nimmt", nur nicht die Würde der menschlichen Verbundenheit, die unter jeder Bedingung verpflichtend ist. Eine Moral wird verhöhnt, die nicht in Freiheit und Reinlichkeit der Beziehungen, sondern in der geistlosen Unterwerfung unter welk gewordene Anschauungen und Gewohnheiten Ehe verwirklicht sieht. Aber die Spitze ist stumpf, sie dringt nicht tief, sondern peinigt oberflächlich: die genügsame Lust am simpelsten szenischen Witz, die Gefälligkeit, für ein paar Abendstunden ohne geistigen Aufwand mühelos zu unterhalten, drängen den satirischen Pfeil aus der Bahn, verzerren die reine Absicht bis zur plattesten, anmaßendsten Banalität.

„*Im Irrgarten*" wird entrüsteter Protest geschleudert gegen die würdelose Zeit verschwiegener Lüge, gegen Anbetung des Scheins, Käuflichkeit der Seele, Falschheit und Wollust des Selbstgenusses, gegen den Naturalismus also, das heißt eine Anschauung, die sich für nichts begeistert, als was greifbar und besitzbar da ist. Aber diese naturalistische Abirrung — die übrigens immer wiederkehrt im Werke des Dichters — bedeutet gleichzeitig seinen tiefsten künstlerischen Sturz. Unendlich viele Vorgänge entwickeln sich, aber kein Geschehen, der Sinn des Ereignisses wird ausgekeltert bis auf einen schalen, der Zeitungssphäre entnommenen Rest. Der Stoff ist zur Allmacht geworden. Die Szene ist flach von vorn geschen ohne Hintergrund und Tiefe, das heißt, die weiße Leinewand des Kinos ist aufgezogen, auf der — vom künstlerischen Gesichtspunkt aus — die Sinnlosigkeit schlechthin sich gebärdet. (Den Inhalt auch nur anzudeuten, müßte den Rahmen einer Anzeige sprengen.)

Gesetzmäßig wie die naturalistische Abirrung vollzieht sich die Rückkehr in die idealisierte Landschaft mit wandelnden Figuren von zeitloser Haltung: „Idealien". Das Spiel „*Die Insel*" — man sieht, der Dichter bietet Anregung für jeden Gaumen — führt in diesen abgeschiedenen Bezirk. Die Szene ist ganz verinnerlicht. Ein paar einfache Gestalten zeigen mit einfachen Bewegungen ein einfaches Schicksal: Menschheit im Kampf um reine Menschlichkeit. Dummheit, Wildheit, Unduldsamkeit, Sittlichkeit und Philosophie sind tanzende Figuren in dieser Allegorie. Der Sinn des Spiels, der als Gesetzesspruch auftritt, ist ein resigniertes: „Entziehe Dich der Welt!" Zweifellos ist diese Arbeit die schönste, wenn auch hier das Spielen mit der Form oft zersetzt, die Lauheit des Verses oft verflacht, und der große visionäre Zug, die Fülle des Rhythmischen und Plastischen, die Andacht der Gesinnung und die letzte sprachliche Einfalt fehlen. *Dr. Fritz Schwiefert.*

Neue deutsche Erzähler. Zeitgenössische Erzählungskunst in Beiträgen von Max Brod, Lena Christ, Alfred Döblin, Kasimir Edschmid, Albert Ehrenstein, Paul Ernst, Otto Flake, Ernst Hardt, Carl Hauptmann, Hermann Hesse, Friedrich Huch, Ricarda Huch, Franz Kafka, Hermann Kesser, Graf Keyserling, Paul Kornfeld, Gottfried Kölwel, Kurt Martens, Heinrich Mann, Thomas Mann, Max Mell, Gustav Meyrink, Georg Munk, Hans Reisiger, Gustav Sack, Wilhelm Schäfer, Oscar A. H. Schmitz, Wilhelm von Scholz, Wilhelm Speyer, Albert Steffen, Hermann Stehr und Ludwig Strauß. Herausgegeben von J. Sandmeier. *Berlin* 1918, *Furche-Verlag.* Zwei Bände. 288, 283 Seiten. Gebunden 10 Mark.

Die Namen der Dichter, die in durchwegs gut gewählten Proben dargeboten werden, zeigen, daß hier in der Tat von der jüngsten deutschen Erzählungskunst ein zutreffendes und einigermaßen vollständiges Bild gegeben wird. Die Auswahl birgt demnach nicht nur für die Unterhaltung suchenden Leser erwünschten reichen Stoff, sie gewährt auch eine Grundlage für ernstere Beschäftigung mit dem literarischen Leben der Gegenwart.

G. W.

Hanns Heinz Ewers, Moganni Namch. Gesammelte Gedichte. Zweite Auflage. *München, Georg Müller,* 1918. 171 Seiten. Geh. 12 M., geb. 15 M.

Mit dem Namen, den Goethe vor das erste Buch seines Westöstlichen Divans setzte, „Buch des Sängers", hat Ewers seine Gedichtsammlung von 1909 bezeichnet. In dem Titel, dessen orientalischer Form der Inhalt keinerlei Recht verleiht, spricht sich das Artistentum aus, die preziöse, von Heine, Bierbaum, Baudelaire, Verlaine angeregte Stoff- und Formwelt. Heute ist sie völlig veraltet, und dem gezwungen in Amerika weilenden Dichter hat der Verlag keinen guten Dienst erwiesen, indem er auf eigne Faust die neue Auflage veranstaltete und ihr Kriegsgedichte beifügte, die jetzt noch gegenwartsferner als der frühere Inhalt des stattlichen, sehr gut gedruckten Bandes anmuten.

G. W.

Hoffmann von Fallersleben, Das Parlament zu Schnappel. Neu-Ausgabe, besorgt und mit einem Nachwort versehen von Univ.-Prof. Dr. A. Kutscher. Mit Titelbild und 7 Abbild. im Text von Hubert Wilm. *München, Franz Hanfstaengl,* 1918. 342 S. 8°. 150 Exemplare auf Velinpapier, in Halbfranzband von Karl Ebert und mit dem radierten Titelbild; 800 numerierte Exemplare auf Alfadruckpapier.

Hoffmann von Fallerslebens „Parlament zu Schnappel", erschienen 1850 — man denkt dabei an politische Satire, die etwa das fruchtlose Mühen der Paulskirche im Hohlspiegel kleinstädtischer

Digitized by Google

Zustände verzerrte. Hier und da leuchtet auch etwas von dem erlöschenden Feuer der ersten deutschen Revolution auf, z. B. S. 289 ff.; aber in der Hauptsache gibt das schier verschollene Buch etwas ganz anderes. Eine unerschöpfliche Flut von Witzen, Anekdoten und Schwänken stürzt über den Leser hin und nimmt ihm den Atem. Durch solche Mittel hat Hoffmann von Fallersleben sich überall auf seinen Kreuz- und Querzügen durch Deutschland als berufsmäßiger Bratenbarde höchste Beliebtheit errungen, damit hat er, bei den Göttingern z. B., selbst Wilhelm Grimm aus dem Felde geschlagen, die ganze Nacht von dem sprudelnd, was man damals Geist nannte und was in Wirklichkeit zum großen Teil nur hundertmal aufgewärmter Kohl war. Gewiß gibt es auch heute noch einfache Gemüter genug, die mit solchen Späßen die Langeweile der Stamm- und Kaffeetische übertünchen, und für diese wird die neue Ausgabe ein höchst erwünschtes Vademekum werden. Dem Erforscher des deutschen Witzes bietet sie eine der reichsten, vielleicht die reichste Fundstätte, der Kulturhistoriker kann darin so manche bezeichnende Eigenschaften des Bürgertums um 1848 belegt finden, die Literaturgeschichte das Alter vieler Motive feststellen. Kutschers gediegenes Nachwort erläutert Entstehung, Form und Wert des Buches im allgemeinen. Wir sind ihm für den sorgsamen Neudruck (ein törichter Druckfehler S. 21, Anm.) dankbar; warum hat er aber den Zusatz des Titelblatts „Nach stenographischen Berichten herausgegeben von H. v. F." nicht beibehalten? Wunderhübsch ist der Schmuck mit den sieben Vignetten und dem liebenswürdigen Titelbild von Hubert Wilm, der Druck durch Poeschel & Trepte geschmackvoll, das Papier friedlich.

G. W.

Flandern. Ein Novellenbuch. Herausgegeben von Georg Goyert. *München, Georg Müller,* 1918. 411 Seiten.

Daß der Verlag von Georg Müller seinen Novellenbüchern „Polen" und „Ungarn" auch einen Band „Flandern" zur Seite stellen würde, war vorauszusehen; aber ein anderes Bedürfnis als das der Vollständigkeit innerhalb seiner Novellenbände lag bei der großen Zahl flämischer Werke, die uns im Laufe des Krieges übersetzt worden sind, nicht vor. Überdies bringt nun der vorliegende Band eine Reihe von Geschichten, die wir schon in Einzelausgaben oder Sammlungen besitzen. De Costers „Herr Halewyn" ist als Inselbuch bekannt geworden, ein Bruchstück aus Bergmanns „Ernst Staas", den Kippenberg uns ganz im Insel-Verlag gab, Novellen von Rodenbach, eine Szene aus dem „Dorfwinkel" Lemonniers, der in der Reihe der Bauernromane bei Diederichs erschienen ist, eine Novelle von Cyriel Buysse, dessen Geschichten Georg Müller noch in besonderen Bänden veröffentlicht hat — wozu solche Wiederholungen?

Die Novellen, die der Band außerdem von Conscience, Stijns, de Meijere, de Bom, Vermeersch und Baekelmans enthält, ändern nichts an dem Bild, das wir aus anderen Werken von der flämischen Literatur erhalten haben. Dem Leser aber, der gute Unterhaltung sucht, sei der schön gedruckte Band bestens empfohlen, denn diese Flamen wissen alle anschaulich zu schildern und fesselnd zu erzählen.

F. M.

Victor Fleischer, Tierfabeln des klassischen Altertums, ausgewählt und erzählt. Mit 24 Originallithographien und Buchschmuck von Ludwig Heinrich Jungnickel. *Wien, Anton Schroll & Co.* Nr. 1—50 auf Original Whatmann, Nr. 1—185 auf Hadernpapier und in Halbleder gebunden 75 M. In Pappband 12 M.

Die Apologen der Alten haben sich in den neueren Literaturen die geschwätzigen Verkleidungen der Lafontaine, Lamotte, Hagedorn, Gellert, Gleim, Pfeffel gefallen lassen müssen und sind dadurch in ein falsches Licht gestellt worden. Lessing fand in seinen Fabelepigrammen voll scharfer und tiefer Geistigkeit auch nicht den Weg zu der anmutigen Lebensweisheit dieser kleinen Prosadichtungen. Hier erscheinen nun die besten von ihnen in neuer, echter Fassung und erfreuen den Sinn des Lesers durch die einfache Klarheit ihrer heiteren Weltweisheit, dem Kinde verständlich, dem Erwachsenen erst in ihrer ganzen Tiefe erschließbar. Man muß Fleischer für die Gabe aufrichtig dankbar sein, noch mehr dem Künstler, der mit seinen zartfarbigen Bildern so wirksam die Anmut und den Humor der kleinen Geschichten verstärkte. Meisterhaft hat Jungnickel den typischen Charakter der Tiergattungen getroffen, auch die oft nicht einfachen malerischen Probleme mit Wienerischer Grazie gelöst. Es ist lehrreich, diese moderne Farbigkeit mit den Holzschnitten Klemms und den bunten Bildern Ehmkes zum Reineke Fuchs, namentlich aber mit den englisch versüßlichten Äsop-Illustrationen Rackhams zu vergleichen; einem unparteiischen Urteil werden Jungnickels Beigaben als diejenigen erscheinen, die den Geist der Tiergeschichten am reinsten und kräftigsten erfaßt haben. Da auch die gesamte Ausstattung auf hoher Stufe steht, ist hier ein für jedes Lebensalter erfreuliches Buch zu begrüßen.

G. W.

Walter Flex, Das Weihnachtsmärchen des 50. Regiments. Gedächtnisausgabe mit Handzeichnungen von Benno Eggert. *C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München* 1918.

Das Märchen des jung gefallenen Walter Flex, das er bei der Christfeier seiner Kompagnie vor-

Digitized by Google

las, hat schnell große Verbreitung gefunden. Für ein rechtes deutsches Märchen ist es nicht schlicht genug, die Symbolik hindert eine reine Anschauung der Vorgänge. Und wenn man das auch hingehen lassen mag: der Schluß ist, für den anspruchsvolleren Leser wenigstens, unerträglich; diese „Moral von der Geschicht": der schlimme reiche Bauer, der sich bekehrt, ist nur zur Not entschuldbar durch das Soldatenpublikum, dem das Märchen zuerst vorgetragen wurde; Flex hätte an Worte Goethes denken sollen, der den eigentlichen Charakter der Märchen einmal dahin erklärt, „daß sie keinen sittlichen Zweck haben und daher den Menschen nicht auf sich selbst zurück, sondern aus sich hinaus ins unbedingte Freie führen und tragen". Jedenfalls stehen andere Dichtungen von Flex künstlerisch höher.

Wer das Märchen lesen will, wähle aber nicht die illustrierte Gedächtnisausgabe. Nur große Künstler werden Märchen gut illustrieren können, und das Flexsche Märchen erfordert gewiß besondere Fähigkeiten. Das kann aber Benno Eggert nicht entschuldigen. Dilettantismus ist ein mildes Wort für seine Bilder, die in einem Buch des Beckschen Verlages unerklärlich sind. F. M.

Wilhelm Fließ, Das Jahr im Lebendigen. *Jena, Eugen Diederichs*, 1918. 299 S. Preis brosch. 8 M. und 20 Proz., geb. 10 M.

Als vor einiger Zeit die spanische Grippe in Bern gefährlich zu hausen begann und die Sanitätsobrigkeit sich von ihrer Heftigkeit einigermaßen über den Haufen geworfen sah, erschien im „Bund" ein schöner Aufsatz, „Fortschritte im Sanitätswesen?" betitelt; darin war beschrieben, wie gut im Jahr 1764, zu Albrecht Hallers Zeiten, die Stadt gegen das seuchenhaft umziehende Katarrhalfieber vorgesorgt habe und ihm wirklich auch mit Erfolg begegnet sei. Daran habe ich beim Lesen des Fließschen Buches denken müssen. Denn wenn man das, was dieser Berliner Arzt im 20. Jahrhundert hier über den Jahresrhythmus und die Perioden der 23 und 28 Tage im Menschen-, Tier- und Pflanzenleben sagt, in einem alten Kräuterbuch fände, so würde die gelehrte Fakultät Molièreschen Angedenkens sich kräftig über solchen Aberglauben entrüsten. Ja, die Welt bewegt sich, aber öfters rundherum als geradeaus; es kommt alles wieder, und es wäre nicht wunderbar, wenn die Kriegsjahre außer dem guten Wein und viel bösem Elend auch den Kinderglauben wieder brächten, auf dem solche Theorien wie die Fließsche wachsen.

Er ist zu seiner Entdeckung vom Jahr im Lebendigen und von den 23 und 28 Tagen, die zwischen allen Lebensvorgängen liegen müssen, auf ähnliche Art gekommen, wie wir es von Galilei oder Newton wissen. Eine Amsel hat im Jahr 98 zuerst am 24. Januar gesungen und im Jahr 99 auch am 24. Januar gesungen; ein Rosenstock hat von 1894 bis 1903 zwischen dem 11. und 14. Juni seine erste Blüte angezeigt; eine Klivia hat 1898 und 1899 am 8. Januar geknospt, 1899 am 28. Juli wieder, 1900 gar nicht, 1901 wieder am 8. Januar; eine Reihe von fürstlichen Personen der gleichen Familie sind, wie man aus ihren Genealogien sieht, am gleichen Tag gestorben und geboren, oder am Todestag des Vaters oder der Mutter geboren, oder gestorben, oder der Vater ist an ihrem Todestag geboren. Auch in bürgerlichen Familien kommt das gleiche vor; es bewährt sich dem Verfasser an vielen hundert Fällen seiner ärztlichen Praxis, nicht nur an Geburt und Tod, sondern auch an Krankheiten aller Art, die mit Geburts- und Todestagen zusammentreffen; und wo es mit dem Jahr des Kalenders nicht stimmt, was ja auch der Schalttage wegen eine schwierige Sache ist, da kommen als Alternative die Perioden der 25 und 28 Tage herein; man sieht nämlich am Beispiel jener Klivia (S. 124) und vieler menschlicher Krankheitsfälle, daß in der Natur der Wert von $\frac{23 \cdot 28}{2}$ Tagen das Jahr vertreten kann, und daß $23 \cdot 23$ Tage anderthalb Jahren äquivalent sind; jedenfalls ist zuletzt von jedem wichtigen Lebensvorgang, der sich natürlich am Menschen zeigt, nachzuweisen, daß ein anderer solcher Vorgang, von dem dieser abstammt, sich in seinem eigenen Leben oder dem eines Vorfahren entweder am gleichen Datum oder vor $X \cdot 23$ oder vor $X \cdot 28$ Tagen abgespielt hat. Darauf wird natürlich der Mensch mit dem englischen common sense entgegnen, daß ihm hier zu viele Möglichkeiten auf einmal geboten würden und daß er nur das Kalenderjahr oder nur die 23 Tage oder nur die 28 glauben kann; er wird sich überlegen, wie viele von seinen Bekannten an ihrem Geburtstag natürlichen Todes gestorben sind, und wenn das unter 365 Todesfällen, auf die er sich besinnen kann, nur einmal vorgekommen ist, so wird er wahrscheinlich finden, daß daraus nur folge, an irgend einem Tag müsse eben jeder Mensch sterben. Oder es geht ihm wie dem Rezensenten, der noch nie einen solchen Fall unter seinen Bekannten erlebt hatte; am gleichen Tag aber, an dem er das Fließsche Buch studierte, kam die Todesanzeige einer alten lieben Freundin, die am Tag nach ihrem 80. Geburtstag gestorben war; er bemüht sich nun, das für keinen Zufall zu halten, sondern die Periodizität der Rezension mit jenem Geburts- und Sterbedatum gläubig anzunehmen, wenn es auch schwer fällt.

Den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie hat Fließ nur nebenher erwähnt. Er sagt, man habe schon seit grauen Zeiten den Fall bemerkt, daß Geschwister am selben Tag geboren werden, und habe da von Zwillingen oder Drillingen gesprochen, wie von einer Ausnahme. Das waren aber bloß Spezialfälle der viel allge-

Digitized by Google

meineren Fließschen Ordnung: „daß nämlich Geschwister am gleichen Jahrestag das Licht der Welt erblicken." Und wenn es nicht der gleiche Tag ist, so teile man den Zwischenraum durch 23 oder 28, und es wird stimmen.

Allen Freunden der höheren Zahlenmagie sei das merkwürdige Buch bestens empfohlen.

M. B.

Tom Freud, Das neue Bilderbuch. Text von Stora Max. — *Lily Hildebrandt*, Klein-Rainers Weltreise (Dietrichs Münchener Künstler-Bilderbücher, Buch 29 und 33). *München, Georg W. Dietrich*, 1918. In Pappband 10 M., bezw. 6,50 M.

Max Brahn, der angesehene Kinderpsychologe, hat vor neun Jahren in unserer Zeitschrift über „Bibliophilie in der Kinderstube" geschrieben (Jahrgang I, 303ff.). Der Aufstieg des Bilderbuchs, den er damals feststellen konnte, hat fortgedauert, nicht zum geringsten Teil durch die Folge der Dietrichschen Künstler-Bilderbücher, die immer dem Ideal einer ästhetisch befriedigenden Seelenspeise für das früheste Lebensalter zustreben. Die beiden neuen Glieder dieser Reihe zählen zu den besonders erfreulichen. Lily Hildebrandts aus farbigen Papieren geklebte Bilder mit den hübschen Reimen werden jedes junge und jedes junggebliebene Herz durch ihre leuchtende Buntheit, ihren echten Humor und ihre klindliche Phantasiebetätigung erfreuen, während die künstlerisch anspruchsvolleren Aquarelle Tom Freuds schon auf einen etwas ausgebildeteren Geschmack rechnen. Der ganz vortreffliche Druck und die sonstige Ausstattung gereichen dem Verlag, zumal in dieser Notzeit, zu hoher Ehre. A—s.

Alexander von Gleichen-Rußwurm, Pierrot. Ein Gleichnis in sieben Liedern. Mit 7 Heliogravuren nach den Radierungen von Rolf Schott. *Leipzig, Rainer Wunderlich* (1918). Geb. 9 Mark.

Die sieben Radierungen spielen die alte Weise von dem unglücklich liebenden Pierrot, ohne durch eigenen Ton oder höheres Können ihr neuen Reiz zu verleihen. Der Schillerenkel hat die Verse dazu geschrieben und die Fläche harmloser Alltagsreimerei nicht überstiegen. Strophen wie in Nr. 6 scheinen mir rhythmisch unmöglich. Die Ausstattung des Bändchens ist sehr gefällig. G. W.

Albert Haas, Das deutsche Lied im Elsaß. Eine Auswahl aus Werken elsässischer Dichter. *München, Georg Müller*, 1918. VIII, 233 S. Geh. 6 M., geb. 9 M.

Die dürftige Einleitung behauptet, das elsaß-lothringische Land habe dem deutschen Schrifttum zahllose Dichter geschenkt, von denen mehrere zu den größten ihrer Zeit und ihres Volkes gehören, und nennt zum Beleg die Namen Otfrieds, Gottfrieds von Straßburg und Scheffels. Mit Scheffel, der doch gewiß nicht zu den Großen zu rechnen ist, beginnt die hier dargebotene Reihe. Keiner der Gefolgsleute erreicht durch seine poetischen Leistungen diesen bescheidenen Anführer; ihre Zahl und ihr Können widerlegt aufs bündigste die Behauptung des Herausgebers. Man vernimmt nur schwache, dilettantische Nachklänge der jeweiligen, in der großen Dichtung Deutschlands gerade vorherrschenden Melodien; erst die Abteilungen „Das Volkslied im Elsaß" und „Deutsche Lieder an das Elsaß" lassen eigene Kräfte zu Worte kommen. Weshalb fehlen unter den Volksliedern die schönen, die der junge Goethe als Straßburger Student aus den Kehlen der ältesten Mütterchen aufhaschte?

G. W.

Carl Hagemann, Weltreise-Chronik. Erlebnisse, Betrachtungen und Anekdoten. *München, Georg Müller*. 319 Seiten.

Der Mannheimer Intendant hat kurz vor dem Kriege eine Reise getan. Nicht eigentlich eine Weltreise; er „machte" nur die eine Hälfte der Globetrotter-Route: Deutsch-Südwest-Afrika, Kapland und die ehemaligen Burenstaaten, Deutsch-Ost-Afrika, Ägypten und Indien. Dafür hat er aber allenthalben behaglich verweilt und kann so mehr geben als die üblichen Oberflächeneindrücke, zumal da sein Auge Landschaft und Menschen scharf zu erfassen weiß und seine Feder mit ungewöhnlicher Schmiegsamkeit die Form knappen und allenthalben bezeichnenden Ausdrucks findet. Was er uns von dem Leben an Bord erzählt, ist gewiß an sich nicht neu, aber mit vielen hübschen, zum großen Teil humoristischen Einzelheiten aufgeschmückt. Schöne Bilder entwirft er von dem Reichtum der tropischen Flora, von dem Leben der Deutschen und der Eingeborenen in unseren Kolonien (mit welcher Wehmut liest man das alles jetzt!), während die ägyptischen und indischen Schilderungen weniger farbenkräftig erscheinen. Im ganzen ein sehr anregendes, für jeden Leser belehrendes Buch. Daß von Kunst, insbesondere von der mit dem Theater verwandten, gar nicht die Rede ist, hat darin seinen Grund, daß Hagemann uns nach dem Kriege in einem besonderen Bande die Eindrücke und Studien auf seinem eigentlichen Interessengebiete geben will.

A—s.

Edgar Hahnewald, Der Mahlgang. Erzählungen. *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1918. 3 M.

Man ist der Kriegsgeschichten längst müde. Aber man muß anerkennen, daß Hahnewald mehr zu geben versucht als die meisten, denen der Krieg nur einen willkommenen Szenenwechsel für ihre

Digitized by Google

im Grunde sich gleichbleibenden Liebes- und Abenteuergeschichten bot. Hahnewald will den Krieg selbst lebendig werden lassen, will sein furchtbares Antlitz uns ohne Schonung enthüllen. Das zweite Stück des Bandes heißt denn auch einfach „Der Krieg". Dem Tod graut vor ihm selbst, den Hunger schaudert vor seinem Würgerhandwerk, der Krieg peitscht sie vorwärts. Aber er zermalmt sich selbst, denn Hunger und Tod, wenn sie das letzte getan, werden auch ihn vernichtet haben. Die künstlerische Prägung dieser Gedanken zeigt noch einen tastenden Anfänger. Auch die erste Erzählung, in der der Krieg wie ein riesiger Mahlgang erscheint, der die Menschen wie Körner schluckt, ist in der Form nicht ganz gelungen. Knapper, balladenhafter hätte diese Vision gestaltet und damit erst zu voller Wirkung gebracht werden sollen. — Ob Hahnewald zum Dichter reifen wird, wird sich erst zeigen, wenn er den Stoffkreis des Krieges verläßt. F. M.

E. v. Handel-Mazzetti, Brüderlein und Schwesterlein, Ein Wiener Roman. Feldausgabe. *Kempten* und *München*, *Josef Kösel*. 321 Seiten. Geh. 4 M., geb. 5 Mark.

Der Verlag erweist der Dichterin einen schlechten Dienst, indem er dieses verunglückte Werk in einer Feldausgabe den weiten Leserkreisen darbietet. Nach so mancher künstlerisch wertvollen Leistung mutet die Jugendarbeit an wie ein unbegreiflicher Rückfall in erfolglüsternes Dilettantentum, das den Hunger der Vielen nach grobem Erleben zu stillen sucht. Was hätte wohl Marie von Ebner-Eschenbach zu diesem Geisteskind ihrer Freundin gesagt? G. W.

E. v. Handel-Mazzetti, Ilko Smutniak der Ulan. Der Roman eines Ruthenen. 9. Tausend. *Kempten*, *Jos. Köselsche Buchhanlung*, 1918. 113 S. Geh. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Das Büchlein ist fast mehr Selbstbiographie als Erzählung von fremdem Leben und Sterben, trotz dem Titel, und die Freude der Verfasserin an ihrer eigenen Gutherzigkeit und Frömmigkeit und auch am Erfolg ihres literarischen Schaffens ist so groß und ehrlich, daß es fast wundernehmen kann, wie sie nicht bis in die Überschrift gedrungen ist. Wir haben ja auch viele ergreifende Berichte und manche schöne Dichtung vom Heldentum der Kriegsspitäler, vom Leiden und Sterben der Schwerverwundeten, zumal der ganz Jungen, zu lesen bekommen, und die meisten von uns werden selbst auch dieses Zeichen der Zeit gesehen haben und von ihm gezeichnet worden sein. So ist uns der ruthenische Ulan mit dem gebrochenen Rückgrat kein Fremder, zu dem uns erst die Kunst der Erzählerin führen müßte; er ist ein Bruder Mensch, und sein Leiden und was er Gutes und Böses denkt und tut, geht uns zu nahe an, um literarisch behandelt zu werden. Aber etwas anderes ist es mit den übrigen Personen der Handlung und besonders mit dem Spiegelbild der Erzählerin. Dieses besondere Spital mit seinen Pflegerinnen und der vornehmen Dame, die zu Besuchen kommt und Geschenke mitbringt, und mit der braven Schuldienersfrau in ihrem treuherzigen Dialekt, und mit den wunderbaren Errettungen, an denen ein Bild der Madonna Ursache hat, steht mit einer Deutlichkeit und Lebendigkeit vor uns, wie sie auch aus Schilderungen großer Künstler selten sich ergibt, und am deutlichsten und lebendigsten bewegt sich mitten darin die „gute Fee", die Frau Baronin Handel-Mazzetti, die den kranken Smutniak mit besonderer Sorge umgeben, ihm verschiedene Leckerbissen, Bildchen und Medaillen gebracht hat — die Schwester schreibt es seiner Mutter nach seinem Tod —, die ein klein wenig traurig ist, daß Ilko im orthodoxen Ritus den letzten Segen bekommt, weil jeder, der nicht in ihrem Glauben stirbt, ihr unsagbar leid tut und katholisch doch am besten sterben ist, und die sich mit der polnischen Krankenschwester, einer prächtigen jungen Lehrerin aus Lemberg, über alle Volksverschiedenheit weg so herzlich anfreundet, zum Lohn aber auch bald herausfindet, daß dies junge Mädchen auch eine Adlige ist, „sie war also" — nach ihrem kleinen feinen Visitenkärtchen — „von Adel, die dem ruthenischen Feldarbeiter in seinen Schmerzen beistand, ihm diente wie eine Magd — eine heilige Magd Christi, des Herrn. Auch er wusch armen Plebejern, armen Fischern die Füße, demütig vor ihnen kniend, umgürtet mit dem Leintuch." Freilich fehlt an dem Vergleich doch etwas; Christus ist nicht von Adel, er ist nur Gottes Sohn gewesen und seine irdischen Eltern waren selbst nicht viel anderes als arme Plebejer. Welch eine sonderbare Welt ist dies Österreich doch! „Ich habe dieser Tage einen liebreizenden Brief von der Tochter des bayerischen Königs, der geistvollen Prinzessin Hildegard, bekommen. Sie habe den „Blumenteufel" gelesen und darin mit Freude gesehen, daß ich mich mit den Verwundeten befasse. „Pflegen Sie auch?", schrieb sie mir." Oder „Julia rief noch etwas auf französisch hinaus; ich staunte über die Delikatesse ihres Akzentes. „Sie sprechen französisch wie eine Originalfranzösin, Schwester." Sie lächelte: „Meine Mutter ist eine Französin, deshalb. Übrigens auch sonst sprechen Poljen meist gut französisch; ja, man nennt uns Poljen die Franzosen des Nordens." — „Das Wort ist mir bekannt, Schwester. Einer meiner besten Kritiker war ein in Frankreich naturalisierter Pole. Er schrieb ein klassisches Französisch." Das war Wyzewa, dessen Essay über meine Stephana Schwertner in der ‚Revue des deux mondes' kurz vor Ausbruch des Krieges erschien."

Digitized by Google

Und so lernen wir durch Ilko Smutniaks Krankenlager noch manche anderen guten Bekannten und Verehrer der Verfasserin kennen. Manches davon mutet heute — das Buch ist 1917 veröffentlicht — ein wenig veraltet an, aber man soll die Ehrlichkeit, die aus solchen persönlichen Bekenntnissen spricht, immer achten, auch wenn sie sich hier und da selbst zu wichtig zu nehmen scheint. „Die Eitelkeit", heißt es einmal, „verläßt den Mann, genau so wie uns Evastöchter, bis zum letzten Augenblick nicht; ein Prediger aus dem Jesuitenorden sagte scherzend, sie sterbe eine Viertelstunde, nachdem der Leib erkalte . . ." Es wird Menschen geben, denen der Anblick solcher Eitelkeit im Tode fürchterlicher wäre als alles körperliche Leiden, und die leidenschaftlich daran glauben, daß die Menschen doch nicht so sind, wie dieses Wort des scherzenden Predigers sie zeichnet; aber sicherlich wäre bei denen, die nun einmal die Eitelkeit der Welt zum Glaubensartikel haben, ein Verstecken und Verschleiern dieses Glaubens schlimmer als solch ein lächelndes Bekenntnis. — Wir wollen zum Schluß den guten Willen loben, mit dem das Buch der Völkerversöhnung, besonders dem friedlichen Ausgleich der österreichischen Völker, dient.

M. B.

Oskar von Hase, Breitkopf & Härtel. Gedenkschrift und Arbeitsbericht. 4. Auflage. Zweiter Band: 1818—1918. *Leipzig, Breitkopf & Härtel*, 1919. 4°. X, 842 Seiten. Geh. 18 M.

Rechtzeitig zur Zweihundertjahrfeier des großen, verdienstvollen Druck- und Verlagshauses ist der Schluß seiner Geschichte erschienen. Was dem ersten Bande nachgerühmt wurde (Beiblatt IX, 149ff.) gilt auch von diesem weit umfangreicheren zweiten. Auch er bringt neben der Darstellung stolzen Aufstiegs eines durch drei Geschlechter mit gleicher Tatkraft und Umsicht geleiteten Unternehmens eine Fülle wertvoller Kunde zur Geschichte des Buchgewerbes und vor allem der Musik, der im neunzehnten Jahrhundert der überwiegende Anteil im Schaffen der Härtel und ihren Nachkommen zufiel. In seinem warmherzigen Vorwort sagt der Verfasser, die gegenwärtigen Geschäftsleiter fühlten sich als Pfleger einer wertvollen aber bindenden Überlieferung. Wie diese, so weit sie heute noch lebendig ist, begründet wurde, zeigt der erste Band an den Beziehungen des Hauses zu den Klassikern der Musik, der zweite in ihrer liebesvollen Fortführung im Zeitalter der Romantik und der Gegenwart. Als ehrfurchtgebietende Denkmäler, geschaffen aus dem Bewußtsein „Adel verpflichtet", wirken die kritischen Gesamtausgaben der großen Meister, die „Denkmäler deutscher Tonkunst", die musikgeschichtlichen Sammelwerke und Zeitschriften, umgeben von der fast unübersehbaren Schar der kleineren, Musik, Kunst und Wissenschaft fördernden Unternehmen. Sie alle führt das schöne Werk übersichtlich gegliedert mit immer frischer, bis zum Schluß unerlahmter Darstellung vor, daneben die immer mehr erweiterten technischen und kaufmännischen Betriebe bis zu der Katastrophe des Weltkriegs, die das arbeitsfrohe, hochstrebende Schaffen nicht zu lähmen vermochte. Man scheidet von dem schönen, durch zahlreiche wertvolle Bilder und Schriftstücke geschmückten Bande mit dem Wunsche, daß dem Hause Breitkopf & Härtel noch lange Zeiten gesegneten Wirkens beschieden sein mögen.

G. W.

Wilhelm Hauff, Märchen. Bilder und Buchschmuck von H. Stockmann. (Kleinodien der Weltliteratur 14. Buch.) *München, Georg W. Dietrich* (1919). 4°. 267 S. 30 M.

Stockmann ist ausgesprochener Schwarz-Weiß-Künstler. Seine sichere Charakterisierungskraft, sein echter Humor, seine Komposition wirkt sich überall vollständig mit linearen Mitteln aus und stellt ihn in die Reihe, deren Gipfel Ludwig Richter, Menzel, Hosemann heißen. So hat er sein Bestes in den zahlreichen, oft winzigen Textbildern gegeben (man möchte sagen: je kleiner, um so besser), während die paar Farbendrucke eben nur die übliche Zugabe solcher „Kleinodien" bedeuten. Die jungen und die nicht mehr jungen Hauff-Verehrer — und er hat wirklich noch viele Verehrer in allen Lebensaltern — werden diese schöne neue Ausgabe mit Dank begrüßen; stimmt doch der Geist der Bilder mit den Märchen zu einer völligen Einheit zusammen.

G. W.

Wilhelm Hauff, Drei Märchen. Mit 16 Originallithographien und Buchschmuck von Fritzi Löw. *Wien, Anton Schroll & Co.* (1919). Geb. 5,50 M. 150 Vorzugsexemplare auf Hadernpapier, von der Künstlerin signiert und in Halbleder.

Das neue Fritzi Löw-Bändchen bringt drei allerliebste Märchen Hauffs: den Kalifen Storch, den Zwerg Nase und das Kalte Herz. Auch hier gibt die frauenhafte biedermeierliche Anmut der liebenswürdigen Künstlerin die geeignete Grundfarbe; aber die phantastischen Töne, die Hauff eingemischt hat, klingen in der Illustration nicht nach, sowenig wie früher die Elegie der Mozart-Novelle Mörikes. Mit diesem kleinen Mangel bleibt doch die Leistung sehr erfreulich und wird dem etwas beleibteren Büchlein gleichen Erfolg bei zarten Gemütern sichern wie seinen Vorgängern. Alles Technische ist wieder der bösen Zeit zum Trotz vortrefflich, was sich ja bei einem Sprößling des Verlags Schroll & Co. von selbst versteht.

G. W.

Digitized by Google

Auguste Hauschner, Die Siedelung. Roman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* 365 S. Preis 6 M.

Die Politisierung unserer schönen Literatur schreitet rüstig vorwärts und man freut sich, neben so vielen Romanen der kriegerischen Politik nun auch schon die sozialistisch-bodenreformerische Gattung anzeigen zu können. Die Siedelung ist eine Gutswirtschaft in Ostpreußen, auf der das Geld wenigstens im Innenverkehr beseitigt werden, freiwillige Arbeit und reines Verhältnis zur Natur den Menschen helfen sollen, von den Krankheiten der alten Gesellschaft zu gesunden. Ein „Meister" leitet die Siedelung, mehr durch geistige Überlegenheit und Kraft seines Glaubens als durch vorbildliche Leistung; um ihn gruppieren sich außer seinen nächsten Angehörigen allerhand Leute, die anderwärts nicht mit ihren Köpfen durch die Wand der Wirklichkeit gekommen sind und es nun hier versuchen; ein paar sehr unstete, ein paar schlechte Gesellen und Mädchen dabei, aber auch einige tüchtig-natürliche Menschen, mit denen sich schon ein guter kleiner Staat gründen ließe, wenn das den bösen Nachbarn gefiele. Diese, der Landrat des Kreises voran und einige städtische Gäste des benachbarten Schloßguts, sind ohne zu starke Karikatur in der trägen Unzulänglichkeit ihres Verstandes und Gefühls gezeichnet; auch der Offizier ist dabei, der, kurz vor dem Kriegsausbruch, durch heftige Reden über die etwa wieder zu befürchtende „Feigheit" Deutschlands das Seine tut. In diesem politischen Hintergrund des Buches ist viel gut Beobachtetes und die verschiedenartigen Mitarbeiter an der Siedelungs-Utopie sind in ihren verschiedenen Formen des Versagens vor der großen Aufgabe treffend geschildert. Man möchte eigentlich wünschen, daß es dabei sein Bewenden hätte; die zwei auf diesem Grund aufgebauten Handlungen verbinden sich nicht recht mit dem politischen Thema. Die erste: ein bei der gewaltsamen Schlußwendung (Kosakenüberfall) ausbrechender und durch einen frühen Tod mehr abgebrochener als gelöster Konflikt zwischen dem Vater „Meister" und seinem Sohn läßt sich vielleicht noch als typischer Vorgang bei politisierenden oder sozialisierenden Vätern und Söhnen in einen inneren Zusammenhang mit der „Siedelung" bringen. Aber der zweite Konflikt, der aus dem Liebesleben dieses Sohnes entsteht, ist sachlich durch nichts gerechtfertigt. Daß dieser Hubert, zwischen dieser Sabine und dieser Cornelie aufgewachsen, von dieser Vera verführt wird und diese Mary, ein Tennismädchen der gewöhnlichsten Art, lieben muß — eigentlich doch nur, weil sie so ganz zu der andern Welt gehört und das einen schönen Romankonflikt gibt — das ist schade. In der Liebesgeschichte ist auch manches „unter dem Strich" (S. 239—240 dieses schon bei Clauren nicht unbekannte Batisthemd unter dessen Spitzen . . . ! — oder 253, oder schon vorher 161—163), während im übrigen die Darstellungsweise sich im ganzen vorteilhaft vom Ton des Durchschnittsromans unterscheidet. M. B.

Heinrich Heines Briefwechsel. Herausgegeben von Friedrich Hirth. Zweiter Band. *München, Georg Müller*, 1917. XVI, 620 S.

Beim Erscheinen des ersten Bandes wurde an dieser Stelle (VII. Jahrgang, Sp. 90f.) die Art des Briefschreibers Heine, der dadurch bedingte Wert und die Anlage des Hirthschen Unternehmens geschildert. Da die für den zweiten Band früher versprochenen Anmerkungen auch jetzt noch fehlen, muß das Urteil über die Leistung des Herausgebers, soweit sie über das Zusammentragen und Wiedergeben des Stoffes hinausgeht, weiterhin vertagt werden. Es läßt sich also nur feststellen, daß dieser Band die Jahre von der Übersiedlung nach Paris bis Ende 1846 umfaßt, fünfzehn Porträts und ein Faksimile enthält, dagegen wieder alle die Benutzung erleichternden Beigaben wie Inhaltsverzeichnis, Personen-, Sach- und Briefregister, vermissen läßt. G. W.

Karl Henckell, Weltmusik. Neue Gedichte. *München, Franz Hanfstaengl.* 135 Seiten.

Karl Henckell war einst — in den neunziger Jahren — eine unserer stärksten Hoffnungen. Er fand in seinen Gedichten öfters einen eigenen unmittelbaren, voll und ehern klingenden Ton, in dem ein starkes soziales Pathos, eine innere Ergriffenheit sich mischte mit einem eigenmächtigen frisch zugreifenden Gefühl, das auch das rechte Wort und den rechten Rhythmus fand. Diese Gedichte wirkten in ihrem hohen metallischen Klang wie Heroldsrufe. Man findet sie besonders in dem Buche „Aus meinem Liederbuch" (Serie „Volker der Junge"). Diese Sammlung enthält auch Liebeslieder voll lichter zarter Stimmung, voll feinem lyrischen Klang — im Sinne der Liebeslyrik Goethes. Dazu hatte Henckell reihenweise soziale Gedichte und politische Zeitgedichte geschaffen, die freilich oft die rechte Gestaltungskraft vermissen ließen und mehr durch Rhetorik und Ideen wirkten als durch poetische Eigenkraft. Sie weisen vielleicht die Gründe auf, die den Dichter doch nicht den Stilgestalter werden ließen, den einige sehr gelungene Gedichte erhoffen ließen . . . Eigene Klänge finden sich in späteren Büchern spärlicher. So hoch auch der Wert der Gedichte als Zeugnisse einer Persönlichkeit einzuschätzen ist. Man hat das Gefühl, als ob diese späteren Gedichte wohl stark empfunden, aber auch mühevoll gestaltet worden sind. Der doch noch wenig originale Stil der achtziger und neunziger Jahre, der z. B. für Arno Holz' „Buch der Zeit" so sehr charakteristisch ist, war und blieb der Wurzelboden dieses Dichters, aus dem er sich nicht herausreißen konnte. Dieser Eindruck wird durch das

Digitized by Google

vorliegende Buch verstärkt. Künstlerisch bewertet hält es den Vergleich mit jüngeren Dichtern nicht aus. Auch die Persönlichkeitswerte, die es bietet, sind nicht überwältigend. Der Ausdruck ist zum Teil spröde, ohne Glanz, ohne innere Glut, zum Teil überladen, überbildlich, und die Bilder selbst sind manchmal nicht gerade treffend und geschmackvoll. Charakteristisch ist z. B. das Gedicht „Weltmusik" (eine Orchesterphantasie). Das große Motiv der Weltentwicklung wird klein gewandelt und verliert sich in dithyrambischen Arabesken und bleibt im Grunde, da es so wenig eindringlich gestaltet ist, abstrakt und unausgesprochen. Einfach erhaben dagegen ist Ton und Stimmung in dem „Oster-Requiem". So wirken auch einige Gedichte, die große Lebensstimmungen festhalten, wie „Heimat des Herzens", „Geistesruf" eindringlich in ihrem stark persönlich empfundenen Gefüge. Zum Teil enthält das Buch Gelegenheitsgedichte, Prologe und Widmungen, die für die Einschätzung der von der Zeit und ihren sozialen und ethischen Ideen stark bewegten Persönlichkeit des Dichters von Wert sind. Dasselbe gilt von den Zeit- und Kriegsgedichten. *Dr. Hans Benzmann.*

Leopold Hirschberg, Erinnerungen eines Bibliophilen. *Bibliophiler Verlag O. Goldschmidt-Gabrielli, Berlin-Wilmersdorf* 1919. Ausgabe I 70 M., Ausgabe II 26 M.

Wenn man das Inhaltsverzeichnis überfliegt, denkt man zunächst an Jean Paul. Es gibt keine Kapitel, sondern nur „Jobelperioden" und „Sektoren" und schließlich einen „Abgesang"! Aber über das Preziöse kommt man hinaus, wenn man sich an die Lektüre macht. Hirschberg zitiert gern. Die Zitate kann man überschlagen, es bleibt immer noch viel Hübsches und Munteres, auch Anregendes und Belehrendes übrig. Hirschberg erzählt, wie er Bibliophile wurde und wie seine Neigung sich ausbildete; wie er, immer auf dem denkbar billigsten Wege, zu seinen Büchern kam, wie er dann seine Sammlung an die Berliner Universitätsbibliothek verkaufte, um sich von dem Erlös in Dahlem eine Villa zu bauen, und hierauf von neuem zu sammeln begann, mit Begeisterung, mit unleugbarem Wissen und erstaunlichem kaufmännischen Talent. Als „Musikaliophile" fing er an: er ist ja auch Dozent für Musikgeschichte, und wer einmal einen seiner Vorträge gehört hat, begreift das. Auf dem Umwege über die Musik kam er zur Weltliteratur, von der Vertonung zur Dichtung, und nun ging es los. Es ist lustig zu lesen, wie sich bei Hirschberg mit feiner Witterung ein fabelhaftes Glück verband, wenn er einmal an entlegener Stelle etwas aufgestöbert hatte, dessen Erwerb ihm selbst fast zweifelhaft erschien. So bestellte er aus einem auswärtigen Antiquitätskataloge die Goeschensche Goethe-Ausgabe von 1787—1790 und erhielt sie auch, sogar mit der fast immer fehlenden Anzeige für die Buchbinder in einem prachtvollen Exemplar für 10 M. Das war freilich vor 25 Jahren und bei einem Antiquar des Auslands, der noch dazu übersehen hatte, daß der erste Band einen Titel in Probedruck enthielt, der später eines Druckfehlers halber kassiert wurde, daß es sich in diesem Falle also auch noch um ein pläsierliches „Unicum" handelte (Vgl. F. f. B. N. F. IX., 69 ff. und Beibl. IX., 324). Wie unser Verfasser im unbeirrten Glauben an die Dämlichkeit der Menschheit bei wachsender Ausdehnung seiner Forschungen seine bibliophilen Leimruten legte, das mag man genauer bei ihm selbst nachlesen. Er ist sehr offenherzig in dieser Beziehung, und wer die Verhältnisse kennt, der schmunzelt auch unwillkürlich, wenn er hört, daß es jemals Leute gegeben hat, die ihm ein Halblederexemplar der Cottaschen Schillerausgabe von 1835 mit den Rethelschen Stahlstichen gegen die sechs modernen Schiller-Leinenbände des Bibliographischen Instituts eintauschten, oder eine Erstausgabe des Faust für ein gebundenes Reclambändchen, oder ihm Kants Kritik der reinen Vernunft von 1781 mit überschwellendem Dank für 5 M. überließen. Junge Bibliophilen könnten getrost bei Hirschberg in die Lehre gehen: er wird ihnen wichtige Fingerzeige geben. Wer viel reist beispielsweise, soll nicht versäumen, namentlich in kleinen Städten die alten Leihbibliotheken abzugrasen. Da kann (oder konnte) man noch Wetzels Nachtwachen von Bonaventura, Mörikes Maler Nolten, Brentanos Godwi, den Anton Reiser, die Plautinischen Lustspiele Lenzens, Kleists Schroffenstein und Penthesilea und andere Köstlichkeiten für wenige Groschen kaufen. Auch an unvollständigen Gesamtwerken soll man nicht schnurstracks vorübergehen. Hirschberg hat siebzehn Jahre gebraucht, um sich aus Leihbibliotheken und Antiquariaten ein schönes vollständiges Exemplar von Arnims Werken zusammenzuholen. Er nahm, was er fand, tauschte die Doppelbände gegen andere um, ersetzte die schon vorhandenen durch immer bessere Exemplare und kam bei dem ganzen Handel gut auf die Kosten. Man muß nur Geduld zur Sache haben und ein gewisses merkantiles Geschick. Versuche, wie Hirschberg sie als geglückt schildert, habe ich ja auch zuweilen gemacht, aber zumeist lohnten sie sich nicht, weil mir eben die Geduld fehlte und der gar nicht hoch genug zu schätzende Handelssinn. Aber Hirschberg hat schon recht: wenn man die Lücken der Sammlung ausfüllen will, muß man sich umsehen. Er hat die ersten fünf Auflagen von Novalis' Schriften nebeneinander reihen können. Selbstverständlich, denn die erste genügt nicht, alle weitern bringen Vermehrungen.

Sehr interessant und sicher nicht allgemein bekannt sind des Verfassers Untersuchungen über die ersten Gesamtausgaben Fritz Reuters und

Digitized by Google

Storms. Überhaupt: er bringt im Gewande der Plauderei doch recht viel, was ernsthaftere Beachtung verdient, wie seine Anregungen für eine neue Immermann-Ausgabe und eine Sammlung der Werke Loebens und Uhlands. Die „Erinnerungen" sind gut ausgestattet und mit mannigfachen Faksimilebeilagen versehen. Auch eine Luxusausgabe auf besserem Papier und mit vermehrtem Bilderschmuck wurde gedruckt.

F. v. Z.

E. T. A. Hoffmann, Der goldne Topf. Mit Bildern und Zeichnungen von Ludwig Enders (Kleinodien der Weltliteratur, 16. Buch). *München, Georg W. Dietrich*, 1918. 75 Seiten. In Leinen 25 M.

Der „goldne Topf" Hoffmanns hat mit seiner Fülle klar geschauter phantastischer Bilder in neuerer Zeit schon zweimal Künstler angelockt. Nach den unbedeutenderen Illustrationen Schäfers (bei Kiepenheuer) erschienen die aus dem echten romantischen Geiste geborenen Thylmanns, vielleicht des für diese Aufgabe berufensten Künstlers, den wir als eins der zahllosen Opfer des unseligen Krieges beklagen. Nun folgt als dritter Ludwig Enders. Seine Auffassung geht bewußt oder unwillkürlich von dem Vorbild der beiden englischen Lieblingsillustratoren Rackham und Dulac aus: intellektuelle Zeichnung von einer etwas peinlichen Sauberkeit, gemildert und dem Phantastischen angenähert durch zarte Aquarellierung in klaren, dem Auge der Durchschnittsliebhaber sympathischen Farben. Der Deutsche wählt die Töne kräftiger und verleiht ihnen dadurch suggestive Wirkung; aber sie bleibt doch etwas süßlich-altmodisch und reicht nicht in die Tiefen romantischen Fühlens hinab, die in den Schwarz-Weiß-Zeichnungen der Vignetten hier und da erreicht sind. Das trefflich gedruckte Buch mit den sorgsamen Farbendrucken wird viele Freunde finden.

G. W.

H. H. Houben, Hier Zensur — wer dort? Antworten von gestern auf Fragen von heute. Mit Umschlagbild von Th. Th. Heine. *Leipzig, F. A. Brockhaus*, 1918. 208 Seiten. Geheftet 3,60 Mark, gebunden 5 Mark.

Houbens Abhandlung „Kaiser Josephs II. Zensurreform" (im X. Jahrgang, S. 85 ff.) hat den Lesern unserer Zeitschrift gezeigt, wie gründlich er mit den Maßregeln des 18. Jahrhunderts zur Überwachung der Presse vertraut ist. Das bezeugt nun für einen weiteren Zeitraum das hübsche Buch, unter der Form einer Anekdotensammlung in erster Linie Zensurkuriosa darbietend, aus denen sich von selbst eine Verurteilung der gesamten Einrichtung der Zensur ergibt. Nicht nur, daß sie ihre Absicht, die mißliebigen Bücher und Theaterstücke zu unterdrücken, nur sehr unvollkommen erreichte, sie gab sich auch im einzelnen fortwährend Blößen, blamierte dadurch die Behörden, untergrub die Autorität der Regierungen und leitete das Wasser auf die Mühlen ihrer Widersacher. Insofern kann das munter geschriebene Buch auch heute noch lehrreich werden, — wenn es nach den Ereignissen der jüngsten Zeit noch einer Belehrung über die Schädlichkeit und Zwecklosigkeit der Zensur bedürfen sollte. In den Einzelheiten ist die Darstellung, wie man bei Houben von vornherein erwarten darf, zuverlässig; um so mehr fällt die alte unwahre Geschichte von der Verbrennung des Hanswursts auf der Gottschedschen Bühne (S. 85) auf. Zahlreiche Zensurkuriosa aus älterer Zeit hätte der Verfasser in meiner „Geschichte des literarischen Lebens in Leipzig" finden können. Der „Joseph Parricida" (S. 82 f.) sei nur des lustigen Versehens wegen angekreidet. Als Beitrag zur Kultur-, Literatur- und Theatergeschichte, als unterhaltender Lesestoff verdient diese Schrift Dank; schade, daß Houben keinen besseren Titel fand und daß Th. Th. Heine diesen unbezeichnenden Wortlaut durch seine Umschlagzeichnung nicht besser zu verdeutlichen wußte.

G. W.

J. K. Huysmans, Geheimnisse der Gotik. Mit 24 Bildbeilagen. 2. Auflage. *München und Berlin, Georg Müller*, 1918. 189 Seiten. Geh. 12 M.

Die Geheimnisse der Gotik, die Huysmans, der französisierte Vlame und Vorkämpfer der neukatholischen Bewegung in Frankreich, uns hier verkündet, dürften weniger Licht über Gotik verbreiten als über die Fehler tendenziöser Kunstbetrachtung. Und als solche sind es — leider! — ja keine Geheimnisse mehr, sondern im besten Falle Mißverständnisse. Wenn Huysmans meint, die Sprache der Gotik der französischen Kathedralen — für deren Größe und Schönheit aus den Reihen unserer Krieger so viele enthusiastische Zeugenschaften laut geworden sind — seien lediglich Symbole der in der Heiligen Schrift niedergelegten Sprache Gottes und diese Deutung eigentlich doch nur auf die stofflichen Inhalte der Ornamentik beschränkt, so muß darin eine unter dem heute erlaubten Maß zurückbleibende, zu enge Anschauung empfunden werden. Sie wäre es selbst noch vom nur religiösen Standpunkt aus, da sie ersichtlich ihrer dogmatischen Fesseln in keinem Punkte sich zu entledigen vermag. Die temperamentvollen Anwürfe gegen restaurationsbeflissene Kunstgelehrte offenbaren auch kein Geheimnis und sind zudem — international. Huysmans sagt uns über diesen Stolz Frankreichs nichts Neues, dafür aber herzlich Unerhebliches.

Weit fesselnder ist Huysmans' Auseinandersetzung mit *Matthias Grünewald*, dessen Isenheimer Altarwerk zur Stunde in der Münchner Alten Pi-

Digitized by Google

nakothek eine, wie es in diesen bewegten Tagen scheint, ungewöhnlich tiefe Erschütterung der in Mengen herbeiströmenden Beschauer verursacht. Hier darf von der Wirkung eines Kunstwerkes gesprochen werden von selten erlebter Gewalt, wobei allerdings der Umstand mitsprechen mag, daß wir diesen deutschesten Meister wohl zum letztenmal als deutschen Besitz genießen, ehe er ins Colmarer Museum zurückkehrt. Hier, wo sich Geist und Geheimnis der Gotik enthüllt als ein ungeheuerer Kampf und Krampf einer Gefühlseinstellung zu Gott und Welt, das religiöse Element als tiefste Unruhe und glühendste Ekstase zugleich ausbricht, hier tritt in Huysmans' Bekenntnis die unterschiedliche Bewertung klar zutage, die nun einmal, und wie es scheint unversöhnlich, zwei Kulturwelten trennt. Karl Scheffler bezeichnet sie im „Geist der Gotik" als „*griechisches* und *gotisches*" Formelement der Anlagen und enthebt damit diesen Wesensunterschied der nationalistischen Befangenheit, die, in der letzten von Grausen erfüllten Zeit, eine „lateinische und germanische Kulturanlage" konstatieren wollte. Huysmans kann aus dieser Befangenheit ersichtlich nicht heraus. Ihm ist der ungeheuere mystische Schauer der „Kreuzigung" eine „Nachtmahr"; das Werk Grünewalds erscheint ihm „unerfreulich" und „trivial", der übers Menschenmaß hinausgewachsene Gekreuzigte — Aufschrei einer Gesamtmenschheit — ihm ist er ein „Schächer". Die Mutter Jesu in dem Altarflügel der „Geburt", dieser erschütternden Symphonie von Wahrhaftigkeitsdrang und inbrünstiger Phantastik, ist ihm nur „eine biedere, von Pökelfleisch genährte und vom Biergenuß aufgeschwemmte Deutsche" und er zeigt sich lediglich gewonnen durch die mit der Ohnmacht kämpfende Maria im Kreuzigungsbilde: sie scheint ihm „eine Königin, die ins Kloster ging, eine wunderbare Orchidee, die der Flora eines unbekannten und unbestimmbaren Bodens entsproß". An dem „Unbekannten" und „Unbestimmbaren" aber, als den ewig schürenden Flammen religiöser Erlebnisse, die in Grünewalds Werk zu einer Revolution der künstlerischen Elemente aufgeschlagen sind und uns in die Wehen einer künstlerischen Neugeburt unter Schauern und Entzückungen hineinreißen, geht der zum „Lateiner" gewandelte Vlame kühl und ablehnend vorüber.

Gerade darum aber ist das vom Verlag mit Sorgfalt ausgestattete und durch die Bildbeilagen nützlich bereicherte Buch ein interessantes Dokument kunstpsychologischer Analyse; es ist willkommen zu heißen als ein wertvoller Beitrag zur Klärung aktueller Kulturfragen.

Max Martersteig.

Georg Kaiser, Claudius. Friedrich und Anna. Juana. *Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar* 1918. — Der Brand im Opernhaus. Ein Nachtstück in 3 Aufzügen. *S. Fischer Verlag, Berlin* 1919. — Gas. Schauspiel in 5 Akten. Ebenda 1918.

Die letzten vier oder fünf Arbeiten dieses Dichters stehen unter einem zwiefachen griechischen Zeichen: unter dem Zeichen des Mythos — nach ihrem Gehalt — und unter dem Zeichen des Plato und des Sokrates — nach ihrer Form. Diese doppelte Einstellung bedeutet einen wundervollen Wettstreit: von Verdunkelung gegen Aufklärung, von Bildhaftigkeit gegen bildlose Schärfe des hingezielten Wortes, von Pathos der Szene gegen Pathos des Gedankens, dem die Gebärde sich hilflos versagt.

Das ist das mythische Zeichen. Admet, der Lebenwollende, wandelt in vielfacher Vermummung über die Bühne. Immer ist es Admet, der endlos nimmt und besitzt: Leben und was zugehörig dem Leben ist: Süße der Frau, Süße des Freundes, Süße der Freiheit und Süße des Ruhms. Er ist wüst oder groß in seiner Lust, zu verschlingen, was süß und glänzend ist. Claudius (im ersten Einakter) reitet nächtlich aus und tötet die jungen Bewohner der umliegenden Schlösser, damit sie nicht einmal die Schönheit seiner jungen Frau — mit Augen schauen, und als diese aus den vielen Betten der dumpfen Stadt zu ihm emporsteigt, tötet er sie selbst, philiströs bis zur Unmöglichkeit in eifersüchtiger Wut. Juan und Jorge (im dritten Einakter) rasen gegen bewährteste Freundschaft um den Besitz Juanas, die beiden Frau geworden ist. Der Herr von * (im „Brand im Opernhaus") ist ein dekadenter Claudius, der Sylvette — die unerwartet von Ball und Betrug Heimgekehrte — nicht mit dem Schwert totschlägt, aber mit der Schärfe einer richterlichen Gesinnung, die die Lebende für tot erklärt, — für ihn. Am größten ist Admet im „Gas": als breiteste Masse, die leben will, nichts als leben, ohne die Wahrheit eines ragenden Zieles, zu dem erst hingelebt werden müßte.

Admet ist dem Dichter mehr als griechische Erinnerung, mehr als scharf geprägte Figur: Admet ist Prinzip, ist Form des Menschlichen überhaupt, seine tiefste, starrste, mitleidwürdigste. Ihr stellt er — nicht als einer, der Tragödien schreiben will, um Tragödien zu schreiben, sondern als einer, der um der Wahrheit willen Tragödien schreibt — seine höchste, beweglichste, verehrungswürdigste gegenüber: Alkestis. Alkestis, die das Frauenopfer der Liebe bringt. Alkestis ist Hingabe schlechthin, tiefste und höchste. Hingabe mit eigener Leibessüße an die Not der armen fremden Menschen in dumpfer Stadt, — die Alkestis des ersten Einakters. Hingabe nicht an Tod nur und Frauenschande, sondern an Lüge, Heuchelei, Verachtung um den Geliebten, der über alles geliebt

Digitized by Google

wird, — die reinste und schönste Alkestis: Gräfin Lavalette (im „Frauenopfer"). Hingabe um der Freundschaft zweier gleich stark geliebter Männer willen — Juana (im dritten Einakter). Hingabe an die Menschheit im Ganzen, die tiefer, schöner, beglückter, wahrer leben soll, nicht um Betriebsmittel, sondern um den Menschen zu erzeugen — der Sohn des Milliardärs, auch er Alkestis (in „Gas", diesem schreienden Ruf: nicht Sozialisierung, nicht Sozialismus! Sondern Menschentum! Wie „Die Bürger von Calais" schrien: nicht Militarismus, sondern Menschentum!) Denn Alkestis bekräftigt unendliche Hingabe nicht nur durch leiblichen Tod, sie ist Alkestis durch die Gesinnung, die kein Opfer bestreitet. Alkestis ist nicht Opfertod an sich — den stirbt auch der Milliardär (in der „Koralle") — um des Phantoms willen, der Offizier (im „Gas") — um der „Ehre" willen, den will auch der Ingenieur (im „Gas"), der starke Gegner des Milliardärssohnes, sterben, damit die Arbeit, Herstellung von Gas, wieder aufgenommen wird. Alkestis ist *tragischer* Opfertod, Aufgabe des Ich um der Wahrheit willen, die mehr als Leben ist. — Zwischen Admet und Alkestis gibt es keine Berührung, und doch eine: Admet kann Alkestis werden. Das ist Sylvette, die aus den Flammen des brennenden Opernhauses gerettet nichts als leben will, primitiv und sinnlich, und — rückkehrend in den Brand, in ihm vergeht, um als reine Erinnerung in dem zu leben, der sie liebt, und den zu lieben sie begonnen hat.

Erotische Probleme? Nichts weniger als das! Selbst Eros ist im letzten Grunde Mythos, Verbildlichung der körperlosen Wahrheit. Darum wird das Bild auch wieder entbildlicht, die Szene gestürzt, auf daß „Schau-Lust zu glückvoller Denk-Lust" sich gestalte. Das ist das Zeichen des Plato und des Sokrates. Der Stil dieser Dramen ist im umfassendsten Sinne platonisch geschult. Der Dialog schießt nicht vorwärts, vor Tätigkeit springend, Tätigkeit zu raschem Ausdruck bringend, er verweilt beschaulich in der gelassenen Zergliederung des überräumlichen und überzeitlichen Begriffs. Die Figuren sind in Wahrheit solche, die nur *eine* Feindschaft haben: die dialektische. Immer wieder läuft die Kaisersche Szene auf die Dialektik eines höheren und niederen Typus hinaus, nur daß diese aus der rein begrifflichen Sphäre in eine rein menschliche gehoben ist. Wahrheiten werden abgewogen, die Gebärde des Redenden verblaßt darüber und wird nur dann erzwungen, wenn es letzter Wucht schweigender Bestätigung bedarf: im Schreien hochgerüttelter Arme, im Lächeln, das den hingesprochenen Satz bekräftigt, im Greifen und Halten des Giftbechers in unbewegter Faust.

Hier wird der innere Zwang der Formengebung sichtbar: Starb nicht auch Sokrates — der große Dialektiker — überm Schierlingsbecher den Liebestod des Alkestis?! Und war nicht auch sein Tod stärkste Dialektik, letzte Überredung zur Wahrheit? —

Von Plato wird erzählt, er habe seine Tragödien, die Werke seiner Jugend, verbrannt, nachdem er in höherer Einsicht — der philosophischen — wissender geworden sei. Dies könnte man, scheint mir, in einem übertragenen Sinne auch von Kaiser sagen. *Dr. Fritz Schwiefert.*

Alt-Wiener Kalender für das Jahr 1919. Mit 36 Abbildungen. Herausgegeben von Alois Trost. *Wien, Anton Schroll & Co.* 4°. 160 Seiten.

Der dritte Jahrgang dieses Kalenders steht seinen Vorgängern in nichts nach, weder in dem reichen, gut gewählten und gut ausgeführten Bilderschmuck, noch an Wert und Mannigfaltigkeit der literarischen Gaben, unter denen die Aufsätze über das Krippelspiel (von Ludwig Böck) und über den Komponisten Johann Mederitsch-Gallus (von Egon von Komorzynski) auch für die Theatergeschichte interessante Beiträge bieten. Besonders hübsch ist diesmal der Einband, gezeichnet von Fritzi Löw.

G. W.

E. v. Keyserling, Im stillen Winkel. *Berlin, S. Fischer.* 158 S. 1,35 M. mit Teuerungszuschlag.

Das kleine Buch, mit dem Keyserling von uns Abschied genommen hat, wird seinen vielen dankbaren Freunden immer besonders lieb bleiben, obgleich es gewiß nicht zu seinen innerlichst geschaffenen Werken gehört. Aber er zeigt sich so ganz menschlich auch in diesen beiden Erzählungen vom Krieg — sie führen nicht ins Brüllen der Schlacht, sie zeigen nur das letzte verlorene Leben, das, von den großen Erschütterungen draußen herkommend, tief drinnen in der Heimat im Herzen einer Frau und eines Kindes zittert — und es liegt etwas sehr Rührendes darin, wie dieser stille, vornehme Künstler die Kraft seiner Seele in aller Tobsucht dieser letzten Jahre bewahrt, wie er das Erlebnis des Kriegs im stillen Winkel des Einzelmenschentums gestaltet und zugleich gelöst hat und dann, noch vor dem letzten und wüstesten Taumel, fortgegangen ist. Wedekind und Keyserling — denkt man an die beiden letzten großen Toten der deutschen Literatur, so ist auch ihr Tod zu dieser Zeit, was sie im Leben waren: Wedekind eine schrille Dissonanz, ein toller Widerspruch, denn er hätte bei dieser Revolution dabei sein sollen und uns in einem frechen Prolog erklären können, daß sie eine Dichtung seines Geistes sei; Keyserling eine süße Harmonie, die vor dem Gassenhauer zu verstummen scheint — aber sie wartet wohl nur, bis er vorbeigelärmt ist; ganz leise, wie die Einnerung an einen Gestorbenen, ist sie in uns klingend geblieben.

M. B.

Digitized by Google

Friedrich Kluge, Von Luther bis Lessing. Aufsätze und Vorträge zur Geschichte unserer Schriftsprache. Fünfte duchgesehene Auflage. *Leipzig, Quelle & Meyer*, 1918. IV, 315 S. Geh. 7 M., geb. 8 M.

Seit über dreißig Jahren behauptet das gehaltvolle, edel volkstümliche Buch Kluges seine Stellung als bester Führer durch den im Titel genannten Zeitraum unserer Sprachgeschichte. Der Verfasser hat ergänzend und feilend das Seine dazu getan, auch den Leser neuerdings noch eine Strecke weiter geleitet, indem er in zwei Vorträgen Goethes und Schillers Verhältnis zur deutschen Sprache schilderte. Die Forschungsergebnisse Burdachs hätten in dem Anfangskapitel doch wenigstens auf Erwähnung Anspruch, da sie die Darstellung Kluges nach rückwärts ergänzen. Opitz hat seinen „Aristarchus" nicht als Rede beim Abgang vom Breslauer Gymnasium gehalten (S. 199), sondern als Student in Beuthen veröffentlicht, und daß aus der Fruchtbringenden Gesellschaft Dichtwerke hervorgegangen seien, die ganz Deutschland wieder für die deutsche Sprache begeisterten (S. 202), bleibt eine unbewiesene Behauptung. So ließe sich im einzelnen noch manches berichtigen; doch schädigt das den Gesamteindruck des bewährten Buches nur unerheblich. G. W.

Kriegsbriefe gefallener Studenten. Herausg. in Verbindung mit den deutschen Kultusministerien von Prof. Dr. Philipp *Witkop*. *Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner*, 1918. Preis kart. 1.80 M.

Mit einem Gefühl tiefer Wehmut blättert man jetzt in diesem schlanken Bändchen, aus dem so viel Idealismus, so viel ehrlicher Glaube, so viel menschliche Wärme, so viel Gemütstiefe spricht. Wofür mußten all diese jungen Menschenleben hingeopfert werden? Ist es denkbar, daß sie umsonst vernichtet worden sind? Wir sind heute, unter dem Eindruck des in den letzten Jahren Erlebten, zu sehr geneigt, die Stimmung von 1914, wie sie vor allem unsere Jugend erfaßt hatte, zu mißachten und zu unterschätzen. Da kommen diese Studentenbriefe gerade recht, um uns wieder daran zu erinnern, daß es keine „Radaustimmung" war, keine Eroberungs- oder Abenteuerlust, die die besten unserer jungen Männer zu den Fahnen trieb. Wir haben uns lange Zeit über das Gerede von den „deutschen Barbaren" entrüstet, jetzt ist der allgemeine Zusammenbruch für so manchen von uns zur Veranlassung geworden, dieses Gerede wieder aufzunehmen und ihm beizustimmen. Seine beste Widerlegung ist das vorliegende Buch. Nirgends findet sich in diesen Briefen eine Verherrlichung des „frischfröhlichen Krieges", nur ein tiefes, ernstes Pflichtgefühl spricht aus ihnen allen. „Auch wenn ich überzeugt bin, daß ich im Frieden für das Vaterland und Volk mehr tun kann, als im Krieg, so finde ich es ebenso verkehrt und unmöglich, solche abwägenden, fast rechnenden Betrachtungen jetzt anzustellen, wie etwa für einen Mann, der, bevor er einem Ertrinkenden hilft, sich selbst überlegen wollte, wer der Ertrinkende wäre und ob er nicht vielleicht wertvoller sei als dieser",— heißt es in einem Brief. Und in einem andern: „Das ist überhaupt das Scheußliche in dem jetzigen Krieg, — alles wird maschinenmäßig, man könnte den Krieg eine Industrie gewerbsmäßigen Menschenschlachtens nennen — man tut mit in Begeisterung für das zu erringende Ziel und mit Verachtung und Abscheu vor den Mitteln, zu denen man zu greifen gezwungen ist, um dies Ziel zu erreichen". Und in einem dritten: „Krieg dem Kriege! Mit allen Mitteln gegen ihn ankämpfen! Das wird meine eifrigste Aufgabe sein, falls der gütige Weltenlenker mir ein frohes, gesundes Wiederkehren vergönnt. Man wird ein anderer Mensch. Meinen Eltern werde ich als Neugeborener geschenkt; gereifter, einsichtiger, und insofern mögen diese Schrecknisse ihre Berechtigung haben: eine abgrundtiefe verwerfliche Ausgeburt der Hölle, aber ein entsetzlicher, gründlicher Erzieher der Menschenseele."

Ergreifend ist es zu sehen, wie die ständige „Kameradschaft mit dem Tode" diese jungen Seelen vertieft und reif macht. Und darin liegt auch das Tröstende. Sie alle haben in diesen Monaten, Wochen und Tagen so intensiv gelebt, wie es ihnen sonst nicht vergönnt gewesen wäre. An ihnen allen hat sich das Wort bewährt, das Hofmannsthals „Tor" Claudio dem triumphierenden Tode entgegenwirft, sich ihm beugend und ihn doch zugleich überwindend:

In eine Stunde kannst du Leben pressen
Mehr als das ganze Leben mochte halten.
Arthur Luther

Isolde Kurz, Aus meinem Jugendland. *Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart* und *Berlin* 1918. 264 S. Geheftet 6 M., gebunden 8 M.

Die Dichterin, die uns aus ihrer zweiten Heimat Florenz, der „Stadt des Lebens", so reiche und reife Früchte sandte, kehrt nun zu den Stätten ihrer Geburt und ihres Aufblühens zurück. Vor die „Florentiner Erinnerungen" schieben sich die Tübinger Bilder, nicht minder farbig, humorvoll, formschön und menschlich bedeutsam. Der Vater, dem Isolde Kurz eine treffliche Biographie gewidmet hat, tritt hier kaum hervor, um so stärker die Mutter. Ihre zierliche Gestalt, ihre großartige, von allen konventionellen Wertungen freie Unabhängigkeit, ihr Opfermut und ihre Liebenswürdigkeit vereinen sich unvergeßlich zu dem Bilde einer Persönlichkeit von hohem Wert. Unter ihrem Einfluß wachsen die kleine Isolde und ihre Brüder heran, die „Heidenkinder", bekämpft von den Söhnen und Töchtern Philistäas, den Tübinger Spießbürgern. Die Enge

Digitized by Google

und die Heiterkeit der kleinen Universitätsstadt der siebziger Jahre mutet wie ein Idyll aus viel früherer Zeit an, unterbrochen durch die Besucher aus der weiten Welt, die das Kurzsche Haus aufnimmt, der merkwürdigste der bekannte französische Kommunist Edouard Vaillant. Ein Besuch bei seiner Mutter lehrt Isolde Kurz französisches Kleinstädtertum mit dem deutschen in einem besonders hübschen Kapitel vergleichen, andere erzählen von den Anfängen eigenen Schaffens, von dem starken Einfluß der Antike, von den Münchener Beziehungen zu Heyse und Wilhelm Hertz, endlich von dem Scheiden aus der Heimat (hier wird noch dem alten Friedrich Vischer ein besonders liebevolles Gedenkwort zuteil) und dem Übertritt in die italienische Welt.

Diese Andeutungen können den reichen Tatsachengehalt dieser Jugendgeschichte der Dichterin erkennen lassen, nicht aber den eigentlichen Wert des Buches. Denn er beruht in der Form, der immer anschaulichen und doch nie kleinlich malenden Darstellung, der inneren Wärme ohne alle Empfindsamkeit, dem Humor, für den die Anekdote zu einem überflüssigen, nur mit großer Vorsicht angewandten Würzmittel wird. So reiht sich das „Jugendland" der Isolde Kurz den wenigen deutschen Erinnerungswerken an, die das Menschliche einer bedeutenden Persönlichkeit rein und schön, in ungesuchter Vornehmheit und voll reichen seelischen und zeitgeschichtlichen Gehalts darbieten. G. W.

Henriette von Meerheimb, Die Toten siegen. Ein Kleistroman. *Georg Westermann, Braunschweig—Berlin—Hamburg.* 559 Seiten.

Viel Sorgfalt und Liebe zu dem schwierigen Thema offenbart der Roman, aber die Blutsverwandtschaft der Verfasserin mit der Familie Kleist hätte zur Geistesverwandtschaft mit dem Dichter Kleist werden müssen, wenn sein Leben zur Dichtung werden sollte. Es entstand aber nur ein Unterhaltungsroman, in dessen besten Abschnitten Kleist fehlt und seiner Schwester Ulrike, dem Frankfurter Familienkreis oder dem Berliner Hofleben Platz macht. Nichts von Kleistscher Zerrissenheit, weder in der Charakteristik noch im Stil! Seine Entwicklung wird in sklavischer Abhängigkeit von der Überlieferung gegeben; wo diese aussetzt, schweigt die Verfasserin, nicht kühn genug, des Dichters Leben selbst zu dichten. Ein Buch also, für den Kenner einer guten Kleistbiographie entbehrlich, jedem anderen erwünschte Belehrung in bequemster Form bietend. F. M.

Conrad Ferdinand Meyer, Gedichte. Taschen-Ausgabe. *Leipzig, H. Haessel*, 1919. Kl.-8°. 377 S. Gebunden 6 M.

Vielen sind C. F. Meyers Gedichte dank ihrer adligen Schönheit, ihrer farbenreichen Bilder, ihrer lebensweisen und doch nie lehrhaften Gedankenfülle zu einem unentbehrlichen Weggenossen geworden. Bisher gab es sie, gleich den andern Werken des großen Schweizers, nur in einem altmodischen, innen und außen unschönen Bande. Nun hat der Verlag endlich für ein gefälligeres Format, klaren Antiquasatz (der indessen wohl noch mehr Anmut und Würde bewähren könnte) und hübschen Einband gesorgt. Die Gedichte in dem sorgsam durchgesehenen Wortlaut der Ausgabe letzter Hand können nun in der Tasche mitgenommen und als willkommenes Geschenk auch anspruchsvolleren Freunden und Freundinnen der Muse Meyers dargebracht werden. G. W.

Gustav Milchsack, Was ist Fraktur? Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Kommerzienrat Friedrich Sönnecken in Bonn. Kommissionsverlag *Friedrich Vieweg und Sohn* in *Braunschweig.*

Diese Auseinandersetzung mit dem streitbaren Vorkämpfer der Antiqua ist ziemlich derb und temperamentvoll, ja zuweilen stürmisch ausgefallen, aber die Polemik gegen den rein mechanistischen Standpunkt in Schriftfragen rennt nur offene Türen ein und verkennt das unschätzbare Verdienst Sönneckens, mit seinem Fanatismus das Schriftproblem unausgesetzt in Fluß und in Bewegung zu erhalten, so daß eine gerechte und schöne Klärung der Schriftfragen gerade darum zu erhoffen ist. Milchsack selbst gibt den Beweis dafür. Ohne seine Entrüstung hätten wir schwerlich schon jetzt diese ausgezeichneten Darlegungen zur Entstehung der Schwabacher, der Kanzlei, der Fraktur, der Antiqua erhalten, die gründlich, sowohl dokumentarisch wie psychologisch in das Werden dieser Schriftgattungen hineinleuchten. Es fällt alles wie nebenbei ab und ist doch die Hauptsache, die die Abhandlung zu einer der wichtigsten für die Schriftkunde stempelt. Die Geburt der Schwabacher muß ja nun viel höher hinaufgerückt werden, als sie noch Pfarrer Clauß in seinem Typenstandesamt angab, bis 1454, ja 1433. Und nicht erst Sigmund Feyerabend ist 1566 der Erzeuger der Fraktur, sondern sie entspringt als früheste Äußerung des deutschen Barock 1524 gleichzeitig in Straßburg (bei Köpfel), in Nürnberg (bei Petrejus), in Wittenberg (bei Lufft). Überhaupt ist glänzend, wie Milchsack die Typen mit den Stilepochen konfrontiert. Ausgezeichnetes, vor allem im künstlerischen Sinn, steuert er zur Nürnberger Schriftgeschichte bei, so wenig ihm in der Aufstellung beigepflichtet werden kann, daß Dürer der Schöpfer der Fraktur sei, was sich merkwürdig mit dem positiven und ganz entgegengesetzten Resultat der Forschungen von Fritz Kuhlmann kreuzt. Man kann von Dürer doch auch nicht alles ver-

Digitized by Google

langen, von ihm fordern, daß er in eigner Hausdruckerei von eignen Schriften die eignen Werke 1525 und 1527 gedruckt habe, das heißt ihm doch zu viel zugemutet. Renaissance-Universalismus in allen Ehren, aber wir wollen zufrieden sein, wenn er die Nürnberger Schreibmeister nur ein wenig beeinflußt hat. Selbst die Ehrenpfortetype von 1517 rührt nicht von ihm her, sondern von Neudörffer und Andreae. Auch was Milchsack von dem barocken Schnörkel, dem Motiv des Elefantenrüssels in der Fraktur sagt, gibt wohl nur Peripherisches, bei aller Originalität, ungemein wohltuend und herrlich ist dafür die Lobpreisung der beiden Vincenz-Rockner-Typen (Gebetbuch und Theuerdank), dies und die allenthalben eingestreuten tiefgründigen Typenerklärungen geben der Schrift Milchsacks eine außerordentliche Bedeutung.

Julius Zeitler.

Walter von Molo, Der Hauch im All. Tragödie. *München, Albert Langen*, 1918. 142 Seiten. Geh. 2,50 M., geb. 4 M.

Es ist das grausamste Schicksal einer starken Intelligenz, die, freiwillig oder durch Erleben gezwungen, ihr Gefühlsleben zu beherrschen erst, dann zu vergewaltigen sich gewöhnt, Kompromissen der Lebensführung sich unterwirft auf Kosten der empfindsamen, nach Verinnerlichung langenden Seelenregungen und für all das Ersatz sucht in fanatischer Hingabe an einen Beruf und dessen Ehrenforderung, die letzten Endes doch keinen Frieden bringt, geschweige das Glück, — schließlich einer ungeheueren Skepsis anheim zu fallen, die bis in das moralische Zentrum hinein eine bis zum Grauen vor sich selbst sich steigernde Zersetzung bewirkt. Wo in robusteren Naturen, mit heißerem Durst nach den Lebensgütern, eine solche Skepsis beim Ressentiment Hilfe sucht, gelangt sie zur offenen Auflehnung gegen die sozialen Gebote. Der geistig Differenziertere schleppt sie als tiefen Unfrieden mit sich weiter und gelangt schließlich zur zynischen Anzweiflung aller Werte, findet seine höchste Qual in der eigenen Lieblosigkeit, und während ihn die Unfähigkeit zur Liebe als Schuld bedrückt, entlädt sie sich zuweilen in einem Rausch des Begehrens, das bis an die Grenzen des Verbrechens abirren kann. Shakespeares Timon, Raimunds Rappelkopf sind Stammväter dieser Unseligen. Nur, daß die Ursachen eines solchen Verfalls sich feiner und vielfältiger verästeln, je reicher die geistigen Anlagen in einem komplizierteren Milieu zur Entfaltung gekommen sind.

Der Anreiz für einen Dichter, diesen tragischen Zerfall an einem Menschen unserer disparaten Kulturzone aufzuweisen, liegt nahe. Und Walter von Molo hat ihn aufgegriffen. Sein Held ist bezeichnenderweise Staatsanwalt, bei dem die Gewöhnung an Tiefenschürfungen in den Grundschichten seelischer Vorgänge die Skepsis gegen andere — und sich selbst geradezu sublimiert und den der Neid auf ein durch ihn selbst bereitetes Stück Menschenglück schließlich zum Verbrechen, zur Anstiftung eines Mordes getrieben hat, weil er die ihm versagte Lebenserfüllung bei anderen Menschen nicht ertragen konnte. — Aber Walter von Molo, dessen Schillerbücher von einem für die dramatische Bewegung hoher Ideen, für das Pathos ethischer Hingabe geschaffenen Temperamente Zeugnis geben und eine diesen Tendenzen angepaßte starke Begabung erwiesen haben, erliegt hier der Schwierigkeit des Stoffes, der zur Bewältigung im Drama ganz andere Qualitäten beansprucht. Er fehlt zunächst gegen ein Grundgesetz des Dramatikers, indem er uns nicht rechtzeitig und stufenweise die innere Beschaffenheit seines heldischen Märtyrers enthüllt, statt dessen aber eine theatralische Spannung auf die andere häuft, bis er ihn schließlich in einer auch theatralisch ganz unmöglichen Gerichtsverhandlung zusammenbrechen läßt. In dieser fällt dem Staatsanwalt nämlich die Aufgabe zu, für das Verbrechen, das er selbst begangen oder doch veranlaßt hat, den Strafantrag gegen den überlebenden Gatten zu vertreten. Im Schlußakt erst erfolgt dann die seelische Analyse und die Klärung der Beweggründe. Zu spät, um das aufs Äußerliche abgelenkte und darin verwirrte ästhetische Interesse zu einer künstlerischen Befreiung steigern zu können. *Max Martersteig.*

Walter von Molo, Friedrich Staps. Ein deutsches Volksstück in vier Aufzügen. *München, Albert Langen.* 123 Seiten.

Dieses Drama von dem unglücklichen jungen Thüringer, der am 12. Oktober 1809 einen Mordanschlag auf Napoleon plante und dafür erschossen wurde, ist nichts als ein starker Laut des Tyrannenhasses und der Freiheitssehnsucht. Aus dem Volksgeiste geboren, müßte es mehr als der Alltagsbühne begeisterten jungen Liebhabern dienen, Vaterlandsgefühl und Freiheitssinn austönen zu lassen. Zu solchen Zwecke sei die schöne, einfach und stark geführte Dichtung warm empfohlen. G. W.

Elizabeth Gräfin von Moy, Licht- und Dämmerstunden. *München, Georg W. Dietrich*, 1918. In Leinen 6,50 M.

Die gutgemeinten, von keinem Hauch der Gegenwartskunst berührten Verse einer Kriegermutter mit den zahlreichen gleichgearteten Bildchen H. Stockmanns bedürfen keiner ernsthaften kritischen Beleuchtung, denn dem offenbar echten und tiefen Fühlen steht kein entsprechendes Können zur Seite, und es wäre unbillig, hier mehr zu fordern als treuherzigen Ausdruck einer Trauer, die diese adlige Mutter mit unzählbaren anderen teilt. Denen mag die Stimme des eignen Leids aus den einfachen Reimen herzbewegend entgegentönen.

G. W.

Digitized by Google

Hans Much, En nedderdüütschen Doodendanz. Mit Biller von Willy von Beckerath. (Nedderdüütsch Bökeri 70. Band.) *Hamborg, Richard Hermes*, 1919. Geh. 4 M., geb. 5 M.

„Leeder up de Minschheit ehren besten Fründ", so nennt Much im Vorwort seine Gedichte vom Tode. Er sagt dann weiter: „Mag mien Book dat bewiesen, dat uns plattdüütsche Språk sick dat taumauden kann, dat Gröttste, wat de Minschen an de Seel un up de Seel liggen dait, in dat einfachst Kleed vörtaudrägen un uttaudüüden." Dieser Beweis ist ihm vollauf gelungen. Einfach stark und voll tiefer klarer Empfindung sind die kurzen Stücke, so mit Poesie gesättigt, daß sie dem Besten zur Seite stehen, was in deutscher Sprache gesungen worden ist. Den Bildern Beckeraths kann man zum hohen Lobe nachsagen, daß sie in voller Selbständigkeit aus dem gleichen Geiste geboren die Lieder würdig schmücken. Eine wundervolle Gabe für ernste, kunstsinnige Menschen hoch- und niederdeutschen Stammes.

G. W.

Johannes Mummbauer, Der Dichterinnen stiller Garten: Marie von Ebner-Eschenbach und Enrica von Handel-Mazzetti. Bilder aus ihrem Leben und ihrer Freundschaft. Mit zwei Bildern. *Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.* 8°. IV, 90 S. Geh. 1 M., geb. 1.60 M.

Die überlebende Dichterin hat dem Verfasser ihren Briefwechsel mit der größten Novellistin Deutsch-Österreichs und eine sehr anschauliche Schilderung ihrer persönlichen Beziehungen zur Verfügung gestellt, und er hat daraus ein ebenso gefälliges wie gehaltvolles Büchlein zusammengestellt, das aufrichtigen Dank verdient. Ein gewisser Weihrauchduft stimmt gut zu dem herzensfrommen Gesamtton.

G. W.

Marsyas. Eine Zweimonatsschrift. Fünftes Heft. *Berlin, Heinrich Hochstimm.*

Vom *Marsyas* übersandte mir der Verlag *Heinrich Hochstimm* in *Berlin* das fünfte Heft des ersten Jahrgangs. Theodor Tagger zeichnet nicht mehr für die Redaktion, auch sein Roman wird nicht fortgesetzt. Einem nicht erschöpfenden, aber Anregungen spendenden Essai von Kurt Bock über die Genesis des Gedichts folgt eine seltsame Ballade von Ernst Weiß. „Ballade" nennt der Verfasser seine Dichtung, obwohl sich der Begriff des Balladesken verschoben hat, seit er mehr am Stofflichen der Heldensagen haften geblieben ist und sich nicht wie einst bei den südromanischen Völkern in der Liebesklage erschöpft. Weiß hält sich an die älteren Vorbilder; seine Ballade ist wie ein gewaltiger Aufschrei, und durch das Rollen der Worte und den Rhythmus der Verse klingt auch das alte und ewige Leid der in allen Tiefen aufgerührten Kreatur. Zu Manfred Georgs Erzählung „Der Rebell", einem artistischen Kunststück, dessen Reize mehr in der Formgebung als in der Psychologie liegen, hat Walter Gramatté vier Radierungen von verblüffender Eigenart geliefert. Es sind höchst merkwürdige Blätter, äußerlich dem Grotesken sich nähernd, innerlich von starker Empfindungskraft und in der Technik blendend. Im Gegensatz dazu wirken die Radierungen Pechsteins zu Hermann Stehrs ergreifender Novelle „Der Schatten", als habe dieser immer zwischen Gut und Böse daherpendelnde Künstler wieder einmal zeigen wollen, was man unter dem Deckmantel der Originalität dem Beschauer alles bieten kann. Hätte ich mich nicht oft genug von dem großen Können Pechsteins überzeugen können, so würde ich glauben, er habe sich mit diesen Gräßlichkeiten ein Späßchen mit dem Publikum machen wollen, was auch immerhin möglich ist. Nur in dem letzten Blatte liegt ein gewisser dämonischer Reiz und in der fratzenhaften Verzerrung doch auch ein tieferer Sinn. Vortrefflich in der Zeichnung und interessant in der Auffassung ist Michl Fingestens Bhawani zu Carl Hauptmanns „Lied der Erde", während desselben Künstlers Radierung zu zwei schwermütigen Gedichten von Max Herrmann zu bewußt impressionistisch ist, um Wirkung zu hinterlassen. Hübsch, wenn auch wieder in Anlehnung, diesmal an halbvergessene Karikaturisten der Romantikerzeit, ist dagegen Fingestens große Vignette zur Chronik. Die Reproduktionen der graphischen Blätter sind wie in den früheren Heften der Zeitschrift wahrhaft mustergültig ausgeführt.

F. v. Z.

Martin Andersen Nexö, Stine Menschenkind. Eine Kindheit. Roman. *Albert Langen, Verlag, München.* Geb. 5,50 M.

„Stine Mann" sollte das Buch heißen! Denn Stine stammt aus dem Geschlecht Mann, und Menschenkind ist nur eine fragwürdige Namengebung des Übersetzers, der um jeden Preis den allgemeinen Begriff Mensch mit zum Ausdruck bringen wollte. Stine Mann also: das klingt auch viel herber, kraftvoll wie nur immer der Dichter aus der herben salzigen Seeluft des Nordens geschrieben hat. Und es ist ein männliches Buch, obgleich es die Kindheit eines Mädchens erzählt, die harte Jugend der unehelichen Stine, die in der ärmlichen Fischerhütte der Großeltern an der dänischen Küste alles Elend: bittere Armut und schwere Arbeit, Hunger und Kälte erlebt und die bei der mit dem Schinder verheirateten Mutter just von dieser Mutter schlimmeres zu leiden hat. Aber wachsend an dem Widerstand des Geschickes führt diese tapfere kleine Person ein Leben, das uns alles Elend

Digitized by Google

vergessen läßt. Und das ist das Große dieses Buches: ein Leben in drückendsten Verhältnissen wirft keinen Schatten auf uns, sondern macht uns froh. Was durch irgend ein sentimentales Idealisieren niemals gelänge, erreicht die Güte des Menschen und die große darstellerische Kunst des Dichters Nexö. Sören Mann, das alte Plappermaul, die Großmutter Maren, Lars Peter Hansen — prachtvolle Gestalten! Wenn dieses Buch, wie der Verlag mitteilt, den Anfang einer Romanreihe bildet, so kann man nur mit Spannung fragen, ob wohl nach dieser Kindheitsgeschichte noch eine gleichwertige Fortsetzung möglich ist. — Hermann Kij's Übersetzung verdient Dank; aber: „Stine *Mann*", nicht wahr? F. M.

Charlotte Niese, Tante Ida und die anderen. Roman. *Richard Hermes, Verlag, Hamburg* (56. Bd. der „Niederdeutschen Bücherei)". Geb. 8 M.

Der Roman ist besser als sein Titel. Behaglich erzählt Charlotte Niese die Geschichte der Familie Fellandt, die aus engem Hamburger Kleinbürgertum zu Millionenreichtum in prunkvollem Schloß emporsteigt. Der geschäftstüchtige Gatte, seine dumme kokette Frau und die prachtvoll unerzogenen Kinder geben Gelegenheit zu vielen belustigenden Szenen. Ihnen gegenüber steht die würdige Tante Ida von Hutzfeld, neben ihr die solide Schulmeisterin Barbara Schläger und um diesen Mittelpunkt eine Fülle hübsch charakterisierter Leutchen aller Art. Die Freunde der Charlotte Niese werden sich gern durch diese Welt führen lassen, und wenn auch der anspruchsvollere Leser oft genug über die Unebenheiten des Stiles stolpert, erfreut ihn doch gelegentlich ein kleines boshaftes Witzwort: „Es gibt Qualverwandtschaften!" F. M.

K. M. Oberutschew, Die Morgenröte. — *Albert S. Asseo*, Das Massengrab (Europäische Bücher). *Zürich, Max Rascher*, 1918.

Die beiden neuesten Bände der „Europäischen Bücher" führen uns nach dem Osten. „Die Morgenröte" von K. M. Oberutschew schildert die russische Revolution von 1917 — von den Märzereignissen bis zu dem bolschewistischen Umsturz. Der Verfasser selbst hat mitten in der Bewegung gestanden. Er war Oberst der russischen Armee und nach dem Sturz des zarischen Regimes Oberbefehlshaber des Militärbezirks Kiew. Seine Memoiren sind vor allem wertvoll durch das reiche Tatsachenmaterial, das sie bringen. Gerade in diesen sturmbewegten Tagen wird man sie mit besonderem Interesse lesen, denn es ist so vieles in dem Buche, was lebhaft an die Entwicklung der Dinge auch bei uns erinnert. Besonders lehrreich ist es, zu verfolgen, wie die Welle von links immer mächtiger emporschwillt und endlich die gemäßigten Revolutionäre vom Schlage des Erzählers erbarmungslos hinwegfegt. So manches berührt uns jetzt nur zu vertraut, — wie z. B. die ständige Furcht vor der „Gegenrevolution", die nach und nach zur Begründung aller terroristischen Maßnahmen herhalten muß. Der Erzähler selbst ist ein charakteristisches Beispiel dafür, wie man zwar Sozialrevolutionär sein, aber sich dabei die volle Unschuld einer naiv kindlichen Seele bewahren kann. Er freut sich, daß der Umsturz erst so glatt verlaufen ist, meint, die lang ersehnte „große Zeit" für sein Vaterland sei nun angebrochen, erwartet von der Revolution einen neuen Aufschwung des Nationalgefühls bei den Massen, der die siegreiche Fortführung und Vollendung des Krieges zur Folge haben muß — d. h. er verkennt völlig das Friedensbedürfnis des Volkes — und erklärt den Erfolg der Bolschewiki einzig aus der maßlosen Agitation, die von dieser Partei getrieben wurde, ohne zu fragen, ob diese Agitation nicht gewissen sehr starken Empfindungen und Wünschen, die im Volke lebendig waren, entgegen kam. Bezeichnend ist ferner das ablehnende Verhalten dieses ganz in großrussischen Anschauungen aufgewachsenen Offiziers gegenüber der nationalen Bewegung in der Ukraine.

Ganz anspruchslos ist auch die Form, in der diese Erinnerungen abgefaßt sind. Der russische Oberst hat keinerlei literarische Prätensionen. Er erzählt schlicht und sachlich, was er gesehen und erfahren hat, und liebt es — nach echt russischer Art —, hin und wieder allgemeine Betrachtungen einzuflechten, die ebenso banal als gut gemeint sind, und die man lächelnd über sich ergehen läßt, weil man fühlt, wie sehr sie dem braven Mann vom Herzen kommen. Es ist so gar keine Pose in diesem Buche. Und es enthält, wie gesagt, sehr viel interessantes Tatsachenmaterial. Man lese etwa, was Oberutschew von dem „großen" Lenin zu erzählen weiß, oder die Schilderungen der verschiedenen Sitzungen der Soldatenräte! Wenn man diese Kapitel liest, so kommt einem der Gedanke, als wären die Unterschiede im Charakter der verschiedenen Nationen gar nicht so groß, wie man es sich meist denkt. Vor einem Jahr noch würden wir vieles als echt-russisch bezeichnet haben, was uns nach unsern jüngsten Erfahrungen als menschlich schlechthin erscheinen muß.

In viel höherm Maße als „Literatur" gibt sich das zweite hier zu besprechende Buch, „Das Massengrab" von Albert S. Asseo. Dieses Massengrab ist Saloniki, die Vaterstadt des Verfassers, und sie wird ihm zum Symbol des ganzen, von Nationalitätenkämpfen zerfleischten, vom europäischen Imperialismus ausgebeuteten Orients. Das Buch gibt keine zusammenhängende Darstellung, sondern eine Reihe Momentbilder. Erst werden „die Menschen", dann „die Elemente" geschildert, daran schließen sich weiter Bilder aus den beiden Kriegen, von

Digitized by Google

denen die umstrittenste Stadt des Balkan im letzten Jahrzehnt heimgesucht wurde. Asseos Darstellung ist gewollt sprunghaft, nervös erregt, sie wirkt oft wie die wilden Phantasien eines Fiebernden, aber es ist alles nur zu reale Wirklichkeit, was uns hier gezeigt wird. Es wird einem schwer zu atmen in dieser von Rauch und giftigem Staub, von den Ausdünstungen unzähliger Blutlachen durchsetzten Luft. Kapitel, wie die Schilderung der Cholera-Epidemie oder die des Einzugs der siegreichen Griechen mit dem sich daran schließenden Judengemetzel, wirken wie ein Alpdruck. Und so wirkt im Grunde das ganze Buch. Die schönen Worte von der „Befreiung der kleinen Völker", dem „Selbstbestimmungsrecht" usw., die wir in diesen vier Jahren so oft hören mußten, — hier zeigen sie sich als das, was sie in Wirklichkeit sind, nämlich nur schöne Worte, nichts weiter. Keine theoretische Auseinandersetzung vermag ein so klares und — sagen wir es nur gleich — trostloses Bild von der ungeheuren Schwierigkeit der orientalischen Probleme zu geben, wie diese Schilderungen der bloßen, allerdings durch ein sehr starkes Temperament gesehenen Wirklichkeit. Das Buch sagt uns aber zugleich auch, daß die heillose Verwirrung des Balkanproblems zum allergrößten Teil auf das Schuldkonto der „zivilisierten" europäischen Großmächte kommt, für die der Orient eben immer nur Ausbeutungsobjekt war. „Die Fackel, die die Welt in Flammen gesetzt hat, ist von Europa nach dem Orient geworfen worden und vom Orient sprang sie auf Europa zurück." Europa aber hat das zu spät eingesehen: es geriet „vor dem brennenden Vulkan des Balkans in Ekstase wie bei einem schönen Theaterstück." Diesen ästhetischen Genuß hat es nur zu teuer bezahlen müssen. . . . *Arthur Luther.*

Jean Paul, Entlarvung der Weiber, nebst einigen Wahrheiten über Liebe und Ehe (herausgegeben von Victor Fleischer). Mit 210 Originallithographien von Fritzi Löw. *Wien, Anton Schroll & Co.* (1918). 16°. 75 Seiten. 150 numerierte Exemplare auf Van Gelder-Bütten und von Fritzi Löw handschriftlich signiert; gewöhnliche Ausgabe geb. 5,50 M.

Fritzi Löw hat sich mit ihren farbigen Bildchen zu Brentanos Märchen und Mörikes Mozartnovelle einen allbekannten Namen gemacht, und der neue Buchtypus, den ihre Beigaben schmückten, ist sogleich zu einem der beliebtesten Geschenkartikel geworden. Kein Wunder, daß der Verlag und die Künstlerin auf dem betretenen Wege verharren. Die neue Gabe übertrifft durch geschickte Wahl des Gegenstandes und Anmut der Einkleidung noch die Vorgängerinnen. Die mit dem gefühlvollen Witz Jean Pauls gesättigten Aphorismen, die reizvollen Bildchen, der hübsche Druck und die besonders geglückte Einbanddecke mit der überlangen Empire-Dame werden jedem Geber einen dankbaren Blick seiner Schönen (und hoffentlich noch etwas mehr) als Lohn eintragen.

G. W.

Georg J. Plotke (†), Nur sechs Schüsseln. Lustspiel in drei Aufzügen (vier Bildern). Nach dem Familiengemälde von G. F. W. Großmann (1777) umgearbeitet. Mit einem literarhistorischen Nachwort. *München, Georg Müller*, 1919. VIII, 165 S. Geh. 4 M., geb. 6 M.

Jahrzehnte hindurch zählte Großmanns Familiengemälde „Nicht mehr als sechs Schüsseln" zum eisernen Bestand des deutschen Spielplans. Der Grundstoff, die liebevolle, mit breitem Pinsel gemalte Schilderung einer bescheidenen Umwelt, stammte von Diderots „père de famille" her, den Lessing so hoch gerühmt und der den deutschen Schauspielern in seinem Titelhelden eine so dankbare Aufgabe geboten hatte. Aber der bühnenkundige Großmann tat hinzu, was soeben der Sturm und Drang als neues, wirksamstes Motiv im Drama zu verwerten begann: das gegen Adelshochmut und Fürstenwillkür ankämpfende Bürgertum. Am Horizont der optimistischen Aufklärungszeit zeigen sich die ersten dunklen Wolken, das heraufziehende Revolutionsgewitter ankündigend. Kurz nachher zeigen sie in der mächtigen Drohung von „Kabale und Liebe" auch dem Harmlosesten die nahende Gefahr, während Großmanns Stück bei seinem Erscheinen noch in sicherer Behaglichkeit genossen werden konnte. Wir vernehmen, heute zumal, die leise grollenden Untertöne deutlicher; der Musikus Miller leuchtet zurück auf seinen Vorläufer, den Hofrat und Justizdirektor Reinhard, den Großmann mutig und erfolgreich den Kampf gegen adlige Dummheit und Tücke bestehen läßt. Jeder Helden- und Väterspieler wird sich dieser wirksamen Rolle freuen, nicht minder die jugendliche Sentimentale der reizvoll gezeichneten Tochter Wilhelmine und die komische Alte der bornierten, mit einer Fülle guter Züge ausgestatteten Frau von Schmerling. Plotke hat mit geschickter Hand das Rankenwerk der alten Domestikenspäße beseitigt, das diese Gestalten und die Haupthandlung allzudicht umspann, die überflüssigen Nebenäste weggeschnitten und dadurch dem unterhaltenden und spannenden Geschehen neue Kraft verliehen. Der Erfolg im Frankfurter Schauspielhaus hat dies bereits bezeugt, und wir zweifeln nicht, daß „Nur sechs Schüsseln" auch andern Bühnen als sehr erwünschter Zuwachs des spärlichen Vorrats an wirksamen deutschen Lustspielen besserer Art willkommen sein werde.

G. W.

Digitized by Google

Walther Rathenau, Gesammelte Schriften in fünf Bänden. *S. Fischer, Berlin* 1918. 306, 345, 366, 313, 267 Seiten. Geh. 25 M., geb 35 M., in Halbleder 40 M.

Soll man sich wirklich den Kopf zerbrechen, warum Rathenau seine Schriften gerade jetzt und schon jetzt sammelt? Ich denke, Veranlassung war der schöne Brauch des Verlags S. Fischer, die Arbeiten seiner besten und führenden Schriftsteller als geschlossenes Ganzes vorzulegen, sobald die Verfasser das fünfzigste Lebensjahr erreichen. Neben dem äußeren Grund besteht ein innerer, der diese Sammlung unbedingt rechtfertigt. Die fünf Bände von Rathenaus Schrifttum umschließen einen solchen Reichtum von fördernden und klar geformten Gedanken, daß sich nur selbst beeinträchtigt, wer immer diesen Reichtum im Zusammenhang zu genießen versäumt.

In unserem Zeitalter der Arbeitsteilung umspannt Rathenau das große Gebiet der Fragen von der Rohstoffversorgung im Kriege und von den Problemen der kommenden Friedenswirtschaft bis zu den höchsten Aufgaben der Geistesbildung. Der Techniker erörtert die Aufgaben seines nächsten Wirkungskreises und der philosophische Denker tritt kühn heran an die Schaffung einer neuen Weltanschauung, die uns erlösen soll von den Übeln jüngster Lebensführung. Spricht er von Wirtschaftlichem, so bleibt dem Zuhörer immer das sichere und beruhigende Bewußtsein, daß er einem Ergründer der letzten Ziele des Menschen zu lauschen hat. Und begibt Rathenau sich an die Lösung transzendenter Rätsel, so bleibt der enge Zusammenhang mit dem Leben bestehen, kommt der Eindruck nicht auf, daß Rathenau über diese Welt der emsigen Tagesarbeit wegfliege, um erdenfern über den Dingen zu schweben. Ein Gegenwartsmensch, wie es nur irgendein englischer Denker sein kann. Aber zugleich ein Philosoph, der in der deutschen Welt der Transzendenz sich so sicher und unbeschränkt ergeht, wie es einem Engländer kaum gelingen dürfte. Das Große an Rathenau ist, wie in seinen Schriften alles von einem festen Gesichtswinkel aus gesehen, wie es einer einheitlichen und vereinheitlichenden Betrachtung unterworfen ist.

Ein Mensch von Ideen, der Geistiges und Technisches gleichmäßig beherrscht, sagt vielleicht, ja sicherlich auch Bestreitbares. Aber er hebt seinen Leser in einer Zeit der abgebrauchten und meist herzlich niedrigen Gesichtspunkte auf eine überschauende Höhe. Während anderen merkwürdig wenig einfällt, fällt ihm viel ein. Was er vorbringt, ist gewiß nicht durchaus neu. Aber es gewinnt die Bedeutung des Neuen durch die Art, wie es eingeordnet ist in das Ganze einer geschlossenen Weltbetrachtung. Weltanschauung im strengen Sinn des Worts trägt alles. Rathenau arbeitet mit an der schweren Aufgabe des Tages, nach einer bewußt weltanschauungslosen Zeit endlich wieder eine feste Verknüpfung von Erkenntnis und Grundsätzen der Lebensführung herzustellen. Erkenntnis und Lebensführung nicht weiterhin wie zwei gesonderte Ströme dahinfließen zu lassen, ist heute der Wunsch einer kraftvoll vordringenden Dichterschar, die dem Relativismus jüngster Vergangenheit Krieg ansagt. Rathenau erscheint in diesem Zusammenhang wie ein Vordenker und Vorwärtsdeuter. Er eröffnet durch seine Erwägungen die Bahn nach einer Richtung, die den Absichten neuester Dichtung entspricht. Und noch an anderer Stelle treffen Rathenaus und der neuesten Dichter Absichten zusammen. Gemeinsam wenden sie sich gegen den Versuch, die Fragen der Weltanschauung bloß mit Hilfe des Verstands zu beantworten.

Was Rathenau will und wie er die Zeit von ihren schlimmsten Übeln erlösen möchte, all das ist aus seinem Hauptwerk „Von kommenden Dingen" zu ersehen, das jetzt als dritter Band im Mittelpunkt der Gesamtausgabe steht. Gleich nach dem Erscheinen des Buchs suchte ich ihm an anderer Stelle (Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau vom 23. Mai 1917) gerecht zu werden. Mechanisierung nennt Rathenau den Vorgang, der sich seit einem halben Jahrhundert auf unserer Erde beobachten läßt: den Eroberungskampf der Menschheit gegen die Gesamtheit der Naturkräfte, aber auch dessen seelische Wirkungen. Er will diese Mechanisierung, diesen Kampf nicht schlechtweg aufgeben und nicht mit Rousseau in eine minder anspannende, kampflosere, aber auch wehrlosere Vergangenheit zurückkehren. Vielmehr sucht er alle Vorteile der Mechanisierung den Menschen zu erhalten, Mechanisierung selbst indes dem menschlichen Geist und dem sittlichen Willen des Menschen derart zu unterwerfen, daß Mechanisierung nicht länger das eigentliche Triebrad unseres Daseins und die schmählich bedrückende Beherrscherin unserer Lebensführung bleibe. Die Mittel, die von Rathenau dem hohen Ziele dienstbar gemacht werden, entstammen zum guten Teil den geistigen Gewinsten der klassischen deutschen Philosophie. Sie tragen den Stempel Kants, Fichtes und Schleiermachers.

Die Gedanken, die in dem Buch „Von kommenden Dingen" sich zusammenfinden, kehren vielfach wieder in andern Schriften Rathenaus. Vorbereitet sind sie besonders in der Schrift „Zur Mechanik des Geistes". Sie bildet den zweiten Band der Sammlung. Überhaupt gelangen in Rathenaus Arbeiten einzelne Leitmotive immer wieder zur Durchführung. Das ist selbstverständlich, wenn ein Denker ein geschlossenes Weltbild neben alle Erscheinungen hält, die er betrachtet und bewertet.

Aber es kommt nicht zu lästigen Wiederholungen. Die Stoffe, an denen Rathenau seine Grundansichten durchführt, sind zu vielgestaltig, als daß die Wiederkehr verwandter Gedanken sich

Digitized by Google

unangenehm bemerklich machte. Allerdings erscheint im großen Zusammenhang der beiden Hauptarbeiten „Zur Mechanik des Geistes" und „Von kommenden Dingen" knapper zusammengefaßt manches, was in kleinern Einzeldarlegungen ausführlicher geprüft worden war. Zuweilen wird dann ausdrücklich auf solche nähere Erwägung verwiesen. Umgekehrt fußen Schriften aus der Kriegszeit zum Teil auf den Grundsätzen der beiden großen Arbeiten.

Unter den vielen Gebieten, die von Rathenau begangen werden, ist hier das Feld der Kunst besonders zu berücksichtigen. Das Buch „Zur Mechanik des Geistes" verweilt bei Fragen der Kunst am längsten. Von der Kunst des Zweckmenschen und von seelenloser Kunst berichtet Rathenau. Am ausgiebigsten erwägt Fragen der Kunst das Kapitel „Die Ästhetik der Seele". Es bezieht sich auf den Aufsatz „Das Grundgesetz der Ästhetik", der im vierten Band steht. Es scheidet typische, technische und subjektive Kunst. Es gelangt zu feinen und treffenden Äußerungen über Lyrik: „Damit wahre Lyrik entstehe, muß ein siebenfaches Wunder geschehen; ein tiefes inneres Erlebnis muß einheitlich losgelöst, vom Vergangenen und Künftigen befreit, eigenes Leben und Objektivierbarkeit gewonnen haben. Die Sprache muß die Worte, und die Worte müssen die Vieldeutigkeit besitzen, die das Unaussprechliche ausdrückt und erschöpft. Ein Gott muß wollen, daß der Klang und Tonfall dieser Worte das Empfundene trägt, ja das Unglaubliche, daß diese einzigen Worte sich zum Gleichklang paaren und zum Rhythmus schlingen" (S. 250). Die Gegensätze germanischer und nichtgermanischer Kunst werden dargelegt, aber auch die Einbußen, die um endlich erreichter Innerlichkeit und Freiheit der Kunst willen jetzt in Kauf genommen werden müssen. Über Kunstkritik wird Beachtenswertes gesagt. Die Kunstflucht der Tätigen enthüllt sich als gesellschaftliche Gefahr. „Niemals wird die Menschheit auf ihrem Gange, der zur Seele führt, der Kunst entbehren, noch ihr entsagen" (S. 287.) In diesen Worten kennzeichnet sich die Stellung, die zu all den Fragen Rathenau nimmt.

Noch seien die Gedenkblätter erwähnt, die — im vierten Band — Frank Wedekind, Hermann Stehr und Max Liebermann gestiftet werden. Auch sie bezeugen, daß der Erforscher von Kunst jeder Art an Rathenaus gesammelten Schriften nicht vorbeigehen darf. Er hat nicht zu befürchten, daß er nur auf Technik und auf Philosophie stoße. Am Schluß des ersten Bandes kann er sogar Gedichte Rathenaus antreffen. *O. Walzel.*

Clara Ratzka, Die Gasse. Roman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* 512 Seiten. Geheftet 6 Mark, gebunden 8 Mark.

Ricarda Huch hat in ihrem Roman „Aus der Triumphgasse" Elend und zartes blumenhaftes Dasein geschildert, gemeinsam aufsprießend aus dem Sumpfboden eines verlorenen Großstadtwinkels. Man darf bei dem dritten Werke Clara Ratzkas nicht an die große Vorgängerin denken, obwohl die Gleichheit des Themas und der Zufall, daß auch ein Teil ihrer Handlung in Triest spielt, unwillkürlich zum Vergleich hinleitet. Hier fehlt der große epische Wurf, dafür erhält der Leser liebevoll gemalte Bildchen aus einer seltsamen, mit grotesken Gestalten bevölkerten Kleinwelt, deren fauliger Geruch nur selten durch angenehmere Sinneseindrücke übertäubt wird. Das Schicksal der unbedeutenden, liebeshungrigen Rose Herzberger hat zu wenig zwingende Kraft, um unsere Teilnahme so lange festzuhalten, und die Gegenspielerin, ihre Tochter Ruth, ist schematisch auf den Typus der „reinen" Schönheit hin gemalt und erreicht nach unbedeutenden Hemmungen das Ziel, ihre Vereinigung mit dem geliebten Manne. So wäre dem Roman wenig Gutes nachzusagen, käme es nur auf die Erfindung und die beiden weiblichen Hauptgestalten an. Aber um sie herum begibt sich so viel Eigenartiges, in diesen Episoden steckt so starke Schilderungskraft, daß man um dieses Beiwerks willen von dem Buche nicht unbefriedigt scheidet und sich wieder, wie in den beiden ersten Romanen Clara Ratzkas, der kräftigen Hand freut, die mutig und sicher die Feder zu führen weiß.

G. W.

Friedrich Schlegel, Lucinde. Roman. Mit Bildern und Buchschmuck von Ludwig Enders. (Kleinodien der Weltliteratur, Buch 17). *München, Georg W. Dietrich,* 1918. 131 Seiten. In Leinen 10 M.

Als Schlegels „Lucinde" vor 120 Jahren erschienen war, spottete Fr. Bouterweck:

Der Pedantismus bat die Phantasie
Um einen Kuß; sie wies ihn an die Sünde.
Frech, ohne Kraft umarmt' er die,
Und sie genaß von einem toten Kind, genannt Lucinde.

Seitdem galt das kleine Buch als die schlimmste Ausgeburt der Frühromantik, als das ästhetisch und moralisch gleich verwerfliche Produkt eines entschiedenen Undichters. Erst als die allgemeine Neigung sich mit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts den älteren Romantikern zuwandte, kam es zu einer vom Vorurteil nicht mehr beeinflußten Würdigung der „Lucinde". Man erkannte, daß hier eine Fülle von Geist, wenn auch keine hohe und reine Poesie, zu genießen war, der psychologische Wert dieser Selbstdarstellung leuchtete auf, die absichtlich saloppe Form und das Auftrumpfen gegen die billige Alltagsmoral und Alltagsphilosophie begegnete bei der Jugend warmem Mitfühlen. Nun verstand man, daß ein ethischer Mensch wie Schleiermacher in seinen „Vertrauten

Digitized by Google

Briefen über Schlegels Lucinde" für das verlästerte Werkchen mit solcher Wärme eintreten konnte. Eine Reihe von Neudrucken bezeugte das neu erwachte Interesse, die Künstler wurden zur Illustration angeregt, freilich wohl mehr von außen her als durch die bei allem Streben nach Goethischer Farbigkeit doch allzu schattenhaft gebliebenen Gestalten. Auch Ludwig Enders spielt uns eine andere Melodie vor als die aus der Dichtung hervortönende. Diese läßt unbefriedigte Sehnsucht eines sinnlich-unsinnlichen Freiers als Hauptmotiv erklingen; die zierlichen Bilder erzählen von ungetrübten Liebesfreuden der abwelkenden Zopfzeit in anmutiger Ornamentik. Immerhin geben sie der Phantasie des Lesers, die der Verfasser allzu dürftig bedenkt, kräftigere Nahrung und werden manchen bis zum Schlusse bei dem Buche festhalten, der es ohne diese Hilfe vielleicht schon nach der „Allegorie von der Frechheit" oder der „Idylle über den Müßiggang" aus der Hand gelegt hätte. G. W.

Karl Schönherr, Das Königreich. Volksmärchen in vier Akten. *Leipzig, L. Staackmann.*

Ein junger leichtfertiger König kommt in Gefahr, von einer höllischen Tänzerin verführt zu werden. Der arme bucklige Schreiber des Kanzlers hat zwei Kinder, die den König erlösen, nicht nur ihn, sondern auch den zur Hölle verdammten Schwarzen, der der Tänzerin aufspielen und durch sein verruchtes Spiel den König locken muß. Bei Hofe ist eitel Verderbnis und Unzufriedenheit, beim Schreiber eitel Glück und Liebe. Am Schluß muß der König (selbstverständlich!) zum Schreiber sagen: „Er ist ein König." „Volk in Not" hat gezeigt, daß der Dichter der „Erde" in seiner Theaterei den Volkston verlernt hat. So quält er sich denn auch hier mit allerlei bewährten Theatermittelchen, schlechten Verschen, Gegensatz von fauler Sinnlichkeit und reiner Herzensfrömmigkeit. Für den ersten Akt fand er einen ähnlichen Stil wie Pellar in seinen famosen Bildern zu Ostinis „Kleinem König", den Höllenakt hat er mit den guten alten Requisiten genügend, wenn auch nicht stark genug im Humoristischen, ausgestattet; aber die beiden Akte beim Schreiber sind zusammengestückelt aus allerlei Bettellumpen mit herziger, süßlicher, gottverdammter Routine, die um das Wort „Selig sind die Armen" mit mühseliger Erfindung herumspielt. Es müßte sonderbar zugehen, wenn dieses Erzeugnis den Bewunderern des „Weibsteufels" Beifall abgewänne; aber — es hat ja auch Leute gegeben, die sich durch „Volk in Not" begeistern ließen. G. W.

Maria Sonnenthal-Scherer, Ein Frauenschicksal im Kriege, herausgegeben von Hermine von Sonnenthal. *Berlin, Ullstein & Co.* 1918. 254 Seiten. Geh. 3,50 M., geb. 5,50 M.

Den Beweger des Menschengeschicks nennt Schiller den Krieg — und wirklich: keine Berechnung seelischer Möglichkeiten könnte die Mannigfaltigkeiten und widerspruchsvollen Gestaltungen erschöpfen, die der Krieg auf das Gefühlsleben und die Willensrichtungen auch der Individuen als Beweger der inneren Geschicke bewirkt hat. Wenn die Wellen der Leidenschaften und Erleidenschaften, der Eifer des Bewertens und Verurteilens all jener Einstellungen einmal verlaufen sein werden, wird man, neben viel schmerzlicher Trauer (für deren Vertiefung und Verlängerung unser mehr als grausamer nationaler Niedersturz sorgen wird!), mit wiedergewonnener Objektivität manches heute noch dem Gefühl Feindselige in ruhigerem Lichte sehen, manches Große verkleinert und manches Kleine in Größe gewachsen; man wird im Nachhall des Pathos den falschen Klang heraushören und schüchternes Bekennen durch den Sturm in den Winkel gedrückter Seelen als Stimme starker Menschlichkeit empfinden. Jetzt noch, im Nachzittern unsäglicher Erschütterungen, dürfte es nicht wundernehmen, wenn ein Pazifist die Aufzeichnungen dieser tapferen Maria Sonnenthal (einer Tochter unseres Wilhelm Scherer) über ihre Erlebnisse als österreichische Lazarettschwester in Serbien, Polen, der Türkei und Palästina als Beweis dafür erklärte, daß der Krieg selbst die eingeborene Caritas der Frau pervertieren könne: Mann und Kind im Stich lassen, um den gemischten Bedürfnissen reinen Helfenwollens, selbstloser Hingabe an vaterländische und menschliche Pflicht, dem Verlangen nach Erleben und Sensationen zu genügen, mit brennendem Ehrgeiz auf „neue Arbeit" im Operationssaal warten und dann sich stolz zu der Freude bekennen, die das Exstirpieren „kleiner Kügelchen" aus zerschmetterten Gliedern bereitet . . .? Das alles gab es, gibt es, war in einer von Grund aus grad gebauten Seele beisammen, weil der Beweger des Menschengeschicks auch das ihrige bestimmt hatte. Sieht man's durch den Schleier des Allmenschlichen, wenn er das Fürchterliche der durchlittenen Zeit dereinst verhüllt hat, so wird, wie heute schon dem ruhig Wägenden, die Größe und Tapferkeit dieser Frau bewundernswert und rührend zugleich erscheinen, das glutvolle Ausleben aber eines naturgewachsenen starken Temperaments fast beneidenswert.

Nach einer in Konstantinopel mit Ungeduld ertragenen wochenlangen Wartezeit, von den traumhaften Stimmungen am Bosporus bald in Ekstasen, bald in Melancholien ertränkt, gelangt Schwester Maria endlich ins österreichische Lazarett nach Jerusalem und dann nach Birseba am Rande der Wüste. Das Leben selbst dort eine wechselnde

Digitized by Google

Fata morgana, die alle Schönheiten und Trostlosigkeiten exotischer Natur und Kultur spiegelt und ebensolcher Kriegsführung. In schreckhafter Wirklichkeit aber haust in den Baracken und Zelten der Dämon der Cholera. Man muß einen Bogen machen um die verseuchten Stätten. Dann aber trotzdem: auf einem Araberhengst in die Sternennacht der Wüste; Picknicks mit Sven Hedin in der Oase — und Arbeit, Arbeit . . . „Kügelchen" sind nicht viele zu exstirpieren, dafür sind Nächte um Nächte zu durchwachen an den Betten fiebernder Cholerakranker, und auch das läßt dieses von seinem Pflichtrausch getragene Herz höher schlagen. Dann greift der Dämon der Epidemie nach der Pflegerin selbst, streckt sie nieder und bettet sie am Wüstenrand ins einsame frühe Grab . . .

Das Buch erhebt keinen Anspruch auf ästhetische Kritik; es ist Tagebuchstil einer braven bürgerlichen Frau. Nur gegen den Schluß hin scheint es, als habe der Genius sie mit seinen Fittichen leise gestreift. Vorstimmung des nahen Todes könnte man vermuten. Doch auch das war eben in dieser Frau: Traum und Mystik, die Nahrung fanden an den biblischen Stätten des heiligen Landes, durch den Zauber der Wüstenromantik. So webt ein beschwingtes Gefühl in den letzten Lebensstunden eine Gloriole um das tapfere Haupt. In dieser wird ihr Andenken fortleben,

Max Martersteig.

Reinhard Johannes Sorge, Mutter der Himmel. Ein Sang in zwölf Gesängen. *Jos. Köselsche Buchhandlung* in *Kempten* und *München*. 8°. XIV. 50 Seiten. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Der im Kriege gefallene Dramatiker Reinhard Johannes Sorge hat einen „Sang in zwölf Gesängen": „Mutter der Himmel" und eine „Vision": „Gericht über Zarathustra" (beide bei Kösel, Kempten) hinterlassen, von denen die letztere Dichtung noch nicht im Buchhandel erschienen ist. Die lyrische Traumdichtung „Mutter der Himmel" ist ganz aus katholisch-mystischem Gott- und Weltempfinden entstanden. Im seraphischen Überschwang, wie eine überflutende Orgelfuge, gleiten die Terzinen dahin, — oft versagt der sprachliche Ausdruck für die Fülle der Empfindung, für den überirdischen Glanz der Gesichte, ein ekstatisches Gestammel, ein nach höchstem Ausdruck suchendes Wortchaos tritt dann an Stelle der im allgemeinen ruhig-schönen, keusch-herben Diktion. Die visionäre Kraft erinnert an Dante, die Bildwirkung an manche der präraphaelitischen Gemälde Dante Gabriel Rosettis. Aber *alles* ist wie in weißen Glanz, wie in himmlisches Licht von vornherein getaucht und liegt klar am Tage und vermag sich nicht zu steigern und zu vertiefen, vermag sich nicht zu veräußerlichen und zu veranschaulichen: so ist nur die große ekstatische lichte Stimmung des reinen positiv-kirchlichen Mysteriums da. Zu einer allerhöchsten, die Seele erschütternden Apotheose dieses Mysteriums reichte die Kraft und Eigenart des Dichters nicht hin.

Dr. Hans Benzmann.

Otto Stoessl, Lebensform und Dichtungsform. Essays. *Georg Müller, München und Leipzig* 1914. 198 Seiten.

Den Essay verbindet mit der künstlerischen Darstellung der zwingende persönliche Anlaß, der auferweckende Drang der Eingebung, mit der gelehrten Erörterung die Suche nach gültiger Erkenntnis, indem er auch gegebene Dinge ins Geistige auflösen und verallgemeinern will. Sein Ursprung ruht in der Nähe der Stimmung, aus der, anders gelenkt, die Dichtung hervorkommt, aber er führt mit Sinn und Absicht aus dem durchaus Besondern ins Unsinnliche. So und in noch weiterer Ausführung dieser Gedanken umschreibt Stoessl selbst das Wesen des Essays. Er zielt dabei auf Montaigne, aber er verrät zugleich, wie er selbst den Essay gestaltet. Der Wiener Erzähler Stoessl ist Dichter, ist Künstler. Er spricht als Sachkenner, wenn er die Verwandtschaft des Essays mit dem dichterischen Schaffen feststellt. Daher darf er von den Aufsätzen, die er — unter der Überschrift des ersten Essays der ganzen Reihe — zu einem Bande vereinigt, das kühne Wort wagen: sie wollten wie Gedichte genommen werden, die in ihrer Weise auch eine seelische Beschaffenheit über den Augenblick hinaus darstellen.

Der Künstler Stoessl dient indes diesmal nach seinem ausdrücklichen Bekenntnis dem Wunsche, die zeugenden Kräfte künstlerischen Schaffens selbst zu prüfen, sie, denen der Dichter sich ergeben muß, zu ergründen. Es geschieht in Erörterung allgemeinerer Fragen und durch Versuche, andere künstlerische Persönlichkeiten und ihre Leistungen zu verstehen.

Stoessl ist vor allem Erzähler. Was er innerhalb seines eigentlichen Gebietes anstrebt, verrät der Aufsatz über den dichterischen Raum. Eine reine und strenge Form der Erzählung will er wiedererwecken, überzeugt, daß auch Lyrik und Drama jetzt gleiche Ziele verfolgen. Die Erzählung soll wieder vor allem erzählen. Die Erzählung habe hingegen zuletzt unmittelbar darzustellen versucht. Lyrische Momente durchbrachen oder ersetzten gar die gebotene Abfolge ihrer Ereignisse. Dramatische, dialogische Steigerung führte zu völligen Szenen. Aber dabei sei die natürliche Art des epischen Vortrags immer mehr verdünnt und am Ende aufgelöst worden. In seiner reinsten Vollendung sei epischer Vortrag ja nichts als Bericht, als die indirekte Mitteilung von Geschehnissen. Italienische Novellen, Romane Goethes, Kleists Prosa mit ihrer referierenden Energie ent-

Digitized by Google

wickeln nach Stoessls Überzeugung eine Macht distanzierter Mittelbarkeit, die als ein Ergebnis gefaßten Selbstbesinnens der epischen Natur auf sich selbst aller aufdringlichen Mischung von Lyrik und dramatischer Spannung überlegen sei.

Schon diese Betrachtung läßt jeden Einsichtigen den engen Zusammenhang Stoessls mit dem sogenannten Neuklassizismus erkennen. Wirklich erscheinen Paul Ernst und Samuel Lublinski, die Führer des Neuklassizismus, unter den Persönlichkeiten, von deren Leistungen und Absichten das Buch Stoessls erzählt. Die kraftvolle Betonung von innern Formgesetzen der Poesie ist neuklassizistisch. In dem führenden Aufsatz, der die Lebensform und die Dichtungsform voneinander scheidet, deutet Stoessl vollends für das Gebiet der Dichtung an, was von Adolf Hildebrands Schrift über das Problem der Form für das Gebiet der bildenden Kunst erbracht worden war: die Scheidung des Kunstwerks von der sogenannten Wirklichkeit.

Grundsätzliche Fragen der Dichtung werden nicht in allen Aufsätzen des Buches erwogen. Meist steht eine Persönlichkeit oder ein Kunstwerk im Mittelpunkt. Montaigne und Balzac, Shakespeares Hamlet und Stifters Nachsommer, Ludwig Speidel und Karl Kraus, dann morgenländisches oder chinesisches Märchen sind Gegenstände dieser Aufsätze. Zwei Ausführungen dienen der bildenden Kunst. Stoessl faßt sich sehr kurz. Mehr als zwanzig Seiten wendet er an keinen dieser Essays. Sie entstammen wohl der Zeitung und begnügen sich mit dem kargen Raum, der unter dem Strich zu Gebote steht. Etwas Eigenes hat jeder zu sagen. Durchaus wird der schöne Brauch gewahrt, die erörterten Erscheinungen zu verstehen und verständlicher zu machen. Auf billiges Verneinen läßt Stoessl sich nicht ein. Nicht immer ersteht etwas so Meisterhaftes wie die Charakteristik Ludwig Speidels, fast immer wird, sei's durch gedankliche Vertiefung, sei's durch kunstvollen Wortausdruck, etwas dauernd Fesselndes geschaffen. Die Wortkunst des Prosaisten Stoessl richtig nachzufühlen, muß man den Aufsatz über Speidel laut lesen. Inhaltlich und in der Sprachgestalt ist da alles ausgereift und zu geschlossener Wirkung gesteigert.

Stoessl sagt von Stifter, er habe seit Goethes Prosa Herz und Sinn der deutschen Sprache am nächsten besessen. Ich kann nicht unbedingt zustimmen. Aber von Stoessl selbst glaube ich sagen zu dürfen, daß er in dem Besten, was er hier zu spenden hat, dem Herzen und dem Sinn der deutschen Sprache ungemein nahekommt. Die Sprache als Kunstmittel ist ihm vertraut. Und über die Kunstmittel der Sprache hat er Förderndes zu sagen. Das bezeugt auch der Aufsatz über Karl Kraus. Mit Willen läßt er das geistige Gesamtbild von Kraus' Aphorismen beiseite, um das Stegreifspiel der Mannigfaltigkeit von Kraus' Sprachform desto reiner erfassen zu können. *O. Walzel.*

Auguste Supper, Das Glockenspiel. Gedichte. *Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart* und *Berlin*, 1918. 98 S. Preis 2 M., geb. 3 M.

Der philosophische Zug, der durch die Romane und Erzählungen der Supper geht, findet sich, nur stärker, in ihrer Lyrik wieder und tritt um so schärfer hier hervor, als er weniger mit andern charakteristischen Eigenschaften gepaart ist. Zumal der ausgleichende Humor fehlt so gut wie ganz. Der neue Band setzt den 1912 unter dem Titel „Herbstlaub" erschienenen fort. Beiden Sammlungen eignet derselbe ethische Gehalt, derselbe religiöse Grundzug. Aus schwerem Geblüt entspringt eine schwere Lebensauffassung, der auch die mehr gediegene als leichte Formgebung entspricht. Voll vom Leid dieser Welt sind ihre Gedichte und von den Sorgen des Menschendaseins. Wer den Sinn nach oben gerichtet hält, wird in dieser Gedankenlyrik reiche Befriedigung finden; wer aber in der Poesie ein anmutig heiteres Spiel erblickt, das ihm über Kummer und Bedrängnis hinweghelfen soll, geht leer aus. Die Kriegsgedichte, obgleich geschmackvoll und gemäßigt, nehmen sich in dem wohl schon vor der Kriegsentscheidung gedruckten Bande nahezu anachronistisch aus. *R. Krauß.*

Dr. Richard Volpers, Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot. *Berlin* und *Leipzig, B. Behr's Verlag, Friedrich Feddersen.* 1917. X, 250 Seiten.

Mit geteilten Gefühlen erfüllt mich diese Schrift. Auf der einen Seite kann es mich nur freuen, daß in so ausführlicher und liebevoller Weise eine Richtung von Friedrich Schlegels Lebensarbeit betrachtet wird. Vor mehr als einem Vierteljahrhundert hatte ich Stoff auf gleichem Boden gesammelt, aber nicht gewagt, über F. Schlegel und vor allem über Gebiete seines Schaffens und seines äußern Erlebens, die damals im Hintergrunde standen, so umständlich mich zu äußern, wie es heute üblich ist. Auf der andern Seite erschreckt mich die Sorglosigkeit, mit der diese Arbeit sich gibt, die doch wissenschaftliche Ansprüche erhebt. Daß J. F. Reichardt wieder einmal als „Reichhardt" erscheint, ist noch nicht so schlimm wie „Caroline Böhme". Andere Namen sind ähnlich verunstaltet. Titeln geht es nicht besser. Da soll Schiller über „sentimentale" Dichtung geschrieben haben. Schellings „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens" erscheint als „Epikureisches Glaubensbekenntnis Hans Widerborstens". Ich setze mich gern dem Vorwurf der Pedanterei aus, wenn ich erkläre, daß wir solche Bräuche doch nicht aufkommen lassen wollen. Volpers ahnt wohl nicht, wie ungenau er abschreibt. Noch weniger scheint er sich der Pflicht bewußt zu sein, daß Anführungen nachgeprüft werden müssen. Ich wähle aus vielen

Digitized by Google

Belegen nur einen. S. 17 wird aus einem Briefe Friedrich Schlegels an Wilhelm angeführt: „. . . wenn ich mich entieren wollte, in liberalischer Gemeinschaft mit ihm zu bleiben." Natürlich muß es „entetieren" und „literarischer" heißen. Man kann sich denken, mit welcher Zuversicht es aufgenommen werden muß, wenn Volpers sich auf Lesarten einläßt. S. 244ff. verzeichnet er die verschiedenen Drucke der patriotischen Gedichte Schlegels. Da mir nicht alle Erstdrucke vorliegen, verzichte ich auf erschöpfende Nachprüfung. Mit Kleinigkeiten, die mir als irrig auffielen, will ich nicht belästigen.

Zu den Flüchtigkeiten des Verfassers rechne ich auch Anführungen von Worten, aus denen sich nicht erkennen läßt, was eigentlich gemeint ist. S. 16 ist die Rede von Friedrich Schlegels jugendlicher Vorliebe für Politisches: „Er liest Fichtes ‚Naturrecht' und will ‚mit unglaublichem Enthusiasmus an den Revolutionen arbeiten'." An welchen Revolutionen? Wer die Briefstelle an Wilhelm nachschlägt, auf die sich Volpers bezieht, erfährt, daß Friedrich an eine geplante Arbeit über die politischen Revolutionen der Griechen und Römer denkt. Das wäre doch zu sagen gewesen.

Ich wundere mich nach all dem nicht, daß Volpers alle oder fast alle Auskunft schuldig bleibt, wenn er sich auf Ungedrucktes bezieht, das ihm vorlag. Woher stammt der ungedruckte Brief F. Schlegels an Sulpiz Boisserée vom 3. Dezember 1806, aus dem S. 189 f. etwas abgedruckt wird? S. 228 erscheint ein Brief F. Schlegels an Arnim vom 3. Januar 1806; da ist wenigstens angemerkt, daß er der Handschriftensammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin entnommen ist. Die „Handbillete" Schlegels an Sophie Mereau, die nach Volpers (S. 71) in der gleichen Sammlung sich befinden, sind wohl die Briefe, die von H. Amelung in dieser Zeitschrift (Neue Folge Bd. 5, S. 183 ff.) mitgeteilt wurden? Völlig im unklaren bleibt der Leser über die „bisher ungedruckten Vorlesungen", die von Schlegel in Köln 1805 und 1807 gehalten wurden. Deutsche Sprache und Literatur war ihr Gegenstand. Volpers führt S. 116 f. einiges aus diesen Vorlesungen an. Mehrfach kommt er wieder auf sie zu sprechen; er bezieht sich auch auf die Ankündigung der Vorlesungen von 1805, die von R. Unger in der Ausgabe des Brieftausches von Friedrich und Dorothea mit der Familie Paulus veröffentlicht wurde. Aber wo diese Vorlesungen zu finden sind, sagt Volpers nicht.

Der Gegenstand von Volpers' Arbeit wurde in jüngster Zeit mehrfach betrachtet. Friedrich Meineckes bekanntes Werk „Weltbürgertum und Nationalstaat" und die Münchner Dissertation des frühgefallenen Ernst Wieneke „Patriotismus und Religion in Friedrich Schlegels Gedichten" von 1913 werden von Volpers genannt. Er setzt sich mit beiden auseinander. Den trefflichen „Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung" von Karl Lamprechts Schüler Albert Poetzsch (sein Name ist natürlich auch falsch geschrieben) wirft Volpers vor, daß sie die Verbindung mit dem Leben nicht wahren; er selbst will dagegen doppelt Gewicht auf die Persönlichkeit Schlegels legen, er will auch zeigen, daß die politischen Anschauungen von den persönlichen Verhältnissen beeinflußt wurden. Ich kann nicht finden, daß Volpers die große und schwere Aufgabe gelöst oder auch nur wesentlich gefördert habe, die Kundgebungen eines bedeutenden Menschen aus seinen Erlebnissen zu erklären. Was er nach dieser Richtung sagt, haben wir längst gewußt. Genau genommen wurde nur wieder einiger Klatsch von Volpers neu aufgerührt. Und in die Tiefe dringt er nirgend, auch nicht angesichts des schwersten Problems, des Übertritts zum Katholizismus. An der entscheidenden Stelle (S. 207) heißt es nur: „Dieser Schritt ergab sich längst als Konsequenz seiner religiösen und philosophischen Entwicklung." Aus Schlegels Brief an Arnim vom 8. Juni 1808, den ich einst veröffentlichen konnte, schließt indes Volpers, daß die „sehr gegen seinen Willen erfolgte Veröffentlichung der Konversion ihm nur Verlegenheiten bereitete." Im übrigen lehnt er es entschieden ab, daß der Glaubenswechsel mit dem Eintritt in den österreichischen Staatsdienst zusammenhänge. Meines Erachtens war bei so ausführlicher Darlegung von Schlegels Schicksalen über das Ganze mehr zu sagen. Wenn schon Lebensgeschichte getrieben wird, dann sollte tiefer gegraben werden.

Überhaupt bleibt Volpers vielfach da stehen, wo die Forschung schon vor ihm gestanden hat. Er erweckt den Anschein, als wolle er endlich über die Grenzen hinausgehen, die bisher meist bei der Ergründung von Schlegels Entwicklung beobachtet wurden. Das heißt: wir besitzen noch immer keine Darstellung von Schlegels Spätzeit, die es aufnehmen könnte mit Hayms Erörterung seiner Anfänge. Volpers ist denn auch wegen seiner Absicht, diese Lücke auszufüllen, schon beglückwünscht worden. Doch tatsächlich geht er auch nur bis zum Jahre 1809. Bei günstiger Aufnahme will er allerdings einen zweiten Teil bald folgen lassen. Er wird dann schwierigere Aufgaben lösen müssen als in diesem Bruchstück. Denn vorläufig begnügt er sich wesentlich mit einem fortlaufenden Kommentar der Gedichte. Was er sonst sagt, bleibt an der Oberfläche. Und es macht einen etwas unsichern Eindruck, wenn er zurückgreift in die Zeit der Frühromantik. Oder vielmehr: er formt allzusicher neue Begriffsbestimmungen, die nicht unbedenklich sind. So beginnt er mit dem Satze: „Die Frühromantik ist die über Lessing und Kant weitergeführte Aufklärung." Die Aufklärung habe freilich auf dem Wege durch Aufnahme der Ziele Empfindsamkeit und Sturm und Drang ihr Typisches, den

Digitized by Google

Glauben an die Allmacht der Vernunft, verloren. War es nötig, mit solchen Beiläufigkeiten aufzuwarten, die den Stempel des Verwirrenden an sich tragen? Überhaupt fragt sich, warum Volpers so viel über Dinge sagt, die längst in Ordnung gebracht sind. Mindestens mußte er, wenn er auf dem vielbetretenen Gebiete der Frühromantik etwas Neues feststellen wollte, sich mit der bestehenden Forschung auseinandersetzen. Er tut es indes auch nicht, soweit er über die Frühromantik hinausschreitet. Er nennt zwar eine Menge kleinerer Einzeluntersuchungen und Aufsätze, aber das Nächstliegende scheint er tatsächlich nicht zu kennen. Wenn er freundlichst meinen alten Aufsatz über Rheinromantik anführt, so bezieht er sich auf den Erstdruck, nicht auf die erweiterte Gestalt in meiner Aufsatzsammlung von 1911. Er hätte den Weg zu ihr gefunden, wenn er meine kleine „Romantik" kennte.

Der Aufbau der Schrift erweckt zuweilen den Eindruck, als sei dem Verfasser hinterdrein etwas eingefallen, was früher zu erwähnen war. So stellt er zu Beginn die ältesten Äußerungen F. Schlegels über deutsches Wesen zusammen, aber die wichtigste aus gleicher Zeit erscheint erst S. 46 mit einer Rückverweisung auf den Eingang. Ebenso stellt sich erst S. 135 ff. eine Charakteristik der frühromantischen Dichtung ein, während doch schon S. 51 Dichtungen F. Schlegels zu charakterisieren waren: und abermals unterstreicht eine Rückverweisung die fehlerhafte Anordnung.

So ist denn dem Verfasser wärmstens zu empfehlen, der Fortsetzung seiner Arbeit nicht nur größere Sorgsamkeit zuteil werden zu lassen, sondern dann überhaupt den Stoff gründlicher durchzuarbeiten. Die wirklichen Ergebnisse werden dergestalt nur gewinnen. *O. Walzel.*

Leopold von Wiese, Strindberg. Ein Beitrag zur Soziologie der Geschlechter. *München* und *Leipzig, Duncker & Humblot*, 1918. IV, 143 S. Geh. 4 M., geb. 6 M.

Dem geistvollen Soziologen wird Strindbergs Dichtung mit ihrem Frauenhaß, ihrer Abspiegelung einer von Widersprüchen zerquälten Natur zum Ausgangspunkt tiefen Nachdenkens über die Rolle, die im Leben der Gegenwart dem Geschlechtstrieb zugefallen ist. Er sucht, um das ethisch und soziologisch mit wachsender gesellschaftlicher Erfahrung nur dunkler werdende Geschlechterproblem zu klären, bei dem schwedischen Dichter der Mann-Weib-Frage Rat, erhält aber keine unzweideutige Antwort. Er sucht sie auch bei andern Antifeministen vergebens und findet sie schließlich in der Erkenntnis der Gleichwertigkeit von Mann-Logos und Weib-Eros. Für die Frauen sind im heutigen Europa die Wege zum Geschlechtsglück sämtlich versperrt und erst viel spätere Generationen werden sie wieder öffnen. Jetzt können sie nur drei Wege beschreiten: den der verfolgten Dirne, der alternden Jungfrau und der eingeengten Ehefrau, wie auch dem europäischen Manne nur drei Möglichkeiten gelassen sind: die des völlig sozialisierten, aller Erotik entfremdeten Mannes, die des von polygamen Trieben beherrschten, an dem Zwiespalt zwischen seinen Trieben und der Gesellschaftsordnung leidenden und scheiternden Mannes, schließlich die des im geheimen seinen Trieben folgenden Mannes, der sich und die Welt betrügt. Die Monogamie, der sexualrechtliche Zustand Europas, ist ohne große Glücks- und Kraftopfer nicht erreichbar, nur selten wird sie zu jener Glückserfüllung durch den andern Menschen, die allein eine innere Monogamie begründet. Die Ehe tötet in vielen Fällen die Liebe, sie führt zu gegenseitigen Anklagen, in den Abgrund des Unglücks, sie schafft für den Mann die „doppelte Moral", die Verurteilung des Sinnengenusses, der mit Unrecht beschimpften Prostitution. So kommt es zum Ruin der erotischen Liebe: der Irrweg Europas in Abneigung gegen den Eros und Hinneigung zum Logos. Deshalb sieht Wiese am Schlusse seiner höchst beherzigenswerten Gedankenreihe die Gesundung und Erneuerung unserer Rasse, die glücklichere Lösung des Mann-Weib-Problems, der Grundfrage Strindbergs, nur in einer Umlenkung des europäischen Weges zum Natürlichen und Menschlichen, in der Kräftigung der Geschlechtsliebe. „Unserer Generation bleibt der erste Schritt durch Toleranz, die nachfolgenden müssen darüber hinaus dazu gelangen, daß sich Mann und Weib nicht im Geschlechtshasse begegnen, sondern sich gegenseitig erlösen. Wir besitzen noch nicht die Liebe, wir ahnen sie nur." G. W.

Oscar Wilde, Der junge König. Mit Original-Lithographien von Charlotte Christine Engelhorn. (Der Graphischen Bücher 2. Band.) *Weimar, Gustav Kiepenheuer.* 4°. 69 Seiten. 100 numerierte Exemplare auf Zanders-Bütten, von der Künstlerin koloriert und signiert, in Halblederband mit Seidenüberzug 100 M.; 1000 Exemplare geheftet 8 M., geb. 10 M.

In dem Märchenbuche Wildes, dem „Granatapfelhaus", steht die zarte Geschichte „Der junge König", das reuige Bekenntnis des Ästheten zum Mitleiden. Die Farbenpracht dieser Traumerzählung muß den Malersinn befruchten, ihr Gestaltenreichtum und ihr Gefühlsgehalt den Graphiker unserer Tage zum expressionistischen Nach- und Weiterdichten locken. Die talentvolle Charlotte Christine Engelhorn, die schon früher Büchern des Georg Müllerschen Verlags wertvollen Schmuck verlieh, hat hier in andeutenden Vignetten und fünf seitengroßen Kompositionen starke Stimmungen mit kraftvoller Symbolik erfaßt und in der Art Emil

Digitized by Google

Noldes wiedergegeben. Jütte in Leipzig druckte sie vortrefflich, während der Text, den Drugulin lieferte, durch eine modernere, malerischer wirkende Type in einen engeren Bezug zu dem Bildstile des schönen, wohlfeilen Buches gekommen wäre.

G. W.

Dr. Hans Zimmer, Theodor Körners Braut. Ein Lebens- und Charakterbild Antonie Adambergers. *Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.* VIII, 247 S.

Zimmer, dem wir die beste Ausgabe der Werke Theodor Körners verdanken, gibt uns nun ein gründliches, angenehm lesbares Lebensbild der Frau, die als des Dichters Braut im Gedächtnis der Menschen fortlebt. Aber Antonie Adamberger verdient eine solche gewissenhafte Schilderung ihres Lebens und Wesens nicht nur um der Liebe willen, die sie mit Körner verband. Die liebenswerte, anmutige und charaktervolle Künstlerin wurde für zehn Jahre eine Zierde des Burgtheaters, nachdem sie, abstammend aus der alten angesehenen Schauspielerfamilie Jacquet, den Brettern von der Geburt an bestimmt gewesen war. In die Vorgeschichte führt uns Zimmer zunächst hinein, schildert dann die werdende Schauspielerin und eingehend die Zeit ihrer Verbindung mit Körner. Besonders erfreulich ist die sachliche Auffassung des „industriös betriebsamen Literaten, dem seine Arbeit ein bloßes Geschäft war, der sie nicht als Künstler erfaßte, dem sie nicht zum Erlebnis wurde". Erst in den Liedern, die seine Liebe zu Toni entstehen ließ, wurde er zum Dichter, soweit sein bescheidenes Können das gestattete. Mit der Schilderung des reifen Glückes, das die einstige Braut Körners an der Seite eines würdigen Mannes, Josephs von Arneth, fand, schließt dies auch äußerlich hübsche, mit einer Anzahl guter Porträts geschmückte Buch.

G. W.

Kleine Mitteilungen.

Zu dem Artikel „Ein bisher unbekannter französischer Epigrammzyklus August Wilhelm v. Schlegels." Im 8. Jahrgang, II. Hälfte, 1917, S. 334—336 dieser Zeitschrift hat Bibliothekar *Dr. W. Kirfel* in Bonn unter dem angeführten Titel einen französischen Epigrammzyklus August Wilhelm v. Schlegel veröffentlicht und kommentiert, der, wie er sagt, in den von Böcking (Leipzig 1846) herausgegebenen „Oeuvres écrites en français" Schlegels fehlen soll. Bei näherer Beschäftigung mit A. W. Schlegel finde ich nun, daß dieser Epigrammzyklus in Band I der genannten Ausgabe unter der Rubrik „Diverses pièces des vers français, Bagatelles", S. 91, 92 doch bereits abgedruckt ist. Nur hat die drittletzte Zeile bei Böcking das Wort „Tronckh" statt „Franckh". Ebenso tragen bei Böcking die vier Gedichte die Überschrift „Tarabalationes Monachorum Coloniensium. Au mois d'Août 1840", während sie in den Briefen Schlegels an Rehfues, denen das von Dr. Kirfel veröffentlichte Manuskript (Universitätsbibliothek Bonn) entstammt, „Précis de l'état actuel des différends entre le roi de Prusse, protecteur des protestans et le Pape, protecteur des Jésuites et de l'Inquisition" betitelt sind.

Otto Brandt.

Ein neues Verfahren zur Vervielfältigung alter Drucke. Wenn es sich darum handelt, für den Bibliophilen interessante alte Drucke originalgetreu zu vervielfältigen, dann fanden bisher neben den photomechanischen Reproduktionsverfahren im allgemeinen nur die anastatischen Drucktechniken zweckmäßig Anwendung. Aber die photomechanische Reproduktion setzt neben den erforderlichen Kenntnissen und Arbeitskräften auch mehr oder weniger kostspielige Reproduktionseinrichtungen voraus und ihre Anwendung ist bei kleinen Auflagen, um die es sich ja zumeist bei derartigen Drucken handelt, recht kostspielig. Die anastatischen Druckverfahren wiederum sind unsicher und gefährden in den meisten Fällen, ja fast immer, das Original, an dem doch gerade dem Bibliophilen gelegen ist.

Da erscheint es denn angebracht, auf ein Verfahren hinzuweisen, das als geradezu ideale Reproduktionstechnik angesprochen werden kann, wenn es sich um die Vervielfältigung alter Bücher handelt. Bisher kannte man die verschiedensten Verfahren, die darauf beruhen, daß man das Original durchleuchtet und die Schrift oder Zeichnung dann auf die Druckplatte überträgt. Wie aber nun, wenn es gilt, beiderseitig bedruckte, beschriebene oder gezeichnete Originale zu vervielfältigen und schnell zu reproduzieren? Dann mußte man, wie schon einleitend gesagt, entweder einen Neusatz herstellen oder die Vervielfältigung auf photolithographischem Wege bewirken lassen; beides Verfahren, die längere Zeit in Anspruch nehmen und mehr oder weniger kostspielig sind, da sie die notwendigen Buchdruckmaterialien, photographische Reproduktionsateliers, geschulte Arbeitskräfte usw. zur Voraussetzung haben.

Da setzt nun das Manulverfahren ein, ein neuer Kopierdruck, der alle diese Vorrichtungen und geschulten Arbeitskräfte überflüssig macht.

Der Erfinder dieses Manuldruckverfahrens nimmt eine Glasplatte, die mit einer Chromgelatineschicht überzogen und getrocknet wurde. Dann wird das Original mit der Schichtseite dieser präparierten Platte in Kontakt gebracht und darauf kopiert. Während aber bei dem bisher bekannten Kopier- bezw. Durchleuchtungsverfahren die Belichtung durch das Original auf die Glasplatte er-

Digitized by Google

folgte, weshalb auch nur einseitig beschriebene, bedruckte oder gezeichnete Originale reproduziert werden konnten, erfolgt beim Manuldruck die Belichtung durch die Rückseite der Platte. Es lassen sich also alle Strichzeichnungen, alle Arten von Schriften, in Buchdruck, Lithographie, Kupferdruck oder in einer anderen Technik herstellen, Musiknoten in jeder Ausführung, ob gedruckt oder geschrieben, alle Arten von Holzschnitt, sowie alle sonstigen Originale, die in Strichmanier hergestellt sind, auf die einfachste Weise kopieren, und zwar auch dann, wenn das Original beiderseitig mit Schrift oder Zeichnung versehen ist. Die auf diese Art hergestellte Platte wird in Wasser und Säure ausgewaschen und in einem Farbenbad, z. B. aus wasserlöslichen Anilinfarben gebadet, wodurch die auf der Platte verbliebenen Teile der lichtempfindlichen Schicht gefärbt und lichtundurchlässig gemacht werden. Von diesem so ohne photographischen Apparat gewonnenen Negativ läßt sich dann in der üblichen Weise auf eine lichtempfindlich gemachte Zink- oder Aluminiumplatte kopieren, um schließlich davon in der Presse in unbegrenzter Auflage zu drucken.

Das Verfahren hat gegenüber den bisher bekannten Durchleuchtungstechniken den Vorzug größter Einfachheit, weil durch das Wegfallen des photolithographischen Ateliers dessen kostspielige Einrichtung erspart wird und außerdem die denkbar schnellste Herstellung der Drucke möglich ist. Es kommt ferner noch hinzu, daß der ganze Prozeß der Negativherstellung ein nicht entfernt so geschultes Personal erfordert wie die Photolithographie. Durch Anwendung dieses Verfahrens wird aber auch der Flachdruck dem Buchdruck gegenüber nicht nur konkurrenzfähig, sondern wesentlich leistungsfähiger, denn man kann, ohne erst Klischees herstellen zu müssen, Originalhandzeichnungen ebenso wie Buchdrucksatz auf schnellste Art auf der Flachdruckpresse vervielfältigen. Der Ullmannsche Manuldruck ist in Verbindung mit der Offsetpresse dem Buchdruck sogar noch überlegen, besonders wenn man berücksichtigt, daß auch Halbtonbilder in dem Manulverfahren durch Zwischenschalten eines Rasters reproduziert werden können. Die für unsere jetzige Zeit ausschlaggebenden Faktoren, Schnelligkeit und Billigkeit der Herstellung, sind jedenfalls auf seiten des Manuldruckverfahrens, das ganz besonders weitgehende Perspektiven in bezug auf die Reproduktion alter und neuer Druckwerke in unveränderter Form eröffnet. Zur rationellen Ausnutzung und Einführung des Verfahrens ist eine Gesellschaft gegründet worden. *Fritz Hansen-Berlin.*

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 656. Luxusdrucke, Vorzugsausgaben und Privatdrucke. 227 Nrn.

Bon (Willy Schnock) in *Königsberg.* Nr. 5. Moderne Literatur, Erstausgaben, Luxusdrucke, Privatdrucke.

Ernst Dannappel in *Dresden-Blasewitz.* Nr. 12. Vermischtes. 1879 Nrn.

F. W. Haschke in *Leipzig.* N. F. Nr. 3. Moderne Graphik. 801 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 462. Theologie, Paläographie und klassische Philologie. 1118 Nrn. — Nr. 463. Österreich-Ungarn, Balkanstaaten. 552 Nrn. — Nr. 464. Rußland, Polen. 941 Nrn. — Nr. 465. Afrika. 836 Nrn. — Nr. 466. Architektur. I. Teil. 658 Nrn.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 217. Vermischtes. 1700 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 148. Bibliothek R. Bredenbrücker III. Abt.: Neueste Literatur — Der Militärroman — Luxus- und Privatdrucke — Graphik — Theater — Almanache. Nr. 2293—4332.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 441—446. Neue Erwerbungen.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück.* Nr. 181. 1. Abt.: Theologie und Philosophie, Orientalische Sprachen, Judentum. 1333 Nrn.

„Die Verbindung" in *Zürich.* Nr. 9. Helvetica. 1. Abt. 1113 Nrn.

C. Winter in *Heidelberg.* Nr. 182. Vermischtes. 466 Nrn.

Arbeiten von
PETER HALM
in signierten und numerierten
Künstlerdrucken für Sammler

DAS KONZERT
Radierung von Peter Halm nach dem Gemälde von Guardi. Signierte und numerierte Abzüge (20 : 27 cm) auf Japan. Preis 100 Mark

DAS SCHLARAFFENLAND
Radierung von Peter Halm nach dem Gemälde von Pieter Bruegel in der Münchner Pinakothek. Signierte und numerierte Abzüge von der unverstählten Platte (17,5 : 27 cm) auf Handjapan. Preis 100 Mark

Katalog »MODERNE GRAPHIK« Mark 1.—

E. A. SEEMANN · LEIPZIG
GRAPHISCHE ABTEILUNG HOSPITALSTR. 11a

Digitized by Google

REMBRANDTS
Leben und Kunst
Von Jan Veth
140 Seiten 8°
In Friedensausstattung gebunden
3 Mark
Verlag von E. A. Seemann, Leipzig

Sammler gibt preiswert ab: 1 beſ. ſchönes, ſigniertes Probedruck-Exemplar „Frühlings-Symphonie" 10 Radierungen mit Remarquen in Mappe von Georg Broel/München. Auflage vergriffen u. geſucht.
Angebote unter B. A. 281 an die Geſchäftsſtelle dieſes Blattes.

Ein ausgezeichneter Führer für den Graphik-Sammler
DIE MODERNE GRAPHIK
von
Prof. Dr. HANS W. SINGER
550 Seiten Groß-Quart
Mit 346 Abbildungen
In Künstlereinband
35 Mark
❖
VERLAG VON
E.A.SEEMANN · LEIPZIG

Fraenkel & Co., Antiquariat und Auktionsinſtitut
Berlin N 24, Artillerieſtraße 13
Erwerben illuſtrierte franzöſiſche Bücher des 18. und 19. Jahrh.
Engliſche und franzöſiſche Stiche
Schöne Werke jeder Art

Rudolph Hönisch / Leipzig
Guſtav Freytagſtraße 40
Antiquariat f. Bücher, Kupferſtiche, Autographen
Ankauf ganzer Bibliotheken
Einzelwerke / Handſchriften
Stiche aller Art
Katalog 5: Seltenheiten: Almanache – Bibliophilendrucke – Illuſtr. Werke – Kupferſtiche – Städteanſichten – Karikaturen – Volkslieder – Sagen Sprichwörter – Erotik – Kunſt – Theater – Muſik Philoſophie – Deutſche Literatur (Erſtausgaben.) Enth. die Bibliothek des Kleiſtforſchers Profeſſor Karl Siegen-Leipzig.
Katalog 6: Allg. und deutſche Geſchichte vom Mittelalter zur Neuzeit. Deutſche Länder-, Städte- u. Kloſtergeſchichte. Enth. die Bibliothek des Prof. Wiegand-Straßburg.
Katalog 8: Autographen – Dokumente – Genealogie – Hugenotten – In- und ausländiſche Literatur u. Geſchichte – Kulturgeſchichte – Leichenpredigten – Flugſchriften des 30 jähr. Krieges, Ludwig XIV. und ſeine Raubkriege u. Hungarica-Turſica – Mundarten – Napoleon I u. franz. Revolution – Nationalökonomie – Naturwiſſenſchaft – Numismatik – Öſterreich – Pädagogik Politik (Diplomatie) – Porträts – Rechts- u. Staatswiſſenſchaft – Reiſen – Ritterorden – Spanien – Stammbücher – Uniformen.
Katalog 10: Slaviſche Geſchichte, Literatur und Sprache. Enth. die Bibl. Prof. Strekelj-Graz.

Antiquariats-Katalog 1
Über ſchöne und koſtbare franzöſische und engliſche Bücher mit Kupfern, ſchöne Einbände usw.
Gratis auf Verlangen
A.-B. Nordiska Kompaniet
Abteilung H. F., Stockholm

Dieſem Hefte liegen Proſpekte der Akademiſchen Verlagsgeſellſchaft »Athenaion« m. b. H., Berlin-Neubabelsberg, von Kurt Hoelloff, Leipzig, Richard Carl Schmidt & Co., Berlin und Max Senf, Wittenberg bei.

Digitized by Google

Adolf Weigel / Leipzig

Buchhandlung und Antiquariat :=: Wintergartenstraße 4

Pflegestätte für vornehme u. geschmackvolle Bücher · Handgefertigte Einbände nach besonderen Entwürfen · Literarische Seltenheiten · Original- u. Erstausgaben der Weltliteratur · Illustr. Bücher des 18. u. 19. Jahrh. · Kultur- u. Sittengeschichte · Kunst · Galerie- u. Bibliothekswerke · Luxus- und Privatdrucke · Ankauf ganzer Bibliotheken und Einzelwerke von Wert gegen Barzahlung · Sorgfältig bearbeitete und gut ausgestattete Kataloge

Zu kaufen gesucht:

Andersen, Märchen illustriert von Dulac
Arnim, Tröst Einsamkeit 1808
Balzac, Schöne französische Ausgaben
Bebel, Schwänke. Luxusausg. in Ganzschweinsl.
Bie, Die Oper / Der Tanz / Konst. Somoff
Blake-Blair, The Grave. London 1808
Boccaccio, Dekameron übersetzt von Wesselski
Brantôme, Galante Damen. Alle Ausgaben
Briquet, Ch. H., Les Filigrans. Genf 1907
Casanova, Alles von und über ihn
Chamisso, Peter Schlemihl illustriert von Preetorius. Japan-Ausgabe
Chodowiecki, Einzelblätter u. von ihm illustr. Werke
Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Vollständ. Reihe und einzelne Jahrgänge
Cohen-Ricci-Brivois-Vicaire, Livres à gravures
Connoisseur, Einzelne Bände und Hefte
Dickens, Alle illustrierten Ausgaben
Deutsche Literatur aller Zeiten in Original- und Erstausgaben. Almanache und Taschenbücher
Dehmel, Verwandlungen der Venus 1907
Drucke der Ernst-Ludwig-Presse / Doves Preß / Hundertdrucke / Moderne Luxusdrucke / Illustrierte Bücher
Eichendorff, Taugenichts. Hundert-Druck
Englische und französische Farbstiche. Schabkunstblätter / London Cries / Blätter von Ward, Westall / Illustrierte Kunstkataloge / Literatur
Erotica in allen Sprachen. Alte Originalausgaben und vornehm ausgestattete Neudrucke / Privat- und Subskriptionsdrucke / Galante Darstellungen / Originale u. Wiedergaben / Seltene wertv. Stücke bevorzugt. Bayros usw.
Frankau, Will. und J. Ward. London 1906.
George, Stefan. Alles von ihm, Erstdrucke und Liebhaberausgaben.
Goethe und Schiller-Werke. – Himburg 4 Bde. – Goeschen 8 Bde. – Ausgaben letzter Hand in schönen Exemplaren im Einband der Zeit / Weimarer u. Großh. Wilh. Ernst Ausgabe / Alle Erstausgaben, besonders Faust, Goetz, Röm. Karneval, Werther
Handwörterbuch der Staatswissenschaften. 3. Auflage. 8 Bände
Hauptmann, Gerh., Versunkene Glocke. Erstausg.
Heine, Werke. Bibliogr. Institut und Insel-Verlag-Ausgaben / Erstausgaben
Hirths Formenschatz der Renaissance
Kürschners Deutsche National-Literatur. Vollständig in 222 Bänden.
Laborde, Choix des Chansons. Rouen 1881. Auch Neudruck oder die Tafeln allein
Lapauze, Ingres. Sa vie et son oeuvre. Paris 1911 (Floury)
Lessing, Vademecum 1754 / Alle Erstausgaben
Lipsiensien. Bücher und Ansichten / Blätter von Geißler, Opitz usw.
Martial, Paris intime. Edition de luxe sur chine. Paris, Lacroix 1874
Meid Hans, Don Juan-Mappe. Cassirer
Menzel, A. v., Abbildungen seiner Gemälde und Studien. München 1906
Muther, Deutsche Bücherillustration / Geschichte der Malerei. 3 Bände
Nagler, Künstler-Lexikon Originalausgabe und Neubearbeitung von Thieme-Becker / Monogrammisten
Pan, Kunstzeitschrift. Vollständige Exemplare, auch Luxus- und Gründerausgabe mit den Original-Umschlägen
Perlen älterer romanischer Prosa. Alle Bände, auch in Luxusausgaben
Pisanus Fraxi, Index libror. prohib. 3 Bände Mehrfach
Reiter, der blaue. Band 1. Luxusausgabe.
Schopenhauer, Werke. Großh. Wilh. Ernst-Ausgabe / Erstausgaben, Welt als Wille usw.
Shakespare, Faksimiles der 4°- und Folio-Ausg.
Storm, Immensee. Luxus-Ausgabe
Struck, Kunst des Radierens
Thomas a Kempis, Nachfolge Christi. Luxus-Ausgabe
Turgenjew, Ausgew. Werke 12 Bde. E. Behre's Verlag, Mitau
Varause, Schwestern. Luxus-Ausgabe
Walser. Alle von ihm illustrierten Bücher
Zeitschrift für Bücherfreunde. Vollständig und einzelne Jahrgänge.

In Vorbereitung befinden sich: Katalog 113: „Miscellanea" und Katalog 116: „Bibliophilie". Bitte schon jetzt zu verlangen.

Digitized by Google

DAS SCHÖNE BUCH
BEI HANS GOLTZ, MÜNCHEN

FREUDENBERG, Suite d'estampes pour servir a l'histoire des Moeurs et du Costume de Français dans le 18. siècle. Berlin 1918. Hyperion-Verlag. 12 S. Text, 12 Kupferst. Gr.-4°. Faksimile-Ausg. in einer einmal. Aufl. v. 165 Stücken v. J. B. Obernetter, München, hergestellt. Die Platten wurden nach Beendigung d. Druckes vernichtet. Expl. 11—35 wurden auf echtem holl. Bütten-Karton gedr. u. in handgearb. Halbmaroquinbd. geb., die Expl. 36—165 auf Kupferdruckkarton in Halbl. geb. Die Einbände fertigte die Hofbuchbinderei Hübel & Denck in Leipzig an. Exemplar Nr. 33 M. 550.—. Exemplar Nr. 77 M. 300.—.

BOUCHER, FR., Zeichnung. zu Molières Meisterwerken in Kupfer gestochen. Berlin 1918. Hyperion-Verlag. 4°. 165 num. Stücke in Faksimile-Kupferdr. wurden b. F. Hanfstaengl-München hergest. Nr. 11—35 auf echt kaiserl. Japan gedruckt, in Halbmaroquin gebd. Nr. 36—165 auf Bütten in Halbl. gebd. Einbände fert. H. Fikentscher-Leipzig. Nr. 11 M. 550.—. Nr. 52 M. 295.—

EDSCHMID, K., Die Fürstin, mit 6 Rad. v. M. Beckmann. Weimar 1918. G. Kiepenheuer. 82 S. 4°. W. Drugulin, Leipzig, druckte 500 Expl. Nr. 1—130 auf handgesch. Zandersbütten, die Rad. sind v. Künstl. sign., Nr. 1—35 m. d. Hand in w. Schweinsl., Nr. 36—130 in Maroquin gebd. Nr. 131—500 ist auf holl. Bütten gedruckt und in Rohseide gebunden. Einbandentwürfe von Else von Gualta. Ausgabe A M. 306.—, B M. 245.—, C M. 98.—.

PROSPERO-DRUCKE:
GOETHE, J. W., Epigramme Venedig 1790, mit Orig.-Lith. von H. Gehri. Berlin 1918. E. Reiß. 51 S. Gr. 4°. 110 Expl. w. bei O. v. Holten auf handgesch. Bütten abgez. u. in Seide gebd. Die Lithographien dieser Ausgabe sind vom Künstler handsign. Nr. 62 M. 148.—. In Halbleder Nr. 487 M. 28.60.

STRINDBERG, A., Der Vater. Ein Trauerspiel mit 12 Orig.-Lith. v. A. Schinnerer. Berlin 1918. E. Reiß. 67 S. Gr. 4°. Einm. Aufl. von 685 num. Expl. Den Druck leitete A. Knab, der auch die Schrift des Einbandes entworfen hat. Nr. 1—85 wurde auf handgeschöpftem Bütten abgezogen u. die Lithogr. dieser Ausg. handschriftlich vom Künstler signiert. Ausgabe A in Seide gebunden M. 245.—, B in Halbleder M. 30.80.

Lager-Katalog: **»Bücher, die ich liefern kann«,** mit 4 Lith. von Albert-Bloch, Eberz, Grosz und Schrimpf M. 2.—.

Soeben ist erschienen:

Antiquariatskatalog I/1919

1. Teil:
BÜCHER FÜR BIBLIOPHILEN
LUXUS- U. PRIVATDRUCKE
GESAMT-AUSGABEN IN
FRIEDENSAUSSTATTUNG

2. Teil:
MOD. UNTERHALTUNGS-
UND KRIEGSLITERATUR
VERSCHIEDENES / BILLIGE
GELEGENHEITS-EXEM-
PLARE / GRÖSSTENTEILS
FRIEDENSAUSSTATTUNG

Kataloge kostenlos

Ich kaufe jederzeit ganze Bibliotheken und einzelne wertvolle Werke zu hohen Preisen

FRANZ R. HOLBACH
ANTIQUARIAT/BERLEBURG i. W.

Liebhaberausgaben
gehaltvoller Werke in Friedens-Ausstattung:

Schelling's Werke in 3 Bänden. Mit drei Porträts Sch.'s und Geleitwort von Prof. Dr. A. Drews, hrsg. u. eingel. v. Dr. O. Weiß Preis in Halbfranz M. 35.—, in Ganzleder geb. M. 50.—.

Descartes philosophische Werke in 2 Bdn. Neu übersetzt u. mit Einl. u. Gesamtregister versehen von Dr. Artur Buchenau. Preis in Halbperg geb. M. 30.—.

Descartes Meditationen über d. Grundlagen d. Philosophie. Mit Porträt D's. v. F. Hals. 1914. 78 S. Preis in Halbperg. geb. M. 3.—

Spinozas Lebensbeschreibung. u. Gespräche. Hrsg. von Carl Gebhardt. 1914. XI. 147 S. Mit Bild. Preis in Halbperg geb. M. 4.—

Marsilius Ficinus. Über die Liebe oder Platons Gastmahl. Übersetzt u. mit Einl. und Register versehen von K. P. Hasse. 1915. VIII, 259 S. Preis in Halbperg. M. 10.—

Die Chronik des Minoriten **Salimbene von Parma** in 2 Bänden. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae in deutscher Bearbeitung von A. Doren. 1914. Preis in Ganzpergament gebunden M. 29.—

30 % Teuerungsaufschlag.

Verlag von Felix Meiner, Leipzig

Soeben erschienen:

Zwei Jahrzehnte deutscher Buchkultur

Ein Katalog schöner Bücher, zugleich ein unentbehrliches Nachschlagewerk für jeden Bücherfreund

Dieser 211 Seiten umfassende Katalog ist in bibliographischer und buchtechnischer Hinsicht ein völliges Novum auf dem Gebiete der Antiquariats-Verzeichnisse

Handkolorierter Umschlag von Emil Pirchan. Format: Groß-Oktav. Zweifarbiger Druck

Preis **6.00** Mark

Kaufhaus des Westens G. m. b. H.
Berlin W 50, Tauentzienstr. 21-24

Digitized by Google

AVALUN-DRUCKE

AVALUN-DRUCKE sind in kleiner, streng limitierter Auflage hergestellte bibliophile Bücher, originalgraphische Mappenwerke und Einzelblätter, künstlerisch formvollendet gestaltete Gefäße aus edlem Stoff, die zeitlos wertvollen, einzigartigen geistigen und künstlerischen Inhalt bergen. / In die Avalun-BÜCHER ist das originalgraphische Bild durch die Künstler nicht willkürlich von außen hineingetragen, sondern aus dem Urgrund gemeinsamen Geistinnern geschöpft; Wort und Bild schließen wahlverwandte Verbindung, schmelzen ineinander zu organischer Einheit. / Die originalgraphischen Avalun-MAPPENWERKE und EINZELBLÄTTER sind Leistungen rein künstlerischen Schaffens, in denen die Urheber nicht aufgetragene „Aufgaben gelöst", sondern Probleme bewältigt haben, vor die sie sich aus eigenem Trieb und Drang gestellt fanden. / Was die Künstler der Avalun-Drucke darbieten, ist daher nicht das Ergebnis einer lediglich technischen Handfertigkeit, unschöpferischer Virtuosität, sondern reine, eigenhafte, hochwertige Kunst. / Für die Herausgabe von Avalun-Drucken, gleichviel ob es sich dabei um Bücher, Mappenwerke oder Einzelblätter handelt, sind dem Verlage niemals kunstparteiische Tendenzen und Richtungen, sondern immer nur die, höchstes Niveau verbürgende Wertgrädigkeit der jeweiligen Kunstleistungen maßgebend. / Wer vom bibliophilen Buch und dem originalgraphischen Druckwerk durch die Form der Darbietung eine Ehrung des Geiststofflichen heischt, wer das künstlerisch durchgebildete Buch ebenso wie das originalgraphische Blatt als unausschöpflichen Akkumulator geistiger und seelischer Kräfte schätzt und liebt, der wird die bibliophilen Avalundrucke besitzen wollen, als die innerlich und äußerlich kostbaren und seltenen Schöpfungen einer stets von strenger Verantwortlichkeit getragenen künstlerischen Gestaltungskraft. / Ankündigungen der zur Subskription gelangenden Drucke folgen. Prospekte in beschränkter Anzahl kostenlos. :-:

Geschäftsstelle der Avalun-Drucke: Wien IX., Peregringasse 1

Digitized by Google

Amsler & Ruthardt
Kunsthandlung Berlin W 8
Behrenstraße 29a

Neuerscheinung unseres Verlages:

Das Leben Albrecht Dürers
von Willy Pastor

Mit 56 Bildertafeln nach Kupferstichen, Holzschnitten, Handzeichnungen und Gemälden des Meisters

In reich verziertem Pappband v. Adolf Propp
Mark 15.–

Karl W. Hiersemann
Antiquariat **Leipzig** Königstr. 29

Kauft und verkauft:

Frühe Handschriften mit Malereien / Schöne alte Drucke mit Holzschnitten oder Kupferstichen / Moderne Luxusdrucke / Künstlerische Einbände älterer u. neuerer Zeit / Frühe Erd- u. Himmelsgloben

Reichhaltige Kataloge kostenlos

THEODOR STORM

Sämtliche Werke

Eingeleitet und herausgegeben von
PAUL WIEGLER

10 Bände zu je 2 Mark
Hierzu der Sonderzuschlag von 10%

Jeder Band ist einzeln erhältlich

ULLSTEIN & CO / BERLIN

Digitized by Google

In Kürze erscheint: Katalog Nr. 49

Die Revolution v. 1848

mit Vorgeschichte und Ausläufern

Originalplakate u. Flugschriften

usw.

Schriften zur historisch-politisch-wirtschaftl. Orientierung unserer Zeit. Geschichte des 18.–20. Jahrh.

Ferner erscheint demnächst: Katalog Nr. 50: Luxusdrucke, Liebhaber-Ausgaben und schöne Einbände

Bitte unberechnet zu verlangen!

Edmund Meyer, Buchhändler u. Antiquar
Berlin W 35, Potsdamer Straße 27B

für Bibliophilen und Käufer wertvoller Bücher!

Von Hellmuth Unger's dramatischer Dichtung in 1 Aufzuge

Die Kentaurin

wurden auf feinstem Büttenpapier 30 Stück hergestellt, in echt Pergament gebunden, vom Verfasser handgezeichnet u. handnumeriert, Goldschnitt oben. Die kleine Auflage dieser hervorragenden Dichtung, die das Problem des ewigen Lenzkampfes zwischen Mann und Weib behandelt und sich zu einer Tragödie großen Stils aus elementaren Leidenschaften zu höchster Verklärung herauswächst, wird schnell vergriffen sein. Eine erschütternde Menschheits-Dichtung, meisterhaft in Form, Inhalt, Sprache!

Preis 40 Mark

Einfache Ausgabe M. 3.– geheftet, M. 4.50 gebunden.

Theodor Weicher, Leipzig
Inselstraße 10

Anfang Juni 1919

Versteigerung der Bibliothek des † Berliner Spiritisten und Naturarztes

Jacques Groll

enthaltend alle besseren Erscheinungen (auch aus älterer Zeit) über Spiritismus, Hypnotismus, Suggestion, außergewöhnliche Heilmethoden usw., fast durchweg in schönen Einbänden. — Verzeichnisse kostenfrei.

F. Lehmann, Frankfurt a. M.
Buch- und Kunstantiquariat. Römerberg 3 I

O. Herfurth

Berlin W 50
Passauer Straße 12

Werkstatt für guten Bucheinband

Handeinbände jeder Art für Bibliophile und Sammler

Paul Graupe

Antiquariat

Versendet auf Wunsch
Katalog 86
Moderne Bücher
Luxus-Drucke

Berlin W 35, Lützowstr. 38

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATA-LOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN u.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTEN-WERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNST-LER · ÜBERNIMMT AUF-TRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDER-ARBEIT IN JEDER TECH-NIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

v. Zahn & Jaensch
Buch- und Kunst-Antiquariat

Wir veröffentlichen demnächst folgende Kataloge:

Kat. 282: Goethe und Schiller.

Kat. 283: Deutsche Literatur v. den Anfängen bis zur Gegenwart. Übersetzungen. (Ausschließlich Goethe–Schiller)

Kat. 284: Kulturgeschichte.

Kat. 285: Folklore.

Die Kataloge erscheinen nur in beschränkter Auflage, wir bitten rechtzeitig verlangen zu wollen

Dresden-A., Waisenhaus-Straße 10

Karl Ebert
München
Amalienstraße 37

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten

Digitized by Google

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE
Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XI. Jahrgang | Juni 1919 | Heft 3

Pariser Brief.

Durch die Annexion von Elsaß-Lothringen sind die Franzosen vor ein neues Problem gestellt. Die Elsässer und Lothringer haben mit aller Entschiedenheit in Paris wissen lassen, daß sie keinesfalls auf die Stufe eines Departements herabgedrückt werden, sondern eine eigene Verwaltung, eine eigene Universität und Schulverwaltung haben wollen. Durch diese Pläne der Elsaß-Lothringer gewinnt die Dezentralisationsbewegung in Frankreich eine neue Aktualität. Die katholische Presse unterstützt alle Dezentralisationsbestrebungen und arbeitet aus der Kultur- und Literaturgeschichte alle Versuche, die Dezentralisation in Frankreich durchzusetzen, heraus. Châteaubriand gewinnt in diesem Kampfe neue Bedeutung. Vor allem aber beschäftigen diese Zeitungen und Zeitschriften sich besonders eingehend mit Mistral. Pierre Lasserre, der im vorigen Jahre ein Aufsehen erregendes Buch „L'esprit de la musique française de Rameau jusqu' à l'invasion germanique" veröffentlichte, über „la morale de Nietzsche" und „la doctrine officielle de l'Université" gearbeitet hat, gab vor etwa zwei Monaten ein Buch über Mistral heraus, das den gegenwärtigen politischen und kulturellen Tendenzen ausgezeichnet dient. Lasserre verficht vor allem die These, daß Mistral in den südlichen Provinzen wieder ein Selbstbewußtsein erweckt habe. Mistral hat sich nicht damit zufrieden gegeben, in flammenden Erklärungen gegen die Fehler der revolutionären Zentralisation zu protestieren. Sein ganzes poetisches Werk zeigt die Schätze des Lebens, die im Herzen unserer Provinzen schlafen und die die Dezentralisation hervorsprudeln läßt als größtes Gut des großen Vaterlandes. Er hat als Beispiel die Provence und alle diejenigen Länder genommen, die vom Mittelländischen Meer bespült und von der Rhône durchflossen werden. Die Sprache, die hier gesprochen wird, ist zur Mundart geworden.

„Entthront, mit bloßen Füßen und zum Schweigen gebracht, floh die altfranzösische Sprache, jedoch stolz wie immer, um bei den Hirten und Seeleuten zu leben. . . ."

In diesem Umgang hat sie die Reinheit ihres Wortschatzes verloren; sie hat französische Worte in sich eindringen lassen, die noch unter ihrer provinzialen Verkleidung verborgen sind; ihre Grammatik hat sich verloren und mit ihr der Rhythmus, in dem die ehemaligen Troubadours gesungen haben. Diese Sprache, die im 13. und 14. Jahrhundert eine der schönsten und harmonischsten Europas gewesen ist, war nur noch ein Dialekt. Mistral gab ihr ihre erste Schönheit wieder, ohne andererseits wie die lateinischen Meister zu verfahren, die das Latein aus dem „Dünger" des Quintus Ennius gezogen haben, wie Dante aus dem toskanischen Dialekt das klassische Italienisch, wie Malherbe, indem er die poetische Sprache des 17. Jahrhunderts festigte. Er gab dieser Sprache ihre alte Schönheit wieder, indem er ihr in seinem „Trésor du Félibrige" ein akademisches Wörterbuch und eine Grammatik wiedergab. Das Frankreich des 19. Jahrhunderts fand die harmonische, bilderreiche uud glänzende Sprache der Troubadours wieder. In der Provence entfaltete sich ihr Glanz, indem Mistral jenes Licht, jene Landschaften, jene himmelblauen Wogen feierte, die eines der schönsten Kleinode Frankreichs sind.

Zum Allerheiligsten von Sainte-Marie überschreitet Mireille unter der leuchtenden Junisonne „die bloße, steinige, endlose Ebene von Crean. Er geht wie über Körper von Riesen, denen sie als Grabstätte dient. Er gelangt zur fruchtbaren Erde von Arles, die ihren Töchtern die reine Schönheit, den Bergen die Wohlgerüche und dem Vogel die Flügel gibt", die Rhône, „die die rosigen Reflexe widerspiegelt, die das Morgenlicht verbreitet, die mit Segeln geschmückt ist, die der Wind bläht und vor sich hertreibt, wie die Schäferin eine Herde weißer Schafe", die Rhône, die mit ihren majestätisch ruhigen Wassern dahinfließt und die Paläste von Avignon, die Rundtänze der Provence, die Musik belauscht und wie ein großer Greis, der im Todeskampf liegt, ganz melancholisch zu sein scheint, daß er seinen Namen und seine Wasser verlieren soll". In Calendal ist es die Küste von Cassis, die uns mit ihren von der untergehenden Sonne in Violett getauchten Felsen erscheint, mit ihren Fichten, die sich an der Klarheit des Horizontes abzeichnen und ihren Harzduft verbreiten,

Digitized by Google

mit ihren Fischern, die ihre Netze auswerfen, um „die schönen, glänzenden Fische zu fangen“. . . . deren verschiedenartige Namen ihnen allein schon eine Landschaft darbieten und in denen noch das zügellose Leben braust, das in den Tiefen der See herrscht.“

Über Mistrals Bedeutung geben alle Freunde der Dezentralisation Rechenschaft. Combes versuchte, die tiefen christlichen Wurzeln der bretonischen Seele ausreißen und sie ihre Heiligen und ihre Legenden vergessen zu lassen. Er versuchte, die bretonische Sprache aus der Kirche und dem Katechismus auszumerzen. Ist es der Revolution nicht tatsächlich gelungen, in der Seele des Volkes das religiöse Leben wieder aufzufrischen, indem sie den örtlichen Traditionalismus erschlug, indem sie jede Provinz ihre Heiligen und ihre verschiedenen Sektierer vergessen ließ, und gelang es ihr nicht auch in den Massen die Anwendung der alten Frömmigkeit zu vermindern? fragt Jean Guiraud in la Croix. —

Romain Rolland hat französischen Zeitungsstimmen zufolge im Verlag der Maison d'art et d'édition eine kleine Schrift über den Vorsokratiker Empedokles herausgegeben. Es geht aus den Presseäußerungen nicht hervor, ob es sich um eine ältere Arbeit des Dichters handelt, die erst jetzt in die Öffentlichkeit gelangt, oder ob es sich um eine neue Studie handelt. Als Rolland in seiner Jugend mit dem Gedankensystem der Vergangenheit rang, fesselte ihn jedenfalls besonders Empedokles. Paul Souday schreibt im Temps über dieses Buch Rollands: „Rolland liebt eine bizarre Mischung von Wissenschaft, Politik und Mystagogie. Man könnte ihm entgegnen, wenn es auch gut sei, sich nicht zu spezialisieren, das heißt, sich in mehrere Wissensordnungen einzulassen, oder sogar in alle, so sei es doch gewiß schlecht, alles in einer wirren und gänzlich wertlosen Synthese zu vermengen. Alles in allem, wenn das sein Geschmack ist — übrigens ein reichlich germanischer Geschmack — um so schlimmer für ihn. Aber er kompromittiert bei dieser Gelegenheit ganz unnötigerweise Empedokles. Dieser war gerade ein kritischer und wissenschaftlicher Geist, ein großer Feind des Übernatürlichen, der durch die Intuition des Genies mehrere Erfindungen Newtons, Lavoisiers und Darwins vorausgeahnt hat.“

Anatole France hat bei Calman Lévy unter dem Titel „Le petit Pierre“ ein neues Buch herausgegeben, das Lebenserinnerungen enthält und sich dem „Livre de mon ami“ und „Pierre Noziére“ anreiht, die vor zwanzig, beziehungsweise dreißig Jahren erschienen sind. In diesen neuen Aufzeichnungen treten nicht nur die Eltern des „petit Pierre“ sondern auch die alten Dienerinnen, Frau Mathias und Melanie, Herr Debas und Marcelle wieder auf, die den Freunden von Anatole France aus dem Livre de mon ami bereits vertraut sind. Während aber die älteren Memoirenbände des Dichters sich mehr in einzelne Erzählungen gliederten, ist dieses Buch des greisen Schriftstellers straffer gebunden. Wie die Gestalten der drei Bücher die gleichen sind, so dringt auch der gleiche Geist aus dem neuesten Werk des Vierundsiebzigjährigen. Lebensweisheit mischt sich mit gesellschaftlichen Beobachtungen. Der Vater, die Mutter, die alte Dienerin Melanie und die Freunde und Nachbarn des Hauses sind von einem skeptischen Geiste betrachtet und mit lächelnder Ironie geschildert. *Dr. Otto Grautoff.*

Römischer Brief.

Die „Società Filologica Romana“ hat vor kurzem ihre Anerkenntnis als juristische Person nachgesucht und erhalten. Es ist das ein in Italien für Vereinigungen und Gesellschaften wichtiger Schritt, wenn sie die ihrer Bedeutung entsprechende Stellung auch rechtlich zu sichern und zu wahren in der Lage sein wollen. Und diese Bedeutung und der Einfluß der seit 18 Jahren bestehenden Società Filologica Romana sind so beträchtlich, daß es angebracht erscheint, auch an dieser Stelle einmal über die fruchtbare Tätigkeit der Gesellschaft zu berichten. Ihr Gründer und spiritus rector ist der bekannte Professor für romanische Literaturgeschichte an der Universität Rom, Ernesto Monaci, der auch den Hauptanteil an der Begründung und Fortführung der verschiedenen von der Gesellschaft herausgegebenen Publikationen hat: den *„Documenti di storia letteraria“*, den *„Miscellanea di letteratura del Medioevo“*, den *Studi Romanzi“* und dem *„Bollettino della Società“*. In jeder dieser Serien wurden Texte und Studien von größter Wichtigkeit veröffentlicht. An erster Stelle steht der *„Canzoniere“ Petrarcas* in wörtlicher Wiedergabe nach der Niederschrift des Dichters in der Vatikanischen Bibliothek, herausgegeben von E. Modigliani. Dann der *„Orlando Furioso“ Ariosts* nach den drei ersten vom Dichter selbst besorgten Ausgaben, herausgegeben von F. Ermini. Mit diesen beiden Publikationen wurde zum ersten Male der authentische Text zweier der bedeutendsten Werke der italienischen Literatur weiteren Kreisen zugänglich gemacht. — G. Ferri besorgte dann nach dem ersten Druck von 1490 eine Neuausgabe der *„Laude“* des *Jacopone da Todi*, mit grammatikalischer Übersicht und einem Wörterbuch, die, nachdem so oft eine kritische Ausgabe versprochen aber nie erschienen war, jedermann in den Stand setzt, die bestimmt authentischen Gesänge dieses eigenartigen umbrischen Dichters des 13. Jahrhunderts ohne größere Schwierigkeit zu lesen. — Mit der Herausgabe des *„Libro de varie romanze volgari“*, besorgt von S. Satta, G. B. Festa und

Digitized by Google

F. Egidi, wird der genaue Text der größten Sammlung früher italienischer Gedichte festgelegt. — Die von F. Egidi bearbeiteten „*Documenti d'Amore*" des *Francesco da Barberino* mit dem hier zum ersten Male veröffentlichten Kommentar und Bildschmuck des Verfassers selbst, geben eines der bedeutsamsten Denkmäler des italienischen Geistes aus den ersten Jahrhunderten italienischer Literatur. — Die vierzehn Bände der von E. Monaci herausgegebenen „*Studi Romanzi*" enthalten eine mannigfaltige Reihe literarischer, philologischer und sprachwissenschaftlicher Arbeiten, deren Verfasser zu den angesehensten Fachgelehrten Italiens zählen. — Trotz den für Studien aller Art vom Staate und von öffentlichen Gesellschaften ausgesetzten Preisen fehlte es völlig an solchen für sprachwissenschaftliche Forschungen. Diese Lücke füllte die Gesellschaft aus: Als im Jahre 1907 der Meister italienischer Dialektforschung, *G. J. Ascoli*, gestorben war, sammelte sie durch öffentliche Subskription ein Kapital von 10000 Lire, um daraus einen sogenannten Ascoli-Preis zu schaffen, mit der Bestimmung, ihn alle fünf Jahre für die beste Arbeit auf dem Gebiete der romanischen Dialektforschung zu verteilen. Zum ersten Male wurde der Preis im Jahre 1917 den Professoren L. Gauchat, J. Jeanniquet und E. Tappolet von der Universität Zürich, den Bearbeitern des „Glossaire des patois de la Suisse romande" für ihre Forschungen über die franko-provenzalischen Dialekte zuerkannt. — Neuerlich hat die Gesellschaft die Leitung der Herausgabe einer neuen Sammlung „*Lingua e Dialetto*" (Rom, bei Maglione & Strini, Nachfolger der bekannten deutschen Buchhandlung Loescher & Co.) übernommen, die eine Reihe kleiner Handschriften zum Unterricht der Sprache mit Gegenüberstellung der verschiedenen Dialekte umfassen soll. Die Geschichte und Idee dieser Methode hat E. Monaci in einer kleinen Schrift „Pe'nostri manualetti" dargelegt. — Als erste Bände erschienen diejenigen, die sich auf die früher zu Österreich gehörenden Gebiete beziehen, so kam 1916 und 1917 heraus: „*L'Italiano e il il Parlare della Valsugana*" (das Italienische und die Sprache des Valsugana) von *Angelico Prati* und „*il Parlare di Gorizia e l'Italiano*" (die Sprache von Görz und das Italienische) von *Carlo Vignoli*. Die Bändchen für Triest und Trient befinden sich in Vorbereitung

Die Bewegung „Los von der deutschen Musik" hatte in Italien schon vor dem Kriege Anhänger, Leute, die sowohl gegen die deutschen Meister wie gegen die deutschen Musikausgaben lebhaft agitierten. Im allgemeinen aber herrschte in musikverständigen Kreisen die Achtung vor deutscher Musik vor; für Wagner und Beethoven bestand zweifellos sogar Begeisterung, und man begegnete kaum je einem Konzertprogramm, das nicht zum mindesten eine Nummer der Meister aufwies. Auch Haydn und Brahms und besonders Richard Strauß wurden viel gespielt. Das hat sich während des Krieges von Grund auf geändert. Die deutsche Musik ist streng verpönt und durchaus gemieden, wenigstens in der Öffentlichkeit, und die veränderten politischen Verhältnisse haben anscheinend die Bewegung für größere Selbständigkeit Italiens auf musikalischem Gebiete und gegen den deutschen Einfluß gewaltig erstarken lassen. Anders ist ein Aufsatz, den *Fausto Torrefranco* in der Florentiner Musikzeitschrift „Critica musicale" veröffentlicht, nicht zu erklären: Nachdem der Verfasser die straffe Organisation, durch die Deutschland sich alle Musikmärkte erobert habe, der italienischen Gleichgültigkeit auf diesem Gebiete gegenübergestellt hat, legt er des näheren sein Programm dar, das man schnellstens in die Tat umsetzen solle und könne: 1. Es solle eine Monumentalausgabe der Klassiker der Musik geschaffen werden, um die Studierenden damit zu unterstützen, denen sie umsonst zu überlassen sei. Die Herstellungskosten solle der Staat tragen. So sind, meint der Verfasser, zu unserer Schande, die deutschen „Denkmäler" (sic!) herausgegeben worden (?!). 2. Solle man eine phonographische Sammlung der Volkslieder veranstalten, die vor allem die Lieder enthalten müsse, denen man nur noch bei den ganz alten Leuten auf dem Lande begegne, um sie vor der Vergessenheit zu retten. 3. Müsse man ein scenographisches Museum errichten, das gleichermaßen die Geschichte der Musik wie diejenige der Malerei umfassen solle, um das gesammte Material zu sammeln, das sich auf diese Kunst bezieht, die stets eine rein italienische Kunst gewesen sei. 4. Sei die vollständige Vereinigung der Musikbibliotheken Roms eine Notwendigkeit, und das gleiche solle in allen großen Städten Italiens geschehen. In Rom selbst sei ja eine solche Vereinigung, wenn auch nicht lückenlos, vor einer Reihe von Jahren erfolgt, indem der größte Teil dessen, was sich in den verschiedenen Bibliotheken Roms an Musikwerken fand, in der bekannten Biblioteca di Santa Cecilia vereinigt wurde. In den Musikbibliotheken der großen Städte solle dann das gesamte Material, das sich in den kleinen Stadt- und Gemeindebibliotheken zerstreut findet und gegenwärtig doch nur gestohlen und als Kontrabande ins Ausland geschickt wird, vereinigt werden. — Schließlich solle nicht nur an der Universität Rom, sondern auch an den andern größeren Universitäten Italiens ein Lehrstuhl für Geschichte der Musik errichtet werden. Im Laufe der Zeit sollten alle Universitäten Italiens, auch die kleineren, einen solchen Lehrstuhl erhalten. Der heranwachsenden Generation solle dadurch zunächst Gelegenheit zum Musikstudium und für später die Aussicht geboten werden, Inhaber dieser neu geschaffenen Lehrstühle zu werden. Dem Verfasser des Aufsatzes schwebt das gleiche Verfahren vor, das man in Italien bei

Digitized by Google

der Schaffung der Professuren für Kunstgeschichte angewandt hat. — Man wird zugeben müssen, daß das ein großartiges Programm ist. Kommt es auch nur teilweise zur Durchführung, so würde dadurch zweifellos das bisher in Italien stets reichlich stiefmütterlich behandelte Studium der Musikgeschichte und Musiktheorie mächtig gefördert werden.

Ezio Levi veröffentlicht in der Monatsschrift „L'Italia che scrive" unter dem Titel „L'Intesa intellettuale" (geistige Entente) einen Aufsatz über die künftige Stellung des italienischen Geisteslebens Deutschland gegenüber und über die geistigen Beziehungen zwischen Italien und Frankreich, der unsere volle Aufmerksamkeit verdient, und aus dem ich daher das Nachstehende hier wiedergebe: Man hat während des Krieges viel von der geistigen Entente gesprochen, und wir tun gut daran, dieses Thema auch jetzt nicht außer acht zu lassen. Denn der Friedensschluß wird die Gefahren und Probleme, die der Krieg uns vor Augen geführt hat, keineswegs aus der Welt schaffen. Unser militärischer Sieg hat vielleicht die politischen und wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands geschwächt, nichts aber berechtigt uns zu der Annahme, das seine Expansionskraft auf geistigem Gebiete sich verringert habe oder in den Zeiten seines Unglücks ungefährlicher sei als in denen seines Glücks. Durch die Neuordnung Europas und die Beseitigung des eklektischen Reiches der Habsburger sind wir in unmittelbare Fühlung mit dem deutschen Nationalstaat gekommen, da wir eine lange gemeinsame Grenze haben und starke deutsche Volksteile der Alpentäler in Zukunft zu unserm Staatswesen gehören werden. Deutschland, zwar seiner gekrönten Häupter beraubt und ohne Mittel sowohl wie ohne den Willen zu irgendwelchen Angriffen, wird darum nicht minder beunruhigend sein, zumal, wenn den siebenzig Millionen Deutscher im Reiche noch die zehn Millionen in Österreich in der einen oder anderen Form hinzugefügt werden, und wenn durch die unwiderstehliche Macht der Ereignisse auch die kleinen Völker des Baltikums in die Bahnen des deutschen Reiches hineingezogen werden. Man muß daher der Gefahr begegnen und dem Feinde die engste und festeste Einigkeit mit unsern Verbündeten entgegenstellen. Die italienische und französische Kultur, die eine Jahrhunderte alte Verwandtschaft miteinander haben, und durch eine fast unlösbare Verkettung alter Einflüsse und gegenseitiger Beziehungen mit einander verknüpft sind, sind naturgemäß berufen, jene Welt lateinischen Geistes zu bilden, der Engherzigkeit und Beschränktheit unbekannt sind, und in der sich die vielfachen provinzialen und nationalen Energien freier ergehen können. Ich glaube nicht, fährt der Verfasser fort, daß über die Notwendigkeit eines solchen engen italienisch-französischen Zusammengehens unter den Studierenden irgendwelche Meinungsverschiedenheiten bestehen können, aber die Unsicherheit beginnt in dem Augenblick, wo wir den Charakter und die Natur dieses Bandes des Näheren bestimmen sollen. Die größte Gefahr für Italien besteht darin, daß die französische Kultur, die geschulter und expansiver ist als die unsere, uns schließlich überwacht, und daß die Entente in kurzer Zeit für uns zu einer verschleierten Bevormundung wird. Von Tag zu Tag zeigt sich diese Gefahr für uns drohender — und nun spielt der Verfasser seine Betrachtungen vom ausschließlich geistigen Gebiet auf einen rein materiellen Punkt hinüber: Wir sehen alle den Erfolg des französischen Buches gern und freuen uns aufrichtig seiner Verbreitung in Italien. Aber das französische Buch, auf dem ein dreifacher Preisaufschlag des Verlegers, des Kurses und des Verkäufers liegt, stellt heute für die Finanzen unserer öffentlichen und Privatbibliotheken ein derartiges Opfer dar, daß es vielen als ein Mittel wirtschaftlicher Knechtschaft erscheinen kann. All das muß aufhören. Wir müssen der Verbreitung des französischen Buches in Italien diejenige des italienischen Buches in Frankreich entgegenstellen, und die Regierung sollte die Propaganda des Geistes, die weit nützlicher als die der Redensarten ist, mit allen Mitteln unterstützen. Die Regierungen sollten Abmachungen treffen zur Regelung des Austausches der geistigen Erzeugnisse. In Rom oder in Paris sollte eine Behörde eingesetzt werden, die Bestellungen, Sendungen und Zahlungen zentralisieren und gleichsam kontrollieren sollte, so daß unnötige Bestellungen nach Möglichkeit vermieden werden. Frankreich habe bereits für den Austausch mit England das „Comité du Livre, Association Nationale pour l'Entente Intellectuelle Interalliée" geschaffen, von dem auch eine Unterabteilung in Rom eingerichtet worden ist. Das Volk solle aber, ohne die bürokratischen Abmachungen der Regierung abzuwarten, sich inzwischen selbst helfen: Alle italienischen Bibliotheken, und alle geistigen Vereinigungen des Landes, literarischen Gesellschaften, Volksuniversitäten, Lesezirkel usw. sollten sich vereinigen und ein zentrales Amt zum Einkauf der französischen Bücher errichten. Zweifellos würden die französischen Verleger gegenüber so bedeutenden Aufträgen beträchtlich günstigere Bedingungen stellen. Dann kehrt der Verfasser von diesem materiellen Exkurs anscheinend wieder zu seinem geistigen Ausgangspunkt zurück und meint, wenn dann von seiten Frankreichs für die Beschaffung italienischer Bücher das gleiche Verfahren eingeschlagen werde, so leuchte es ohne weiteres ein, daß dieser Weg beiden Teilen große Vorteile für den Austausch geistiger Erzeugnisse bringen werde.

Zürich, April 1919. *Ewald Rappaport.*

Digitized by Google

Wiener Brief.

Die „Pfänder" aus der Hofbibliothek, deren sich Italien für die drei in Anspruch genommenen Estensischen Handschriften aus kaiserlischem Besitz bemächtigt hat, sind, wie am 11. April amtlich mitgeteilt wurde, bereits abtransportiert! Die Wiener Genesis, eine aus dem 5. Jahrhundert stammende Purpurpergamenthandschrift, 1656 aus der Fuggerschen Bibliothek für die Hofbibliothek angekauft, 24 mit herrlichen Bildern geschmückte Blätter, deren unvermeidlicher völliger Zerfall — durch die Oxydation der Silberschrift — nur durch die schonendste Behandlung (Verwahrung unter Glasplatten u. dgl.) etwas hinausgezögert werden kann, ein Unikum, hat man unter der Aufsicht von Carabinieri die Eisenbahnreise nach Italien antreten lassen! Den großen Dioskorides mit vielbewunderten Pflanzen- und Tierabbildungen, der byzantinischen Kaisertochter Anicia Juliana gewidmet, von dem kaiserlichen Gesandten Auger Gislen von Busbeck während seiner Tätigkeit in Konstantinopel (1554—1562) für seinen Souverän angekauft, ein Werk ersten Ranges für die Geschichte der Buchmalerei wie für die der Arzneikunde — den Hortulus Animae, wie der französische Livre d'heures eine Sammlung von Gebeten für den ganzen Verlauf des Tages, von einem Meister aus der niederländischen Schule illuminiert: wer besitzt den kindlichen Glauben, daß wir diese Schätze jemals wieder zurückerlangen werden? Da wir mit unserer Lebensmittelversorgung fast ganz auf den guten Willen Italiens angewiesen sind, stehen wir wehrlos seinen Angriffen auf unsere Kunstsammlungen gegenüber.

Wie gewöhnlich hat der erste leichte Gewinn den Anreiz zu einem neuen, noch größeren, noch umfassenderen Beutezug hervorgerufen. In einer am 16. März überreichten, aber erst am 14. April der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Note verlangt die italienische Waffenstillstandskommission eine Reihe weiterer Bücher- und Kunstschätze auf Grund eines fünffachen Anspruchtitels: es soll alles Kunstgut 1. aus den ehemals österreichischen Provinzen in Italien, 2. aus den jetzt an Italien fallenden österreichischen Ländern (einschließlich Dalmazien und Albanien!), 3. aus den von ihm während des Waffenstillstandes besetzten Gebieten, 4. aus ehemals italienischem Privatbesitz, 5. von nachweisbar italienischer Arbeit zurückerstattet werden, wobei noch einige Gegenstände wie Rembrandts Selbstbildnis, die Krone und das Schwert Karls des Großen von den Kroninsignien des alten römisch-deutschen Reiches mit dreingehen! Prachtstücke der Gemäldegalerie (von Raffael, Giorgione, Correggio, Tizian, Tintoretto, Lorenzo Lotto, Mantegna, Bassano) und der Waffensammlung des Kunsthistorischen Hofmuseums, des Heeresmuseums, der Hofbibliothek, die ganzen Estenischen kunstgewerblichen Sammlungen, die Gemma Augustea, das Salzfaß des Benvenuto Cellini, „die bösen Mütter" von Segantini aus der Staatsgalerie usw. werden nach bewährter Methode wohl schon in den nächsten Tagen uns enteignet werden.

Daß den famosen „Réunions" Ludwigs XIV. im Zeitalter der Gerechtigkeit und des Völkerbundes die italienischen „Revindicazioni" folgen würden, wessen Schulweisheit hätte sich davon etwas träumen lassen? Nur in einem unterscheiden sich die Italiener von den Franzosen: diese haben ihre fadenscheinigen Rechtstitel auf deutschen Grund und Boden wenigstens der Arbeit ihrer eigenen Gelehrten, eines Dufresne du Cange, eines Mabillon, eines Baluze zu danken gehabt; jene nützen für ihre Ansprüche auf unseren rechtmäßig erworbenen Kulturbesitz die Ergebnisse deutscher Gründlichkeit und deutschen Gelehrtenfleißes aus: wir selbst haben in nimmermüder Forschungsarbeit die Herkunft aller Gegenstände unserer Sammlungen ermittelt, sie ehrlich und rückhaltlos, um der Wissenschaft zu dienen, dargelegt. Künftig wird es vielleicht besser sein zu schweigen, als zu leiden.

Welche Verluste allein der Hofbibliothek drohen, mag man der folgenden Zusammenstellung entnehmen. Ausgeliefert werden sollen:

1. 200 Handschriften aus der Sammlung des venezianischen Dogen Foscarini, die im Jahre 1802 angekauft wurden; 2. die Kopialbücher des Kardinals Herkules Gonzaga, 1718 Karl VI. von einem Mailänder Senator geschenkt; 3. jene architektonischen Handschriften aus dem 1769 um den Preis von 12500 Gulden für die Hofbibliothek erworbenen Atlas des Baron Stosch, die in Italien angekauft oder von italienischen Künstlern ausgeführt wurden; 4. neun Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts, von italienischen Künstlern angefertigt, in die Hofbibliothek gelangt aus dem Besitz des Stiftes Hall in Tirol, aus der Bibliothek des Prinzen Eugen, aus der Hohendorffischen Sammlung, aus der Sammlung des kaiserlichen Leibarztes Sambucos und aus der Wiener Neustädter Jesuitenbibliothek; 5. Handschriften aus dem Besitz des Dominikaners Thomas Alfani, 1721 Karl VI. von diesem geschenkt; 6. fünf Handschriften, angeblich aus dem Besitz des Kardinals Seripando von Neapel, in Wirklichkeit teilweise schon 150 Jahre vor dessen Tod rechtmäßig erworben.

Nun rüsten sich aber auch schon die Sukzessionsstaaten der alten Monarchie, ja, in der begreiflichen Angst, alles zu verlieren, selbst die Länder Deutschösterreichs, die Wiener Sammlungen nach Art einer Artischocke zu entblättern und zu zerpflügen: alles soll in die Liquidationsmasse geworfen, alles nach der Herkunft verteilt werden, wobei natürlich jeder die wertvollsten Stücke und noch etwas darüber für sich zu ergattern trachtet.

Digitized by Google

Kann unsere Regierung nicht bald und entschieden eingreifen, so bleiben von den alten glänzenden Kulturstätten Wiens nur die ausgeleerten Gebäude übrig, die der bankerott gewordene Staat dann unter den Hammer bringen mag. Es ist ein geringer Trost für uns zu denken, daß unser Schicksal eine Warnung für alle jene Schwärmer sein müßte, die uns in den letzten Zeiten mit ihrer Anpreisung absoluter Wehrlosigkeit in den Ohren gelegen haben. Die Geschichte lehrt uns immer dasselbe: Deutscher Michel wehr' dich deiner Haut, sonst ziehen sie dir das Fell über die Ohren! —

Nun tauchen auch schon unserseits die Aufklärungs- und Rechtfertigungsschriften, die Rückblicke auf die Vergangenheit und die Ausblicke in die Zukunft auf. Zur Verteidigung Conrads von Hötzendorff stellt *Karl Friedrich Nowak* den Anteil Österreich-Ungarns am Weltkriege, dessen Vorgeschichte, die gemeinsame Arbeit der verbündeten Generalstäbe und den „Weg zur Katastrophe" auf Grund authentischer und dokumentarischer Quellen dar. *Alexander Freiherr von Spitzmüller* bespricht den „Politischen Zusammenbruch und die Anschlußfrage" (Wien, Manz), *Oskar Jászi* den „Zusammenbruch des Dualismus und die Zukunft der Donaustaaten" (im gleichen Verlag), *Rtchard Riedl* „Das Schicksal Wiens" (Berlin, Hans Robert Engelmann), *Karl Franke* „Deutschösterreichs Zukunft" (Wien, L. Heidrich). Unser neuer Staatssekretär für Finanzen *Josef Schumpeter* hat eben eine Studie „Zur Soziologie der Imperialismen" abgeschlossen (Tübingen, J. C. B. Mohr). In „Weltfreimaurerei, Weltrevolution, Weltrepublik" sieht der deutschböhmische Abgeordnete *Friedrich Wichtl* Ursprung und Endziel des Weltkriegs (München, J. F. Lehmann), so wie der Tiroler Bauernführer *Amilian Schöpfer* über die Frage der Staatsform „Monarchie oder Republik?" (Innsbruck, Tyrolia) die Anschauungen der Freimaurerei und der Kirche einander entgegensetzt. Stimmen aus dem geistigen Deutschösterreich für den Anschluß an Deutschland werden in einem Büchlein „Deutschland, wir kommen!" (Halle, Richard Mühlmann) zusammengestellt; unser aller Wunsch, „Deutschösterreich auf ewig deutsch" bringt der gesinnungstüchtige *Anton Ohorn* zum Ausdruck (Chemnitz, Vaterländischer Verlag). Vorerst sind wir aber noch darauf angewiesen, durch „Flugblätter für Deutschösterreichs Recht" (Wien, A. Hölder) unseren Besitz zu verteidigen gegen die Ansprüche begehrlicher Nachbarn, eine Aufgabe, der sich *August R. von Wotawa* mit einem Stabe hervorragender Fachmänner (Erwin Barta, Alfons Dopsch, Fred Du Bois, Hans Gröbl, Rudolf Laun, Rudolf Lodgman von Auen, Richard von Pfaundler) unterzieht. Hierher gehört auch die kleine Studie des Prager Germanisten *Primus Lessiak* „Die Einheit Kärntens im Lichte der Namenkunde und Sprache" (Klagenfurt, F. von Kleinmayr).

Von wissenschaftlichen Arbeiten ohne aktuelle Tendenz ist diesmal nur eine kleine Zahl zu buchen. Mit der Lehre von den Wiederholungen befassen sich *Paul Kammerer* „Das Gesetz der Serie" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und *Richard Pfennig* „Grundzüge der Fließschen Periodenrechnung" (Wien, F. Deuticke). *Friedrich Adler* feiert „Ernst Machs Überwindung des mechanischen Materialismus" (Wien, Wiener Volksbuchhandlung). In der Reihe der „Dissertationes philologicae Vindobonenses" (Wien, F. Deuticke) behandeln *Fr. Gläser* den Pseudo-Plutarch und *C. Kunst* die Ciceronianischen Studien des hl. Hieronymus. Der Benediktiner *Karl Johann Jellouschek* gibt nach dem Cod. 1566 der Wiener Hofbibliothek „Des Nicolaus e Mirabilibus O. Pr. Abhandlung über die Prädestination" heraus (Wien, Mayer & Comp.). *Franz X. Zimmermann*, der sich der dankbaren Aufgabe zugewandt hat, das österreichische Geistesleben an der Adria zu erforschen und darzustellen, legt einen ersten Band „Görzer Studien" (Görz, Geschichte und Geschichten aus der Stadt, der Grafschaft und ihrem Friaulischen Vorland) vor, von dem wir nur fürchten, daß er auch der letzte sein werde (Klagenfurt, J. Leon sen.).

In den Gedichtbänden zittert noch der Krieg nach. *Josef Neumair*, der in einem zweiten Band seiner „Erlebnisse und Stimmungen eines Landsturmoffiziers" uns „in alle Winkel des Balkan" führt, hat seine Verse „Am Lagerfeuer" geschrieben (Innsbruck, Tyrolia). *Josef Georg Oberkofler* bezeichnet selbst seine Sonette als „Stimme aus der Wüste" (im gleichen Verlag). *Fritz Grünbaum* bietet uns sogar „demobilisierte Gedichte" („Vom seelischen Zensor" (Wien, Halm & Goldmann). Der Berliner Kritiker *Julius Bab* hat einen Band „Revolutionslyrik" gesammelt (Wien, Eduard Strache).

Die dramatische Produktion ist durch wenige, aber gute Namen vertreten: *Stefan Zweig* läßt „Legende eines Lebens", ein Kammerspiel in drei Aufzügen (Leipzig, Inselverlag), erscheinen, *Karl Schönherr* „Narrenspiel des Lebens", Drama in 5 Akten (Leipzig, L. Staackmann), *Robert Michel* „Der heilige Candidus", Drama in 4 Akten (Berlin, S. Fischer), *Sil-Vara* „Es geht weiter, eine Nacht und ein Epilog" (München, Georg Müller).

Der bloße Unterhaltungsroman ist überwiegend dem Zeitroman gewichen. Wir verzeichnen an neuen Erscheinungen: *Hermann Bahr*, „Die Rotte Korahs" (Berlin, S. Fischer); *Max Brod*, „Das große Wagnis" (Leipzig, Kurt Wolff); *Oskar Maurus Fontana*, „Erweckung" (im gleichen Verlag); *Alma Frey*, „Die Flucht ins Vergessen (Innsbruck, Tyrolia); *Ferdinand Gruner*, „Rezept zum Glück" (Trautenau, F. Gruner); *Robert Michel*, „Gott und der Infanterist" (Berlin, S. Fischer); *Heinrich Rienößl*, „Das heilige Erbe", ein Roman aus Deutschösterreich (Hannover, Haus Hübner Verlag); *Hans Ludwig Rosegger*, „Polycarpe, der Erbar-

Digitized by Google

mungslose", Revolutionsroman (Berlin, Schuster & Löffler); *Hans Watzlik*, „Die Abenteuer des Florian Regenbogner" (Leipzig, C. F. Amelang). *Fritz Stüber-Gunther* bringt die gute Laune zu Wiener Humoresken aus dem vierten Kriegsjahre auf, „Saubere Brüder" (Wien, M. Perles). Auch jene Spielart des Romans, der einem naiven Publikum vorgebliche Enthüllungen höfischer Geheimnisse verspricht, begegnet in „Franz Ferdinands Lebensroman. Den Tagebüchern eines seiner Lehrer und vertrauten Berater nacherzählt. Mit Geleitwort von Karl Hans Strobl" (Stuttgart, Robert Lutz) und in *Stefan Großmanns* „Der Vorleser der Kaiserin" (Berlin, F. Gurlitt).

Einige belletristische Judaica hat der Verlag R. Löwit herausgebracht: *S. Cemach*, „Jüdische Bauern", Geschichten aus dem neuen Palästina; *Irma Singer*, „Das verschlossene Buch", jüdische Märchen; *Chaim Nachman Bialik*, „Nach dem Pogrom", aus dem Hebräischen von Abraham Schwadron.

„Das Gespräch über Gedichte" von *Hugo von Hofmannsthal* legt der Berliner Hyperionverlag in einer Luxusausgabe von 250 Exemplaren auf (Nr. 1—25 auf Bütten in Lederband 240 Mark, Nr. 26—50 in Pergamentband 190 Mark, Nr. 51—250 in Halblederband 85 Mark). Das Künstlerpaar *Luigi* und *Tanna Kasimir* hat eine Folge von zwanzig größtenteils leicht getuschten Radierungen und Originalsteinzeichnungen „Aus unserer Wandermappe, 1918" (Wien, H. Heller & Cie.) zusammengestellt, in einer einmaligen Auflage von 225 Exemplaren (Nr. I—XXV 800 Mark, Nr. XXVI—L 400 Mk., Nr. 1—175 etwa 200 Mk.). Eine „Ambrosi-Mappe" enthält 54 Reproduktionen der Hauptwerke des 24 jährigen Wiener Bildhauers *Gustinus Ambrosi* „aus seiner ersten Schaffensperiode" (Wien, Eduard Strache). Zehn Originalradierungen „Aus der k. k. Hofoper" von *Emma Hrnczyrcz* (Wien, Verlag für Technik und Industrie) kommen in einer einmaligen Ausgabe von 350 Exemplaren auf den Markt (Nr. 1—25 auf Japan, 500 Mk., bereits vergriffen, Nr. 26—125 auf Bütten 350 Mark, Nr. 126—350 auf Kupferdruckpapier 250 Mark).

Von den zahlreichen Aufsätzen und Würdigungen über den Urtypus des modernen Wiener Kaffeehausliteraten *Peter Altenberg* (mit seinem bürgerlichen Namen Richard Engländer, gestorben 8. Januar 1919) sei *Karl Kraus'* „Rede am Grabe" (Wien, R. Lanyi) hervorgehoben.

Mitten aus seiner reichen Wirksamkeit hat am 16. April ein Schlaganfall den Direktor der Universitätsbibliothek Hofrat Dr. *Isidor Himmelbauer* herausgerissen. Mit diesem grundgütigen und liebenswürdigen Mann verliert das Volksbildungs- und Volksbüchereiwesen in Wien einen seiner tatkräftigsten Förderer und Arbeiter.

Wien, Ostern 1919.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Von den Auktionen.

Bei *Sotheby* in London fand im Dezember 1918 ein fünf Tage währender Verkauf des dritten Teiles der Sammlung von Autographen und historischen Handschriften statt, die der verstorbene Mr. *Alfred Morrison von Fonthill* zusammengebracht hatte. Der Katalog umfaßte die Nummern 1770—2672, der Gesamtertrag dieser 900 Nummern erreichte die stattliche Summe von 11 878 £. Wir bringen hier nur die Preise über 100 £. Die ersten Nummern, die diese Summe überschritten, waren zwei Briefe von *Martin Luther*, der eine von 1545, also ein Jahr vor seinem Tode, an Christoph Jorfer gerichtet, der 210 £ brachte, und der andere aus dem Jahre 1526 an Johanne Walster, der 175 £ erzielte. Eine der nächsten Nummern war ein Brief von *Maria Stuart*, der unglücklichen schottischen Königin an ihre Großmutter, die Herzogin von Guise, datiert den 3. Juni, jedoch ohne Angabe des Jahres; er fand für 225 £ einen Käufer. Ein Dutzend Dokumente in dem Katalog, Briefe und Handschriften, hatte Bezug auf *Napoleon I.*; die erste Nummer ein Manuskript von 7 ½ Folioseiten, aus seiner Geschichte von Corsica von 1790, mit zahlreichen Verbesserungen zwischen den Zeilen, wurde für 130 £ verkauft; das Original seiner berühmten Ansprache an seine Truppen von 1796, worin er sagt: „Je viens vous conduire dans les plus fertiles pleines du monde" ging für 190 £; ein interessanter Brief an Josephine aus dem italienischen Feldzug für 260 £. Briefe von *Pascal* sind von beträchtlicher Seltenheit, und dies war der Grund, warum für einen solchen Brief an seine Schwester vom 31. Januar 1643 136 £ gezahlt wurden. Niedriger bewertet wurde ein einige hundert Jahre älteres Schriftstück, ein Brief des englischen Königs *Richard III.* and den Duke of Brittany, vom 11. März 1484, der unterzeichnet war: Vre Cousyin Richardus Rex; er stammte aus der Sammlung Londesborough und fand für 125 £ einen Käufer. Mehr als zwei Seiten des Katalogs enthielten auf *Shelley* bezügliche Stücke, von denen aber nur eins die 100 £ überschritt, und zwar war dies ein Brief an Lord Byron, beziehungsweise an Claire Clairmont, von Pisa vom 17. September 1820, der 118 £ aufbrachte. Eine wichtige Folge von 14 Briefen von *Jonathan Swift* wurde en bloc verkauft, und zwar für 200 £. Von den Briefen von *George Washington* war der bedeutsamste einer von Philadelphia vom 11. Dezember 1796 an Sir John Sinclair, den berühmten Agronomen, der offenbar damals Auswanderungspläne nach Amerika hegte; derselbe wurde für 172 £ zugeschlagen. Eine Sammlung von Briefen von *Jane Austen* an ihre Schwester Cassandra, datiert Steventon, Chawton und London 1804 und 1812 und zwischen 150 und 200 Seiten füllend, ging für 260 £. Von den Briefen *Byrons* war der interessanteste an Hodgson, Lon-

Digitized by Google

don, den 8. Dezember 1811 datiert, der vier Verse enthielt, von denen der erste folgenden Wortlaut hatte:

„Away, away, ye notes of woe,
Be silent thou once soothing strain,
Or I must flee from hence, for oh!
I dare not trust those sounds again;
To me they speak of brighter days,
But lull the cords, for now, alas!
I must not think, I must not gaze
On what I am, or what I was.“

114 £ brachte dieses Schreiben auf. Für einen Brief von *Catharina von Aragonien* in spanischer Sprache an Karl I., von Richmond vom 22. Februar 1531, der über das von Heinrich VIII. eingeführte Ehescheidungsverfahren handelt und worin sich folgender Passus findet: „I have borne and will bare my troubles with dertermination and a certain trust I have in God, who will not fail me“ zahlte ein Liebhaber 270 £. Einen noch höheren Preis erzielte ein Brief der *Charlotte Corday* vom 15. Juli 1793 an die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, worin sie um die Erlaubnis bittet, sich porträtieren zu lassen, da sie nur noch ein paar Tage zu leben habe. Im weiteren Verlaufe der Auktion kamen noch einige Briefe von *Napoleon I.* vor, von denen einer undatiert und an eine Unbekannte gerichtet, der mit den Worten anfing: „Mon amie, j'ai recu la lettre“ für 100 £ einen Käufer fand, während am letzten Auktionstage die Summe von 130 £ für eine Sammlung von Briefen von *Voltaire* aus den Jahren 1738—1766 bezahlt wurde, die an Helvetius, den bekannten Philosophen, gerichtet waren.

M. D. H.

Eine Versteigerung bei *S. Martin Fraenkel* in *Berlin* Ende April ergab folgende bemerkenswerte Preise: *Terentius*, Venetiis in aedibus Aldi 1517 84 M. — Anthologie Satirique. 8 vol. Luxembourg 1876—78. Kalbleder 365 M. — Aucassin et Nicolette, englisch von West, mit Bildern von Evelyn Paul. London (ca. 1910). 170 M. — *Balzac*, Le vieux parchemin. Paris 1914. 250 M. — *Bielschowsky*, Goethe. München 1905. Halbfranz 43 M. — *Boccaccio*, Dekameron. Insel-Verlag 1912. Orig.-Pergbd. 110 M., dasselbe in drei Lederbänden. Insel-Verlag 1912 30 M. — Chansonnier historique du XVIII. siècle. Paris 1879. 10 Bde. Halbfranz 125 M. — *Dickens*, Werke (Insel). 12 Bde. Lwd. 150 M. — *Goethe*, Iphigenie (Doves Press) 610 M. — *Shakespeare*, Hamlet (Doves Press) 450 M. — *Browning*, Flight of the duchess (Essex House Press) auf Pergament 220 M., die übrigen Pergamentdrucke derselben Presse zu ähnlichen Preisen. — *Fuchs*, Illustr. Sittengeschichte. 6 Bde. 325 M. — *Gautier*, La mille et deuxième nuit. Illustr. de neuf compositions par Lalauze. Paris 1898 255 M. — Briefwechsel Schiller-Goethe. Insel-Verlag 1913. 3 Bde. Ganzleder 95 M. — Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 1—31. 125 M. — *E. T. A. Hoffmann*, Werke, herausgeg. von C. G. von Maassen. Bd. 1—4, 6, 7. Orig.-Halbfranzband 255 M. — *Hofmannsthal*, Die Wege und die Begegnungen (Bremer Presse) 130 M. — Hyperion, hrsg. von Blei und Sternheim, vollständig in Heften 190 M. — *Lafontaine*, Contes, Didot 1795, Réimpr. 1883 280 M. — Lafontaine, Tales and novels. London, Soc. of Engl. Bibliophilists 155 M. — *Lemonnyer*, Bibliographie des ouvrages relatifs à l'amour. 4. Aufl. Paris 1894. Halbfranz 225 M. — *Molière*, Oeuvres. Paris 1804. 6 Bde. mit doppelter Kupferfolge nach Moreau, engl. Saffianbände mit reicher Vergoldung 1450 M. — *Rackham*, Book of picture. London 1913. Lwdbd. 165 M. — *Rechberg*, Les peuples de la Russie. Paris 1812—13. Hldr. 420 M. — *Sade*, Aline et Valcour. Bruxelles 1883. 4 Halbmaroquinbde. 175 M. — *Schinkel*, Sammlung architektonischer Entwürfe. Potsdam 1841—45. 2 Bde. 125 M. — *Schnitzler*, Reigen. Wien 1903, vom Verfasser signiert 145 M. — Speculum poenitentiae. Überlingen 1603. Saffianbd. 405 M. — *Thackeray*, Werke, übers. v. Conrad. 9 Bde. Seidenbd. 155 M. — *Uzanne*, Contes de la vingtième année. Halbfranzbd. 120 M. — Voyages imaginaires. Amst. 1757. 36 Bde. Halbfranz 250 M. G. W.

Neue Bücher und Bilder.

Peter Altenberg, Mein Lebensabend. *Berlin*, *S. Fischer Verlag*, 1919. 364 Seiten. Geh. 6.M.

Peter Altenberg starb am 9. März 1919. Jetzt ist sein letztes Buch erschienen, das er noch für den Druck vorbereitet hat. Es ist wieder eine Fülle kleiner, seelisch bewegter, dem Leben abgelauschter Skizzen in ihm vereinigt, — aber die melancholischen Schatten des nahenden Todes liegen unverkennbar über ihm. Es ist ein Buch des Abschiednehmens, manche der kleinen Studien wirken wie Abrechnungen mit dem Dasein, und man muß sagen, er ist nicht heiter hinübergegangen, sondern voll tiefer Schwermut. Seine schönsten Arbeiten hat er uns ja in seinen ersten Büchern geschenkt, die wie Überraschungen aus einem holden Lande der Seele zu uns kamen und in die man sich ganz verliebte. Später hat er an Schlagkraft eingebüßt, auch hat er sich nicht selten wiederholt, und eine Zeitlang wurde er der Verfechter einer schnurrigen Hygiene, — aber liebenswert ist er immer geblieben.

Die Form seiner Bücher war immer kategorielos, auch bei diesem letzten ist es so, man hat niemals recht gewußt, zu welcher literarischen Klasse man ihn rechnen sollte. Er schrieb immer nur ganz kleine Sächelchen, Skizzen, Umrisse, und diese Skizzen sind erfüllt von einem seelischen Vibrieren, von

Digitized by Google

einem seelischen Duft. Es sind Novellen oder meinetwegeu auch Romane im Keim und philosophische Abhandlungen im Keim. Für Altenberg war alles bedeutsam, oder besser: er verstand allen Erscheinungen des Lebens eine bedeutsame Seite abzugewinnen. Er sah das Große im Kleinen, er erkannte mit dem Auge eines Dichters die ewigen Zusammenhänge, er sah nicht nur die Dinge, sondern er wußte *hinter* die Dinge zu sehen, er war einer von den Glücklichen, die zugleich im Leben und über dem Leben stehen, und er begriff das Leben lächend, — mit einer zärtlichen, einer lyrischen Ironie.

Er besaß die Kunst des abgekürzten Stils, die Kunst zwischen den Zeilen lesen zu lassen und ließ aus ein paar Worten eine Welt erblühen. Er war durchaus Impressionist. Er läßt an die japanischen Zeichner und Holzschneider denken, die auch mit so ein paar impressionistischen Strichen einen Blütenzweig hinzuwerfen wissen, der in Wirklichkeit viel mehr ist als ein Blütenzweig: nämlich der ganze Frühling mit seiner Sehnsucht, seinem Ahnen, seinem Duft und seiner Süße. Er war ein Stilist von barocker Manier. Immer ist etwas Zärtliches und Liebevolles in seiner Art zu sprechen. Er war ein raffinierter Genießer, immer des Genusses sich bewußt. Fr verstand es, den Schleier vom Alltag zu heben: man blickt auf einen Augenblick in die Wurzel einer Empfindung oder eines Gedankens oder — wenn er besonders glücklich ist — in die Wurzel des Daseins überhaupt, und der Schleier sinkt wieder herab, und der Alltag ist wieder da.

Seine Skizzen sind psychologische Schlaglichter. Man muß an einen Mann mit der Blendlaterne denken. Er läßt diese Laterne plötzlich aufblitzen, er setzt eine Szene, eine Person oder einen Gegenstand in eine jähe, taghelle Beleuchtung, aber auf einen Augenblick nur, dann stellt er den elektrischen Strom wieder ab, und alles ist wieder dunkel. Die jähe, sekundenlange Beleuchtung freilich vergißt man nicht, denn sie hat einem einen Menschen (eine Seele) oder einen Gegenstand, der sich unbeachtet meinte, in seiner ganzen Wesenheit gezeigt.

Ein psychologischer Lyriker mit der Blendlaterne, — das war Peter Altenberg.

Hans Bethge.

H. de Balzac, Der Vetter Pons. Deutsche Übertragung von Fritz Neuberger. *Leipzig, Kurt Wolff*, 1919. 294 Seiten.

Der Roman „Cousin Pons" ist das nachträglich hinzugefügte Gegenstück der „Cousine Bette", die in Balzacs „comédie humaine" die Gattung der armen Verwandten vertrat. Aber neben dem Bilde der alten Jungfrau, deren Verbitterung zu großartig dämonischer Verworfenheit hinaufwächst, spielt der kümmerliche Musiker und Sammler Pons eine traurige Rolle. Die Geschichte von der Gaunerbande, die ihn und seinen einzigen Freund, den Deutschen Schmucke, prellt, ist ebenso dürftig wie schlecht erfunden, künstlich zum üblichen Romanumfang aufgeschwellt durch Balzacs berühmte bricabracologie, lange Diskurse über Okkultismus und ähnliche Zutaten. Nur in diesen zeigt sich hier und da die Klaue des gealterten Löwen, sonst läßt das müde und mühselige Buch kaum einen Hauch seines Geistes verspüren. Ein nicht unbeträchtlicher Teil an diesem enttäuschenden Eindruck fällt der Unfähigkeit des Übersetzers zur Last.

G. W.

Max v. Boehn, Bekleidungskunst und Mode. Mit 135 Abbildungen. *Delphin-Verlag, München* 1918.

In einem sehr anregenden und fesselnden Buch beleuchtet der bekannte Kostümhistoriker das Problem der Mode; seine Untersuchungen führen über den Menschen des Neandertales und den primitiven Wilden bis in die jüngste Gegenwart, wo von Hygiene und Frauenbewegung energische Vorstöße gegen Modeauswüchse unternommen wurden. Immer hat die Mode, die Simmel das vom Gedanken und der Gedankenlosigkeit erzeugte Kind nennt, sich als eine irrationale Macht erwiesen, die ihren eigenwilligen Weg geht, dem Körper Gewalt antut anstatt sich nach ihm zu richten und sich nur ästhetischen Gesetzen von Rhythmus und Symmetrie, Steigerung und Kontrast anpaßt.

Der häufige Wechsel der Mode, den man aus ihrem Zusammenhang mit der Industrie ableiten wollte, ist durchaus keine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts, schon in der Limburger Chronik ist im Jahre 1380 zu lesen: „wer heuer war ein guter Schneider, der taugt jetzt nicht eine Fliege mehr, also hatte sich der Schnitt verwandelt in diesen Landen und in so kurzer Zeit." Und schon in der Mitte des 1. Jahrhunderts vor Christi klagt Appian, daß der Sklave sich kleide wie der Herr. Seit dem Mittelalter ist die Kostümgeschichte sehr reich an Beispielen polizeilicher Einmischung, aber ihre Wirkung war stets äußerst gering.

Unter den gut gewählten Abbildungen ist das für den Wandel in der Kostümgeschichte so wichtige 15. und 16. Jahrhundert zu spärlich vertreten.

Rosa Schapire.

Max Brod, Das große Wagnis. *Leipzig, Kurt Wolff*, 1919. 331 Seiten.

Brods Roman ist eine Utopie und spielt etwa zur gleichen Zeit wie Bellamys verwandtes Werk, etwa im Jahr 2000 (eine der auftretenden Gestalten ist 1960 geboren). Der Weltkrieg hat bis dahin fortgedauert und auf einem von den Kämpfern völlig verwüsteten Landstrich entsteht das zionistische „Liberia", gegründet und regiert von dem Amoralisten Doktor Aschkonas und seiner Gattin. Wie dieses Reich am Allzumenschlichen durch Verschwö-

Digitized by Google

rungen, rohe Sinnlichkeit, Despotie zu grunde geht, schildert der Held des Romans in einer blutleeren Ich-Erzählung. Die Konstruktion dient nur als Gerüst, dem der Verfasser seine Gedanken über zukünftige Formen der Menschheit, und insbesondere der jüdischen, und deren ethische Voraussetzungen einfügt. Menschen hat er nicht zu formen vermocht; am wenigsten gelangen ihm die beiden Hauptpersonen, der unglückliche Musiker und seine ewig ersehnte und nie errungene Geliebte Ruth (wie läppisch ist die Geschichte von dem beider Schicksal entscheidenden Brief!), etwas besser das Ehepaar Biber, der unselbständige Theoretiker und seine sinnliche Gattin, und der pseudoidealistische Dichter. Der Weisheit letzter Schluß ist hier, wie überall in solchen Büchern, die Hoffnung auf eine neue, dem Messias entgegenharrende Jugend.

G. W.

Deutsche Bühne. Jahrbuch der Frankfurter Städtischen Bühnen. Im Auftrage der Generalintendanz herausgegeben von Georg J. Plotke (†). Erster Band: Spielzeit 1917/1918. Mit sechs Tafeln und sieben Abbildungen im Text. *Frankfurt. a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening*, 1919. VIII, 403 Seiten. Geh. 15 M., geb. 18 M.

Die größeren deutschen Bühnen wetteifern neuerdings, durch eigene periodisch erscheinende Organe von ihrem Wollen und Vollbringen Kunde zu geben, hauptsächlich um ihr Publikum in die schwierigen Werke und die dabei in Betracht kommenden Kunstfragen einzuführen. Noch nirgends ist dies aber mit solchem Aufgebot an sachverständigen Mitarbeitern und in äußerlich so monumentaler Form geschehen wie durch das neue Jahrbuch der Frankfurter Städtischen Bühnen. Die darin enthaltenen Aufsätze berühren den größten Teil der ästhetischen und technischen Probleme, die für die deutsche Bühne von heute zur Erörterung stehen, meist in wahrhaft förderlicher, in die Gründe tief eindringender Art. Dabei gereicht es der Frische des Tons zum Vorteil, daß eine Anzahl der Beiträge aus den Vorträgen entstanden sind, die zur Vorbereitung auf literarisch wertvolle Neuheiten im Frankfurter Schauspielhaus gehalten wurden, so *Walzel*, Vom jüngsten deutschen Drama; *Blass*, Paul Ernst und das metatragische Drama; *Köster*, Zu Goethes Urfaust; *Friedwagner*, Spanisches Drama in Deutschland. Unmöglich ist es leider, den übrigen Inhalt des großen Bandes, auch nur die Titel der Aufsätze oder die Gegenstände der sechs höchst belehrenden Szenenbilder aufzählend zu berühren oder ohne Ungerechtigkeit einzelnes vor dem übrigen zu rühmen. So viel kann gesagt werden, daß nie eine wertvollere Sammlung verschiedenartiger Beiträge zum deutschen Drama und Theater erschienen ist, daß der Hamburgischen Dramaturgie, dem unerreichbaren Vorbild, keine unter allen Nachfolgerinnen so nahe gekommen ist wie diese Frankfurtische. Das Verdienst gebührt neben dem Generalintendanten Zeiß, der den Plan entwarf, seinem Dramaturgen Georg J. Plotke, der in so frühen Jahren dahingehen mußte. Zuerst am Neuen Theater, dann an der Städtischen Bühne Frankfurts hat er als ein literarischer Beirat gewirkt, der mit offenem Sinn Starkes, Zukunftsvolles erkannte, begeistert dafür eintrat und so dem Spielplan tatfreudige, kräftige Jugendlichkeit einflößte. Er war ein Dichter und ein kritischer Kopf, ein freudig anerkennender, liebevoller und liebenswerter Mensch, eine seltene Vereinigung von Güte und ernstem Kunstgewissen. Das neu zum Leben erwachte, hochstrebende Frankfurter Schauspiel hat viel in ihm verloren, darüber hinaus das deutsche Schrifttum, wie auch der Jahresüberblick Plotkes in dem ersten und einzigen von ihm herausgegebenen Bande der „Deutschen Bühne" bezeugt. Wer wird uns einen zweiten Band von gleichem Wert und gleicher Fülle geben? Es wird nicht leicht sein, diesen Mann zu finden.

G. W.

Julius Elias, Max Liebermann zu Hause. 68 unveröffentlichte Zeichnungen und 2 ebenfalls noch nicht veröffentlichte Radierungen des Meisters mit einer Studie. *Paul Cassirer, Berlin* 1918.

Zum 20. Juli 1917, dem 70. Geburtstage Max Liebermanns, ist dem schaffensfrischen Jubilar eine erlesene Gabe bereitet worden; und nicht nur ihm allein. Julius Elias, Kunst und Künstlern Freund, zog ein bisher verborgenes Skizzenbuch des Meisters ans Licht: achtundsechzig Zeichnungen vermehrt um zwei Radierungen — die Zahl entspricht den Lebensjahren des Künstlers, eindringlich gleich dem Psalmdichter uns darauf hinweisend, daß wir hier vor dem köstlichen Ertrage eines Lebens stehen, dessen Inhalt Mühe und strenge Arbeit gewesen ist. Diesen siebzig Blättern nun widmet Elias eine Studie, die schwerer wiegt, als ihr liebenswürdiger Plauderton vermuten läßt. Von Goethes Liebe zum Individuellen — „jeder ist sich selbst nur Individuum und kann sich eigentlich nur fürs Individuelle interessieren" — gehen die Betrachtungen aus, die hier ein Goethekenner dem andern widmet; und sie entdecken uns in diesen verborgenen Blättern, Augenblicksbildern aus dem engsten Leben Max Liebermanns und seiner Nächsten, eine Art von höchst origineller, zufälliger Selbstbiographie. Ja — eine Biographie, die über das Einzelleben hinausreichend den Maler Liebermann als ein Glied seines kraftvolles Geschlechtes und seiner uralten Rasse erkennen läßt; den „Vollblutjuden Liebermann" nannte ihn Dehmel einmal. Dankenswert ergänzt Elias die Bilder der Eltern Liebermanns durch Nachrichten über den Ursprung jenes tüchtigen Geschlechts, das aus dem seltsamen Judenstaat von Märkisch-Friedland nach Berlin wanderte; und die Jugendgeschichte

Digitized by Google

des Künstlers beleuchtet er durch ein ebenso ergötzliches wie wertvolles Dokument, die Vita des Abiturienten Liebermann, das uns über seine künstlerischen Anfänge treuer zu unterrichten weiß als das unzuverlässige Gedächtnis des Jubilars selbst es bislang getan hat. Dazu kommen Mitteilungen aus der langgestreckten Kampfzeit Liebermanns, da man in Deutschland „ihn sehr überflüssig fand" wie er selbst an seinen Lehrer Steffeck schreibt, und da die eigene Familie bei einem Wettstreit zwischen Ostini und Liebermann jenem die Palme reichte. Wunderhübsche Anekdoten weiß Elias, der Genosse jener Werdezeit, aus diesen Tagen zu erzählen — Anekdoten, die wie hüpfende Flämmchen weite Wegstrecken dieser Künstlerreise erleuchten. Und nun erscheinen, umrankt von der Wortkunst des Freundes, Liebermanns Zeichnungen selbst: „Aphorismen des Griffels" nennt Elias sie einmal. Gewiß; dann aber wären es romantische Aphorismen wie Friedrich Schlegel sie verstand: Aphorismen, in denen ganze Bücher, ja, ganze Bibliotheken enthalten sind. Augenblicksbilder, flüchtig hingeworfen; aber — das hat uns Elias meisterlich zu zeigen verstanden — jeder dieser Augenblicke ist untrennbar verknüpft mit dem Ganzen, dem Lebenswerke des Künstlers; mit dem größeren Ganzen der Kunst. So bieten uns diese Zeichnungen nicht nur ein vertrauliches und getreues Lebensbild des Menschen Liebermann, dessen Eltern, Gattin, Tochter und Enkelkind vor uns vorüberziehen. Sie stellen uns zugleich eine Entwicklungsgeschichte des Künstlers Liebermann dar, von den frühen Blättern, die noch spitzfingrig, der Linie verhaftet bleiben, bis zu der Reife seiner Kunst, da wo die Linie zum Symbol wird, andeutend, vielsagend, höchst konzentriert; da, wo sie „der Malerei am nächsten steht", wie Elias es ausdrückt.

Und noch weiter führt der Weg dieser scheinbar so anspruchslosen Gabe: über Liebermann hinaus — hinein in die tiefen Zusammenhänge der Kunst selbst. Was bedeutet dem Maler — dem Impressionisten zumal — die Zeichnung? Einmal ruft Liebermann, wie Elias erzählt, bei der Erstaufführung von Hauptmanns „Einsamen Menschen" in seinem Berliner Dialekt aus: „Sie, det is ne dolle, gedrungene Sache! Wie det arbeit't, wie det arbeit't — wie ne Zeichnung!" Und ein andermal nennt er selbst die Zeichnung „die Hieroglyphenschrift des Malers." — Rückkehrend könnte man sagen: wenn denn das Zeichnen die Hieroglyphe des Malers ist, so ist dies Zeichenbuch die Hieroglyphe Liebermanns.

Die Ausstattung wird bei Cassirers Kunstbüchern schon fast zur innerlichen Angelegenheit. Sie ist unzeitgemäß schön; die Faksimile-Wiedergaben der Zeichnungen täuschen dem Betrachter das Skizzenbuch des Meisters selbst vor.

Bertha Badt.

Kurt Gerlach, Der Pumphut, Hütchengeschichten. (3. Zweifäusterdruck.) *Leipzig, Erich Matthes.* 12°. 93 Seiten mit Holzschnitten von Robert Budzinski. Einband und Innen-Titel von Theodor Schultze-Jasmer. 10 Stück auf Japan in Ganzpergament mit einer farbigen Titelzeichnung von A. Paul Weber 50 M., in Halbfranz 7,50 M., in Pappband 4 M.

Wer an Gerlachs „Wallfahrt nach Raben" (vgl. Jahrg. 10, Sp. 404) seine Freude gehabt hat, wird begierig zu den neuen Hütchengeschichten greifen und nicht enttäuscht werden. Die naive Erfindungsgabe sprudelt noch ebenso ungezwungen reich wie früher; hier hat der aus einem Motiv immer neue Variationen hervorzaubernde Volksgeist sich in einem Dichter der Gegenwart erneut. Auch das Äußere des zweiten Büchleins ist dem ersten ebenbürtig. Schade, daß die Formate nicht übereinstimmen. G. W.

Hermann Horn, Die Mannschaft des Aeolus. Roman. *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1918. 418 Seiten. 6 Mark.

Nach einer Reihe kleinerer Erzählungen aus seiner Matrosenzeit gibt Horn in der „Mannschaft des Aeolus" einen großen Seeroman, der das Seemannsleben auf einem Segelschiff an trüben und heiteren Tagen, im Hafen und auf hoher See schildert. Nicht ein Einzelner, sondern die ganze vielköpfige Mannschaft der hölzernen Bark ist Held des Romanes, wenn auch der Leichtmatrose Albrecht, besonders im Anfang, die führende Rolle spielt. Daß es Horn gelungen ist, die Vielheit dieser Matrosen zu einer Einheit zu verschmelzen und doch jeden Einzelnen in seiner charakteristischen Art lebendig werden zu lassen, verdient besonders anerkannt zu werden. Nicht das Tatsächliche der Vorgänge: Leben im Hamburger Hafen und St. Pauli, stürmische Fahrt, Schiffszusammenstoß im Kanal, Aufenthalt in fremden Meeren und Häfen, Seenot und Untergang — nicht das ist neu und wesentlich; es ist oft genug dargestellt und für den künstlerischen Wert des Buches ohne Belang. Aber hier erleben wir es einmal mit einer Schar ganz verschieden gearteter Menschen, sehen diese bunte Welt in einem Dutzend ungleich geschliffener Spiegel, und das gibt dem Roman seinen besonderen Reiz. — Der erste Teil, der in Hamburg spielt, ist zu breit, man hat auch vielfach den Eindruck, daß der Verfasser hier nicht die letzte Feile angelegt hat, sonst hätten unmögliche Bilder wie „dem schlimmen Augenblick die Spitze abbrechen" nicht stehen bleiben dürfen. Aber sobald dann das offene Meer zur Elbmündung herüberbrandet, wird alles frisch, klar und knapp. „Nun fuhren sie aus eigener Kraft. Sie ließen einen Augenblick die Arbeit ruhen und fühlten die seltsame Stille der geschwellten Segel, aus der langsam die Geräusche des Wassers wuchsen." Immer wieder weiß Horn mit wenigen

Digitized by Google

solchen Worten die Erscheinung des Schiffes, das ruhelose Meer und zugleich das Gefühl der schaffenden oder ruhenden Mannschaft zu geben. — Der stoffhungrige Leser wird sich an den Seeabenteuern, den heiteren und ernsten Liebeserlebnissen in Portsmouth, den Orkanen und dem Zusammenstoß mit den Eisbergen sättigen; der nachdenkliche wird seine Freude an der feinen Darstellungskunst Horns haben, die sich besonders da zeigt, wo es gilt, den derben Seeleuten das Ölzeug abzustreifen und ihr kleines oder großes Menschentum zu offenbaren. Jedenfalls verdient der Roman, wie wenige seiner Gattung, gelesen zu werden. F. M.

Heinrich Eduard Jacob, Der Zwanzigjährige. Ein symphonischer Roman. *München, Georg Müller*, 1918. 349 Seiten. Geh. 10 M., geb. 12 M.

Vor einem Vierteljahrhundert hat uns der blutjunge Georg Hirschfeld den werdenden Dichter aus dem jüdischen Mittelstand geschildert: die Qualen des aufkeimenden Künstlertums („Dämon Kleist"), die auf Genuß und Erwerb gestellte Umwelt („Zu Hause"), das Losreißen und die Flucht in den Schoß der Geliebten („Die Mütter"). Damals, als der Naturalismus in seiner Sünden Maienblüte grünte, geschah das mit einem Gemisch aus Anklage und hoffnungslosem Selbstbedauern, verhüllt hinter der Scheinobjektivität der Wirklichkeitsphotographie. Nun zeigt sich, dem gleichen Nährboden entsprossen, ein Erstlingswerk gleichen Stoffes, aber in allem wesentlichen völlig anderer Art. Der Zwanzigjährige Heinrich Eduard Jacobs blickt mit frohen Augen ins Leben, er sehnt sich nach dem stillen heiteren Glück des Idylls, aber er leidet nicht unter der Großstadt, er blickt, als er sein erstes Buch schreibt, zurück auf die „sieben Palladine des Göttlichen" Strindberg, d'Annunzio, George, Hofmannsthal, Wilde, Jensen (selbstverständlich der Däne) und Heinrich Mann; aber im Grunde sind ihm Eichendorff, Schwind und Schubert näher. Er haßt das Soldatentum und den Krieg, er möchte zu allen Tiefen dringen, was ihm freilich mangelnde Denkübung und Erfahrung bei geringem intuitivem Vermögen nicht glücken läßt. Wenn er gegen das Ende hier an das Geschlechtsproblem gerät, das er vorher mit allen möglichen Windungen umschlichen hat, wirkt die Unreife belustigend und zugleich rührend. Aber daneben zeigt sich ein ernsthafter und in strenger Zucht geübter Wille zur Form, sorgsame Wahl jedes Wortes, erfreulicher Reichtum bildhaften, von warmem persönlichem Fühlen durchfluteten Ausdrucks, das Angelesene und das Eigene zur Einheit verbunden. Das Erlebnis will nicht viel bedeuten: eine kindelnde Liebschaft nebst einer kleinen Eifersuchtsepisode, die von dem Jüngling als Anfang einer neuen Lebensepoche übermäßig eingeschätzt wird, ein paar Reisen, die ersten Novellen und die Aussicht auf den künftigen Ruhm des Gedrucktseins, der Entschluß zum Beruf des Journalisten. Anzeichen gespreizter Selbstgefälligkeit, Mangel an ursprünglichem Empfinden, an Leidenschaft, der „Euphuismus" mit seiner Freude an den weithergeholten concetti gefährden das keimende Künstlertum Jacobs. Es wäre schade, wenn diese unzweifelhafte Begabung in dem Gewirr solcher Schmarotzerpflanzen ersticken würde.

G. W.

Klabund, Bracke. Ein Eulenspiegel-Roman. Zweite Auflage. *Berlin, Erich Reiß* (1919). 210 Seiten.

Das Schaffen Klabunds steigt aus keckem Draufgängertum, scharfer Satire, tiefem Empfinden, farbiger Orientalistik in diesem Roman zu dem Gipfel empor, dessen imponierender Höhe alle jene Wege zustreben. Von dem trefflichen Schwankbuch seines Landsmanns Bartholomäus Krüger „Hans Clauerts Werkliche Historien" wurde die Phantasie Klabunds befruchtet. Der Trebbiner Stadtschreiber berichtete nach zwanzig Jahren von dem 1566 gestorbenen Stadtkinde, und was diesen märkischen Eulenspiegel lange im Gedächtnis der Menschen erhielt, war sein gesunder Mutterwitz, der einst auch dem Kurfürsten Joachim I. und dessen Berater Eustachius von Schlieben zur Erheiterung gedient hatte. Aus dem „lustigen Rat", dem überlegenen Verhöhner der Mitlebenden hohen und niederen Standes wächst bei Klabund eine Gestalt von rücksichtslosem Wahrheitsmut, tiefer Verachtung aller Erbärmlichkeit, überlegenem Zynismus empor. In einer Fülle freierfundener kurzer Schwänke enthüllt er sich, offenbart zugleich die Erbärmlichkeit des heutigen Weltzustandes, in durchsichtiger geschichtlicher Hülle, die hier und da absichtlich zerrissen wird, unsere nächste Vergangenheit zeichnend. Berlin mit dem verrotteten Hofe, Trebbin und Crossen, Klabunds Vaterstadt, sind die Hauptschauplätze, auf denen Bracke sein Wesen treibt: Vagabund, Spitzbube, Geselle lieber der Unehrlichen als der feisten Bürger. Staunenswert erscheint die Erfindung, staunenswerter noch die Echtheit und der Reichtum der dichterischen Form, inspiriert aber nicht gebunden durch das große Vorbild de Costers. Zu der Klarheit und Größe der Gesichte des Flamen kommt es nur hier und da; aber die Gesamtleistung erscheint, auch an diesem gefährlichen Maßstab gemessen, imponierend. Das Buch bedeutet mehr als einen Eulenspiegel-Roman; es ist eine visionäre, aus der Tiefe der Volksseele geborene Verkündigung und ragt als solche weit über die Fläche der Alltagsliteratur empor. G. W.

Digitized by Google

Eduard Korrodi, Schweizerische Literaturbriefe. *Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig* 1918. 94 Seiten.

Ein geistvolles Heft, das nicht mit Unrecht die stolze Überschrift trägt. Es stellt fest und weist neue Wege wie Lessings Literaturbriefe. Und gleich ihnen kennzeichnet es, was nicht mehr an der Zeit ist. Neues regt sich seit langem in der Dichtung der deutschen Schweiz. Als ich vor mehr als elf Jahren die Schweiz verließ, waren die ersten Schritte neuartiger Dichtung schon zu beobachten. Albert Steffens Roman „Ott, Alois und Werelsche" von 1907 trat damals hervor. Er nimmt auch breiten Raum in Korrodis Schrift ein. Von den fünf Literaturbriefen beschäftigt sich einer ausschließlich mit Steffen und berücksichtigt neben dem Roman von 1907 noch Steffens zweite Gabe „Die Bestimmung der Roheit" von 1912. An Dostojewski wird Steffen hier herangerückt. Wie Korrodi die Bedeutung Steffens für die Dichtung der Schweiz faßt, kündet der erste und wichtigste dieser Literaturbriefe „Seldwylergeist und Schweizergeist". Er stellt als Leistungen einer neuen, psychologisch vertieften Dichtung der Schweiz neben Steffens Werke unter anderm „Die goldene Fratze" von Jakob Schaffner, „Die Wahl" von Ruth Waldstetter, den Lebensdrang" von Paul Ilg, dann Robert Walsers „Jakob von Gunten" und Heinrich Federers „Mätteliseppi". Und er verdenkt den Schweizern, daß sie solcher Darstellung gebrochener Charakter und seelischer Verwicklungen weniger Anteil entgegenbringen als der Dichtung, in der immer die weißrote Bannerseide knistert.

Korrodi legt den Finger auf eine bedenkenswerte Eigenheit der neueren schweizerischen Literatur. Als das Schlagwort „Heimatkunst" ausgegeben wurde, hatte die Schweiz längst ihre Heimatkunst. Sie hieß vor allem Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller. Unter dem Druck des Schlagworts begann die Schweiz das Erbe der beiden großen Schöpfer zu veräußerlichen. Es schien dann, als wolle sich die Schweiz mit dieser mählich erstarrenden Heimatdichtung begnügen. Besonders aber verhielt sie sich kühl und ablehnend gegen die neueren Regungen, die sich in den Büchern der Steffen, Waldstetter, Schaffner, Ilg, Walser, Federer und einiger anderer beobachten ließen. Korrodi warnt vor solcher Zurückhaltung.

Er bedient sich dabei des Wortes, das ich vor zehn Jahren für die Dichtung der ganzen Schweiz prägte. Mehrfach erscheint in seiner Schrift der Begriff der „Wirklichkeitsfreude". Mir kann es nur lieb sein, daß die Wendung immer noch so stark in der Schweiz nachklingt. Ausdrücklich aber stimme ich Korrodi zu, wenn er sich bestrebt, die Wirklichkeitsfreude nicht wie einen Hemmschuh jüngerer Entwicklung wirken zu lassen.

Korrodi wirft der schweizerischen Kritik vor, sie habe Worte wie das von der Wirklichkeitsfreude starr interpretiert und die Wirklichkeit in der Dichtung, die darzustellen nicht immer eine Freude sei, als unschicklich oft zu leichter Hand abgelehnt. Und ausdrücklich nimmt er für die schweizerische Literatur weitere Grenzen an als die einer bedingungslosen Heimatkunst. Noch schärfer heißt es an anderer Stelle, dem geistig begehrlicheren Teil der Schweiz könne eine gemütliche Kunst nicht genügen, die, gefallsüchtig vor den Zeitgenossen, nie mit dem Rücken gegen den Leser geschrieben, nie im Widerspruch mit der Zeit, unterhalte, doch nicht beistehe, keine Stirnfalte, keine Nachdenklichkeit begehre, kein Entweder-Oder wage, immer unter einem Sowohl-Als auch sich ducke. Der Klassiker Keller habe die Ausnahmen Seldwylas im Guten und im Bösen geschildert; dann aber hätte man sich mit dem Seldwyler Durchschnitt begnügt. So meint Korrodi es, wenn er gegen den herrschenden Seldwyler Geist der schweizerischen Literatur als das Neue und Zukunftsträchtige den Schweizer Geist ausspielt. Nicht gegen Keller wendet er sich. Er huldigt ihm ohne Bedenken. Aber in dem Seldwyler Geist erblickt er etwas, das die Schweiz verkleinere.

Soll mit Korrodi gerechtet werden, daß er viele nicht nennt, die heute in der Schweiz als Dichter über die Enge eines vereinseitigten Seldwyler Geists und einer starr gewordenen Wirklichkeitsfreude hinauszukommen suchen? Er kennt jüngste Schweizer Dichtung zu gut, als daß ihm zugemutet werden dürfte, nicht aus guten Gründen den einen oder den andern Namen ausgeschaltet zu haben. Aber lieb wäre mir gewesen, wenn Korrodi einen Blick auf Max Pulvers feinnervige Bühnenkunst dort geworfen hätte, wo er von der Möglichkeit und von der Notwendigkeit eines künftigen Schweizer Dramas spricht.

Korrodi sieht von dem Standpunkt, den er sich im ersten Literaturbrief erobert hat, in zwei andern Briefen hin auf die Vergangenheit. Ohne das Thema vom Seldwyler und vom Schweizer Geist abermals abzuwandeln, zeigt er das Dichterische und in gutem schweizerischem Sinn Große an Pestalozzis „Lienhard und Gertrud". Und wiederum im Dienste der Aufgabe, nachzuweisen, was der Schweiz jetzt nottut, legt er dar, wie wenig die Dichtungen von Wilhelm Tell, die über Schiller siegreich hinauszuschreiten und eine echtere Schweiz zu zeichnen meinen, Schiller tatsächlich überholen. Zugleich möchte er zeigen, an welcher Stelle der wahre Tell und der wahre Stauffacher von heute zu suchen und zu finden seien.

Von Rückblicken in die Vergangenheit geht der letzte der Literaturbriefe — er ist überschrieben: „Kulturbekenntnis. An einen welschen Freund!" — wieder weiter zur unmittelbaren Gegenwart, ja in die Zukunft. Es gilt die schwere, im Augenblick dringende Frage, wieweit die Dichtung der deutschen Schweiz den Zusammenhang mit der

Digitized by Google

Dichtung Deutschlands, ja mit Deutschland überhaupt wahren kann und soll. Korrodi holt Eugen Ramberts Vers heran: „Prouvons qu'en restant Suisse on peut parler français". Er nimmt entsprechendes Recht für den Deutsch-Schweizer in Anspruch, zeigt, um wieviel leichter dem Schweizer deutschen Dichter es ist, an der deutschen Dichtung mitzuarbeiten als dem Welschschweizer an der französischen, und wendet sich gegen die Ansicht, der deutsche schweizerische Geist sei zu weit nach Norden gegangen. Über Konrad Ferdinand Meyer stehen hier, aber auch an andern Stellen des Hefts ein paar nachdenkliche Sätze. Korrodi weiß von der Strömung, die sich heute gegen Meyer wendet. Er gibt der Schilderung von Züs Bünzlins Schätzen den Vorzug vor Meyers kunstvollster Abzeichnung eines Renaissancegemachs. Aber er betont um so stärker die dauernde Bedeutung Meyers. Er glaubt, Meyer habe in der deutschen Literatur nicht als Begabung, aber als Künstler die Sendung Flauberts übernommen, „des Künstlers mit der ethischen Verpflichtung zur Hingabe des Letzten im Worte: Das ist ein Werk und ist kein Spiel".

Auf den kaum hundert Seiten Korrodis findet sich viel zusammen, was für den Augenblick und was auf die Dauer wichtig ist. Mitunter wird es nur aphoristisch berührt. Allein vielleicht regt die stark fühlbare, sichtlich mit Willen gesuchte Form rasch Wege weisender Hindeutung noch besonders an, die Gedanken Korrodis weiter und zu Ende zu denken. *Oskar Walzel.*

Rolf Lauckner, Christa die Tante. *Berlin, Erich Reiß*, 1919.

Ob diese Dichtung ein Drama sei, erscheint zweifelhaft (womit über die Aufführbarkeit ja nichts gesagt ist, da diese mit der dramatischen Kunstform nicht zusammenfällt). Aus dem Leben der alternden bürgerlichen Jungfrau werden eine Anzahl Situationen herausgegriffen: Hörigkeit im Hause der Verwandten und selbstloses stilles Wirken, letztes Aufflackern der Sexualität und erneutes Hinabsinken in den seelischen Dämmerzustand. Ausgangs- und Endpunkt der Folge von neun kurzen Szenen schildert Lauckner in Gestalt eines Pro- und Epilogs. Das deutet auf die von ihm richtig erfühlte Eigenart des Themas. Es handelt sich um ein stagnierendes Geschehen, kein folgenschweres, schicksalbedingtes Tun oder Erleiden, die innere Form des Dramas mangelt, die äußere bleibt unerfüllt, nur auf Momente tritt aus dem Dunkel, durch den Scheinwerfer beleuchtet, ein Stück Leben hervor. Man denkt an alte naturalistische Zustandsbilder (Georg Hirschfelds „Zu Hause"); aber viel mehr Bezeugung dichterischen Könnens, viel mehr Farbe und Wärme ist der heutigen Jugend vergönnt als der von 1895, und so können ihre Versuche auch freundlichere Aufnahme finden als die der vorigen Generation. Ob auch längere Lebensdauer, erscheint insofern ungewiß, als hier wie dort tastende Versuche statt technisch sicherer Lösungen vorliegen. G. W.

Albert Leitzmann, Die Quellen zu Gottfried Kellers Legenden. Nebst einem kritischen Text der „Sieben Legenden" und einem Anhang. (Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur, herausg. von A. Leitzmann. Nr. 8). *Halle a. S., Max Niemeyer*, 1919. LVI, 174 S. Geh. 5 M.

Die Quellenschriften zur neueren deutschen Literatur haben unter der Leitung Leitzmanns eine fröhliche Auferstehung gefeiert. Den Literarhistorikern und Literarfreunden bieten sie ein erwünschtes Hilfsmittel dar, um das Rohmaterial kennen zu lernen, das unsern Dichtern für eine Reihe wichtiger Werke gedient hat und erleichtern so die reizvolle Beschäftigung mit dem umformenden Vorgang und der inneren Entstehungsgeschichte. Besonders dienlich zu solchem Zwecke erweist sich das vorliegende Heft. Wie die vollendeten, von aller Erdenschwere befreiten Gebilde der Kellerschen Legenden aus den dürftigen Nacherzählungen Kosegartens erwuchsen, wie dann in den späteren Auflagen die Hand des Dichters nicht ermüdete, immer weiter im einzelnen zu feilen und zu glätten, das läßt sich an der Hand der Abdrücke und der textkritischen Anmerkungen bequem und lehrreich verfolgen. Aber Leitzmann hat noch mehr geleistet, über die eigentliche Aufgabe hinaus. Seine Einleitung kennzeichnet die literarische Persönlichkeit Kosegartens, beleuchtet das Werden der sieben Legenden Kellers und erläutert sie durch zahlreiche Hinweise auf Quellen und Parallelen mit breiter Sachkenntnis. Am Schluß gibt er noch die besten der zeitgenössischen Urteile über dieses liebenswürdigste Werk Kellers bei. Man darf behaupten, daß die Absicht einer Quellenschrift nicht vollkommener erfüllt werden könnte. G. W.

Kurt Mühsam, Wie wir belogen wurden. Die amtliche Irreführung des deutschen Volkes. *München, Albert Langen.* Preis geh. 4 M.

„Das katastrophale Ende, das der Krieg für Deutschland nahm, gibt dem Verfasser Gelegenheit, den Nachweis zu führen, daß einen großen Teil der Schuld an diesem Ausgang die Verschleierungskünste der verschiedenen deutschen Zensurbehörden tragen ... Das strenge Angesicht der Wahrheit tritt hier aus Lügendunst und Nebel vor unsere schmerzlich staunenden Augen." So verkündet der Waschzettel. Wer aber von der Revolutionspsychose ebensowenig angesteckt worden ist, wie s. Z. von der Kriegspsychose, und die Fähigkeit, nüchtern und klar zu denken, jetzt

Digitized by Google

wie damals nicht verloren hat, dem wird dieses Buch eine Enttäuschung sein. Daß die Zensur in den vier Kriegsjahren ihres Amtes meist sehr ungeschickt gewaltet hat, daß harmlose Dinge verboten wurden, Preßorgane oft um nichts und wieder nichts gemaßregelt und drangsaliert wurden, daß in nicht ganz einwandfreier Weise „Stimmung" gemacht wurde, manches verheimlicht wurde, was besser offen gesagt worden wäre, — das alles haben die einsichtigeren Leute bei uns längst gewußt und im Reichstag und in der Presse aller Parteien ist das oft genug zur Sprache gebracht worden. Kurt Mühsams Buch bringt nun eine ganze Reihe Belege dafür, über die man sich in spätern, bessern Zeiten vielleicht als über köstliche „Kulturkuriosa" sehr gut amüsieren wird. Jetzt ist man noch nicht in der Stimmung dazu. Aber — und eben das ist das Enttäuschende — so groß, wie Herr Mühsam es hinzustellen sucht, erscheint einem die Schuld der „Herren mit dem Rotstift" zuguterletzt gar nicht. Ja, neben so manchem Dummen und Verkehrten findet man in dem Buche auch eine ganze Menge Verfügungen, die man als durchaus angebracht und vollkommen vernünftig bezeichnen muß. Jedes Ding hat zwei Seiten, und dem Verhalten der Behörden müßte erst einmal auch die keineswegs tadellose Haltung eines leider sehr großen Teils der Tagespresse gegenübergestellt werden, dann erst könnte man zu einem wirklich gerechten Endurteil gelangen,

Arthur Luther.

Wolf Przygode, Die Dichtung. Eine Jahresfolge in vier Büchern. Erste Folge, zweites und drittes Buch. *München, Roland-Verlag*, 1918. Die Folge von vier Büchern 50 M., Luxusausgabe vergriffen.

Die stattliche, schön gedruckte Zeitschrift wurde beim Beginn hier hoffnungsvoll begrüßt. Die guten Erwartungen, die das erste Heft weckte, werden von den beiden nun vorliegenden erfüllt. Das zweite bringt wieder eine Auswahl künstlerisch bedeutsamer Leistungen auf den drei Hauptgebieten: ein dramatisches Bruchstück von Paul Kornfeld, episches von Lothar Treuge und Paris von Gütersloh und eine reiche Auswahl der Gegenwartslyrik, unter der die Stefan George-Verse Leopold Andrians schon recht ehrwürdig klassizistisch neben Hatzfeld, Herrmann, Heynicke, Loerke, Kasack anmuten. Das dritte Buch wird von einem Drama des zuletzt genannten Hermann Kasack, „Das schöne Fräulein", gefüllt. Die vernichtende Wirkung weiblicher Reize auf den Mann wird in einer Bilderfolge geschildert, die schemenhafte Gestalten vorüberfließen läßt, durch ein willkürliches Erfinden von Vorgängen heraufbeschworen. Alle die „Menschen" — so heißt wieder einmal die Hauptgestalt — haben keine Gesichter und deshalb auch keine Namen, sie sind nur Ausdrucksgesten und sie sagen stets dasselbe: daß ein junger, ohne Zweifel begabter Auchmensch sich selbst aussprechen möchte und vergeblich für das Neue, das er in sich fühlt, neue Formeln sucht. Solche Dramen werden nur geschrieben, weil eine Kraft emanieren will; darin liegt ihr Recht und ihr Unrecht. Früher behielt man so etwas als Skizze, Vorarbeit, Jugendeselei im Schreibpult; jetzt wird es auf Folio gedruckt und von der Schar der in gleicher Not des unverwirklichbaren Wollens Schmachtenden als solamen miseris dankbar begrüßt. G. W.

Richard Rieß, Hulda Grögel Confitüren. Ein Novellenbuch. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1918. 152 S. Geh. 3 Mark.

Rieß strebt nach psychologischer Vertiefung. Er will Vorgänge des Liebeslebens von innen heraus verstehen lassen; aber weder die Tiefe des Seelischen noch die Gestaltungskraft reicht über die Nacherzählung des Geschehens hinaus, höchstens ein humoristischer Einschlag, der hier und da zwischen den gröberen Kettenfäden aufglänzt, bezeugt höheres Vermögen. Am meisten gilt das von der Titelerzählung, die aber fester Konzentration ermangelt, und von dem Schlußbild „Das Abenteuer des Tenors", das ohne zureichenden Grund konfisziert wurde. „Frau Beatrix" und „Nachfeier" sind keine Novellen, sondern unausgereifte Skizzen, „Entwirrte Gefühle" suchen mühselig die Begründung für eine Mordtat, durch die ein unangenehmes Frauenzimmer einen kindischen Liebhaber dafür straft, daß er ihr die Bürde der Mutterschaft aufgehalst hat. G. W.

Wilhelm Wundt, Die Kunst (Der Völkerpsychologie 3. Band). Dritte neubearbeitete Auflage, mit 62 Abbildungen im Text, *Leipzig, Alfred Kröner*, 1919. VII und 624 Seiten. Geheftet 16 Mark.

Im einleitenden Vorwort zur ersten Erscheinung der „Völkerpsychologie", die zunächst der Sprache sich zuwandte, weist Wundt auf die abweichenden Standpunkte hin, von denen aus der Philologe und Historiker an die Untersuchung der Grundlagen und Entwicklungsgesetze der in Sprache, Mythus und Sitte, sowie in deren Ausstrahlungen als Religion, Kunst, Staats- und Rechtsbildung sich äußernden Kulturerscheinungen bisher herangetreten ist, und auf die, von denen aus der Psychologe diese Emanationen der menschlichen Psyche zu betrachten genötigt wird. Für kaum eines jener Gebiete erscheint eine Annäherung und gegenseitige Durchdringung der beiden Richtungen wünschenswerter als für das der Kunst. Daß die ganz auseinanderfallenden Strebungen die eigentlichen um die Kunst bemühten Wissenschaften, die Kunstgeschichte und die Ästhetik, in widerspruchsreiche Stellungen ge-

Digitized by Google

trieben haben, war vielleicht nicht so bedauerlich wie die dadurch bedingte Verminderung des Einflusses, den sie zur Pflege eines so wichtigen Teils des Kulturhaushaltes hätten ausüben können. So trägt diese Spaltung Mitschuld an der völlig verfahrenen Bewertung der Kunst seitens der Laien und deren Erzieher, Mitschuld auch an der durch die Industrialisierung der Künste bewirkten Entstellung derselben, die seit langem in Anarchie überzugehen droht.

Wer Soziologie, im umfassenden Sinne, als das uns am dringensten benötigte Orientierungssystem für unsere geistigen und Wohlfahrtsaufgaben erkennt, dem ist Wundts Völkerpsychologie lange schon der sichere Leitführer durch die tausendfältigen, scheinbar auseinanderfallenden Tatsachen der geistigen und seelischen Erscheinungen des Lebens. Es ist klar erkenntlich, wie dieses Werk des Nestors der deutschen Wissenschaft als eine synthetische Zusammenfassung all seiner Vorarbeiten auf den Gebieten der Ethik und der Psychologie und somit als eine programmatische Aufforderung an die Zeit herantritt, auf den darin gewiesenen Wegen die geistige Produktivität der Menschen endlich aus der Zerspaltung in transzendente und in durch die Erfahrung gegebene Strebungen zu befreien. Denn dieser Zwiespalt muß endlich als die Wurzel der beklagenswerten Zerfahrenheit unserer Kultur erkannt werden. Nur auf dem Wege erweiterter psychologischer Erkenntnis, durch Hinableuchten in die Seelengründe und Verfolgung der Wachstumsprozesse gelangen wir zur Erkenntnis einer sicheren Zweckbestimmung unseres Wesens, die, neben der praktischen Bewältigung der äußeren Lebensbedingungen, nur Formgebung der geistigen Inhalte sein kann.

Von solcher Bewertung des Gesamtwerks aus darf man es als ein hoffnungweckendes Anzeichen begrüßen, daß dessen Buch über die *Kunst* in dritter Auflage erscheinen konnte, in der es mannigfache Klarstellungen und auch Bereicherungen gegenüber der zweiten Auflage erfahren hat (insbesondere sei auf die Einschaltung des dritten Abschnitts im zweiten Kapitel, I, welche die „Grundbestandteile der bildenden Kunst" behandelt, hingewiesen); spricht doch diese Tatsache dafür, daß die psychologische Betrachtung gerade für dieses Kulturgebiet in weiteren Kreisen sich durchzusetzen beginnt. Und nichts tut hier mehr not als einheitlich erfaßte, sichergestellte gesetzmäßige Grundlagen: für das künstlerische Schaffen selbst, aber auch für die kunstpädagogischen Maßnahmen in dem neuen sozialen Aufbau, vor dem die alte Welt steht. Die Ökonomie der Künste ist ein wichtigster Teil in der Ökonomie der Gesamtkräfte.

Des Versuchs freilich, hier auch nur die Grundlinien dieser Entwicklungsgeschichte der Kunst nachzuzeichnen, spottet die weitgegliederte Anlage

des ganzen Werks, dieses Riesenbaus, aus dem sich als Mittelglieder die überragenden Paläste erheben, über deren Pforten die Inschriften lauten: „Die Kunst" und „Mythus und Sitte". Man muß — um das zwangmäßig sich einstellende Bild einer architektonischen Schöpfung beizubehalten — die weitgestreckten Vorhallen nicht durchlaufen, sondern mit aller Verdichtung der Aufmerksamkeit durchschritten haben, um das Gesetz zu erfassen, nach welchem der Bau errichtet wurde, und seiner Auswirkung in jedem Baugliede, ja bis ins Ornament hinein bewußt bleiben zu können. Aufgestellt ist diese Gesetz in den beiden umfangreichen Bänden der Völkerpsychologie, die die Sprache behandeln. Fast zwingender aber noch — und zwar um so mehr, je eingelaufener die Gewohnheitsbahnen sind, die in der Kunstbetrachtung von transzendenten Ausgängen aus zu metaphysischen Zielsetzungen verlocken — stellt sich das Bedürfnis ein, auch die in den folgenden Bänden entwickelten Grundlagen und Gesetze, namentlich der mythologischen Phänomene, deren vielfältige Motive und Formwerdungen, auf die in der „Kunst" vom Verfasser reichlichst hingewiesen wird, stets gegenwärtig zu haben.

Die Kenntnis und Anerkennung des grundzügigen Entwicklungsgesetzes, das vermittelst einer streng eingehaltenen induktiven Methode von den unscheinbaren ersten Regungen seelischer Tätigkeit aus das kulturelle Geschehen bis zu den ideenreichsten und höchstentfalteten Gebilden — vor allen eben auch der künstlerischen — hinaufführt, erweitert sich dem Betrachter dann ganz von selbst und ohne jeden Zwang systematischer Beeinflussung zu einer philosophischen Welteinsicht. Wobei es erstaunlich ist, mit welchem sicheren Takt der „Wissenschaftler" Wundt uns bis an die Grenzen der metaphysischen Bereiche heranführt und dem mit dem Rüstzeug seiner psychologischen Erkenntnis ausgestatteten Neophyten die Freiheit läßt, den Flug hinüber zu wagen, oder sich Brücken hinüber zu bauen. So erblüht als Frucht dieser „Untersuchungen", obwohl eine solche Absicht nie erkennbar wird, eine monistische Weltanschauung, die, zwischen den beiden Polen des naturwissenschaftlichen und des metaphysischen Monismus inmitten stehend, als einen Monismus der psychologischen Tatbestände sich verkündet. Ein Monismus ohne eudämonistische Vergoldung zwar und ohne Anspruch auf Lösung des Welträtsels, aber auch ohne die Belastung skeptischer Entsagung. Er stützt sich auf die Entfaltung der unendlichen inneren Anlage der Seele und erkennt in ihr allein die lange gesuchte Bestimmung des Menschen.

Mag in den Eigenbekenntnissen der künstlerisch Schaffenden wie in denen der Kunstempfangenden häufigst auch die Berufung auf mystische Zusammenhänge wiederkehren, die klare Deutung, die Wundt dem Phantasievermögen, als der Quelle der

Digitized by Google

eigenartigen Vorgänge beim Kunstschaffen und Kunstgenießen, das heißt, bei der „Einfühlung" der Empfangenden in das Kunstwerk, gibt, spendet nicht nur volles Licht in dieses mystische Dunkel, sie weist auch die zuströmenden Kräfte auf aus den aufgespeicherten Schätzen der Vorstellungen und Gefühle und den hervorragenden Anteil, den, auf reiferen Stufen namentlich, die Gesamtwillensrichtung des Individuums wie der Volkheit auf Geburt und Entfaltung der Ideen im Kunstwerk ausüben. Hier läßt Wundt, wie in seiner ganzen Betrachtung, die mehr oder weniger noch ein Problem darstellenden Einflüsse des Unterbewußtseins, die wahrscheinlich im Wesentlichen jene mystischen Auffassungen bewirken, leider unberücksichtigt. Neben der „Mystik der Künstler" fände in einer darauf ausgedehnten Untersuchung wohl auch Kants Auslegung des „unwillkürlichen" Produzierens, die Wundt ablehnen muß, eine psychologisch zureichende Erklärung. Demgegenüber sind die Erwägungen, die Wundt an die Einfühlungstheorien von Th. Lipps und J. Volkelt knüpft, besonders geeignet, die obengedachte Versöhnung der älteren mit der psychologischen Ästhetik zu fördern.

Und noch nach einer dritten Richtung hin könnte das Erfassen dieser Gesetze der Phantasietätigkeit und ihrer Auswirkungen im künstlerischen Schaffensprozeß nach gesetzmäßigen Gegebenheiten eine Klärung bringen, die heute, wo wieder einmal der Steit der „Ismen" eine qualvolle Verwirrung angerichtet hat, dringend wünschenswert erscheint: im Treiben bestimmter künstlerischer Kreise der Gegenwart, deren hemmungslose Propaganda sich eine mehr wortreiche als begriffsklare „neueste" Ästhetik geschaffen hat. Diese will sich nicht mehr begnügen mit der durchaus im Gange gesetzmäßiger Entwicklung vor sich gehenden „Veränderung" und „Überwindung der Natur" durch die schöpferische Phantasie, wodurch doch an sich schon alle „Wirklichkeit" in subjektive seelische Werte umgewandelt wird, sie stellt einen Protest gegen alle Natur, eine betonte „Antinatur" als Ziel der von ihr inspirierten Kunst auf. Sie könnte aus der „Völkerpsychologie" lernen, daß alle Kunst, einmal über die Kindheitsstufen der Augenblicks-, der Erinnerungs-, Zier- und Nachahmungskunst hinausgewachsen, „Expressionismus" gewesen ist und sein muß. Daß jedoch die höchstentwickelte Kraft der Phantasietätigkeit und die begleitenden, zu stärksten Affekten anwachsenden Gefühlskomplikationen ein durchaus *Neues* nie schaffen können, weil dieses, da sein Objekt uns nicht wahrnehmbar wäre, außerhalb unserer Welt liegen müßte. Wo dennoch solche Kunstschöpfungen versucht werden — und sie werden versucht — müssen sie von vornherein des gemeinsamen geistigen Zusammenhangs entbehren, der Voraussetzung aller Einfühlungsmöglichkeit ist. Das durch Gefühls- und Vorstellungsassimilationen noch so bereicherte Phantasieprodukt wird immer ein innerhalb der Natur Gegebenes, wenn auch zur höchstdifferenzierten Form Gebrachtes darstellen. Im noch so verwandelten und subjektiv beseelten Symbol eines Objektes muß, so bald es anschaulich oder lautbar wird, die grundlegende und gestaltschaffende Form durchscheinend erhalten bleiben, sonst protestiert das Gefühl, statt mit dem Kunstprodukt zu verschmelzen. Das gilt auch für die „Ausdrucksbewegung" der Sprache, die bei allem Sinn- und Lautwandel, dem sie unterworfen ist im Laufe der Zeit, doch die der Gemeinempfindung vertraute „psychische Qualität" der Worte sich bewahrt. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum dieser Extremisten, durch ein Aufdenkopfstellen der Natur ihre subjektiven und scheinbar von der Natur unabhängigen Gefühlsverläufe zum Ausdruck bringen zu wollen und auf ein Widerklingen derselben in der Seele des Empfängers zu rechnen, das, wo es sich einstellt, im besten Falle die Sensation vom Klang eines zerrissenen Instrumentes sein kann, dessen Saiten vom Winde bewegt werden. Einleuchtender schon ist es, wenn die Künstler dieser Richtung, angesichts der erlangten technischen Veräußerlichung und Banalisierung der landläufigen Produktion, die längst im Dienste des Merkantilismus ihre Seele eingebüßt hat, mit einer entschlossenen Wendung wieder auf frühere Stufen der Entwicklung zurückgreifen und die Einfalt primitiver Formen mit bis zur mystischen Ekstase gesteigerter Inbrunst neu zu beleben suchen. Aber auch hier drängt sich der Zweifel ein, ob der Sprung rückwärts über eine breite geschichtliche Entwicklungsphase hinweg in die Vergangenheit nicht ebenso wie der in einen „Futurismus" hinein wiederum die natürliche Entwicklung, die auch alles Geistige in sich begreift, vergewaltigt, also gegen die Natur ist, die nun einmal nach aller philosophischen Erkenntnis keine Sprünge macht — noch duldet.

Man hat oft gesagt, daß echte Kunstwerke ihr eigenes und eigentümliches Gesetz in sich tragen; bei vertieftem Erfassen aber erweist es sich immer, daß dann nur ein Wandel der eingeflossenen Motive und eine Komplikation derselben oder auch eine Vereinfachung derselben die scheinbar neue Form bewirkt haben. Immer ist es die im Phantasievermögen selbst liegende Gesetzmäßigkeit, die zum Ausdruck gelangt ist, und immer ist auch der Inhalt, die Idee, nichts anderes als ein Inhalt und eine Idee des Lebens selbst, das uns in unseren seelischen Tatsachen Objekt und Subjekt zugleich geworden ist. Als seelisches Produkt aber wird auch alle echte Kunst immer „wirklich und unwirklich" zugleich sein. *Max Martersteig.*

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Zu dem rätselhaften Goethe-Einbande (Jahrgang 10, S. 308) darf darauf verwiesen werden, daß die genau gleiche Umschlagzeichnung die Neue Ausgabe von J. G. Scheffner's Freundschaftlichen Poesieen eines Soldaten (Berlin, bey F. T. Lagarde: 1793) schmückt und ganz unzweifelhaft, wie auch die, übrigens unbeschriftete, Rückenzeichnung erkennen läßt, für diese Ausgabe bestimmt war. Oder doch wenigstens für Bücher des Verlages von F. T. Lagarde bestimmt gewesen ist, da die fehlenden Decken- und Rückentitel und der breite unbedruckte Rand des Umschlages ebenso seine anderweitige Verwendung wie auch seine Verkleinerung zuließen. Die Anpassung an die Größe des abgebildeten Bandes von Goethes Schriften ist durch Beschneiden des unbedruckt gebliebenen Randes erreicht worden. Eine mehrfache Benutzung bedruckter Umschläge ist übrigens gerade in der Zeit ihres Entstehens, also im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts, häufiger, und wenn auch der Umschlagrücken des Scheffnerbandes keinen ausgesparten Raum für Rücktitelschilde hat, sondern eine der Seitenumrandung entsprechende, den ganzen Rücken bedeckende Verzierung, so würde das an und für sich nicht dagegen sprechen, daß die Platte des Umschlags auch ohne oder mit anderer Rückverzierung benutzt werden konnte. Nun ist aber die Rückenzeichnung des Umschlages für das Scheffnersche Werk durchaus derjenigen gleich, die auf dem abgebildeten Band von Goethes Schriften erscheint. Zudem sind die aufgesetzten Titelschilde, wie bereits eine flüchtige Betrachtung der Abbildung zeigt, dem Goethe-Bande etwas willkürlich aufgesetzt worden, ohne Beachtung des vorhandenen Rückenmusters. Es wird daher wohl der Annahme zu folgen sein, daß hier den Goetheschen Schriften eine unvorschriftmäßige Uniform angelegt wurde. Vielleicht darf der Schreiber dieser Zeilen seiner Mitteilung auch noch die mehr persönliche Bemerkung hinzufügen, die er keineswegs als einen negativen Beweis angesehen haben möchte, daß er seit vielen Jahren nach etwaigen bedruckten Umschlägen der Göschenschen Ausgabe von Goethes Schriften sucht, ohne bisher auch nur die Spuren solcher Umschläge gefunden zu haben. Sie dürften niemals vorhanden gewesen sein. Einmal waren sie in der Ausgabezeit des Werkes noch wenig üblich und der Briefwechsel des Dichters mit dem Verleger, der sonst über manche buchgewerbliche Einzelheiten Nachrichten gibt, hätte auch sie wohl erwähnt. Oder Goethe, oder Göschen wären an anderer Stelle gelegentlich auf einen gezeichneten, zumal auf einen von Oeser gezeichneten Umschlag zurückgekommen. Sodann ist die Verbreitung der Schriften wahrscheinlich gänzlich oder doch größtenteils in Verlegerbänden erfolgt und zwar teilweise in den bekannten, damals noch für Verlegerbände gewöhnlichen mittelmäßigen Kalblederbänden ohne besonderen Schmuck, teilweise in schon beschnittenen Pappbänden, in denen die Anordnung der Buchbinderanweisungen und Kupfer auf einen „Urzustand" weist, die aber als die prächtige „Originalkartonnage" zu preisen ihrer Scheußlichkeit wegen nur eine sehr beschränkte Bibliophilenphantasie fertig bringen wird. Dagegen dürften von den „Neuen Schriften", die bei Unger-Berlin veröffentlicht wurden, dem Gebrauche dieses Verlegers entsprechend wohl eine größere Anzahl von Abzügen geheftet in den auch sonst bekannten blaugrauen unbedruckten Umschlägen unbeschnitten ausgegeben sein. G. A. E. B.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien.* Anzeiger. Nr. 114. Vermischtes. 1441 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 466. Architektur. 658 Nrn. — Nr. 469. Militaria. 1123 Nrn.

Rudolf Hönisch in *Leipzig.* Nr. 5. Almanache — Bibliophilendrucke — Volkslieder — Sagen — Sprichwörter — Erotik — Kunst — Theater — Deutsche Literatur. 1837 Nrn.

H. Hugendubel in *München.* Nr. 105. Geschichte und Kulturgeschichte. 1014 Nrn.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 217. Vermischtes. 1700 Nrn.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 246. Vermischtes. 1330 Nrn.

Karl Markert in *Leipzig.* Nr. 10. Germanistik-Folklore. 3134 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 149—150. Sprachwissenschaft, Literatur und Kultur. 2666 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 440. Geschichte und Geographie Niederländisch-Indiens seit 1800. 3035 Nrn. — Nr. 445. Die Holländer im Osten (einschließlich des Kaps der guten Hoffnung) vor 1800. 1014 Nrn.

Scheltema & Holkema in *Amsterdam.* Nr. 28. Vermischtes.

G. Schoder in *Stuttgart.* Nr. 43. Vermischtes. 595 Nrn.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück.* Nr. 189. Abt. II: Bücher des XVI.—XIX. Jahrhunderts. Nr. 1334 bis 2624.

R. W. P. de Vries in *Amsterdam.* Nr. 24. Vermischtes. Nr. 12646—13701.

Adolf Weigel in *Leipzig.* Nr. 116. Bücherliebhaberei. 419 Nrn.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden.* Nr. 282. Goethe und Schiller. 1499 Nrn.

Diesem Heft ist ein Prospekt des Verlages **Walther C. F. Hirth, München** beigelegt.

Digitized by Google

Der Schrifftgiesser.

Was hienach Gottes Wort, gestaltet, gilt auch dort.

Gedancken sind zerstreute Schrifften,
die gut= und böses können stifften,
nach dem man sie zusammenstellt.
Seyd, sie zu prüfen, so bemühet,
daß Gott, der in die Hertzen siehet,
nichts les', als was Ihm wolgefällt.

Abraham a Sancta Clara.

Schrift: Mainzer Gotisch.

Für bibliophile Drucksachen und Nachbildungen alter Drucke sind die Schriften von H. Berthold Berlin SW 29 besonders geeignet.

Wiedergabe nach einem sehr seltenen Kupferstich von Christoph Weigel aus dem Jahre 1698. Original im Besitz von Herrn Erwin Graumann in Berlin.

Digitized by Google

Amsler & Ruthardt, Berlin W 8
Kunsthandlung :-: Behrenstraße 29 a

Auf vielseitigen Wunsch erscheint demnächst neu und kann schon jetzt bestellt werden

DANIEL CHODOWIECKI

Von Berlin n. Danzig

Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773

108 Bildertafeln in bestem Lichtdruck nach den reizvollen Originalzeichnungen des Künstlers, mit begleitenden Texten v. Prof. Dr. W. von Öttingen

*

3. Ausgabe in Skizzenbuchform 30 M.

O. Herfurth
Berlin W 50
Passauer Straße 12

Werkstatt für guten Bucheinband

Handeinbände jeder Art für Bibliophile und Sammler

Fraenkel & Co., Antiquariat und Auktionsinstitut
Berlin N 24, Artilleriestraße 13

Erwerben illustrierte französische Bücher des 18. und 19. Jahrh. Englische und französische Stiche

Schöne Werke jeder Art

Ich biete freibleibend an:

LAFONTAINE, Fables choisies, ornées de figures lithographiques de MM. Carle Vernet, Horace Vernet et Hippolitye Lecomte. De l'imprimerie de fain. Paris, à la lithographie d'Engelmann, 1818. Quer-Folio. Halbleder. Ganz sauberes Exemplar ohne Stockflecken. Vollständige Folge dieser sehr schönen frühen Lithographien. M. 880.—

FABRE, Némésis médicale illustrée. 2 tomes en 1 vol. Paris, au bureau de la Némésis médicale, 1840. Mit den Bildern von Daumier. Gr.-8°. Schöner dunkelbrauner verzierter gleichzeitiger Halblederband. Titelblatt auf Raum störende Art gestempelt. Vollkommen sauberes, schönes Exemplar dieses wegen der Daumier-Holzschnitte berühmten Buches. M. 660.—

G. Ragoczy's Univ.-Buchh., Freiburg i. B.
Abt. Antiquariat. Salzstr. 13.

Ich biete freibleibend an:

Deutsche Bilderbogen für Jung und Alt. Fol. Gustav Weise Verlag, Stuttgart o. J.

Menzel, Nr. 110: Friedrich der Große, Nr. 190: Aus der Sommerfrische je 6 M. / 6 versch. Bogen von Th. Hosemann je 3 M. / 5 versch. Bogen von Konewka je 3 M. / 3 versch. Bogen von Pletsch je 2 M. / 19 versch. Bogen von Offterdinger je 1 M. / 12 versch. Bogen von Reinhardt je 1 M. / 3 versch. Bogen von Fröhlich je 1 M. / 4 versch. Bogen von Scheuren je 1 M. / 4 versch. Bogen von Süs je 1 M. / 3 versch. Bogen von Schrödter je 1 M. / 2 versch. Bogen von Mintrop je 1 M. / 10 verschiedene Bogen von Camphausen je 1 M. / 1 Bogen von Vautier 2 M. / 1 Bogen von Piloty 2 M. / Ferner die Bände 2, 3, 4, 6, 7, 9, 10 enthaltend je 25 Bogen je 7.50 M. / Band 8 enthaltend Nr. 190 von Menzel und Nr. 179 von Konewka sowie 23 andere Bogen 15 M. Von den Bogen und Büchern sind je einige Stücke vorhanden. Die Bogen sind alle ungefaltet. Sämtliche Stücke tadellos.

G. Ragoczy's Univ.-Buchh. (Abt. Antiquariat) Freiburg i. B.

Ich biete zum Verkauf:
Zeitschrift für Bücherfreunde
von 1897 bis 1913 in Leinen geb.
von 1914 bis 1919 ungebunden
Angebote erbitte durch d. Verlag unter Nr. 298.

GELEGENHEITSKAUF.

Aus dem Nachlaß eines Sammlers habe ich im Auftr. abzugeben: Schachbrett nebst Figuren. Chinesische Arbeit, die Figuren, rot und weiß, in Elfenbein geschnitzt. Prächtiges Stück M. 1050.—

G. Ragoczy's Univ.-Buchhandlung. Freiburg i. B.
Abteilung Antiquariat. Salzstaße 13.

Digitized by Google

Zur Subskription:

ERSTER AVALUN-DRUCK

HANS CHRISTIAN ANDERSEN:

REISEBLÄTTER AUS ÖSTERREICH

mit 12 Original-Radierungen von

LUIGI KASIMIR

Einmalige numerierte Ausgabe von 350 Exemplaren. Format 18×25 cm

Nr. 1—100 in weißem Ganzleder handgebunden, Radierungen auf Kaiserl. Japan, Text auf Bütten von Japanart. Subskriptionspreis M. 375.—

Jede Radierung ist auf der Handpresse unter Aufsicht des Künstlers gedruckt und von ihm handschriftlich signiert. Der Name des Subskribenten wird auf Wunsch in das Exemplar eingedruckt

Nr. 101—350 in weißem Halbleder handgebunden, Radierungen auf Massimilianicobütten, Text a. Bütten v. Japanart. Subskriptionspreis M. 250.—

Jedes Exemplar dieser Ausgabe ist vom Künstler signiert

ZWEITER AVALUN-DRUCK

HANS MÜLLER:

SPIEGEL DER AGRIPPINA

mit 12 Original-Radierungen von

STEFAN HLAWA

Einmalige numerierte Ausgabe von 350 Exemplaren. Format 24×33 cm

Nr. 1—100 in schwarze Moiréseide handgebunden, Radierungen auf Kaiserl. Japan, Text auf Bütten von Japanart. Subskriptionspreis M. 375.—

Jede Radierung ist auf der Handpresse unter Aufsicht des Künstlers gedruckt und von ihm handschriftlich signiert. Außerdem trägt jedes Exemplar die handschriftliche Signierung des Verfassers. Der Name des Subskribenten wird auf Wunsch in das Exemplar eingedruckt

Nr. 101—350 in schwarzer Halbseide handgebunden, Radierungen auf Massimilianicobütten, Text a. Bütten v. Japanart. Subskriptionspreis M. 250.—

Jedes Exemplar dieser Ausgabe ist vom Verfasser und vom Künstler signiert

Preiserhöhung nach Erscheinen vorbehalten

Geschäftsstelle d. Avalun-Drucke: Wien IX, Peregringasse 1

Digitized by Google

Die johanneischen Schriften

Das Evangelium. Die Briefe.
Die Offenbarung. Verdeutscht
Durch D. Martinus Luther
Officina Serpentis 1919

Handpressendruck der Officina Serpentis in 60 Exemplaren in schwarz und rot gedruckt in Halbpergamenteinband . . . . . M. 200.—
Über die reich ausgemalte Pergamentausgabe und die mit Miniaturmalerei und erhöhtem Golde ausgeschmückten Papierexemplare bitte ich den Prospekt zu verlangen.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung, Prospekte auch direkt vom Verlag

VERLAG E. W. TIEFFENBACH · BERLIN-STEGLITZ
:: MARTINSTRASSE 10 ::

Digitized by Google

Das neue Pathos

Zeitschrift herausgegeben von Robert R. Schmidt und Paul Zech, Handpressendruck der Officina Serpentis in 260 Exemplaren, davon 10 mit beigegebener Graphik in Mappe. Preis des 2. Jahrgangs in der einfachen Ausgabe . . . . . M. 100.—
In engem Anschluß an die Zeitschrift erschienen: Jahrbuch 1914/15 M. 10.— Jahrbuch 1917/18 M. 15.— Jahrbuch 1919 M. 20.—. Näheres ist aus dem Prospekt zu ersehen. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, die Prospekte auch direkt vom Verlag

VERLAG E. W. TIEFFENBACH · BERLIN-STEGLITZ
:: MARTINSTRASSE 10 ::

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATALOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTENWERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNGFEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNSTLER · ÜBERNIMMT AUFTRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDERARBEIT IN JEDER TECHNIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

v. Zahn & Jaensch
Buch- und Kunst-Antiquariat

Wir veröffentlichen demnächst folgende Kataloge:

Kat. 282: Goethe und Schiller.

Kat. 283: Deutsche Literatur v. den Anfängen bis zur Gegenwart. Übersetzungen. (Ausschließlich Goethe–Schiller)

Kat. 284: Kulturgeschichte.

Kat. 285: Folklore.

Die Kataloge erscheinen nur in beschränkter Auflage, wir bitten rechtzeitig verlangen zu wollen

Dresden-A., Waisenhausstraße 10

Karl Ebert
München
Amalienstraße 37

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten

Digitized by Google

BEIBLATT DER
ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE
NEUE FOLGE
Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XI. Jahrgang | Juli 1919 | Heft 4

Pariser Brief.

Die Humanité vom 19. April hat die Antwort der sozialistischen Studenten in Berlin, Heidelberg, Kiel und Freiburg i. Pr. auf das französische Manifest, das unter anderen von Barbusse gezeichnet war, wiedergegeben und daran die Hoffnung geknüpft, daß nach Friedensschluß die Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Kultur wieder aufgenommen werden würden. Andere Zeitungen, die eine unvergleichlich größere Verbreitung haben als die Humanité, haben vielfältig darüber gespottet, daß die deutschen Studenten mit einer würdelosen Eile Aufrufe von Franzosen beantworteten, die in Frankreich selbst niemand kennt. Nachdem das deutsche Volk als der Auswurf der Menschheit behandelt worden sei, habe die deutsche Jugend unter Führung von Wilhelm Herzog nichts eiligeres zu tun, als sich denen an den Hals zu werfen, die eben noch den Fluch über sie ausgesprochen hätten. Ein solches Volk sei wirklich keiner Achtung wert. Weiter werden von der nationalistischen Presse alle diejenigen Franzosen des Landesverrats bezichtigt, die es wagen, den Deutschen die Hand zur Versöhnung zu reichen.

Mit besonderer Schärfe ist der Versuch der Universität Upsala, die angeblich auf Veranlassung der Universität Leipzig bei den Franzosen die Wiederaufnahme der deutsch-französchen Beziehungen anzubahnen versucht hat, zurückgewiesen worden. Zuerst veröffentlichte die Universität Bordeaux einen entrüsteten Protest. Dann folgte die Universität Toulouse, deren langatmige Antwort hier im Auszug wiedergegeben sei:

„Pour importants que soient les travaux des professeurs qui ont quitté Strasbourg, et même en supposant, contre toute vraisemblance, que ces travaux soient perdus, encore seraient-ils moins à regretter qu'un hôtel de ville flamand ou qu'une église gothique ...

Il est au-dessus de nos forces de renouer, avec les Universités allemandes, les relations d'autrefois. Songez que les ruines fument encore, et attendez que la terre ait bu le sang! Et puis, nous, regardons comme un devoir de ne rien oublier ... Devoir envers qui? Envers les morts, envers les victimes innocentes, envers ceux qui cherchent la place où fut leur usine ou leur chaumière, envers les mutilés et les veuves, envers notre sol lui-même, que couvrent les décombres de nos monuments."

Maurice Muret hat im Journal des Débats vom 28. April seine Landsleute darauf aufmerksam gemacht, daß selbst ein so deutschfreundlicher Franzose wie Romain Rolland von mehreren Vertretern des deutschen Geisteslebens wie Gerhart Hauptmann, Karl Wolfskehl und Thomas Mann als befangen und chauvinistisch abgelehnt worden sei. Das gebe zu denken. Das müsse den Franzosen doch zeigen, daß die deutsche Geisteswelt immer noch in alldeutschen Ideen befangen sei und verstockt auf ihrem hochmütigen Standpunkt verharre.

Diese Stimmen aus Frankreich über eine deutsch-französische Annäherung mögen für heute genügen. Da nicht zu erwarten ist, daß die Deutschen Zurückhaltung lernen, so wird sich gewiß Gelegenheit geben, in einigen Monaten diese Blütenlese fortzusetzen. Jedenfalls erscheint in diesem Streit Thomas Mann als der Sympathischste; denn er hat ernst, sachlich und würdig einen festen Standpunkt vertreten, während alle diejenigen, welche sich hastig und würdelos anbiedern, nicht nur sich selbst, sondern auch ihr Land prostituieren. —

Die bedeutendste literarische Erscheinung des letzten Monats ist Romain Rollands neuer Roman, der in der ganzen Presse ausführlich besprochen wird. Im Vorwort des Buches versucht Romain Rolland dem Erstaunen seiner Leser zuvorzukommen. Er schreibt: „Die Leser des ‚Johann Christof' sind dieses neuen Buches sicher nicht gewärtig. Sie werden nicht mehr überrascht von ihm sein als der Verfasser. Ich war mit anderen Arbeiten beschäftigt, einem Drama, einem Roman in der etwas tragischen Atmosphäre des Johann Christof. Plötzlich mußte ich alles lassen, angefangene Szenen und Notizen, zugunsten dieses heiteren Buches, an das ich tags zuvor noch nicht gedacht hatte. Es bedeutet eine Reaktion gegen den Zwang von zehn Jahren in der Rüstung des ‚Johann Christof', die erst nach meinem Maß zugeschnitten, mir schließlich zu eng wurde."

Digitized by Google

Gewisse Franzosen legen es dem Dichter als Schwäche aus, daß er dieses Buch, das vom französischen Standpunkt aus als Schützengrabenlektüre viel geeigneter erscheint, als der „Johann Christof", infolge des Kriegsausbruches zurückgehalten hat. Aber nicht Schwäche war die Ursache, sondern vielmehr der Wunsch, billige Wirkungen zu vermeiden. Die billigen Wirkungen wären voraussichtlich eingetreten, da in einigen Teilen, wie in dem Kapitel der Belagerung, sich Kriegsschilderungen finden, die den Heimkriegern Frankreichs gut in ihre Politik gepaßt hätten.

Allein das Buch enthält nicht nur frische und derbe Kriegsschilderungen aus alter Zeit, sondern auch Abschnitte von jener warmen Menschlichkeit, die von jeher Rollands Stärke war. Dafür ist besonders das Kapitel „Bellette" charakteristisch: „Und die Nacht brach an. Da stund ich und schaute, die Nase zum Himmel erhoben, indes ich auf meinen rückwärts verschlungenen Händen saß, die den Stock hielten, gleichwie ein Specht auf seinem Schwanz. Immer schaute ich zum Gipfel des Baumes empor, ober dem der Mond erblühte. Ich versuchte, mich dem Zauber, so mich umfangen hielt, zu entreißen. Es gelang mir nicht. Gewißlich war es der Baum mit seinen zauberischen Schatten, der Weg und Wegwunsch verlieren läßt und auch mich gefangenhielt. Einmalen, zweemalen, dreimalen machte ich den Weg, machte ihn nochmals und jedesmal fand ich mich wie in Ketten gelegt auf demselben Fleck wieder. Da fand ich mich letzlich darin, streckte mich ins Gras und blieb diese Nacht im Wirtshaus zum Monde. Ich schlief nicht gar viel in diesem Gasthause. Voll Wehmut überdachte ich mein Leben. Ich dachte, wie es hätte sein können, dachte, wie es einst gewesen war, dachte meiner in Trümmer gestürzten Träume. Mein Gott, wie so viele Bitternisse findet man in solchen Nachtstunden, da die Seele geschwächt ist, auf dem Grunde seiner Vergangenheit. Wie arm und nackt man sich vorkommt, wann vor dem enttäuschten Alter das Bild der hoffnungsüberschütteten Jugend emporsteigt! ... Ich überschlug mein Soll und Haben und die mageren Schätze, so ich in meinem Beutel trage: meine Frau, die mitnichten schön ist und gleicherweis wenig gut. Meine Söhne, die weit fort sind, in nichts gleich wie ich denken, nichts von mir haben, denn das Blut. Die Treubrüche von Freunden und die Torheiten der Menschen. Die mörderischen Religionen und die Bürgerkriege. Mein zerfetztes Frankreich, meines Geistes Träume, meine Kunstwerke, die man bestohlen hat. Mein Leben, das da ein Häuflein Asche ist, an das der Hauch des Todes heranweht ...

Da weinte ich leise, preßte meine Lippen wider den Stamm des Baumes und vertraute ihm, an seine Wurzeln, gleichwie in die Arme eines Vaters geschmiegt, mein Leid an. Und ich weiß, er hörte mir zu. Auch bin ich gewiß, daß er darauf selber zu mir sprach und mich tröstete. Denn, wann ich, etliche Stunden später, schnarchend und die Nase in die Erde gewühlt, erwachte, da war von meiner Melancholia nichts mehr übrig geblieben als eine Schwere im wehmütigen Herzen und ein Krampf in der Wade."

Schon nach diesen wenigen Proben werden die Leser sich innerhalb eines dichterischen Gesamtschaffens keinen größeren Gegensatz denken können, als zwischen Johann Christof und Colas Brugnon.

Im „Johann Christof" wird der Leser ständig an die Musik gemahnt: Präludien leiten die einzelnen Teile ein. Leitmotive sind angeschlagen und ausgesponnen. Eine rauschende Fülle klingt aus dem ganzen Werk, die an ein Orchester denken läßt. Colas Brugnon zeigt insofern deutlich die Vaterschaft Romain Rollands, als auch er kein Romanschicksal im landläufigen Sinne entwickelt, keine sich steigernde und entwickelnde Handlung, sondern aus Episodenstücken besteht, deren Gemeinsamkeit in dem Helden liegt, der durch diese Episoden hindurchgeht. Dieser Held ist kein Deutscher, sondern der Urtyp eines Franzosen. Sein Pate ist Rabelais und vielleicht auch ein klein wenig Claude Tillier. Das Buch wird in einigen Wochen in der deutschen Übertragung von Erna Grautoff bei Rütten & Löning in Frankfurt a. M. erscheinen.

Colas Brugnon ist der Franznse des 17. Jahrhunderts, der sein Leben unter Ludwig XIII. in Clamecy, der Vaterstadt Claude Tilliers und Romain Rollands, verlebt. Ein Kunstschreiner, der sein Handwerk, seine Stadt, jeden seiner Lebenstage mit ganzer Seele und allen Sinnen liebt und genießt, der voll Humor und derber Laune mit dem Dasein fertig wird und es mit seinem Lachen bekriegt und besiegt, obgleich dieses Leben ihn durchaus nicht sanft anfaßt. Kriege toben um seine Vaterstadt, seine Werke werden zerstört, sein Haus verbrennt samt seinen Arbeiten, die Pest will ihm an den Kragen, seine Frau stirbt, seine Söhne sind ihm fremd, er verliert sein Gut, so daß er, der Selbstherrliche und Selbständige, bei seiner Tochter Unterschlupf nehmen muß, er wird ans Bett gefesselt — kurz, es bleibt ihm nichts erspart. Und doch bleibt er Herr seines Schicksals und seines übermütigen, frisch-fröhlichen gallischen Witzes und Geistes.

Wir begleiten Colas Brugnon durch mannigfache Situationen: durch eine Belagerung seiner Stadt, einer Schlenderei durch einen Frühlingstag, an dem wir Colas' köstliche Genießerkunst des Augenblicks miterleben, wir begleiten ihn zu seiner alten Liebsten, die er nicht hat bekommen können (eines der rührendsten und bezauberndsten Kapitel des Buches); wir nehmen teil an einem heidnisch-christlich-politischen Disput zwischen Colas und seinen Freunden, dem Pfarrer und dem Notar. Wir erleben Fasching und Aufruhr in der kleinen Stadt,

Digitized by Google

belauschen das Treiben der großen Herren und der kleinen Handwerker jener Zeit und werden Zeile für Zeile entzückt durch die saftigen Farben, mit denen all dieses gemalt ist, durch den launigen Blick, mit dem das alles gesehen ist, durch die warme und abgeklärte Gesinnung, mit der das alles empfunden ist.

Rolland hat sich in diesem Buche vom Deutschtum in Lebenshaltung und Lebensführung abgewandt. Er ist Franzose geworden. Das gibt nicht nur dem Buche seinen Charakter; es ist auch symptomatisch für Rollands Stellung im Kriege, für seine geistige Richtung, die er nicht erst durch die Ereignisse von 1914, sondern schon vorher gewann.

Allein ich glaube, dieses derbe und urwüchsige Buch, durch das sein gallisches Wesen sich wieder jung gebadet hat, wird später wie ein munteres Intermezzo in seinem Lebenswerk dastehen. Denn schon drängen ihn wiederum neue Pläne zu übernationalen Gestaltungen. Diejenigen aber, die jemals sein echtes Franzosentum zu bezweifeln versuchten, werden durch diese köstliche Arbeit gründlich belehrt. Dieses Thema konnte nur ein Franzose aufgreifen. Die thematische und stilistische Durchführung, die Sprachliebhabern viel Rätsel aufgibt, ist von einer echten „gauloiserie", die kein Ausländer nachzuahmen imstande wäre. —

Nach André Chéradame ist die Bücherproduktion in Frankreich durch folgende Umstände bedroht: Einerseits sind die Bücherpreise gestiegen und der Platz, der den Zeitungen für Besprechungen zur Verfügung steht, ist wesentlich beschränkt worden. Andererseits ist das Publikum durch die erhöhten Preise gezwungen, weniger Bücher zu kaufen, als vor dem Kriege; daher muß man wenigstens sicher sein, daß man nur Bücher von wirklichem Wert kauft.

Um zu versuchen, diesem Mißstand abzuhelfen, der dem geistigen Einfluß Frankreichs sehr schaden könnte, hat André Chéradame die „Bibliothek des französischen Gedankenlebens" geschaffen. Diese veröffentlicht einen Katalog, in dem die besten Bücher zusammengestellt werden, die die verschiedenen Gebiete des französischen Gedankenlebens hervorbringen. Der Katalog ist im Interesse des Publikums mit einer gewissen Freiheit verfaßt, denn es wird keine Vergütung dafür erbeten oder angenommen, weder vom Verleger noch vom Autor. Der Katalog wird gratis verschickt. Die Kosten dieser Propaganda werden durch die Einnahmen gedeckt, die die „Bibliothek des französischen Gedankenlebens" wie jede Bibliothek haben wird. „Denn", so sagt der Katalog, „wenn Sie Ihre Einkäufe hier machen, werden Sie nicht einen Centime mehr als wo anders bezahlen, und Ihre Beteiligung wird dazu beitragen, ein Unternehmen zu fördern, das viel mehr eine dem allgemeinen Interesse gewidmete Sache ist als ein Privatunternehmen."

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Römischer Brief.

Ich erwähnte bereits vor kurzem italienische Stimmen gegen die befürchtete *Hochflut geschmackloser Siegesdenkmäler*. Diese Stimmen mehren sich, und es läßt sich daraus entnehmen, daß die Gefahr als recht drohend angesehen wird. Tatsächlich bilden sich allenthalben Komitees zur Errichtung von Denkmälern und Gedenktafeln, die sich von minderwertigen Künstlern ihre Werke aufschwatzen lassen. Dagegen wendet sich nun auch der bekannte italienische Kunstkritiker Ugo Ojetti. Er zählt eine Reihe von Kunstwerken und seltsamen Gedenktafeln auf, die in Lucca, Florenz, und anderen Städten für Battisti, Sauro, Oberdank (in Italien sehr populäre Trientiner politische Märtyrer) prangen sollen und spricht von dem Modell eines in Padua geplanten Friedenstempels, für den ein frommer Studentenverein viele Hunderttausende von Liren, nach einigen gar eine Million gesammelt habe. Aber dieser „Tempio Antoniano della Pace" (der dem Heiligen Antonius geweihte Friedentempel) sei ein Mischmasch von türkischem und gotischem Stil, das vielleicht dem Domkapitel, nicht aber dem Kunstkenner schmackhaft sei. Für den letzteren bedeute der Entwurf im Gegenteil etwas Schreckenerregendes. Da die einsetzende Hochflut von Kriegs- und Siegesdenkmälern ganz Italien, selbst die kleinsten Orte, zu ergreifen droht, schlägt Ojetti im Einverständnis mit dem Generaldirektor der Schönen Künste, Corrado Ricci, vor, das Errichten von Denkmälern in Zukunft vom Gutachten der Unterrichtsverwaltung oder einer Kommission abhängig zu machen. Überdies solle der Kriegsminister den Künstlern nur mehr auf Vorschlag der genannten Kommission Bronze von alten oder erbeuteten Geschützen bewilligen. Nur dadurch wie überhaupt durch sorgsamste künstlerische Kontrolle der Denkmalsfabrikation lasse sich in Zukunft die Verschandelung der altehrwürdigen italienischen Plätze verhindern. Weiter meint Ojetti, daß die Künstler für ihre Kriegsmonumente sich am besten an die großen Vorbilder der Antike halten und statt überladener, bombastischer „Konditor-Phantasiewerke" größere oder kleinere Trophäen, Altäre, Triumphbogen oder Säulen wählen sollten. Besonders auf den Italiens neue Grenze bildenden Höhen sollte, meint Ojetti, ein Kranz solch einfacher Säulen oder Altäre den künftigen Jahrhunderten sagen: *„Qui commincia l'Italia sacra agli uomini e a Dio"* (Hier beginnt das Gott und den Menschen heilige Italien).

In einem bei Zanichelli in Bologna erschienenen Buche von Pompeo Molmenti „Curiosità di Storia Veneziana" wird berichtet, wie das bekannte und oft gedruckte Buch des Venezianers *Luigi Cornaro*, *„Della vita sobria"* (Vom nüchternen Leben), von dem die erste Ausgabe im Jahre 1558 in Padua

Digitized by Google

erschien, einen Vorläufer gehabt habe. Ein tüchtiger aus Ravenna stammender Arzt, Tommaso Rangone, veröffentlichte im Jahre 1553, also fünf Jahre vor Erscheinen der Vita sobria eine lateinische Arbeit, in der er das Rezept verabreicht, 120 Jahre alt zu werden. In einer kleinen italienischen Schrift ermahnt er dann mit großen Worten: „Eßt nicht, bis Ihr satt seid, denn die Reste des Hungers müssen Euch in der Seele bleiben, so fördert man richtiger den heiligen Akt der Verdauung und so schlägt die Nahrung besser an." Rangoni, meint der Verfasser, war so nüchtern, wie er eitel war. Die Achtung vor seiner eigenen Person war gewaltig. Vor seinem Tode ließ er über dem Portal der Kirche San Giuliano in Venedig ein prächtiges Standbild von sich errichten, das kein geringerer als Sansovino modelliert hatte. Zu beiden Seiten dieses Standbildes erzählen eine griechische und eine hebräische Inschrift, die der bescheidene Arzt dort anbringen ließ, dem Beschauer von dessen großer Entdeckung des über ein Jahrhundert hinaus verlängerten Lebens. Nur schade, fügt der Verfasser hinzu, daß die Entdeckung nur von so wenigen und nicht einmal von ihrem Entdecker selbst praktisch erprobt worden ist. — Cornaros Buch „Trattato della vita sobria", von dem 1614 in Antwerpen und 1788 in Rom lateinische Übersetzungen erschienen, wurde auch ins Französische und Englische und dreimal ins Deutsche übersetzt: die erste deutsche Ausgabe erschien 1729 in Brünn, die zweite, übersetzt von Schwenke, 1755 in Dresden, die dritte, von F. Schlüter, 1799 in Braunschweig.

Die umfangreiche *dramatische Sammlung des verstorbenen Luigi Rasi* in Florenz ist kürzlich durch den Verband italienischer Autoren von den Erben Rasis erworben worden und bleibt so in ihrer Geschloßenheit erhalten. Aus diesem Anlaß beschäftigt sich der „Marzocco" in seiner Nummer vom 27. April eingehend mit dieser einzigartigen Sammlung. Unter den zahlreichen Museen von Florenz, heißt es in dem Artikel, war eines fast ganz unbekannt: das dramatische Museum Luigi Rasis. Diese Theater-Sammlung dürfte einzig dastehen in bezug auf die Geschichte des Lustspiels. Denn keine der großen Sammlungen dieser Art, wie die von Lemazurier, Sapin, Favart, Soleinne, Baron Taylor, Virtu, war so auf ein einziges Gebiet spezialisiert, umfaßte eine so große Zahl literarischer Seltenheiten und fast unauffindbarer Cimelien, wie die Rasis. Es kommt hinzu, daß die andern bekannten Sammlungen dieser Art lediglich Bibliotheken, also nur Sammlungen von Büchern, waren, während die Sammlung Rasi Bibliothek, Pinakothek und Museum zugleich ist. Genau betrachtet, kommt jedoch der Teil, der die Bibliothek umfaßt, obgleich er Stücke von größtem Wert enthält, besonders über die italienichen Lustspieldichter und ihre Werke, gegenüber der unvergleichlich reichen Sammlung von Stichen und Porträts italienischer Schauspieler aller Zeiten, erst an zweiter Stelle. Vor allem an Darstellungen und Figuren aus der „Commedia dell' Arte" enthält die Sammlung zahlreiche größte Seltenheiten: Von einem Kupferstich des Carenzano von 1583, der in dem Lustspiel „La Cucina di Zan Trippu" die ersten „Zanni" (Hanswurste) der italienischen Bühne abbildet, bis zu den „Balli di Sfessania" des Callot, die mit geistvoller Einfachheit die ersten italienischen Masken darstellen, von den feinen Blättern Watteaus, die die Typen der italienischen Komödie wiedergeben, die zu seiner Zeit in Paris eine große Rolle spielte, zu den Stichen eines Bibiena, Bonnart, Gillot, Probst, Longhi, Tiepolo kehren hier die ersten Possenreisser wieder, wie sie in ihren Buden auf den Jahrmärkten auftraten, so gut wie die berühmtesten Komiker der Schauspielergesellschaften, die an den Höfen der Könige von Frankreich und Bayern gastierten: Wir sehen Isabella Andreini, Silvia Baletti, die berühmte Silvia des Marivaux, Tiberio Fiorelli, Evaristo Gherardi, Bertinazzi, Biancolelli, kurz den ganzen Stolz des italienischen Lustspiels von zwei Jahrhunderten. Doch auch Darstellungen und Karikaturen des modernen Theaters sind reichlich vertreten: bekannte und unbekannte Schauspieler und Schauspielerinnen des 19. Jahrhunderts treten auf. Aber nicht allein Stiche und Photographien, auch viele Gegenstände aus dem Besitze berühmter Schauspieler finden sich hier: Kleider und Kostüme, Ringe und Tabaksdosen. Dann ist die Sammlung reich an Statuetten und Medaillen, an Theaterprogammen und Verzeichnissen von Schauspielergesellschaften, an Autographen, Briefen und Niederschriften von Theaterstücken. Auch eine hübsche Abteilung von Marionetten hat Rasi zusammengebracht, und sogar ein Theatervorhang fehlt nicht, derjenige des Teatro Duse in Padua. — Über die Sammlung erschien ein umfassender, prächtiger Katalog: Catalogo generale della raccolta drammatica di Luigi Rasi. Firenze, Tipografia L'Arte della Stampa Successore Landi 1912. Es scheint, meint der Verfasser des Artikels zum Schluß, fast unmöglich, daß ein einziger Mensch — selbst ein so fanatischer Sammler und unermüdlicher Sucher wie Rasi, der übrigens ursprünglich selbst Schauspieler war — eine derartig mannigfaltige und umfangreiche Sammlung über die gleiche Materie zusammenbringen konnte; doch die Liebe zum Theater und die Geduld Rasis kannte keine Hindernisse. Keine Macht der Erde konnte ihn von seiner „Mission" abbringen, wenn er auf der Jagd nach einem Dokument zur Geschichte des italienischen Lustspiels oder sonst einem Stücke war, das ihn interessierte. Die Sammlung ist nun, wie eingangs erwähnt, in den Besitz der „Società italiana di autori" in Mailand übergegangen, die sie zu einem Museum weiter ausbauen will, und man

Digitized by Google

wird die hohe Befriedigung italienischer Fachkreise voll würdigen, daß sie auf diese Weise vor der Zerstreuung bewahrt blieb.

Vittorio Alfieri lebte bekanntlich mit der schönen Gräfin von Albany, einer geborenen Gräfin von Stolberg zusammen, nachdem deren Gatte gestorben war. Dies Verhältnis wurde durch das Dazwischentreten des französichen Malers Saverio Fabre getrübt und gestört. Für Italien hatte aber diese Herzenswandlung der schönen Gräfin noch eine andere trübe Folge. Alfieri hatte seine Freundin zur Erbin seiner Handschriften und seiner sehr reichen Bibliothek eingesetzt, und zwar mit der Bestimmung, daß dies alles später an die Geburtsstadt des Dichters, Asti, übergehen sollte. Die Gräfin glaubte sich jedoch berechtigt, mit den Sachen zu tun, was ihr gut dünkte, und so vermachte sie alles ihrem zweiten Geliebten, dem genannten französischen Maler Fabre. Als dieser nun starb, gingen die Handschriften und auch die Bibliothek, nachdem vorher schon allerlei zerstreut worden war, in den Besitz der französischen Stadt Montpellier über. Die Bibliothek genoß übrigens den Ruf, daß sie umfasse, was es an Bedeutendem in der griechischen, lateinischen und italienischen Literatur gab. Fabre hatte, um die Erlaubnis zur Ausfuhr so viel kostbaren Materials von Florenz nach Montpellier zu erhalten, der Florentiner Biblioteca Laurenziana sämtliche Handschriften und alle vom Dichter mit Anmerkungen versehenen Bücher versprochen, ihr dann aber tatsächlich nur einen ganz geringen Teil überwiesen. Nun meldete kürzlich ein Pariser Brief an die Mailänder Zeitung „Secolo", daß, dank der unermüdlichen Bemühungen des Astianers und eifrigen Alfierisammlers Montarsino, die Stadtbehörden von Montpellier sich bereit erklärt hätten, die zahlreichen Stücke jener Erbschaft, Porträts, sowie Bücher und Handschriften Alfieris, seiner Geburtsstadt Asti zum Geschenk zu machen. Die französische Regierung hat nicht allein ihre Einwilligung gegeben, sondern sie scheint sogar entschlossen, die in ihrem Besitz befindliche Handschrift der berühmten nicht zur Veröffentlichung bestimmt gewesenen Dichtung „Il Misogallo" der Schenkung hinzuzufügen. Wie es im „Secolo" heißt, habe der Dichter in dieser Schrift gegen die Auswüchse der französischen Revolution Front machen wollen. Tatsächlich trifft das jedoch nur einen Teil der Wahrheit: Alfieri hatte nämlich mit seiner Geliebten lange in Paris gelebt und der französischen Revolution zugejubelt. Ihre Entartung trieb ihn nach Italien zurück. Die Revolutionsregierung konfiszierte dann sein in Paris zurückgelassenes Eigentum, außerdem verlor er den größten Teil seines Vermögens, das in französischen Fonds angelegt war. All das und nicht minder das spätere Verhalten der Franzosen Italien gegenüber hatte in ihm einen unauslöschlichen Haß gegen Frankreich und alles Französische großgezogen, dem er dann in seinem Misogallo, der zuerst zehn Jahre nach seinem Tode erschien, beredten und flammenden Ausdruck gab.

Zwei Leonardo-Publikationen kündigt die Libreria Internazionale (früher Seeber) in Florenz an. Erstens: *„Per il IV. Centenario della morte di Leonardo da Vinci."* 460 Seiten mit 150 schwarzen und farbigen Illustrationen. Gebunden 75 Lire. Dies Werk, herausgegeben und besorgt vom „Istituto di Studi Vinciani" in Florenz umfaßt 36 Originalbeiträge von den bedeutendsten Fachgelehrten sowie zahlreiche Gedanken hervorragender Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Politik, Literatur und Wissenschaft. Das zweite Werk führt den Titel *„Leonardo da Vinci"*; es ist ein Band von mehr als 200 Tafeln in Heliotypie im Format 27:19 cm. Gebunden 50 Lire. Dieser Band eröffnet eine neue Serie von Künstlermonographien, die unter dem Titel „L'Arte in Italia" erscheinen soll. Der Text ist von dem bekannten Direktor der Florentiner Galerien *G. Poggi*.

Die Florentiner Zeitschrift „Marzocco" widmet in ihrer Nummer vom 11. Mai *Franz von Stuck* einen ausführlichen Nachruf aus Anlaß der zum Glück falschen Meldung, er sei in München als Geisel erschossen worden. Wenn der Verfasser sich auch sachlich mit der Kunst Stucks nur zum geringsten Teil befreunden kann, so ist es doch erfreulich und symptomatisch, nach langer Zeit einmal wieder derartige deutsche Angelegenheiten in einer italienischen Zeitschrift besprochen zu sehen, wobei die trotz des abweichenden Standpunkts anerkennende und würdige Sprache besonders angenehm berührt. Vielleicht eine erste Friedenstaube!

Zürich, Mitte Mai 1919.

Ewald Rappaport.

Neue Bücher und Bilder.

Inga Bielenstein, Lettische Volkslieder. Ausgewählt und übertragen. *München, Georg Müller*, 1918. 113 Seiten. 3 M. Geb. 4,50 M.

Liebe, Ehe, Feldarbeit, Scherz, Spott und Prahlerei — die Themen aller Volkspoesie finden sich auch in den lettischen Volksliedern wieder, und ihre besonderen Variationen empfangen sie durch die Sitten und Gebräuche des Landes und durch den eigenartigen Rhythmus der Bewegungen bei Arbeit und Festen. Diesen Rhythmus aber vermag nicht die Übersetzung, vermag überhaupt und bei allen Volksliedern der Welt der Text allein nicht wiederzugeben. Inga Bielenstein, die Übersetzerin, sagt selbst in der Anmerkung zu den Liedern, die bei der Arbeit gesungen werden: „Der Hauptreiz dieser Lieder ist jedoch ihre Melodie,

Digitized by Google

die immer zart, sehr melodisch und sehr schwermütig ist." Aber der Hauptreiz *aller* dieser Lieder beruht in ihren Melodien, und wenn man einen vollkommenen Eindruck lettischer Volkspoesie geben wollte, mußte man auch die Melodien mitteilen.

Im übrigen ist auf den Text wenigstens alle erdenkliche Sorgfalt gelegt worden. Inga Bielenstein, die Enkelin des um die Erforschung lettischen Volkstums hochverdienten Pastors Dr. August Bielenstein, hat die Übersetzung besorgt und Johannes von Guenther hat ihre Übertragung bearbeitet. Ein Nachwort gibt Rechenschaft von der sehr schwierigen Verpflanzung der zarten Blumen in deutsche Sprache, in der sie doch nur zum Teil zu neuem Leben erblüht sind. Einige sind auch in der Form ansprechend; etwa das Wiegenlied:

„Ihr Mütter, setzt die Wiegen
Auf den Hügel in den Wind;
Könnt ihr nicht selber wiegen, —
Windmutter wiegt das Kind."

Aber auch alle anderen vermitteln uns doch wenigstens einen Eindruck von der fast immer nur andeutenden lettischen Volkspoesie, deren Eigenart in dem naiven Aussprechen der Gefühle und Gedanken, nicht in deren formaler Ausprägung besteht. F. M.

Louis Couperus, Die Komödianten. Roman. *München, Georg Müller*, 1919. 427 Seiten.

Das Buch des bekannten holländischen Schriftstellers will von dem kaiserlichen Rom unter der Herrschaft Domitians eine Vorstellung geben, und diese Absicht wird aufs glücklichste erreicht, indem zwei Zwillingsknaben, Mitglieder einer Schauspielertruppe, durch ihre Geburt in die Hofkreise, durch den Zufall und ihren Beruf in die der Literaten kommen. Ohne starke Konflikte wird das nötige Maß von Spannung und menschlicher Teilnahme erzeugt, um den vielfach glänzenden Schilderungen (namentlich die Aufführung im Theater des Pompejus sei gerühmt) den Schein absichtlicher Belehrung des Lesers zu nehmen. Jene Maskenkomödie, die einst den archäologischen Roman in Verruf brachte, wurde hier glücklich vermieden; der Geist einer längst versunkenen Zeit webt lebensvoll in dieser Dichtung. Das junge Christentum erscheint in dem vielfarbigen Bilde des römischen Völker- und Religionsgemischs nur als ein, allerdings besonders tiefer und starker Ton, auch das ein Vorzug dieses Romans vor vielen anderen, die den Sieg der verfolgten Gemeinde über das Heidentum feiern. Die Übersetzerin Else Otten ist der gewiß nicht leichten Aufgabe gewachsen gewesen; alle die archäologischen Einzelheiten hat sie zutreffend verdeutscht, aber von dem „jüdischen *Kron*leuchter" am Titusbogen (S. 66f.) kann man nicht sprechen. G. W.

Eugène Delacroix, Briefe II. 1847—1863. Deutsch von Wilhelm Stein. *Benno Schwabe & Co. Verlag. Basel* 1918.

An den Kunstschriftsteller Theophile Silvestre schreibt Delacroix im Jahre 1856: „Sie können erwähnen, daß ich an ganz feststehenden und völlig ins Reine gebrachten und zur Ausführung bereiten Kompositionen für zwei Menschenalter zu tun habe, und was so Pläne aller Art betrifft, das heißt Stoff, geeignet den Geist und die Hand zu beschäftigen, davon habe ich für vierhundert Jahre."

Im Zeichen dieser rastlosen Arbeit, die ihm selbst gelegentlich als „Sträflingsarbeit" erscheint, steht der zweite Briefband. Die Einblicke in das Schaffen des reifen Künstlers, seine Ansichten über Kunst und Leben sind wesentlich interessanter und tiefschürfender als die überströmenden Freundschaftsbriefe seiner Jugendtage[1].

Arbeit ist Delacroix' „großes Heilmittel gegen des Lebens Nöte", „das Brot des Geistes", seine „größte Erholung", „die einzige Möglichkeit sich jung zu erhalten", vor der Staffelei vergißt er Ärger und Sorgen, sie ist ihm „der große Retter", „wenn die Arbeit mir fehlte, könnte ich geradewegs bei den Trappisten eintreten und brauchte nur noch mein Grab zu schaufeln statt jeder Kurzweil." Trotzdem seine steten Klagen über „die Leere des Lebens, die Nutzlosigkeit unserer Wünsche und unseres Bedauerns" und über Langeweile, „wiewohl ich nur an Sachen gehe, die mir Spaß machen, ist ihnen doch nicht die Kunst gegeben, all meine Zeit zu beschäftigen." „Bei einer bestimmten Richtung des Geistes" gehört nach Delacroix' Überzeugung „eine unfaßbare Energie dazu, sich nicht zu langweilen und es zu verstehen, sich durch Willenskraft aus jener Mattigkeit zu reißen, in die wir jeden Augenblick versinken." „Seine Aufgabe nicht im Stiche lassen", diese stete Mahnung der Natur gilt es sich im Leben zum Gesetz zu machen.

Trotz seines hinreißenden Schwunges und obgleich er sich von seinem „Instinkt leiten läßt", hat Delacroix ein tiefes Mißtrauen gegen die Improvisation, er nennt sich selbst den „Mann der Reuezüge" und empfindet die Qual des sich nicht Genügens und des Abschließens. „Fertigmachen verlangt ein Herz von Stahl: es heißt vor allem sich entscheiden, und ich stoße auf Schwierigkeiten, dort, wo ich keine sah. Um bei diesem Leben auszuharren, gehe ich zeitig zur Ruhe, ohne das geringste zu tun, was meinem Vorhaben fremd wäre; und meinen Entschluß, mir jedes und in erster Linie das Vergnügen zu versagen, zusammenzukommen mit denen, die ich liebe, diesen Entschluß befestigt nur die Hoffnung: zu vollenden. Ich meine, ich werde sterben darüber. Das ist der Augenblick, da einem seine eigene Schwäche sichtbar wird, und wie das, was der Mensch ein fertiges

---

1 Vgl. Zeitschrift für Bücherfreunde Aug.-Sept. 1918.

Digitized by Google

oder ganzes Werk nennt, soviel Teilhaftes oder unmöglich zu Ergänzendes enthält" (1861.)

Ihn, der bis in seine letzten Lebensjahre von der Kritik so heftig befehdet wurde, verlangt es nach Verständnis und Jasagen, ihm fehlt „das rasende Selbstbewußtsein", das auf Zustimmung verzichten kann, und er findet Worte beglückten Dankes in seinen Briefen an Baudelaire, Gautier, Sainte-Beuve, Dumas, Blanc, Pereire und Dutilleux.

Trotzdem ihm die Schriftstellerei „unter gewissen Bedingungen ephemerer als die hinfällige Malerei" erscheint, hat es ihn zur Feder gedrängt. Nicht in Form des Tagebuches allein. Zwei Jahre nach seinem Tode (1865) hat Piron, der Jugendfreund und Testamentsvollstrecker, Delacroix' Aufsätze herausgegeben. Dieses in nur wenigen Exemplaren für den Freundeskreis gedruckte Buch war nicht für den Buchhandel bestimmt und ist äußerst selten. Um so verdienstvoller war Meier-Graefes vorzügliche Übertragung der Aufsätze ins Deutsche[1]. Delacroix' Ausführungen über Raffael, Michelangelo und Poussin, die Helden, die er gefeiert hat, sind, so unpersönlich sie in der Form erscheinen, ein Niederschlag seiner eigenen Kämpfe, Leiden und Erfolge. Seine Beurteilung der Zeitgenossen Gros, Prudhon, Charlet ist, selbst wenn er sie überschätzt, außerordentlich aufschlußreich. „Die Tatsache besteht nicht, da die Idee sie malt und idealisiert und ihr dadurch ein zweites Leben verleiht" heißt es in Delacroix' Sätzen zur „Metaphysik." Wesentlicher als alles Tatsächliche, das in den literarischen Werken zu finden ist, ist die Möglichkeit, diesen Mann mit dem Löwenherzen, der sich so verhalten gegeben hat, von einer neuen Seite kennen zu lernen. Diese Ergänzung der Briefe und Tagebücher ist von nicht zu unterschätzender Bedeutung. *Rosa Schapire.*

Paul Eberhardt, Das Buch der Stunde. Eine Erbauung für jeden Tag des Jahres, gesammelt aus allen Religionen und aus der Dichtung. *Friedrich Andreas Perthes, Gotha.* 394 Seiten.

Die Sammlung beginnt tiefstimmungsvoll mit einem Tonsatz Beethovens, mit dem wundervollen ruhigen innigen Adagio aus Sonate op. 90, und daran schließt sich Goethes weihevolle Bekenntnis „Im Namen dessen, der sich selbst erschuf . . .". Und Goethe — „Die Sonne tönt nach alter Weise" beginnt dann mit dem 1. Januar die Sammlung, die ein von den ewigen Mächten religiösen Lebens tief Ergriffener zusammengestellt hat. Verse von Angelus Silesius, Hölderlin, Hebbel, Eichendorff, Rückert, Brentano, Droste-Hülshoff, Fontane, Keller, Novalis usw. wechseln mit Stellen aus den Psalmen, den Evangelien, aus Predigten Luthers, Taulers, Meister Eckehards, Thomas a Kempis und mit tief und stark gestimmten Weisheiten und Hymnen indischer, persischer, chinesischer Dichter und Philosophen. Michelagniolo, Kepler, Pascal, Lammenais werden zitiert neben Gryphius, Lichtenberg, Lagarde, Fichte und Nietzsche. Und jeder steht am rechten Ort und zwingt zur Andacht, zur stillen Kontemplation. Und alles klingt zusammen in der einen Harmonie von dem einen schaffenden, geheimnisvollen und unbegreiflichen Gott. Aus tiefen Lebensstimmungen ist dieses schöne weihevolle Werk entstanden, mit einem feinen ästhetischen Geschmack ist jedes ausgewählt und zueinander gestellt. Ein freies und tiefes Bekenntniswerk ist daraus geworden, ein lebendiges Buch, das in jenen Frieden einführt, der höher ist als alle Vernunft, in den Frieden Gottes.

H. B.

Ludwig Finckh, Wiederaufbau. (Band 96 der „Zeitbücher".) *Reuß & Itta, Konstanz i. B.* 57 S. Kart. 90 Pf.

Die alte Regel, daß man Zeitungsaufsätze nicht gesammelt wieder abdrucken lassen soll, wird hier zum Leidwesen der Freunde des liebenswürdigen schwäbischen Dichters von neuem wahr. Ich weiß nicht, ob diese Tagesbetrachtungen vom 17. November 1918 bis 14. Januar 1919 wirklich in einer Zeitung erschienen sind; aber es sind echte rechte Leitartikel, auch wenn sie wo anders das Licht der Welt erblickt haben sollten. Noch dazu Leitartikel eines Dilettanten. „Es gibt *einen* großen Fluch in der Kunst, wie in jeder Art von Betätigung: den Dilettantismus" (S. 12) und „Wir müssen *gelernte* Kräfte haben, auch in der Politik, vor allem in der Politik" (S. 13), das ist bitter wahr, aber es gilt nicht nur von politischen Beamten, von den „Herren, die so leicht und schmerzlos ans Ruder gekommen sind", sondern auch von dem Schriftsteller, der diese Herren abkanzelt. Man glaubt ihm vielleicht als Zeitungsleser, weil man sich am Rosendoktor und der Rapunzel erfreut hat und noch dazu weiß, daß er als Arzt das Leben in seinen Nöten kennt. Aber er selbst läuft dabei die größte Gefahr. Denn wenn der Arzt Diagnosen stellt und der Dichter Sätze bildet wie diesen: „Sie" (die Sozialdemokraten) „wollen keine Gewalttat. Aber auch sie sind keine Heilande. Mit Abscheu schauen sie auf ihre Sprößlinge und Abkömmlinge" (die Spartakisten) „die ungeratenen Söhne, die wie reißende Tiere ihnen an den Wurzeln nagen", dann wird man auch am Dichter und am Mann der Heilkunde irre. M. B.

---

1 Eugène Delacroix: Literarische Werke. Insel-Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

Horst Wolfram Geißler, Der ewige Hochzeiter. Roman. 352 S. 7 M. — Himmelstoß. Eine ungewöhnliche Alltagsgeschichte. 106 S. 3,90 M. *Weimar, Alexander Duncker*, 1918.

Geißler schrieb einen „Frankfurter Roman aus dem Vormärz", einen „Roman aus dem deutschen Rokoko" und bringt nun einen „Spitzwegroman". Man sieht, er gehört zu jenen vorsichtigen Schriftstellern, die sich des Erfolges ihrer „Kunst" nicht so ganz sicher sind und daher einen von vornherein interessanten Stoff oder ein beliebtes Milieu wählen, die dann bei leidlichem Geschick der Darstellung den Erfolg selbst machen. Und zweifellos hat Geißler eine geschickte Feder, er hat auch Humor. Aber er läßt seine Rößlein ungezügelt laufen, hat keine Faust, die die Kandare spüren läßt, und daher stolpern die Pferdchen.

Seinem ersten Roman „Der letzte Biedermeier" hat man nachgesagt, es sei „ein Buch voll Spitzwegischer Idyllik und Jean Paulschen Humors", und schon beschert er uns einen Spitzwegroman. Uhde-Bernays' schöne Biographie und die Bilder des Malers waren seine Quelle. Nach dem „Armen Poeten" schuf er die Person des Dichters Anton Gigl, die „Karnevalsszene" ist geschickt verarbeitet, der lebendige Anfang des Romans ist der Text zu einer Spitzwegschen Zeichnung — die schöpferische Leistung Geißlers ist nicht eben groß. Aber man ließe sich den hübschen Kommentar zu Spitzwegs Bildern gefallen, wenn er zurückhaltender, zarter, poetischer gegeben würde. Geißlers Variationen aber über das sentimentale Thema „Einödseele" wirken aufdringlich, und das eine köstliche Spitzwegbild „Der ewige Hochzeiter" offenbart dem, der zu sehen vermag, Spitzwegs Wesen besser als der Roman mit dem gleichen Titel. Es ist in einer Zeit, in der der biographische Roman Mode ist, gewiß verlockend, den Maler Spitzweg in den Mittelpunkt einer Erzählung zu stellen. Aber die Gefahr seiner Wahl hat Geißler nicht erkannt, auch nicht, als er, in anderem Zusammenhang, den Satz schrieb: „Einen jeden Dichter, der sich an der bildenden Kunst vergreift, sollt' man aufhenken."

Vom Apotheker Spitzweg zum Drogisten Himmelstoß! Hier sollte sich einmal der Jean Paulsche Humor produzieren, den man bei Geißler gefunden hat (siehe oben). Aber mir scheint, es ist doch recht Geißlerscher Humor, wenn von der Dienstmagd Rosa gesagt wird: „Sie kroch — obwohl sie Rosa hieß — in ihr blaukarriertes Bett"; und die Ironie des sich selbst kritisierenden Verfassers („allein, dieser ganze Vergleich soll besser unterbleiben, da er überaus gekünstelt ist und doch allzu sehr hinkt") verstimmt nur, da dem Verfasser sein Können kein Recht zu solchem Überlegentun gibt. Damit sei niemand die Lust zur Lektüre dieser ungewöhnlichen Alltagsgeschichte genommen; es soll nur gegenüber der Überschätzung dieses leicht produzierenden Schriftstellers auf den Mangel an Selbstzucht, auf seinen auch beim „ungewöhnlichsten" Stoff konventionellen Stil und seine Sentimentalität hingewiesen werden; zwischen Rudolf Hans Bartsch und Alice Berend etwa, und vielleicht eine Stufe tiefer, ist sein Platz. F. M.

A. v. Gleichen-Rußwurm, Der Ritterspiegel. Geschichte der vornehmen Welt im romanischen Mittelalter. 2. Tausend. *Stuttgart, Jul. Hoffmann*, 1918. 8°. XV, 438. 12 M.

Wer den Zeitgeist einer nahen oder ferneren Vergangenheit erfassen und darstellen *will*, der wird natürlich nicht umhin können, sich mit umfassenden Kenntnissen aller möglichen geschichtlichen Einzelheiten auszurüsten; zu einem wirklichen Gesamtbild wird er aber dennoch erst kommen, wenn er überdies noch imstande ist, mit dem Auge des Künstlers und Dichters all das sonst Zusammenhanglose und das Wesentliche zu sehen und zu umspannen. Daß es dem Verfasser des vorliegenden Buches an einer solchen künstlerischen Einbildungskraft nicht fehlt, weiß man aus vielen seiner bisher veröffentlichten Schriften. Nicht so sicher läßt sich aber die Frage bejahen, ob seine historischen Einzelkenntnisse überall auf hinreichend breite und tiefe Nachforschungen zurückgehen. G. selbst legt keinen Wert darauf, über diese Kenntnisse viel Rechenschaft zu geben. Auch hier soll deshalb nicht bei Einzelheiten verweilt werden. Um so mehr muß aber betont werden, daß G. sich bewußt uud unbewußt ganz besonders in die Lichtseiten der Institutionen des Rittertums, die er schildert, vertieft hat und daß er die Schatten nur obenhin behandelt, während er andererseits bei der Beurteilung der übrigen Kulturfaktoren, des Bürgertums, der Geistlichkeit, das Tüchtige übersieht und das Kleinliche, Enge, Rohe unterstreicht. Allerdings hat G.s Buch auch den Nebenzweck, wie eine schöne Dichtung dem Leser ein Schutzplätzchen zu bieten gegen all die nervenzerreissenden Schrecken des Weltkrieges. Es soll ein Narkotikum sein in der unritterlichen Gegenwart, die so weit von all dem Zarten, Märchenhaften und Verträumten des Rittertums entfernt ist. Und in diesem Sinne wird man sich das Buch gefallen lassen können. Es bleibt immer auch eine Bereicherung des eigenen Ichs, wenn man sich mit dem Ideal einer längst verschwundenen Zeit erfüllt. Und es ist, wenn man das an der Hand eines so liebenswürdigen und dichterisch anschaulich erzählenden Führers tut, wie G. es ist, zugleich ein Kunstgenuß besonderer Art. Nur darf man hinterher nicht vergessen, die nötigen Abstriche zu machen und sich bewußt zu werden, daß es sich bei dem genossenen Gemälde nicht um die Darstellung des Geistes der ganzen Zeit, auch nicht des Geistes einer ganzen Institution dieser Zeit, sondern nur um die Denkweise einiger ideal-

Digitized by Google

gerichteter Vertreter dieser Institution handelt. Auch die harte Wirklichkeit darf man darüber nicht vergessen, die Gegenwarts-Wirklichkeit, die trotz allem doch höheren Menschheitszielen zustrebt als das mittelalterliche Rittertum, das uns als die Verkörperung alles „Großen und Schönen" von G. gepriesen wird. So bleibt G.s Buch in der Hauptsache doch mehr eine Dichtung, als eine wissenschaftliche Darstellung. Eine Dichtung freilich, aus der auch der Historiker lernen kann. Unter den wertvollen Anregungen, die sie dem Historiker bietet, scheint mir — um nur eins hier zu erwähnen — die starke Betonung der frühen orientalischen Einwirkungen auf das Rittertum beachtenswert. Aber auch diese Beziehungen werden von G. mehr behauptet als bewiesen, so daß auch sie noch weiterer sorgfältiger Nachprüfungen bedürfen.

G. Kohfeldt.

Knut Hamsun, Segen der Erde. Roman. Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson. *München, Albert Langen.* 388 Seiten. Geh. 6 M., geb. 9 M.

Wie die beiden letzten großen Romane „Kinder ihrer Zeit" und „Die Stadt Segelfoß" ist auch dieses Buch gut und tröstlich für einen Deutschen zu lesen. Es ist auch wieder ein Buch der Schöpfung und des Aufbaus, es erzählt von Menschen, die sich nicht bei der Ungunst der Verhältnisse und der schlechten Konjunktur beruhigen, Menschen, die einen Willen haben und deshalb den Weg finden. So ist der Ansiedler Isak, der den Weg über das Moor in den Wald geht. „Der Mann ist groß und stark gebaut, er hat einen roten Vollbart und kleine Narben im Gesicht und an den Händen — diese Wundenzeichen, hat er sie sich wohl bei der Arbeit oder im Kampf geholt? Er kommt vielleicht aus dem Gefängnis und will sich verbergen, vielleicht ist er ein Philosoph und sucht Frieden, jedenfalls aber kommt er dahergewandert, ein Mensch mitten in der ungeheuren Einsamkeit". Ein Mensch, der das zu allen Zeiten und auch heute noch Wunderkräftige in sich hat, das unmittelbare Verhältnis zur Natur, zum Boden, zum Himmel, zum Tier. Man kann ihn auch einen Patriarchen nennen; so steht er am Schluß des Buches auf seiner Siedlung, der Markgraf des neugewonnenen Landes, in der Abendsonne das goldene Korn aussäend, während sein Vieh dem Stall zu zieht und die Frauen des Hauses mit den Melkkübeln in den Sommerstall gehen. Aber es gibt etwas in dem Buch, das ist noch schöner als alle Arbeit und alle lohnende Fülle: Isaks Frau Inger und seine Liebe zu ihr. Sie ist als Verlaufene zu ihm gekommen; sie hat eine Hasenscharte; sie bringt ein Kind um, an dem sie das Erbe ihres Males gesehen hat; sie sitzt im Gefängnis in der Stadt; Isak wartet auf sie. Sie kommt heim und ist nun ein wenig Städterin geworden, hat viel gelernt in der Anstalt, ist mit einer Nähmaschine und einem Bügeleisen die Schneiderin der ganzen Gegend. Dann sind da die Grubenarbeiter und unter ihnen Gustav, der lange Schwede, der Ingers Herz noch einmal toll macht; sie geht mit ihm in die Beeren. Aber das geht vorbei, das Schlechte ist dazu da, überwunden zu werden; das Gesunde bleibt allein übrig, je höher diese Menschen in ihr Alter hineinwachsen.

Die Übersetzung ins Deutsche rührt von der bewährten Pauline Klaiber her, der wir so viel nordische Gaben zu danken haben. M. B.

Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. Mitbegründet von Erich Schmidt, unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter herausgegeben von Jul. Elias, M. Osborn, Wilh. Fabian, C. Enders, F. Leppmann, R. Schacht. 25. Band. *Berlin-Steglitz, B. Behrs Verlag (F. Feddersen)*, 1918. XL und 360 Spalten, VIII und 504 Seiten Lexikon-8°.

Es wird kaum einen ernsthaften Freund deutscher Dichtung geben, dem nicht dieses wichtige Organ der literarhistorischen Wissenschaft dienlich geworden wäre oder wenigstens hätte dienlich werden können, wenn er es kennen würde. Denn noch heute, nach einem Vierteljahrhundert ununterbrochenen Erscheinens, mangelt dem bedeutenden Unternehmen jene Verbreitung, die ihm gebührte. Entsagungsvolle Arbeit, erhebliche Opfer an Geld haben allein das Dasein der Jahresberichte erhalten. Der Dank dafür gebührt in erster Linie Julius Elias, dem eigentlichen Begründer und Leiter, von dem der Grundgedanke und die Formen seiner Verwirklichung entsprungen sind. Der Grundgedanke: alles was Jahr für Jahr zur Kenntnis und Erkenntnis der deutschen Dichtung der neueren Zeit hervortritt, zu verzeichnen und durch Berufene auf Wert und Unwert prüfen zu lassen — die Formen: zuerst Bibliographie und Kritik zur Einheit verschmolzen, später in zwei großen Hauptteilen getrennt vorgeführt, aber doch immer noch innerlich fest verbunden. Man braucht nur einmal das Verzeichnis der benutzten Zeitschriften zu mustern, das 28 Spalten füllt, um daraus einen Begriff von der Breite des hier bebauten Feldes zu erhalten. Und wenn man einfach feststellt, daß die Bibliographie des vorliegenden Jahrgangs 1914, bearbeitet von Oscar Arnstein, 6773 Nummern aufzählt, so kann man wohl vor dieser ungeheueren Masse literarischer Produktion schaudern und meinen, sie wäre nun und nimmer zu bewältigen. Ermöglicht wird das nur durch die sehr durchdachte Organisation, die Aufteilung in viele kleine Einzelbezirke unter fünfzig Mitarbeiter, ungerechnet die sieben Redaktoren. Jedes der Kapitel wird zu einem Abriß des gegenwärtigen Standes der Forschung, und allenthalben erwächst so aus den vielen, durch den Zufall des Jahresertrags zusammengefügten Mosaiksteinchen ein Bild, bald größer, bald kleiner an Stil und

Digitized by Google

Maßen; aber doch stets mit der Absicht auf eine Emporsteigerung zu wissenschaftlichen Ergebnissen. Einzelkritik wäre hier und da wohl am Platze, doch sollen diese Zeilen nur den Dank für das in fünfundzwanzig Jahren treuesten Ausharrens Geleistete und die Hoffnung eines gleich nützlichen Wirkens der Jahresberichte in ihrem zweiten Vierteljahrhundert aussprechen. G. W.

Gustav Jakob, Der abstrakte Esel. Erzählungen. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1918. 150 Seiten. Geheftet 3 Mark.

Jakobs Schnurren, meist von geringem Umfang, halten sich von Stumpfsinn und Zote, den beiden Polen der heutigen „Humoresken", allenthalben entfernt. Aus ihnen spricht ein frohes Gemüt, dem Schüler und Lehrer den besten Stoff zum Lachen geben, ein gebildeter Geist, der groben Wirkungen weislich aus dem Wege geht. Eine — heute schon veraltete — Geschmacklosigkeit wie „Die historische Kiste" fällt als Ausnahme auf. Sie allein erinnert an die schlimme Gegenwart in diesem Buche; sein übriger Inhalt erscheint wohlgeeignet, uns über einige von den vielen trüben Stunden hinwegzutäuschen. Zum Schluß bekommt man noch auf S. 148 einen kleinen Extraspaß mit auf den Weg in Gestalt des auserlesenen Druckfehlers „Schauschielerin". G. W.

Max Kalbeck, Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel. *Braunschweig, Georg Westermann*, 1919. VIII, 443 S.

Kalbeck ist von seinem Freunde Paul Heyse mit der schönen Aufgabe betraut worden, die Briefe herauszugeben, die der Münchener Dichter im Laufe der dreißig Jahre von 1859—1889 mit dem Züricher Zunftgenossen Gottfried Keller gewechselt hat. Es sind im ganzen 104, meist nicht umfangreiche Schreiben. Kellers Briefe gleichen sorgsam gedrechselten Schmuckstücken, eingelegt mit schillernden Emaillen und geziert durch neckende Schnörkel guter und böser Laune, oft in arabeskenhaften Schlinglinien kunstvoll ihre tiefere Absicht verhüllend. Heyses anmutige und formgewandte Wohlerzogenheit schmiegt sich dieser Form an, und so kommt es zu einer unaufhörlich scherzenden Zwiesprache. Sie betrifft in erster Linie das Schaffen: Heyse berichtet von seinem trotz körperlichen Leiden nie stockenden Zeugen, von seinem fast immer fruchtlosen Mühen um die Gunst Melpomenes und Thalias, feiert den Freund, wenn eine seiner seltenen aber um so kostbareren Gaben ans Licht tritt, mit begeisterten Worten, deren Glanz durch die leichten Schatten geringfügiger Einwände und Bedenken nur gesteigert erscheint, klagt über Nachahmer und erweist sich auch in den merkantilischen Angelegenheiten des Literatentums als der sicher das Leben Meisternde, so wenn er die wichtige, Keller zum größten Nutzen ausschlagende Verbindung mit dem Verleger Wilhelm Hertz anbahnt. Keller erscheint hier in dem gleichen Lichte wie in dem kürzeren Briefwechel mit Theodor Storm (wo indessen die eigentlichen Kunstfragen tiefer erfaßt und gründlicher erörtert werden). Er kennt die Grenzen seines Könnens genau, aber er ist sich auch der schwer errungenen Herrschaft über sein Schaffensbereich sehr bewußt und sträubt beim leisesten Wittern eines Angriffs seine Stachel igelhaft dem Feinde entgegen; der Germanistenbande, deren Kritik ihn bedroht, bezeugt er heftigen Widerwillen; er berichtet von seinem äußeren und inneren Dasein nur wenig, und läßt dieses wenige stets in dem Lichte einer lustigen Selbstverspottung erscheinen. So bietet die neue Spende für Kellers Wesen und Leben nach den zahlreichen schon bekannten epistolarischen Zeugnissen von seiner Hand nicht viel neues; aber sie bedeutet doch eine wertvolle Ergänzung der großen Baechthold-Ermatingerschen Sammlung, die nur einen einzigen dieser Briefe enthält. Dem Herausgeber Max Kalbeck steht Heyse durch persönliche Beziehungen und Eigenart weit näher als der Schweizer. Beide werden von ihm auf ein gemeinsames Postament gestellt. Das apollinische, zur Größe des unsterblichen Dichters aufgereckte Haupt Heyses überragt den kleinen dickköpfigen Genossen und am Fuße des Doppeldenkmals steht der Erläuterer, eifrig beflissen, dem Beschauer alle Fältchen und Linien zu deuten. Nach einer redseligen Einleitung ergreift Kalbeck am Schluß jedes Briefes von neuem das Wort und kommentiert alles kommentierbare, die allbekannten Zitate, die sogleich jedem Leser verständlichen Anspielungen, die geläufigsten Personen- und Ortsnamen. Bei den Lesern eines solchen Briefwechsels darf man mehr an allgemeinem Wissen voraussetzen als Kalbeck ihnen zutraut, und ein nicht unbeträchtlicher Teil seiner geschwätzigen Anmerkungen wirkt als entbehrliche Zutat ärgerlich, darunter auch die Ausbrüche seiner Abneigung gegen Wagnertum und Naturalismus. Andere bieten auch dem Fachmann willkommene Belehrung, wie z. B. der Quellennachweis zu Heyses Troubadour-Novellen oder die hübsche Feststellung der Ramlerschen Variation des Logauschen Sinngedichts („errötend" statt „errötet"), wo nur das „scheint" für Kellers Benutzung des Ramler-Lessingschen Logaus als überflüssig zu streichen wäre. Aber der Dank für die gewichtige und in würdiger äußerer Gestalt dargebotene Gabe soll durch solche Einzelkritik nicht vermindert erscheinen, und so sei hier abgebrochen, auch um die Anzeige nicht über die in dieser Zeit der Papierbedrängnis eng eingedämmten Ufer treten zu lassen. G. W.

Digitized by Google

Dr. Hans Knudsen, Der Dichter Hermann Burte. Mit einem Bildnis des Dichters. *Reuß & Itta, Verlagsanstalt, Konstanz a. B.* (Die Zeitbücher, Band 86). 75 Seiten. 0,70 Mark.

Die Absicht des aus einem Vortrag entstandenen Büchleins ist, bei einem großen Publikum das Interesse für den Dichter Hermann Burte zu wecken; und diese Absicht ist ebenso zu loben wie die durchweg gelungene Gestaltung der kleinen Werbeschrift. Das Leben des heute vierzigjährigen Dichters ist nur soweit berücksichtigt, als es zum Verständnis seiner Werke notwendig erscheint, die Werke selbst sind nicht chronologisch, sondern nach literarischen Gattungen betrachtet. An der Spitze steht eine knappe Analyse und Kritik des Romanes „Wiltfeber, der ewige Deutsche", mit dem Burte den Preis der Kleiststiftung aus Richard Dehmels Hand erwarb. In diesem Werk offenbart sich die Weltanschauung des Dichters am klarsten, es ist ein Bekenntnis zum Herrenmenschen im Sinne Nietzsches, eine Anklage gegen die deutsche Heimat, die „keinen Platz für Herrennaturen, Idealisten, Geistige wie ihn" hat. Knudsen weist auch auf den starken sprachlichen Einfluß Nietzsches hin; er hätte bei Betrachtung von Häufungen wie „trotzig, stotzig, klotzig, ja recht glotzig" auch an Burtes süddeutschen Landsmann Johann Fischart erinnern können, der als der unerreichte Meister dieses Sprachstils dasteht.

Die Lyrik Burtes umfaßt zwei Sonett-Bände „Patricia" und „Die Flügelspielerin", in denen die kraftvolle Sprache „Wiltfebers" wiederkehrt und zu kühnen Reimen gesteigert wird. Knudsen zeigt an gut gewählten Beispielen das Wesen dieser Lyrik, in der der Dichter wieder als Bekenner spricht und die gleichfalls seinen „Aristokratismus, sein bewußtes Herrentum" zum Ausdruck bringt. Mit Recht unterstreicht Knudsen, daß diese Anschauung „nicht aus Eitelkeit, sondern aus dem tiefsten Mitfühlen für des Vaterlandes Not" entspringt. Aber auch an den Schwächen dieser Sonette geht er nicht vorüber, wenn ihm auch eine Kritik im einzelnen der enge Rahmen der Schrift verbot. (Bei einem Neudruck sollte aber die falsche Schreibart „Sonnett" getilgt werden.)

Eingehend werden sodann die dramatischen Werke nach Inhalt und Form beschrieben und gewertet. Mit klaren Strichen zeichnet Knudsen die Entwicklung, die von den einaktigen Erstlingswerken in gerader Linie zum vorläufigen Abschluß im „Simson"-Drama führt. Auch diese Dramen sind Zeugnisse jener schon charakterisierten aristokratischen Weltanschauung, ein König steht im Mittelpunkt seines ersten Dramas, die bedrohte und im Kampf mit eigenen Gefühlen siegreich behauptete Herrscherstellung ist das Problem des „Herzog Utz", Versündigung gegen Staatsgewalt und Königsmacht heißt „Kattes" Schuld und göttlicher Held ist sein „Simson". Knudsen hat sich tief in diese Werke versenkt, und sehr geschickt gibt er einen Eindruck von ihrem Stoff und seiner Gestaltung, ohne je in trockene Inhaltsangabe zu verfallen oder sich in Einzelkritik zu verlieren.

Eine sehr wertvolle Beigabe zu seiner Darstellung sind die Proben aus Burtes Werken, Sonette, ein bezeichnender Abschnitt aus dem „Wiltfeber" und Szenen aus den Dramen. Mögen diese Bruchstücke im Verein mit Knudsens Worten dem Dichter Burte eine große Gemeinde werben! F. M.

Hermann Kurz, Lisardo. Roman. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. Heinz Kindermann. *Stuttgart, Strecker & Schröder*, 1919. 180 Seiten.

Im Jahrgang 1837 Nr. 27—55 des einst hochangesehenen und vielgelesenen „Morgenblatts für gebildete Stände" steht eine anonyme Novelle „Lisardo", die, das Geschick unzählbarer Genossinnen teilend, wohl schon bald nach ihrem Erscheinen völliger Vergessenheit anheimgefallen ist. Bis jetzt ein junger Wiener Literarhistoriker die Entdeckung gemacht hat, daß das herrenlose Gut dem Besitzstand keines Geringeren als des schwäbischen Dichters Hermann Kurz einzuverleiben ist. Dr. Kindermann hat neuerdings die von andern schon seit vielen Jahren mit freilich nur langsamem Erfolg aufgenommenen Bemühungen, Kurz, dessen Leben und Dichten unter einem ungünstigen Stern gestanden hat, zu nachträglichen Ehren zu bringen, mit unverdrossenem Eifer fortgesetzt. So hat er natürlich alsbald für einen Neudruck des verschollenen „Lisardo" Sorge getragen und die Ausgabe mit einem erläuternden Nachwort von wissenschaftlicher Gründlichkeit und Gediegenheit versehen, an dem nur das enge Verhältnis befremdet, in das die immerhin leichte Unterhaltungsware zu der Hegelschen Philosophie gesetzt wird; wahrscheinlich würde sich über diese Gleichung der Dichter selbst am meisten gewundert haben, der, wenn überhaupt, doch höchstens ganz unbewußt seine harmlose Novelle nach Hegelschen Leitsätzen geformt hat.

Wenn man den schmucken kleinen Band vor sich liegen sieht, der üppig gedruckt und vom Verlag für heutige Verhältnisse sehr reizvoll ausgestattet ist, wird man von einem Gefühl leiser Wehmut bei dem Gedanken ergriffen, daß Kurz' Wunsch, die Novelle auch als Buch erscheinen zu sehen, sich zu seinen Lebzeiten nicht verwirklichen ließ. Der Herausgeber hat den „Lisardo" als Roman etikettiert, und er kann sich dabei auf den Dichter selbst berufen, der wiederholt davon gesprochen hat, daß ihm die Novelle zum kleinen Roman auswachse. Das räumliche Ausmaß überschreitet indessen keineswegs das für Novellen zulässige; allerdings hat die Redaktion des Morgenblattes Kürzungen vorgenommen, deren Umfang sich heute

Digitized by Google

nicht mehr nachprüfen läßt, weil das Manuskript verloren gegangen ist und also auch Kindermann nach dem gekürzten Text den Abdruck vornehmen mußte. Wenn letzterer von einem ganzen Weltbild, von einem „totalen auf die Schicksale einer bestimmten Menschengruppe bezogenen Weltspiegel" spricht, so ist das denn doch ein gar zu hohes Wort für eine verhältnismäßig bescheidene Sache. Zieht man in Betracht, daß Kurz im „Lisardo" nur eine Episode aus dem Lebenslauf seines Helden, wenn schon die für dessen Schicksal maßgebende, behandelt, so wird man doch wieder eher auf die Bezeichnung Novelle zurückkommen. Schießlich gibt es aber auch Mittelwesen zwischen beiden Gattungen der Erzählung, deren Grenzen ja äußerst flüssig sind. Auch der Entstehungszeit nach steht „Lisardo" mitten zwischen den frühesten Novellen Kurz' und seinem ersten großen Roman „Schillers Heimatjahre". Die Novelle zeichnet sich durch Einheitlichkeit und Geradheit der Komposition aus, muß also in *einem* Zuge frischweg geschrieben worden sein, was dem Dichter bei seinen späteren umfangreicheren Werken nicht mehr beschieden gewesen ist. Er befindet sich hier noch stark im Banne der Romantik und scheut sich nicht, mit naiven Mitteln wie einer mittelalterlichen Bultkur und Scheintod zu arbeiten; Walter Scotts Einfluß ist unverkennbar. Doch deutet schon mancherlei auf den künftigen „poetischen Realisten", sogar auf den demokratischen Politiker hin. „Lisardo" spielt zur Cholerazeit in Salerno, und gleichzeitig mit der Veröffentlichung der Erzählung erschienen im Morgenblatt Berichte über die in München hausende Cholera. Dieses hochaktuelle Moment hat gewiß die Redaktion zur Annahme der Novelle mitbestimmt. Und ihren Hauptinhalt bildet, mit zwei Worten gesagt, der Übergang des Helden zum tätigen Leben, nachdem er uns zunächst mit Byronscher Weltschmerzgeste entgegengetreten ist und den Gram über eine verlorene Liebe im Sinnenrausch ausgetobt hat. Er wird dann zum Retter seiner Vaterstadt aus furchtbarer Bedrängnis. Sicher ist „Lisardo", wie auch der Herausgeber in seinem Nachwort aufgezeigt hat, ein nicht unwesentliches Glied in Kurz' poetischer Entwicklung und darum allen, die an dem Dichter teilnehmen, eine willkommene Gabe, wenn sie sich auch unter seinen vollwertigen Werken nur wie ein anmutig leichtfertiger Zwischenläufer ausnimmt.

Rudolf Krauß.

Georg Lehfels, Die große Woge. Ein Roman aus der Franzosenzeit. *Leipzig, Quelle & Meyer.*

Unter „Franzosenzeit" versteht der Verfasser in Anlehnung an Fritz Reuter die Zeit der Franzosenherrschaft nach der Schlacht bei Jena. Der fesselnde Roman spielt in Hamburg, er schildert das Schicksal einer Großkaufmannsfamilie, des Hauses „Senator Kellhusen", und zeigt gerade in dieser sehr lebendigen und frischen Darstellung eines Reedereibetriebes, seiner Beziehungen zu England und zu Frankreich und seines Niedergangs unter der von Napoleon verhängten Kontinentalsperre seine besten künstlerischen Eigenschaften. Insbesondere ist die Figur des alten Senators Kellhusen vortrefflich in ihrer Mischung von kaufmännischer diplomatischer Klugheit, altväterlicher Gradheit und vaterländischer Gesinnung gelungen. Die alten Reederei- und Schiffahrtsverhältnisse jener Zeit, die noch keine Dampfschiffe kannte, werden reizvoll und anschaulich geschildert. Ähnlich etwa, doch nicht so eingehend, wie der frühdeutsche Großbetrieb in Freytags „Soll und Haben". Einen markanten Gegensatz zu diesem gesunden aufstrebenden Wesen bildet das leichtfertige Leben und Treiben der französischen Emigranten im damaligen Hamburg. Auch in der Herausarbeitung dieser französischen Typen und ihres elegant schäbigen Milieus — vom ritterlichen königlichen Offizier herab bis zum Modegecken und verkommenen Spieler — zeigt der Dichter eine sichere, scharf zeichnende Hand. Grundkern des Romans bildet eine Liebes- und Ehegeschichte, die sich zwischen dem jungen Kellhusen und einer Emigrantin auf Grund einer in Paris zur Rettung der Französin abgeschlossenen Scheinehe abspielt und tragisch endet. In der Abwicklung dieser Schicksale, also der eigentlichen romanhaften Erzählung scheint mir der Verfasser nicht ganz die proportionalen Verhältnisse innegehalten zu haben: im Anfang ist die Schilderung dicht und von Stimmungskraft gesättigt, während sie in der zweiten Hälfte des Romans immer dünner wird und ihren künstlerischen Charakter in einer die Ereignisse nur aufzählenden Manier fast einbüßt.

Dr. Hans Benzmann.

Wilhelm Lobsien, Das rote Segel und andere Erzählungen. Mit Einbandzeichnung und Federzeichnungen von Theodor Herrmann. — *Derselbe*, Renate Elvershoi und andere Erzählungen. *Hamburg, Richard Hermes*, 1919. 8°. 144 u. 176 S. (Niederdeutsche Bücherei. 51. u. 61. Bd.) Je 3.50 M., geb. 4.50 M.

Die beiden neuen Bücher Lobsiens enthalten wieder eine Anzahl kleiner Geschichten aus der schleswig-holsteinischen Heimat des Dichters. Dichtungen dieser Art können nach Umfang und Ausführung gewöhnlich keinen Anspruch auf nachhaltige Wirkung machen. Sie pflegen nach der Lektüre schnell vergessen zu werden. Aber mit Lobsiens Dichtungen hat es doch eine besondere Bewandtnis. Ihnen fehlt das, was man bald als belanglos in den Wind schlägt: eine phantasievoll erfundene Verwicklung und Entwicklung von Handlungen und Erlebnissen mehr oder weniger ungewöhnlicher Menschenkinder. Dagegen ist ihnen etwas eigen-

Digitized by Google

tümlich, was man sonst mehr in lyrischen Dichtungen zu finden gewohnt ist: die starke Beseelung der „leblosen" Natur. Die Landschaft, die See, die Sturm- und Nebelgewalten, das Wattenmeer mit seinen Flut- und Eisfährlichkeiten — sie sind eigentlich die Handelnden, die Lebenden in Lobsiens Dichtungen. Ihr Leben und Wirken bringt er mit der ganzen Kraft und Eindringlichkeit des Künstlers zur Darstellung. Die Menschen der Dichtung aber — die Schiffer- und Fischerleute, — deren ganzes Sein in diese Naturgewalten verstrickt ist, treten aus dem Ganzen oft nicht viel deutlicher hervor, als die Bauerngestalten in einem Rembrandtschen Landschaftsbilde. Ihre individuellen Züge treten zurück gegen die — allerdings gut erfaßten — allgemeinen Züge der mit Heimatinsel und -küste verwachsenen Seebevölkerung. Trotzdem vermittelt der Dichter auch in diesem Rahmen Schilderungen tiefen Menschenleids, warmer Menschengüte und hohen Menschenglücks, die auf empfängliche Leser nicht ohne Eindruck bleiben können. Daß die beiden Bücher durch gut passende, kräftige Schwarz-Weiß-Zeichnungen belebt werden, wird ebenfalls dazu beitragen, ihnen Freunde zu werben. *G. Kohfeldt.*

Das *Märchenbuch.* Bände in zwangloser Folge mit Zeichnungen moderner Künstler. Verlag von *Bruno Cassirer, Berlin.* Bisher erschienen 6 Bände, Preis je 4 bis 6 Mark.

Hier hat man die ersten Bände eines geschmackvollen Unternehmens, das sich zur Aufgabe setzt, Kindermärchen mit Illustrationen unserer besten Künstler zu verbreiten. Der Verlag ging von dem Prinzip aus, daß für die Kinder das Beste gerade gut genug sei, so hat er sich Künstler wie Slevogt, Liebermann, Kalckreuth, Walser und andere für sein Unternehmen verpflichtet. Die ersten sechs Bände, schlicht in Papier gebunden und im übrigen gar nicht kriegsgemäß ausgestaltet, machen einen vorzüglichen Eindruck. Die Federzeichnungen der Künstler sind in das Satzbild hineinverstreut, so ist eine gewisse Gleichmäßigkeit der Valeurs für sie bedingt, um die Harmonie mit dem Textbilde zu wahren. Nicht immer ist dies gelungen, am wenigsten in dem Bande „Alladin und die Wunderlampe", zu dem Karl Strathmann Zeichnungen gemacht hat, die, bei allem Reiz, zu verschiedenartig in der Tönung sind und im allgemeinen mit zu vielen und zu breiten schwarzen Flächen arbeiten. Einen glücklichen Weg schlägt Kalckreuth ein, der in seinen Zeichnungen auf die abgekürzte Manier der Holzschnitte zurückgeht, wie man sie in alten Volksbüchern findet. Diese schlichte, umrißhafte Art macht sich in populären Märchenbüchern sehr gut, nur sind die Kalckreuthschen Zeichnungen in der Qualität recht ungleich. Der reifste unter den Illustratoren ist Slevogt, von dem zwei Bände vorliegen, der schon früher erschienene „Rübezahl" und eine neue Sammlung „Deutsche Märchen der Gebrüder Grimm". Slevogt beherrscht die illustrativen Mittel am souveränsten, er ist der eigentliche Impressionist unter den Illustratoren, und seine Zeichnungen sind sozusagen aus dem Handgelenk entstanden, naiv, unbekümmert, voll ursprünglicher Phantasie.

Wenn man die Bände durchblättert, so hat man das Gefühl, daß die Wiedergabe der Zeichnungen durch Klischees noch nicht die letzte Lösung der Aufgabe sei. Man meint ja, Klischees müßten die Originalzeichnungen aufs genaueste wiedergeben, aber wenn man dann einmal die echte Zeichnung neben einer solchen Wiedergabe betrachtet, so findet man, daß die Wiedergabe doch nichts weiter als ein mittelmäßiger Abglanz ist. Früher wurden solche Zeichnungen durch kunstgeschulte Handwerker auf den Holzstock übertragen, und es wurden Wirkungen von viel größerer Intimität erzielt. Vielleicht bringt unsere Zeit ein solch liebevolles Kunsthandwerk nicht mehr auf, — das wäre zu beklagen, aber ein Versuch müßte gemacht werden. *Hans Bethge.*

Johann Heinrich Meyer, Zeichnungen. Herausgegeben von Hans Wahl (Schriften der Goethe-Gesellschaft 33. Band). *Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft,* 1918.

Eine Ergänzung zu dem letzten Bande, der Goethes Briefwechsel mit dem „Kunstmeyer" bis 1797 vorführte, mehr durch die ruhig abwägenden Begleitworte Wahls als durch die herzlich schlechten 12 Tafeln dankenswert. Kann denn aber die Goethe-Gesellschaft in dieser Zeit, da ihr die Pflicht Goethesche Gesinnung zu schützen und auszubreiten mehr als je obliegt, keine bedeutsameren Gegenstände für ihre Publikationen auffinden?

G. W.

Friedrich Michael, Die Anfänge der Theaterkritik in Deutschland. *H. Haessel, Leipzig* 1918.

Daß eine wissenschaftliche Disziplin wie die Theatergeschichte die „erst in jüngster Zeit den geschäftigen Federn dilettantischer Theaterliebhaber entrissen worden" ist, sich vorerst noch oft mit negativen Ergebnissen begnügen und sozusagen Aufräumungsarbeiten erledigen muß, wird den Einsichtigen nicht wundern und ihre Stellung selbst nur festigen. Es darf daran erinnert werden, daß zum Beispiel Max Herrmanns grundlegende „Forschungen zur deutschen Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance" in ihrem 2. Teil über die Dramenillustrationen fast nur abbauend sind. In solchem Sinne ist auch das Ergebnis der Arbeit von Michael in ihrem Hauptteil nicht eigentlich positiv gerichtet: eine wirkliche Theaterkritik, „die literarische Form kritischer Äußerung

Digitized by Google

über die Aufführung eines theatralischen Werkes", kann erst entstehen, als das geworden ist, was wir im weitesten Sinne Presse nennen, in der sich der Berufskritiker äußern kann. Was vorher da ist, ist im wesentlichen zunächst einmal Sittenkritik der Kirche. Die Theatererwähnungen in der bürgerlichen Chronik sind natürlich ebensowenig Theaterkritik, beweisen aber immerhin ein Interesse an den Aufführungen. Soweit sie in den Beiworten ein Urteil fällen, kommt das über „hübsch", „herrlich", „kläglich", „zierlich" nicht hinaus, ist konventionell und kann in seiner Typenhaftigkeit nichts besagen. Mit persönlichen Bemerkungen in den Chroniken, Briefen usw., was Michael alles mit Umsicht und Fleiß zusammengetragen hat, steht es um nichts besser, und sogar da, wo Künstler das Wort haben, kann z. B. Dürer nicht anders urteilen. In Frankreich stand diese Laienkritik damals schon höher. Auch für das Schuldrama weicht der Chronikbericht oder sonst eine Zufallsbetrachtung nicht von der Linie herkömmlicher Erwähnungen ab, höchstens daß einmal der Ton polemisch wird. Beschreibungen von Festen, bei denen Theater gespielt wurde, sind im allgemeinen ebenfalls unkritisch. Etwas anders, wenn etwa Joachim Greff das bisherige Passionsspiel kritisiert und seine eigene dramatische Theorie verteidigt, wodurch die erste eigentliche Theaterkritik entsteht. Da dann aber mit den englischen Komödianten eine Loslösung des Theaters von der Literatur einsetzt, kann eine Kritik um so weniger erwartet werden, als die dem Theater ergebenen Kreise hier fern bleiben. Was die Fürsten, an deren Hofe gespielt wurde, gelegentlich äußern, ist ohne kritischen Wert, was der Bürger sieht und hört, geht nur auf Äußerlichkeiten. Nur wer vergleichen konnte, wie etwa der englische Reisende F. Moryson oder der Tiroler Hofarzt H. Guarinonius, weiß etwas mehr zu sagen. Dagegen versucht die Kunsttheorie des 16. Jahrhunderts schon ein wenig die Bühne zu bedenken, aber ein Theaterelement erster Ordnung erhält man doch erst mit der Oper, über die darum auch die Nachrichten ausführlicher werden, und für die etwa in Barth. Feind auch wirkliche Kritiker wach wurden. Das kam auch dem Schauspiel wieder zugute, und wenn langsam eine literarische Kritik entstand, so brauchte nur noch Gottsched die notwendige Brücke zu schlagen zwischen Theater und Literatur, damit dann auch Theaterkritik geschrieben werden konnte. Allerdings mußte dazu die Zeitung aus dem Stadium nurpolitischer Interessiertheit heraus sein. Gottsched hat auch dafür das seinige getan; seine Zeitschriften, vor allem die „Vernünftigen Tadlerinnen" versuchen in ihren Kritiken Schauspieler, Repertoire und Drama zu umfassen. Das hat Schule gemacht, Joh. A. Waasberghes „Freydenker" (1741—43) ist für den Fortschritt wichtiger Zeuge, und die Journale füllen sich langsam mit Theaternotizen. Mit Lessing beginnt die neue Epoche: Form und Weg sind gefunden und warteten auf die überragende Persönlichkeit. Hier hört Michael mit seiner Untersuchung auf. Es würde jetzt die vielleicht interessantere Arbeit beginnen, die aber kaum so erhebliche Schwierigkeiten der Materialsichtung zu überwinden hätte, die Michael gehabt hat und deren er Herr geworden ist. Was man einwenden könnte: ob bei dem Mangel an theatergeschichtlichen Vorarbeiten eine solche zusammenfassende Darstellung schon wünschenswert ist, hat Michael selbst als Bedenken geäußert. Im großen und ganzen wird die von ihm gezogene Linie wohl nicht wesentlich korrigiert zu werden brauchen. Auch das ist ihm in seiner Arbeit gelungen, in Anordnung und Darstellung die immanente Sprödigkeit des Stoffes nicht fühlen zu lassen. — Das S. 54 als unzugänglich bezeichnete Joseph-Drama von Aegidius Hunn, bearbeitet von Goeze (1612), ist in der Preußischen Staats-Bibliothek zu Berlin, unter Hunnius eingetragen, vorhanden. *Hans Knudsen.*

Das *Neureuther-Album*, mit 78 Tafeln Abbildungen und den Briefen Goethes an Neureuther, herausgegeben von E. W. Bredt. *München, Hugo Schmidt.* 24 Mark.

Wir beneiden in unserer ernsten Zeit die Kinder, die über den Wundern des Bilderbuchs die Gegenwart vergessen; uns Großen vermag das vorliegende Buch das gleiche zu gewähren. Aus seinen Blättern steigt die glückliche Zeit vor uns auf, in der die deutschen Künstler die Heimat entdeckten, wo die Kunst das Leben daheim verklärte.

Die Frucht einer Künstlerfahrt in die damals (1829) noch ungekannten Berge waren Neureuthers Bayerische Gebirgslieder. Heute noch weht uns aus ihnen frische Luft entgegen; das urwüchsige Leben ist geschildert mit dem reichsten zeichnerischen Können. Blumen, Ornamente, der Text der Lieder fügen sich zur Einheit, und so betrat Neureuther hier gleich das Gebiet, auf dem er der Meister werden sollte: das der Arabeske.

Pate stand niemand geringerer als Goethe. Für die Illustrationen zu seinen Balladen dankte er dem „geistreichen Arabeskendichter" aufs herzlichste und vermittelte bei Cotta den glänzenden Auftrag zur lithographischen Vervielfältigung. „Ihre Handzeichnungen gehören zu den Ereignissen, die mir eigentlich das Schicksal erfreulich machen, so hohe Jahre erreicht zu haben", schrieb der Olympier dem 24jährigen Künstler.

In dem vorliegenden Album sind 34 der Randzeichnungen zu Goethes und anderer Klassiker Gedichten wiedergegeben, beigefügt die Briefe Goethes; dann folgen die von den Künstlern vielbewunderten „Lieder der französischen Revolution" (1830).

Digitized by Google

Das liebenswürtigste Werk Neureuthers ist die große Radierung „Dornröschen", aus deren Rankenwerk und dämmernder Tiefe der volle Zauber der Märchenwelt spricht. Tragischer sind die Bilder zu Kobells Liedern; einem Eichendorffschen Gedicht gleicht das Bild der Villa Mills in Rom.

Von der sprudelnden Erfindungsgabe Neureuthers zeugen seine vielen Gelegenheitsschöpfungen. Hervorgehoben sei das große radierte Gedenkblatt an das glänzendste Künstlerfest, das München sah, das Dürerfest von 1840, welches G. Keller im „Grünen Heinrich" so begeistert schildert. Die umrahmende Arabeske ist vielleicht die reichste, die je gezeichnet wurde. Aus den vielen in Holzschnitt ausgeführten Illustrationen ist als Probe gewählt eine Seite aus dem Märchenbuch „Der Wunderborn", das der Unermüdliche mit 71 Jahren in jugendlicher Frische schuf.

Neureuther verdient als Dritter den Platz neben Schwind und Ludwig Richter. Bredts Vorwort gibt ein scharf umrissenes Bild seiner Persönlichkeit und seiner Kunst; dafür, daß trotz aller Schwierigkeit der Zeit das Buch so musterhaft ausgestattet erschien, gebührt dem Verleger unser Dank.

Wir werden jetzt zu der einfacheren Lebensführung unserer Vorfahren zurückkehren müssen, deren Leben und Geselligkeit äußerlich bescheidener, innerlich reicher war. Wie man da behaglich und zufrieden leben kann, ohne beschränkten Sinnes zu werden, kann uns Neureuthers gegenwartfrohe Kunst lehren. *Th. Stettner.*

Leo Perutz, Zwischen neun und neun. Roman. *München, Albert Langen* (1919). 242 Seiten. Geh. 4,50 M., geb. 7 M.

Ein kühner Vorwurf: die Listen eines entkommenen Verbrechers, der seine unlöslich gefesselten Hände vor aller Welt verbergen muß, während er mit fieberhafter Hast das Geld zu erringen sucht, das ihm die abtrünnige Geliebte wieder verschaffen soll, und — wie mir scheint, überflüssig und unwahrscheinlich — das Ganze schließlich aufgelöst in die Vision des Sterbenden. Das erfindungsreiche Geschick des Verfassers hält den Leser von Anfang bis zu Ende in Spannung, bemerkenswert besonders wie jedes Kapitel einen neuen Lebenskreis öffnet und jeder von ihnen mit scharfen Linien klar anschaulich vor unser Auge tritt. Der Roman ist indessen mehr als ein Erzeugnis virtuosenhafter Technik; in den seelischen Qualen des Studenten Demba steckt ein Dichtertum unverächtlicher Stärke und der Anteil an seinem Schicksal überwindet bald das stoffliche Interesse, eine Wirkung, die dem Buche seine Stellung über der Menge der Unterhaltungsschriften anweist. G. W.

Albrecht Schaeffer, Gudula oder die Dauer des Lebens. Erzählung. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1918. 214 Seiten.

Mit dem „Josef Montfort" hat der hochgeartete Lyriker Albrecht Schaeffer die Bahn des Erzählers erfolgreich beschritten. Eine fast altmodisch spannende Erfindung, ein Stil von seltener Leuchtkraft und Schmiegsamkeit zeichnete jenes erste Prosabuch aus, und die gleichen Eigenschaften sind auch dem Nachfolger, dieser „Gudula", nachzurühmen. Die heitere, lebensunkundige Prinzessin wird die Geliebte des jungen unbemittelten Bildhauers Longinus Drolshagen. Nach einem entzückenden heimlichen Idyll im Mausoleum, das Drolshagens Statuen ihrer toten Eltern aufnehmen soll, läßt Gudula sich von ihm entführen und geht durch schwere Not in ein Leben voll kleiner Sorgen, das sich schier unendlich erstreckt. Denn die Prinzessin, geboren 1795, sieht noch den Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Geschichte der ersten Lebenshälfte dieser liebenswürdigen, zart-kräftigen Frau wird von Schaeffer mit einer Objektivität vorgeführt, daß man sie als völlig historisch empfindet. Ohne alle Vorspiegelung eines chronikalischen oder urkundlichen Stils erweckt der Dichter diesen Eindruck allein durch die straffste Zucht epischer Form, die nicht die geringste Einmischung störender subjektiver Regungen gestattet. So liest sich die Erzählung wie ein Stück echter Geschichte, und man gelangt zu einer Illusion von seltener Stärke. Wozu auch gehört, daß Schaeffer durch seine Erfindung uns von Anfang bis zu Ende festhält und durch die Ruhe der äußeren Form das warme Herzblut seiner Gestalten schirmen läßt. Vor ein paar Jahren bescherte uns der Insel-Verlag ein verwandtes, ebenfalls höchst köstliches Buch, den „Johann Hänfling" von Gustav Kromer, das fast unbeachtet zur Vergessenheit hinabsank, vielleicht weil es nicht stark genug war. Hoffentlich ist der „Gudula" Schaeffers bei ihrer ebenso feinen, aber kräftigeren Konstitution ein glücklicheres Schicksal beschieden. G. W.

Charles Sealsfield, Exotische Kulturromane, in neuer Auswahl und Anordnung herausgegeben von Heinrich Conrad. 1. Abteilung: Lebensbilder aus beiden Hemisphären, Band 4—7. *München, Georg Müller.*

Die sehr willkommene Erneuerung der Erzählungen Sealsfield-Postls schreitet mit diesen vier Bänden zu den Hauptwerken vor: „Der Virey und die Aristokraten", „Morton oder die große Tour" und das „Kajütenbuch", wohl diejenige Leistung, die den Namen des fruchtbaren Schilderers am dauerndsten lebendig erhalten hat. Die heutige Leserschaft wird diese Bilder des werdenden Amerikas mit ganz besonderer Teilnahme an sich vorüberziehen lassen. Zeigen sie doch in farben-

Digitized by Google

reicher Folge von Kämpfen und Abenteuern die Anfänge der jetzigen Weltvormacht, das Völkergemisch, das den Humus der neuen Welt zu seiner unerhörten Triebkraft anreicherte. Die starke Persönlichkeit, die Beobachtungsgabe und das erfindungsreiche Talent Sealsfields lassen auch ohne solchen Ausblick seine Romane als heute noch lesenswerte belehrende Unterhaltungslektüre erscheinen. A—s.

Leo Tolstoi, Tagebuch der Jugend. Erster Band 1847—52. *München, Georg Müller*, 1919 (Tolstoi-Bibliothek, herausgeg. von Ludwig Berndl. 2. Bd.).

Was die Lektüre dieses Jugendtagebuches von Tolstoi so interessant macht, ist die dadurch vermittelte Erkenntnis der großen *Einheitlichkeit* des scheinbar so widerspruchsvollen Wesens und der Persönlichkeit des Dichters. In dem 20jährigen Jüngling Tolstoi steckt schon der Mann und der Greis drin. Er war 1900 ganz derselbe, der er 1850 war. Gewechselt haben nur seine Anschauungen, er selbst hat sich nicht geändert, kaum entwickelt. Ein Eichbaum sieht im Frühling anders aus, als im Herbst, und im Herbst anders, als im Winter, — aber zu allen Jahreszeiten saugt er seine Lebenskaft aus demselben Boden. Schon in diesem Tagebuch erscheint Tolstoi als der Doktrinär, der alles schwarz auf weiß besitzen will, der unablässig sittliche Forderungen aufstellt, immer wieder Lebensregeln für sich und andere, hübsch in Paragraphen abgeteilt, ausarbeitet,— und dann immer wieder gegen sie verstößt, weil der Sinnenmensch und — der Künstler in ihm mindestens ebenso stark ist, wie der Sittenprediger. Dann gibt es Gewissensbisse, Selbstvorwürfe und neue „Regeln". Bewunderungswürdig erscheint die Schärfe der Selbstbeobachtung bei dem Zwanzigjährigen; das Tagebuch bestätigt die Charakteristik des Helden der ersten autobiographischen Novelle, „Kindheit", auf jeder Seite. Sonst kommt der Dichter und Darsteller Tolstoi in dem Tagebuch wenig zu Worte; die Schilderung der Augustnacht im Kaukasus und das Gespräch mit dem Kosaken Marka fallen geradezu aus dem Rahmen dieser fast nur reflektierenden Aufzeichnungen heraus, fesseln dadurch aber nur um so mehr. *Arthur Luther.*

Harry Walden, Franz Moor. Ein Studium. *Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag*, 1918. 81 S. Geh. 4,50 M., geb. 6,50 M., 160 Exemplare auf reinem Hadernpapier mit Namenszeichnung des Verfassers in Halbpergament. 30 M.

Eine ersehnte, aber nicht erlangte Rolle hat diesem Buche zum Dasein verholfen. Der Spiegelberg der Wiener Burg will der Welt zeigen, welchen Franz Moor man in ihm besitzen könnte. Ob das auf solche Art nachzuweisen ist? Noch dazu, wenn der Schauspieler nicht eigentlich ein Rollenbuch gibt, wie es etwa Seydelmann so musterhaft tat, daß wir ihn in seinen Spielanweisungen heute noch leibhaft zu erblicken glauben. Hier wird ein Umriß gezeichnet: der herrenstolze, von Jugend auf unterdrückte und dadurch zur Verstellung gezwungene Franz, der durch Vornehmheit und Geisteskraft sich in der Teilnahme neben dem so viel begünstigteren Karl behaupten soll. Den Äußerungen Schillers, die für diese Auffassung sprechen sollen, ließen sich zahlreichere andere entgegenstellen; aber schließlich kommt darauf wenig an, wenn nur den Zuschauern die neue Innerlichkeit der altbekannten Gestalt einleuchtend und gleich eindrucksvoll wie die früheren erscheint. Und darauf kann die Probe nur von den Brettern aus, nicht auf dem Papier gemacht werden. Das gefällige Buch verdient, nicht nur von den Verehrerinnen des viel bewunderten und viel gescholtenen Harry Walden gekauft und gelesen zu werden. G. W.

Hugo von Waldeyer-Hartz, Rochus von Valkenberg. Roman. *Berlin, Boll & Pickardt.* 274 Seiten. 5,20 Mark.

Ein Schriftsteller, der vielleicht einen leidlichen Unterhaltungsroman schreiben würde, hat sich hier an einem Stoff vergriffen, den nur ein Dichter hätte meistern können. Er wollte in „Rochus von Valkenberg" einen deutschen „Fliegenden Holländer" schaffen, aber er hat die Sage nur banalisiert. Man lacht, wenn sein Meerweib, Blanche, La Courante, ihre „schwellenden Glieder" und ihre „prangende Brust" auf Deck schwingt. Warum hat der Verfasser sich nicht damit begnügt, einen rechten echten Seeroman zu schreiben ohne alle Romantik? Denn die Teile des Buches, die das Leben auf dem Schiff, die Fahrt im Sturm und den Kampf mit den Seeräubern schildern, sind die besten. Womit freilich nicht gesagt sein soll, daß sie an sich schon Arbeit eines Künstlers verraten. Die Verwahrlosung der heutigen Durchschnittsprosa wird auch in diesem Werke recht deutlich. „Unaufhörlich mäht der Musketen bissiger Schlag". Ein Beispiel nur für hundert, daß sich diese Art Schriftsteller auch nicht die geringste Mühe macht, zu denken, sondern sich an tönenden Worten unmöglicher Bilder berauscht. F. M.

E. Waldmann, Albrecht Dürers Handzeichnungen. Des Dürer-Buches dritter Teil, mit 80 Vollbildern. *Leipzig, Insel-Verlag*, 1918. 62 Seiten, 80 Bilder.

Nach den beiden ersten, hier (VIII, 503 und X, 298) gerühmten Teilen schließt der dritte würdig den Reigen dieser Dürer-Aufsätze. Mehr um die Sonne des großen Namens mondhaft kreisend als die Quelle ihrer Leuchtkraft und die Tragweite

Digitized by Google

ihrer Strahlen errechnend sind die gut geschriebenen Variationen über das Thema Dürer so recht geeignet, den gebildeten Laien zu vertieftem Genuß der Werke und zu immer erneutem Eindringen in sie anzuleiten. Die trefflichen und zahlreichen Bilder leiten zu dem gleichen Tun, als dessen Ertrag das Überschauen einer früher isolierten ungeordneten Schar von Eindrücken in der geschlossenen Reihe geschichtlich-persönlichen Werdens geerntet wird. In dem Text dieses dritten Teils gibt Waldmann dazu die Handhaben, indem er den Stil Dürers von den spätgotischen Anfängen bis zur letzten Steigerung in der rhythmischen Komposition der Passionsdarstellungen verfolgt. A—s.

Kleine Mitteilungen.

Ein Atlas auf Atlas. Daß der Seidendruck (am bekanntesten aus seiner besonders im achtzehnten Jahrhundert beliebt gewesenen Benutzung für Einblattdrucke zu festlichen Gelegenheiten, deren geschäftliche Verwertung als Vivatbänder ja noch vor wenigen Jahren wieder aufgenommen wurde) eines praktischen Vorteils wegen der Druckerei gewonnen werden sollte, dürfte weniger allgemein bekannt sein. Seide läßt sich nämlich ohne Beschädigung der bedruckten Fläche gut rollen und nötigenfalls sogar plätten, gibt also die Möglichkeit, auch große Blätter, zum Beispiel Karten, die sonst auf Papier gedruckt, gern auf Leinen gezogen werden, gut unterzubringen. Weshalb man Versuche einer derartigen Seidendruckverwendung aufgegeben hat (heute ließen sich die damals gerügten Übelstände wohl durch eine entsprechende Behandlung des Seidenstoffes vermeiden) zeigt eine Bemerkung J. Dankerts in seiner, Amsterdam 1694, erschienenen „Geographischen und Historischen Beschreibung der zehen Spanischen Provintzen". Diese Beschreibung, ein Kartenbüchlein, aus der Zerlegung einer großen Karte in 32 Kartenblättlein gewonnen (von denen aber 1 und 2 ausgelassen wurden, weil darin doch nichts zu sehen als das weite Meer, dafür aber mit einer kleinen Übersichtskarte vermehrt) dürfte, nebenbei vermerkt, der erste gedruckte Taschenatlas gewesen sein und ist ausdrücklich als solcher von seinem Verfasser veröffentlicht worden, der darüber sagt: „ich achtete, daß das Kartenbüchlein sehr dienstlich seyn möchte, in allen Gelegenheiten zu gebrauchen, es sey auf Reißen zu Wasser oder zu Lande oder wo man sich irgend aufhalten möchte. Denn wenn wir die gemeine Karten ansehen, derer sich die Liebhaber und insonderheit Kriegs-Leuthe gebrauchen, so werden sie mit mir bekennen müssen, daß sie dadurch sehr incommodiret werden, einstheils, daß sie sehr viel Raum beschlagen, anderen theils daß sie durch so viel auf und zu thun leicht in stücken brechen, insonderheit an den Spitzen. Es ist wol wahr, daß man dieser incommodität hat suchen damit vorzukommen, daß man sie auf Atlas gedrücket hat. Es ist aber dieses durch die große Kosten, die dazu erfodert wurden, bald in Abgang gerathen und hat man über dem in Acht genommen, daß sie bei weitem nicht so klahr im Druck gewesen, als die Papierne, und noch durch den täglichen Gebrauch je länger je dunkler worden seyn." Soweit der alte Amsterdamer Kartenkenner. Zwar fehlt unter den holländischen Kartenwerkprunkstücken des 17. Jahrhunderts der Atlas auf Atlas, der auch in der Kunstkammer eines „modernen Bibliophilen" ein begeisterndes Stück sein müßte. Aber Vorzugsausgaben einzelner Karten gab es gewiß ebenso früher wie es sie heute geben mag, worüber vielleicht einmal ein Sachverständiger Aufklärung gibt. Von dem bekannten Andreeschen Atlas wurde zum Beispiel eine Vorzugsausgabe auf Japanpapier veranstaltet, um ihn see- und tropenfest zu machen. Dieser und ähnliche Gesichtspunkte, die praktischen Gründe für die Wahl besonderer Papierarten, verdienen neben den ästhetischen die ihnen bisher versagte Teilnahme der Freunde schöner Bücher, weil ihre Prüfung der Ausbildung der Buchgestaltung und damit der Buchentwicklung dient, also den Nutzzweck der Liebhaberausgabe, Muster und Vorstufe des besseren und schöneren Gebrauchsbuches zu sein, fördert.

G. A. E. B.

Einbandersatz. Mehr noch als die Büchernot, die Buchpreissteigerung, wird den Buchfreunden wohl die Einbandnot zu schaffen machen. Denn die Einbandpreise haben eine solche Erhöhung erfahren, die Einbandverschlechterung, bedingt besonders durch den Mangel an den für den Deckenüberzug gebrauchten Geweben und Ledern, ist so unzweifelhaft geworden, daß Abhilfe in absehbarer Zeit kaum zu erhoffen sein dürfte. Wie die Dinge nun einmal liegen, wird die beste Einbandform, die des guten handgearbeiteten Einbandes, auch in ihren einfachen Ausstattungen, vielen Büchersammlern zu teuer werden. Es mag sein, daß die Entwicklung nun dahingeht, daß die Großbuchbindereien den Masseneinband mehr noch als früher zu veredeln streben werden, daß sie durch Arbeitsteilung und andere Vorteile in der Lage sein werden, auch gute handgearbeitete Einbände zu billigeren Preisen zu liefern und daß so einerseits der handgefertigte Partieeinband, wie ihn z. B. einige englische Buchbindereien seit langem pflegen, eine Verbilligung herbeiführen wird, andererseits die Gewohnheit der Verleger, verschiedene Einbandausstattungen anzubieten, durch die Umstände veranlaßt, ausgebildetere Formen annehmen wird. Das alles bleibt abzuwarten. Mit einem ein-

Digitized by Google

fachen Mittel könnten die Verleger aber schon in der nächsten Zeit den besorgten Buchfreunden entgegenkommen, mit dem doppelten Umschlage gehefteter Bücher. Wenn der Büchersammler auch auf die Erhaltung des Umschlages aus Gründen, die hier nicht weiter untersucht werden sollen, Wert legt, so ist ihm mit einem durchsichtigen festen Umschlag, der den eigentlichen Umschlag schützt, aber nicht verhüllt, gedient. Dieser Notbehelf ist durchaus nicht neu, er ist bei französischen Liebhaberausgaben seit langem beliebt und aus einer rein geschäftlichen Rücksicht entstanden. Denn er bewahrt die empfindlichen hellen Umschläge vor dem raschen Schmutzigwerden. Nun ist es allerdings nicht erforderlich, daß Buchumschläge aus den empfindlichsten Papieren hergestellt werden. Wie es scheint, können sich aber manche Verleger gerade von dieser Gewohnheit nur schwer trennen, vielleicht weil sie auf einen auffälligen hellen Umschlag Wert legen. — Es versteht sich im übrigen von selbst, daß der Bücherfreund nicht auf den Verleger angewiesen ist, um einen solchen Schutzumschlag herzustellen. Bewahrt er dann noch den Band in einem Schutzkasten auf, dessen Äußeres sich durch einen Buntpapierüberzug ansehnlicher gestalten läßt, so hat er immerhin eine Möglichkeit, seine Bücher, die er jetzt nicht binden lassen kann, trotz ihrer mit eingebundenen Büchern gleichen Aufbewahrung und Benutzung frisch und sauber zu erhalten. Darüber, daß diese Art des Buchschutzes sogar zu einer ausgebildeten Sammlergewohnheit geworden ist, hat der Verfasser der vorliegenden Anregung schon früher allgemeiner berichtet (Jahrbuch für Bücherkunde und Liebhaberei IV. Nikolassee: 1912, S. 129f.). Er möchte hier lediglich einem weiteren Leserkreise die in letzter Zeit wiederholt an ihn gerichtete Anfrage beantworten, was man mit nicht eingebundenen Büchern anfangen soll, und er glaubt die Antwort auf die eben gegebene Anregung beschränken zu dürfen. Denn daß sich auch nicht eingebundene Bücher ebenso wie die gebundenen lesen lassen, wenn man sie aufschneidet, wäre eine Antwort auf jene Frage, die ganz gewiß kein Bibliophile hören möchte. G. A. E. B.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Rudolf Geering in *Basel.* Nr. 237. Curiosa — Erst-Ausgaben — Deutsche Literatur — Kunst usw. 1353 Nrn.

Paul Graupe in *Berlin W. 35.* Nr. 87. Vermischtes. 300 Nrn.

Wilhelm Heims in *Leipzig.* Nr. 46. Vermischtes. 487 Nrn. — Nr. 47. Deutschland. 414 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 467. Architektur. 693 Nrn. — Nr. 470. Genealogie und Heraldik. 1033 Nrn.

K. F. Koehler in *Leipzig.* Nr. 7. Memoiren — Biographien — Briefwechsel — Tagebücher. 2824 Nrn.

Otto Küfner in *Berlin NW. 6.* Nr. 23. Das moderne Buch. 448 Nrn.

Lipsius & Tischer in *Kiel.* Nr. 45. Vermischtes. 2366 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W. 35.* Nr. 49. Die Revolution 1848. 1391 Nrn.

Friedrich Meyer in *Leipzig.* Nr. 151. Johann Wolfgang Goethe. 268 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 75. Das alte Buch (Drucke des 15. bis 18. Jahrhunderts) — Werke zur Bücherkunde. 561 Nrn.

Ferdinand Schöningh in *Osnabrück.* Nr. 192. Kupferstiche, Radierungen, Holzschnitte und Lithographien des 15. bis 20. Jahrhunderts. 1264 Nrn.

v. Zahn & Jaensch in *Dresden.* Nr. 282. Goethe und Schiller. 1499 Nrn.

Aus Privatbesitz sind ohne Zwischenhandel zu verkaufen:

Gazette des Ardennes, vollständig
La Revue de Paris vom 1. VII. 1915 bis 1. IV. 1919
La revue hebdomadaire v. 1. VII. 1915 bis 1. IV. 1919
La Revue v. 1. VII. 1915 bis 1. IV. 1919
La revue bleue vom 1. VII. 1915 bis 1. IV. 1919
Deutsche Politik, vollständig
Wochenberichte der Auslandslektorate des Auswärtigen Amtes, gedruckt in 200 Exemplaren vom 1. VII. 1915 bis 1. I. 1919, vollständig
Wochenberichte des Ausschusses für deutsche Ostpolitik 1917/18, vollständig (nicht im Handel)

Angebote unter Nr. 309 mit Preisangabe vermittelt die Expedition der Zeitschrift für Bücherfreunde, Leipzig, Hospitalstr.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des **Musarion-Verlages** in **München** bei.

Digitized by Google

Der Schrifftgiesser.

Was hienach Gottes Wort, gestaltet, gilt auch dort.

Gedancken sind zerstreute Schrifften,
die gut- und böses können stifften,
nach dem man sie zusammenstellt.
Seyd, sie zu prüfen, so bemühet,
daß Gott, der in die Hertzen siehet,
nichts les', als was Ihm wolgefällt.

Abraham a Sancta Clara.

Schrift: Mainzer Gotisch.

Für bibliophile Drucksachen und Nachbildungen alter Drucke sind die Schriften von H. Berthold Berlin SW 29 besonders geeignet.

Wiedergabe nach einem sehr seltenen Kupferstich von Christoph Weigel aus dem Jahre 1698. Original im Besitz von Herrn Erwin Graumann in Berlin.

Digitized by Google

KUNSTSCHUTZ IM KRIEGE

Herausgegeben von P. Clemen

2 gebundene Bände in Quart. Auf Kunstdruck
mit etwa 400 Abbildungen

Der erste Band ⟨Westfront⟩ wurde soeben ausgegeben
Der zweite Band ⟨Osten, Italien, Balkan, Westasien⟩ wird etwa im August erscheinen

SUBSKRIPTIONSPREIS:

Für das vollständige zweibändige Werk 45 Mark, wenn bis zum Erscheinen des *zweiten* Bandes Band I bezogen ist. Nach Fertigstellung des II. Bandes beträgt der Preis *60 Mark*

MITARBEITERLISTE:

G. Bersu, Assistent an der Altertümersammlung Stuttgart / Museums-Direktor Prof. Dr. H. Braune ⟨Breslau⟩ / Dr. P. Buberl ⟨Wien⟩ / Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. P. Clemen ⟨Bonn⟩ / Stellvertr. Dir. Dr. Th. Demmler ⟨Berlin⟩ / Provinzialkonservator Prof. Dr. R. Dethlefsen ⟨Königsberg⟩ / Prof. Dr. G. Dragendorff ⟨Berlin⟩ / Prof. Dr. M. Dvořák ⟨Wien⟩ / Museums-Dir. Geh. Reg.-Rat Dr. O. v. Falke ⟨Berlin⟩ / Landeskonservator Prof. Dr. A. Gnirs ⟨Laibach⟩ / Dr. O. Grautoff ⟨Berlin⟩ / H. Grisebach Prof. Dr. Frz. W. Jerusalem ⟨Jena⟩ / Prof. Dr. G. Karo ⟨Athen⟩ / Stadtbaurat Fr. Kullrich ⟨Dortmund⟩ / Direktorial-Assistent Dr. W. Mannowsky ⟨Berlin⟩ / Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Friedr. Sarre, Direktor der oriental. Abteilung der staatl. Museen ⟨Berlin⟩ / Reg.-Rat F. v. Schubert-Soldern ⟨Wien⟩ Prof. Dr. H. Tietze ⟨Wien⟩ / Reg.-Rat Fr. Trendelenburg ⟨Berlin⟩ / Prof. Dr. P. Weber ⟨Jena⟩ / Mus.-Dir. Geh. Reg.-Rat Dr. Th. Wiegand ⟨Berlin⟩ / Landeskonservator Prof. Dr. Frz. v. Wieser ⟨Innsbruck⟩

VERLAG VON E. A. SEEMANN, LEIPZIG, HOSPITALSTR. 11a

O. Herfurth
Berlin W 50
Passauer Straße 12

Werkstatt für guten Bucheinband

Handeinbände jeder Art für Bibliophile und Sammler

ZU VERKAUFEN:

KANT, Kritik der reinen Vernunft. Riga. 1781. 1. Ausgabe. Name auf dem Titelblatt und einige Randbemerkungen von alter Hand, sonst gut erhalten.

KANT, Kritik der Urteilskraft. Berlin u. Libau. 1790. 1. Ausgabe. Schönes Expl.

Beide in guten Halblederbänden der Zeit.

Angebote erbeten unter H. H. 306 an die Zeitschrift für Bücherfreunde.

Fraenkel & Co., Antiquariat und Auktionsinstitut
Berlin NW 24, Artilleriestraße 13

Erwerben illustrierte französische Bücher des 18. und 19. Jahrh. Englische und französische Stiche

Schöne Werke jeder Art

Digitized by Google

PAUL GRAUPE / ANTIQUARIAT

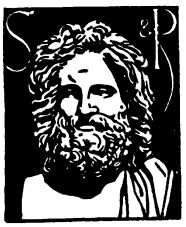
versendet auf Wunsch:

Katalog 86, moderne Bücher, Luxusdrucke

Katalog 87, Neuerwerbungen wertvoller Bücher aus allen Gebieten

Katalog 88, Deutsche Literatur u. Übersetzungen, Kalender u. Almanache

BERLIN W. 35 / LÜTZOW-STRASSE 38



Speyer & Peters · Berlin NW 7

Buchhandlung und Antiquariat

„Römischer Hof" · Unter den Linden 39

Eingang Charlottenstraße. Gegenüber der Staatsbibliothek

Ständige Ausstellung alter interessanter und seltener Bücher

Erst- und Originalausgaben der deutschen Literatur / Alte Drucke des 15.—17. Jahrhunderts / Illustrierte Bücher / Kupferwerke / Kuriosa

Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke gegen bar oder in Tausch

Besichtigung unseres Lagers und Einsendung von Desideratenlisten erbeten

Digitized by Google

Amsler & Ruthardt, Berlin W 8
Kunsthandlung :=: Behrenstraße 29a

In unserem Verlage wird in Kürze die 2. neubearbeitete Auflage erscheinen

MAX KLINGER
von WILLY PASTOR

Ein reizvoll geschriebenes Buch über unseren großen Meister

196 S. Text u. 90 Bildertafeln in bestem Lichtdruck. Einbandzeichnung v. Prof. Klinger selbst. M. 24.–

Für jeden Sammler und Liebhaber Klinger'scher Graphik unentbehrlich

MAX KLINGER
Radierungen, Stiche und Steindrucke
Ein wissenschaftliches Verzeichnis von
Hans Wolfgang Singer

Mit 339 Abbildungen in bestem Lichtdruck. In Ganzleinen gebunden . . . . . M. 56.–

v. Zahn & Jaensch,
Antiquariat:

suchen zu kaufen:

Goethe, Werke. Sophien-Ausgabe. Komplett. Hfrz.

Frey, K., Die Handzeichnungen Michelangelos. 3 Bde. Brl. 1909-11

Horaz, Alle älteren illustr. Ausgaben

R. Muther, Geschichte der Malerei und anderes

Naturwissenschaftliche Werke mit farbigen Kupfern

L. Richter, Alle illustrierten Werke.

Dresden-A. Waisenhaus-Straße 10

Karl Ebert
München
Amalienstraße 37

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten

Rudolph Hönisch / Leipzig
Gustav Freytagstraße 40
Antiquariat f. Bücher, Kupferstiche, Autographen

Ankauf ganzer Bibliotheken
Einzelwerke / Handschriften
Stiche aller Art

Katalog 5: Seltenheiten: Almanache – Bibliophilendrucke – Illustr. Werke – Kupferstiche – Städteansichten – Karikaturen – Volkslieder – Sagen Sprichwörter – Erotik – Kunst – Theater – Musik Philosophie – Deutsche Literatur (Erstausgaben.) Enth. die Bibliothek des Kleistforschers Professor Karl Siegen-Leipzig.

Katalog 6: Allg. und deutsche Geschichte vom Mittelalter zur Neuzeit. Deutsche Länder-, Städte- u. Klostergeschichte. Enth. die Bibliothek des Prof. Wiegand-Straßburg.

Katalog 8: Autographen – Dokumente – Genealogie – Hugenotten – In- und ausländische Literatur u. Geschichte – Kulturgeschichte – Leichenpredigten – Flugschriften des 30 jähr. Krieges, Ludwig XIV. und seine Raubkriege u. Hungarica-Turcica – Mundarten – Napoleon I u. franz. Revolution – Nationalökonomie – Naturwissenschaft – Numismatik – Österreich – Pädagogik Politik (Diplomatie) – Porträts – Rechts- u. Staatswissenschaft – Reisen – Ritterorden – Spanien – Stammbücher – Uniformen.

Katalog 10: Slavische Geschichte, Literatur und Sprache. Enth. die Bibl. Prof. Strekelij-Graz.

Digitized by Google

Zur Subskription:

DRITTER AVALUN-DRUCK

RICHARD WAGNER:

TRISTAN UND ISOLDE

mit 13 Original-Radierungen von

ALOIS KOLB

und einem Nachwort von BERTHOLD VIERTEL

Einmalige numerierte Auflage von 350 Exemplaren. Format 17×22 cm

Druck des Textes unter persönlicher Leitung von Professor Kolb in der Offizin W. Drugulin-Leipzig

Nr. 1—100 in Ganzpergament handgebunden, der Text auf Zanders-Bütten . . . . . Subskriptionspreis M. 375.—

Die Radierungen wurden vom Künstler mit der Handpresse auf Kaiserlich Japan gedruckt und jedes einzelne Blatt von ihm handschriftlich signiert. Der Name des Subskribenten wird auf Wunsch in das Werk eingedruckt

Nr. 101—350 in Halbpergament handgebunden, Radierungen und Text auf Zanders-Bütten . . . . . Subskriptionspreis M. 250.—

Jedes Exemplar dieser Ausgabe ist vom Künstler signiert

VIERTER AVALUN-DRUCK

MONUMENTAL-AUSGABE VON

AUCASSIN UND NICOLETTE

übertragen aus dem Altfranzösischen von ERWIN RIEGER

mit 30 Original-Holzschnitten von

RUDOLF JUNK

Einmalige numerierte Ausgabe von 385 Exemplaren

Zweifarbendruck unter persönlicher Leitung des Künstlers in der Universitäts-buchdruckerei Adolf Holzhausen, Wien

(Nr. I—V) Von diesem Werke wurden 5 Exemplare auf Original-Japan in der Handpresse vom Künstler hergestellt, in Ganzleder handgebunden . . . . . Vergriffen

Nr. 1—380 in goldbraunem Dogleder mit Goldprägung handgebunden, Druck auf bestem weißen Büttenpapier. Subskriptionspreis M. 300.—

Jedes Werk ist vom Künstler signiert. Der Name des Subskribenten wird auf Wunsch in das Exemplar eingedruckt

Preiserhöhung nach Erscheinen vorbehalten

Geschäftsstelle d. Avalun-Drucke: Wien IX, Peregringasse 1

Digitized by Google

E. A. ENDERS
GROSSBUCHBINDEREI
LEIPZIG
GEGRÜNDET 1859
500 MITARBEITER
230 MASCHINEN

HERSTELLUNG VON BUCH-EINBÄNDEN · EINBAND-DECKEN · MAPPEN · KATA-LOGEN · PREISLISTEN PLAKATEN U.S.W. MAPPEN FÜR KOSTEN ANSCHLÄGE · KARTEN-WERKE · · ADRESSEN UND DIPLOME SPEZIALABTEILUNG FÜR SAMMELMAPPEN UND ALBEN MIT SPRUNG-FEDERRÜCKEN

WERKSTATT
FÜR HANDGEARBEITETE BÄNDE UNTER LEITUNG DES HERRN PROFESSOR WALTER TIEMANN UND MITARBEIT DER HERVORRAGENDSTEN BUCHGEWERBEKÜNST-LER · ÜBERNIMMT AUF-TRÄGE JEDER ART VON GUTER BUCHBINDER-ARBEIT IN JEDER TECH-NIK · AUCH EINBÄNDE NACH ALTEN MUSTERN

Soeben erschien:
Würzburger
Antiquariatsanzeiger Nr. 30
Deutsche Literatur, Philosophie, Sagen, Völkerkunde u. anderes.
Katalog wird auf Wunsch portofrei zugesandt.
J. Frank's Buchhdlg. — Antiquariat
Ludwig Lazarus Würzburg

Ein wertvoller Wegweiser für Künstler und im Verkehr mit Künstlern:
Der Rechtsschutz des bildenden Künstlers
Von Justizrat Dr. jur. Drathen
Rechtsanwalt zu Krefeld
M. 2.–
Verlag von E. A. Seemann, Leipzig

Erfolgreiche Schriftsteller Dichter und Gelehrte
zählen fast ausschließlich zu meiner regelmäßigen Kundschaft. Sofortige Erledigung bei gewissenhafter Ausführung. Billige Preise.
Abschriften mit Durchschlägen Vervielfältigungen
Wachspapier, Typensetzer. Steindruck. Ein- und mehrfarbig. Spezialität: Kleine Auflagen von 25-500 Expl. besonders preiswert. Kohlepapier, Farbbänder. Papiere aller Art. Schreibmaschinen.
T. BIELEFELDT. STETTIN
Augustastraße 56
Kostenlose Beratung betr. Verlag u. Vertrieb

Digitized by Google

BEIBLATT DER ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE

NEUE FOLGE

Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG WITKOWSKI
LEIPZIG-GOHLIS / Ehrensteinstraße 20

XI. Jahrgang | August-September 1919 | Heft 5—6

Pariser Brief.

Trotz des Waffenstillstandes und trotz der erleichterten Lebensbedingungen erscheinen „La Gazette des Beaux-Arts" und „La Chronique des Arts" immer noch unregelmäßig. Für Januar bis März hat „La Gazette des Beaux-Arts" eine einzige Nummer normalen Umfanges herausgegeben, die von Claude Roger Marx eine längere reichillustrierte Studie über den Graphiker August Lepère (1849—1918) enthält. Lepère, der als Sohn eines Bildhauers von frühester Jugend an in künstlerischer Umgebung aufwuchs, machte seine erste Lehrzeit bei dem Radierer Smeeton durch. 1870 trat er als Maler hervor. Um sich durchs Leben schlagen zu können, trat er in die Dienste des „Magasin pittoresque" und der „Monde illustré" und fertigte für diese Zeitschriften Kupferstiche, Holzschnitte und Radierungen von Illustratoren an, die im Dienste dieser Blätter standen. Als 1896 die Zeitschrift „L'Image" gegründet wurde, trat er mit eigenen Arbeiten hervor. In diesen Jahren gewann er mit schwarzen und farbigen Holzschnitten für „Paris-Almanach" (1897), „Les Dimanches Parisiens" (1897), Huysmans' „A rebours", Maupassants „Le vieux" und selbständige radierte und lithographierte Kompositionen ein größeres Publikum.

Regelmäßiger als die „Gazette des Beaux-Arts" erscheint die neue, von Henri Lapauze herausgegebene Zeitschrift „La Renaissance de l'art français et les industries de luxe", die seit 1918 monatlich zur Ausgabe gelangt. Dieses Blatt hat einen weniger wissenschaftlichen Charakter. Es ist von jener leichtfertigen, oberflächlichen und gefälligen Art, wie Henri Lapauze sie in allen seinen Veröffentlichungen pflegt. Dem entspricht, daß sie auch politisch gefärbt, und zwar natürlich deutschfeindlich ist. Das kommt in einer Reihe von Artikeln zum Ausdruck, in denen Kunstraubpläne gegen Deutschland entwickelt werden. In der Aprilnummer veröffentlicht C. du Puguideau eine Reihe moderner Spitzen von Dufresne, die schwerfällig und überladen wirken. Im Märzheft widmete Albert Flamont dem russischen Zeichner, Dekorateur und Porträtisten Léon Bakst, der schon vor dem Kriege in Paris besondere Erfolge hatte, einen reichillustrierten Artikel. Einige reizende Improvisationen nach dem russischen Ballett sind abgebildet. Die Februarnummer enthielt einen Aufsatz über den Sammler und Kunstkritiker Octave Mirbeau mit Abbildungen der hervorragendsten Stücke aus Mirbeaus Privatsammlung. Die Januarnummer bietet als Sonderbeilage ein farbiges Modeblatt von Georges Barbier im Stile der „Gazette du bon ton" und eine Reihe von Schwarzweiß-Wiedergaben nach Barbiers Zeichnungen für Maurice Rostands „Casanova".

Die bedeutendste literarische Erscheinung der letzten Wochen ist Romain Rollands „Colas Brugnon", der von allen Zeitungen und Zeitschriften besprochen wird. Das Buch ist 1913 geschrieben und um Ostern 1914 abgeschlossen worden. Es sollte im Herbst desselben Jahres gleichzeitig deutsch und französisch erscheinen. Infolge des Kriegsausbruches hielt Rolland die Ausgabe zurück. Erst im April dieses Jahres ist es bei Ollendorf in Paris erschienen und wird im Juli d. J. in deutscher Übertragung von Erna Grautoff bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M. zur Ausgabe gelangen. Die Leser des „Johann Christof" werden sich wundern, in „Colas Brugnon" einen ganz anderen Rolland wiederzufinden.

Während Rolland in seinem neuesten Buche vorübergehend sich vom weltbürgerlichen Geiste abkehrt, hat Georges Duhamel, der den Lesern dieser Zeitschrift schon aus meinen Briefen der Friedenszeit bekannt ist, in einem Buch „La possession du monde" eine Gesinnung zum Ausdruck gebracht, die aus Tolstois und Rollands früheren Werken fruchtbare Anregungen genommen hat. In dieser Arbeit des jungen Dichters und Arztes offenbart sich ein menschenfreundlicher Geist und ein Apologetiker des Leidens. Auch Léon Werth, der dem gleichen Dichterkreise wie Duhamel angehört, hat ein Werk ähnlicher Art geschrieben. Es führt den Titel „Clavel soldat". René Sudre schrieb am 8. Mai in „L'Avenir" über dieses Buch: „Plus peut-être que le livre de Barbusse ce livre fera scandale. On sent par moments dans le Feu une résignation morne à l'horreur de l'inévitable. Mais Clavel ne se résigne jamais. Dans la boue, dans la pourriture, dans le résueur invisible et imprévisible de

Digitized by Google

la mitraille, il s'insurge contre le système social qui voue les êtres humains à s'entre-détruire."

Ein bedeutendes Aufsehen hat die Wahl François de Curels in die Académie française hervorgerufen. Da der Dichter ein geborener Elsässer ist, so hat diese Wahl natürlich in erster Linie eine politische Bedeutung.

In Beaune an der Côte d'Or ist eine amerikanische Universität ins Leben gerufen. Ob es sich um eine dauernde Einrichtung handelt, geht aus den Zeitungen nicht hervor, die meldeten, daß 16000 Schüler eingeschrieben und 600 Lehrer ernannt worden seien. Die Universität steht unter dem Kommando (!) des Hauptmanns Reeves. Andere Meldungen besagen, daß die Universität unter der Oberleitung von Erskine, dem Rektor der Columbia-Universität, stehe. Die Universität soll bereits über 500000 Bücher verfügen und in dem berühmten Hospital von Beaune untergebracht sein.

Durch den Krieg ist das Personal der National-Bibliothek auf die Hälfte beschränkt worden. Für jedes Departement waren statt 106 wie in Friedenszeiten dort nur 42 Beamte tätig. Die Kredite, die durch die Erhaltung und den Zuwachs ihres Materials bestimmt werden und 1914 331000 Frs. betrugen, sind 1915 auf 165000 Frs. gesunken, von denen allein 44555 Frs. für Neuanschaffungen bestimmt waren. Die Druckkosten der Kataloge wurden von 81000 Frs. auf 40000 Frs. herabgesetzt. Während in normalen Zeiten vier Bände des Katalogs durchschnittlich im Jahre erschienen (1913 hatte man es sogar auf sechs gebracht), konnten infolge Verminderung der Redakteure, deren Zahl 1917 von 14 auf einen gesunken war, 1915 nur drei Bände herausgegeben werden, und 1916 drei weitere. 1917 und 1918 konnte man nicht einmal mehr als je einen Band drucken. Drei andere sind jetzt so weit, daß sie erscheinen können, zwei sind im Entwurf, ein anderer ist druckfertig. Der letzte Band, der erschienen ist und die Nummer 68 trägt, schließt mit dem Buchstaben H (Hasse).

Die Sammlungen der Druckschriften sind noch immer gestiegen, aber in sehr geringem Verhältnis zum letzten Friedensjahr. Das gesetzmäßige Depot, dessen Umgestaltung immer von einem Gesetzentwurf abhängig ist, und das 1913 17740 Bände und Broschüren ergeben hat, enthielt 1915 nur 7576 und 1918 5921. Die Zeitungen und Zeitschriften sind in den gleichen Jahren von 679490 Nummern auf 250000 und 220000 gesunken; die Schenkungen von 6561 auf 3845 und 5000. Endlich verminderten sich die Neuerwerbungen ausländischer Werke von 17863 auf 8510 und 4000 infolge der Verkleinerung der Kredite. Die National-Bibliothek wird also einer langen und schweren Arbeit entgegengehen, um in den kommenden Jahren diese Serien (besonders die deutschen) zu ergänzen, zu deren Unterbrechung sie infolge des Krieges gezwungen war.

Ohne besondere Kosten konnte eine bedeutende Sammlung von Zeitschriften aus dem Felde und den Gefangenenlagern erworben werden und, dank einer nützlichen Verbindung mit dem Propagandadienst und der Postkontrolle, auch Schriftstücke sowohl der verbündeten als auch der feindlichen Propaganda und eine große Anzahl von deutschen Büchern und Dokumenten, die an der Grenze von der Kontrolle nicht durchgelassen wurden. Diese verschiedenen Werke bilden ein wertvolles Werkzeug für die Arbeit der künftigen Geschichtsforscher.

Im Cercle commercial et industriel de France hielt der Verleger Georges Valois Anfang Mai eine Rede, in der er etwa folgende bemerkenswerte Ausführungen machte, die erkennen lassen, daß der französische Buchhandel immer noch Grund zu haben glaubt, die deutsche Konkurrenz zu fürchten: „Es gab eine Zeit, in der allein französische Schriften in die südamerikanischen Länder Zutritt hatten, das stellte kaum mehr als einige Tausend Francs dar. Nach und nach wurden die französischen Architekturschriften verdrängt, um durch deutsche ersetzt zu werden. Die Folge davon war eine Verminderung der französischen Architekten, die zur Errichtung öffentlicher Denkmäler und dem Wiederaufbau ausgeraubter Wohnungen berufen wurden, eine Verminderung, die eine Einschränkung eines großen Teiles des Mobiliars und der Hilfsmittel für den Bau mit sich brachte, die die Architekten aus Frankreich erhielten. Ebenso ist es mit den chirurgischen und medizinischen Schriften, den rein wissenschaftlichen und angewandten wissenschaftlichen Schriften, die die Ausfuhr von bereits verarbeiteten Gegenständen, die mit der Tätigkeit der hier angegebenen Berufe verbunden waren, nach sich zog. Denken wir z. B. an den Roman: Die junge Frau in Buenos Aires oder in Bukarest, welche die Werke der französischen Romanschriftsteller liest, wird nicht nur in ihrem Gefühlsleben von ihnen geleitet, sondern auch bei allen äußeren Umständen des Lebens läßt sie sich von dem bestimmen, was sie in französischen Werken gelesen hat. So beruht der Bau eines Hauses auf den Eindrücken, die diese Bücher im Geiste zurückgelassen haben. Der Roman ist also nicht nur eine Erholung des Geistes, er ist auch die Quelle, aus der die jungen Kräfte ihre Zukunftsrichtung schöpfen. Daher ist es von größter Wichtigkeit, daß die Schöpfungen unserer Schriftsteller die Grundformen der Menschlichkeit den jungen Leuten aller der Länder überliefern, mit denen wir Beziehungen von wirtschaftlichem Werte pflegen. Wir finden natürlich, daß jede Ausfuhr, die von den französischen Produzenten versucht wird, erst nach einer Arbeit intellektueller Propaganda kommen kann, die das Resultat einer Zusammenarbeit von Intellektuellen, Industriellen und Kaufleuten sein wird.

Digitized by Google

Das muß um so mehr so sein, als sich die Deutschen bereits auf die wirtschaftliche Eroberung der Welt vorbereiten. Die Vertreter des deutschen Buchhandels haben sich im Februar d. J. in Leipzig zusammengefunden, um den Feldzugsplan auszuarbeiten, ehe sie wiederum durch die Gründung einer deutschen Gesellschaft für die Bibliothek im Auslande die Beherrscher des Weltmarktes würden. Andererseits aber gibt der Glanz, den Frankreich durch den Sieg erhalten hat, ihm ein unvergleichliches Prestige, das ihm den Erfolg seiner Bemühungen zusichert."

Georges Valois schloß, indem er auseinandersetzte, wie im allgemeinen die Verleger und die Buchhändler mit dem lauteren Gefühl der Verpflichtung gegen die französischen Produzenten arbeiten und auch mit dem Verständnis für die hohe Verantwortlichkeit, die sie der französischen Intelligenz gegenüber haben und die darin gipfelt, daß man dadurch beweisen kann, daß Frankreich immer das Land der Intelligenz, der Ordnung und der Arbeit sein wird.

„La nouvelle revue française" erscheint wieder und gibt in ihrem Verlage demnächst folgende Bücher heraus: Georges Duhamel, Compagnons. Henri Ghéon, Témoignage d'un Converti. André Spire, Le Secret. Marcel Prévost, Du Côté de chez Swann, A l'Ombre des jeunes Filles Fleurs, Pastiches et Mélanges. Paul Claudel, Le Père Humilié, L'Ours et la Lune, La Messe là-bas. André Gide, La Symphonie pastorale. Paul Valéry, Introduction à la Methode de Léonard de Vinci, La Soirée avec Monsieur Teste, Trois Odes. Léon-Paul Fargue, Poèmes (edition augmentée). Pierre Hamp, Les Métiers blessés. Blaise Cendars, L'Eubage. Drieu la Rochelle, Fond de Cantine. André Suarès, Bouclier du Zodiaque.

Bemerkenswert ist für uns im Prospekt folgender Satz: La pensée allemande sera l'objet de la part de la Nouvelle Revue Française d'une surveillance constante; toutes ses manifestations seront analysées dans leurs principes et dans leurs conséquences; mais toujours dans un esprit d'entière impartialité; un effort sera même tenté pour faire comprendre le génie allemand dans ce qu'il a de plus étranger pour nous et pour emprunter momentanément, sur les questions encore pendantes entre eux et nous, le regard même de nos adversaires.

Der Preis des französischen 3,50-Buches ist am 1. Juli auf 7 Francs erhöht worden. Da der deutsche Buchhandel schon jetzt den 3,50-Band mit 15 M. berechnet, so ist mit einer weiteren Erhöhung um etwa 10 M. zu rechnen.

Berlin. *Dr. Otto Grautoff.*

Römischer Brief.

Nachdem an dieser Stelle wiederholt von den Kunstrequisitionen der Italiener in Österreich die Rede war, mag auch die Tatsache nicht unerwähnt bleiben, daß Italien an die Wiener Regierung gewisse Archivalien zurückerstattet hat, die freilich in keinem Verhältnis zum Werte der aus Österreich fortgeschafften Kunstwerke stehen. Es handelt sich um die Abschriften der sogenannten „Dispacci", der kurzen Berichte, die die Gesandten der Republik Venedig im Laufe der Jahrhunderte vom Wiener Hofe an ihre Regierung schickten. Der Archivdirektor Rossano und der Professor Buraggi trafen mit diesen Dokumenten im Mai in Wien ein und gaben sie der österreichischen Regierung zurück. Diese Berichte, die in fast ununterbrochener Reihe von 1500—1790 gehen, geben ein ziemlich getreues Spiegelbild der Geschichte des Wiener Hofes und somit der europäischen Geschichte im allgemeinen. Die Originale befinden sich im Staatsarchiv in Venedig. Einige Stücke, die fehlten, wurden jetzt aus Wien nach Venedig übergeführt. Die Wiener Hofbibliothek erhält nun dafür die vollständige Reihe der Kopien, die zur gleichen Zeit wie die Originale abgefaßt wurden, und von denen sich auch in anderen Bibliotheken, wie in der Vaticana, Exemplare befinden.

In dem Castello Sforzesco in Mailand, dem alten Schloß der Sforza, befindet sich schon seit etwa zehn Jahren eine bedeutsame Sammlung von Büchern, Handschriften, Kunstblättern und anderem Material über Leonardo da Vinci, die in Italien unter dem Namen „Raccolta Vinciana" bekannt ist. Der Leiter des Mailänder Stadtarchivs, Dr. Ettore Verga, ist zugleich ihr Begründer und Verwalter, und seiner Rührigkeit ist es zu danken, daß sich diese interessante Sammlung in der kurzen Zeit ihres Bestehens, nach Umfang und Inhalt, zu einer der bedeutendsten dieser Art entwickelt hat und auch während der Kriegszeit weiter ausgebaut worden ist. Professor Verga ist es auch, der an der Spitze des Unternehmens steht, das jetzt zum 400. Todestag Leonardos, im Bildsäulensaal des Castello Sforzesco eine prächtige Ausstellung zur Erinnerung und Ehrung des Künstlers und Gelehrten da Vinci veranstaltet hat. Wohl lückenlos finden sich hier alle Ausgaben vereinigt, die bisher von Leonardo'schen Handschriften veranstaltet worden sind: von der ersten 1651 in Paris erschienenen Ausgabe des „Trattato della Pittura" bis zu der neuesten auf Kosten des italienischen Staates herausgegebenen Gesamtausgabe der Schriften des Meisters. Besonders fesseln die in den Jahren 1704 und 1785 gedruckten ersten Nachbildungen der in der Biblioteca Ambrosiana in Mailand aufbewahrten Handzeichnungen, und der Abdruck der Abhandlungen über den Vogelflug, in der Leonardo

Digitized by Google

bekanntlich seiner Zeit um Jahrhunderte voraus war. Dann die großartige Ausgabe der in Windsor im Besitze der Könige von England befindlichen anatomischen Handzeichnungen, die vor einigen Jahren in Christiania erschienen ist. Die künstlerischen Handzeichnungen Leonardos sind hier überhaupt in einer wohl noch nicht dagewesenen Vollständigkeit in den besten Nachbildungen vereinigt: nicht nur die Entwürfe zu seinen Gemälden, sondern auch seine wunderbaren Kopfstudien, die prächtigen Pferdezeichnungen, die eigenartigen Zerrbilder usw. Einen weiteren Teil der Ausstellung bilden die photographischen Wiedergaben aller malerischen Werke Leonardos, die in chronologischer Reihenfolge aufgestellt sind. Das Abendmahl ist in dem Zustand *vor* seiner Wiederherstellung durch den kürzlich verstorbenen Professor Cavenaghi und *danach* zu sehen. An den Wänden hängen zahlreiche Originaltafeln aus dem großartigen „Codice Atlantico", den die Mailänder Ambrosiana zu ihren Schätzen zählt, und die so ganz besonders für die Vielseitigkeit Leonardos zeugen: da finden sich Skizzen wunderbarer Kriegsmaschinen, ja sogar die Zeichnung eines Panzerwagens mit kleinen Kanonen; Vorrichtungen zum Heben des Wassers wechseln mit Baggermaschinen, Apparate, die die Atmung unter Wasser ermöglichen sollen, mit Rettungsgürteln für Schiffbrüchige ab. Kein Gebiet menschlicher Betätigung fehlt, und auf allen Feldern der Kunst, Wissenschaft und Technik erweist sich Leonardo als kühner Bahnbrecher, dessen Gedanken freilich größtenteils erst einige Jahrhunderte später zur Ausführung gelangten. Wäre — so schließt die „Neue Zürcher Zeitung", der ich diesen Bericht verdanke, ihre Ausführungen — der Kriegszustand schon vollkommen beendet, und die Reise nach Italien wieder so leicht geworden wie in früheren Zeiten, so könnte die wirklich belehrende und anregende Mailänder Leonardo-Ausstellung das Ziel von Pilgern aus allen Staaten Europas sein.

Die Nachbildung des in Vorstehendem erwähnten „Codice Atlantico" erschien im Jahre 1894 bei Hoepli in Mailand unter dem Titel *„Il Codice Atlantico di Leonardo da Vinci nella Biblioteca Ambrosiana di Milano, riprodotto e pubblicato dalla R. Accademia dei Lincei, sotto gli auspici e col sussidio del Governo. Trascrizione diplomatica e critica di Giovanni Piumati."* Das Werk umfaßt zwei starke Bände in Großfolioformat, mit 1327 Seiten Text und 1384 Tafeln in Heliotypie, teilweise in Farben. Der Preis beträgt 1500 Lire. — Der Verleger erinnert aus Anlaß der Leonardo-Feier an die großartige Publikation und fügt dem interessante Angaben über die Geschichte des einzigartigen Kodexes bei: „Der Codice Atlantico" Leonardo da Vincis, der der Biblioteca Ambrosiana im Jahre 1630 von dem Grafen Galeazzo Arconati zum Geschenk gemacht wurde, nachdem dieser es abgelehnt hatte, ihn für 1000 Pistolen Gold dem König von England zu überlassen, hat seinen Namen von der Mannigfaltigkeit seines Inhalts und der Größe seines Formats. Er ist von allen Handschriften Leonardos nicht allein die reichhaltigste, sondern auch die interessanteste, da sie infolge ihrer Vielseitigkeit und Universalität der Gedanken ein vollständiges Bild des Leonardoschen Geistes zu geben imstande ist. Die 1750 Zeichnungen und handschriftlichen Erklärungen, aus denen die Handschrift sich zusammensetzt, sind tatsächlich eine wirkliche „forma mentis" anschaulichster Art des größten Menschen der Renaissance und werden zu allen Zeiten das höchste Interesse des Forschers erwecken. Seit Federico Borromeo, der im Jahre 1626 eine Übertragung der Handschrift in Auftrag gegeben hatte, haben viele, so in jüngerer Zeit Venturi, Omodei, *Libri* und Angelucci ihre Wichtigkeit erkannt, und zahlreich sind die Versuche von Erklärungen und kritischen Würdigungen. Es blieben jedoch Versuche, die sich auf diese oder jene Materie beschränkten, und ohne diese großartige Publikation, die dem Kunsthistoriker, dem Arzt, dem Naturforscher und dem Mechaniker die gleiche Fülle von Material bietet, wäre der Kodex noch heute zu Studienzwecken unzugänglich. — In der gegenwärtigen Zeit ist von besonderem Interesse, daß dieser „Codex Atlanticus" im Jahre 1796 mit 15 anderen Bänden Handschriften und Zeichnungen Leonardos aus der Ambrosiana in Mailand als Kriegsbeute nach Paris gebracht wurde. Nach dem Sturze Napoleons kam von dieser ganzen Reihe kostbarer Manuskripte nur dieses, allerdings das kostbarste, nach Mailand zurück.

Wie das römische „Giornale d'Italia" berichtet, wurde bei der Neuordnung des Notenarchivs in der Laterankirche in Rom die angeblich verlorene Handschrift einer Sammlung von Lamentationen und Antiphonien *Palaestrinas* wieder aufgefunden. Es handelt sich um einen Kodex von 94 Blättern. Man hat die unter den Noten befindliche Textschrift mit Briefen und anderen Handschriften des großen Komponisten verglichen und daraus den sicheren Schluß gewonnen, daß es sich bei dem aufgefundenen Bande um ein eigenhändiges Manuskript Palaestrinas handelt.

In der Mainummer der römischen Zeitschrift „L'Italia che scrive" veröffentlicht ein gewisser *Alfredo Villetti* unter dem Titel *„Editori e libri in terra d'esilio"* einen uns trotz mancher Übertreibung stark interessierenden Aufsatz über das Buch bei den in Deutschland befindlichen italienischen Kriegsgefangenen: „Es fehlte uns an allem, heißt es da. Ein böses Schicksal hatte uns dem Krieg entrissen, und unter dem trüben und fahlen deutschen Himmel schleppten wir hungrig und erniedrigt als Gefangene unser Leben dahin, das nur Mühe und Schmerz war. Gehaßt und verachtet befanden wir uns zusammengepfercht in schmutzigen

Digitized by Google

Baracken. Wir stießen uns einer am andern, mehr als mit dem Körper mit unserer Verzweiflung. Was hatten wir bei uns? Nichts. Kaum das, was wir auf dem Leibe trugen. Und doch war es dem und jenem geglückt, bei der traurigen Odyssee etwas aus der bestialischen Ausraubung der Deutschen hinüberzuretten: ein Buch. Er hatte es wie ein Kleinod bewacht, wie eine Reliquie behütet. Und es waren gerade diese Bücher, die, mit List aus den rohen Durchsuchungen des Gegners bewahrt, uns die unendlich öden, quälenden Stunden der ersten Zeit unserer Gefangenschaft ausfüllten. Es waren nur wenige, doch genügten sie, unsern Geist zu beleben. Sie waren umstritten und von Hunderten begehrt, die in der Lektüre Ruhe, Ablenkung und Erleichterung suchten. Es waren einige billige Ausgaben der „Poesie" des Carducci, eine Auswahl der Dichtungen d'Annunzios, die „Gedanken" Mazzinis, eine Bibel und schließlich einige Ausgaben der „Divina Commedia" und die Oden des Horaz. Aus diesen Büchern wurde häufig vorgelesen. In den Baracken, die von Verwünschungen widerhallten, erhob sich die helle Stimme eines Kameraden und die Dichtung Dantes, die Verse Carduccis oder d'Annunzios gewährten unseren gequälten Seelen Ruhe und Erfrischung. Ich erinnere mich der Schicksale eines Exemplars von d'Annunzios „Vielleicht, vielleicht auch nicht". Der Eigentümer behütete es eifersüchtig. Es war der einzige Roman der Art, der sich in unserer kleinen Bibliothek befand, und war daher sehr begehrt; es war sein Lieblingsbuch und treuer Kamerad, das er, wer weiß, wie bei der Durchsuchung gerettet hatte. Eines Tages aber siegte der Hunger über die Liebe zum Buche. Der Besitzer, ein junger Leutnant aus Pavia, trat es unter Tränen einem weniger hungrigen Kameraden für eine Ration Kriegsbrot von zweihundert Gramm ab. Der Erwerber behielt es einige Zeit, bis er es eines Tages für zwanzig deutsche Zigaretten her gab. Doch nach wenigen Tagen wechselte es schon wieder den Besitzer, und ein russischer Mitgefangener, der italienisch lesen konnte, erstand es für den traurigen Preis von zwei kleinen Zwiebäcken. — Später, durch unsere dringenden Vorstellungen und ihre eigene Gewinnsucht bestimmt, brachten die Deutschen Bücher zum Verkauf: zunächst viele Exemplare der Grammatik von Gaspey-Otto-Sauer, eine Art „Odol" des Büchermarktes, dann Wörter- und Übungsbücher und einige Bändchen aus dem Verlage von Groß in Heidelberg für deutsche Studierende der italienischen Sprache: Sachen von Matilde Serao, Luigi di San Giusto, Mario Rapisardi, Giuseppe Giacosa und ein Bändchen mit Jugenddichtungen d'Annunzios. Natürlich machten die Deutschen ausgezeichnete Geschäfte und fanden Geschmack an der Sache. Sie suchten in den Gründen ihrer Bücherlager und brachten dann die in Straßburg erschienene „Biblioteca Romanica" zum

Vorschein, die die Hauptwerke der italienischen, französischen und spanischen Literatur enthält. Die Bände gingen reißend ab: sie kosteten ursprünglich 60 Centesimi, doch ließ man uns zwei Mark dafür bezahlen. — Als wir von den Durchgangslagern nach unserem endgültigen Aufenthaltsort übersiedelten, und weder Hunger noch Leiden uns verließen, hatten wir nun wenigstens eine größere Zahl von Büchern, die uns als treue Genossen unseres Elends begleiteten. Im Lager von Celle, wo dreitausend italienische Offiziere untergebracht waren, half die Lektüre über manche schwere Stunde hinweg und machte die körperlichen Leiden erträglicher. Außer um Brot hatten wir gleich zu Anfang unsere Angehörigen um Bücher gebeten. Aber nach mehr als drei Monaten waren aus Italien weder Brot noch Bücher eingetroffen. Die vorhandenen waren schon von Allen gelesen; und man las sie wieder. Doch das Wiederlesen genügte uns nicht. Wir brauchten mehr, und die Deutschen versprachen uns, nach weiteren italienischen Büchern bei den Buchhändlern zu suchen. Eines Tages trafen im Lager mehrere Pakete Bücher ein: Eine italienische Dame, die in Hannover verheiratet ist, hatte von unserer traurigen Lage gehört und alle italienischen Bücher ihrer reichen Bibliothek zusammen mit anderen, die sie bei Freunden und Bekannten ausfindig gemacht hatte, uns mit freundlicher, vaterländischer Widmung übersandt. Später besserte sich unsere Lage. Mit der körperlichen Nahrung traf aus Italien auch geistige ein, und die Deutschen entschlossen sich, auf unser dauerndes Betreiben, sich nach Leipzig zu wenden, um bei den Buchhändlern dort nach italienischen Büchern zu fragen. So kamen tatsächlich eine ganze Anzahl, wahrscheinlich Bände, die sie vor dem Kriege in Kommission gehabt hatten, und die los zu werden, sie nun herzlich froh waren. Es versteht sich, daß die Preise, die auf den Umschlägen verzeichnet waren, nur noch historischen Wert besaßen. Die Ausgaben von Treves in Mailand waren fast vollständig vertreten: die Werke Pirandellos, einige Romane der Matilde Serao und Castelnuovos; von d'Annunzio die „Elegie Romane" und die „Nave". Die Bocca'schen Ausgaben waren nur durch einige wenige Bände der „Piccola Biblioteca di Scienze Moderne" vertreten. Einiges war auch aus dem Verlage Barbera in Florenz und Baldini & Castoldi in Mailand darunter. Völlig fehlten Werke von Benedetto Croce, die sich auch trotz eifriger Nachfrage bei verschiedenen Buchhändlern in Deutschland nicht fanden. Aus dem großen Verlage Hoepli in Mailand fand sich merkwürdigerweise nichts; hingegen waren die beliebten Sammlungen „Classici del Ridere" und die „Profili" von Formiggini in Rom gut vertreten. Ein Deutscher im Lager, der einige Jahre in Italien gelebt hatte, verteilte unter uns mehrere Exemplare der Romane von Clarice Tartufari, die er als

Digitized by Google

„la più geniale scrittrice italiana" bezeichnete. In dieser Weise und mit den Büchern, die jeder von uns aus der Heimat geschickt bekam, und auf die der deutsche Idiot, selbst wenn sie die gröbsten Beleidigungen gegen Deutschland enthielten, sein „Geprüft" setzte, vermehrten sich unsere kleinen Bibliotheken, und die Zeit verging weniger traurig. — Ich kann jedoch diese kurze Erinnerung nicht schließen, ohne der niedrigen Propagandaschriften zu gedenken, die die Deutschen unter uns verbreiteten: eine reich illustrierte Monatsschrift, die den Titel „Un mese di guerra" (Ein Monat Krieg) führte, und eine wöchentlich einmal erscheinende in Berlin gedruckte Zeitung „La Pace" (Der Friede). Diese ganze Propaganda ließ uns kalt, höchstens steigerte sie noch unsern Haß. Aber es brachte uns auf, daß sie sich in ihren Artikeln vielfach des Zeugnisses unserer eigenen Landsleute bedienten, die sie einer gewissen italienischen Presse entnahmen."

Ich verzeichne nachstehend einige bedeutende in den letzten Heften der wichtigsten italienischen Monatsschriften erschienene Aufsätze: *Giovanni Gentili*: Leonardo Filosofo. In der „Nuova Antologia". — *Isidoro del Lungo*: All' esilio di Dante. I: All' esilio errabondo. II: All' esilio d'oltrappennino. — *Attilio Momigliano*: Le quattro redazioni della „Zanitonella". — *Giulio Bertoni*: Guittone d'Arezzo e il cosidetto „lai Tristan". — *Guido Zaccagnini*: Gherardo da Castelfiorentino. Notizie intorno alla sua vita e ad una sua ballata. In „Giornale Storico della Leteratura Italiana". — *Benedetto Croce*: Poesie italiane e straniere del secolo XIX. V: Baudelaire. — *Derselbe*: La storiografia in Italia, dai cominciamenti del secolo XIX. ai giorni nostri. — *Giovanni Gentile*: Appunti per la storia della cultura in Italia nella seconda metà del secolo XIX: La cultura toscana. VII: Marco Tabarini e il problema della storia nazionale italiana, in „La Critica". — *A. Anile*: La scienza di Leonardo da Vinci. — *G. Gentile*: La madre di Mazzini. — *M. Praga*: I Tre Maurizi (Novelle). — *V. Pica*: Richard Bergh und Carl Larsson. — *G. Cucuel*: Casanova nel Delfinato. In der „Rivista d'Italia". — *G. A. Cesareo*: Gaspara Stampa Donna e Poetessa, in „La Rassegna".

Am 14. Juni wurde im Conservatorio Verdi in Mailand Beethovens neunte Symphonie unter der Leitung Toscaninis zur Aufführung gebracht. Das kühne Unternehmen hatte einen fast beispiellosen Erfolg. Das Publikum war durch die vorangegangene Wiedergabe des Karfreitagszaubers aus dem Parzifal in besonders weihevolle und empfängliche Stimmung versetzt worden. Die Tatsache dieser Aufführung bedeutet einen gewaltigen Fortschritt, da es während des Krieges in Italien nicht möglich war, deutsche Musik in ein Konzertprogramm aufzunehmen; selbst Beethoven und Wagner waren — sicherlich gegen den Willen der musikverständigen Kreise des Volkes — ausgeschlossen.

Zürich, Mitte Juni 1919.

Ewald Rappaport.

Wiener Brief.

Dienstag, den 25. Mai 1869 wurde das neue Opernhaus eröffnet, eine Schöpfung der beiden Baukünstler van der Nüll und Siccardsburg, einst viel bespöttelt und angefeindet, für uns heute aus den charakteristischen Bauten der Ringstraße gar nicht mehr wegzudenken. Zur Fünfzigjahrfeier werden uns drei Bücher auf den Tisch gelegt. Der verdiente langjährige Hilfsämteroberdirektor des Operntheaters, *Alois Przistaupinsky*, hat eine halbamtliche Chronik des Hauses und seiner Künstler in Wort und Bild „Fünfzig Jahre Wiener Operntheater" zusammengestellt (im Selbstverlag, Druck der Hermes-Buch- und Kunstdruckerei, auch in einer Liebhaberausgabe: 200 Exemplare auf feinem starkem Papier, vom Verfasser numeriert), die sich als ein höchst schätzenswerter Beitrag zur Theatergeschichte darstellt. Der 130 Seiten starke Quartband enthält ein alphabetisches Verzeichnis der im Operntheater aufgeführten Werke, eine Übersicht der in den einzelnen Jahren stattgefundenen Erstaufführungen, eine Gesamtübersicht der Veranstaltungen im Operntheater vom 25. Mai 1869 bis 30. April 1919, eine Zusammenstellung der Théâtre paré-, Fest- und Wohltätigkeitsvorstellungen, Gedenktage und verschiedener statistischer Daten. Voraus geht eine Geschichte des Hauses, eine Zusammenstellung der obersten Hoftheaterleitung, der artistischen und technischen Vorstände sowie des Hilfspersonals, des Kunstpersonals und der Autoren (Komponisten, Dichter, Choreographen). Beigegeben sind eine Ansicht des Operntheaters in Farbendruck, ein Gruß von Max Kalbeck sowie Widmungen von zeitgenössischen Komponisten im Faksimile, Bildnisse der Hauptdarsteller der Eröffnungsvorstellung, der Intendanten und Direktoren, der artistischen Vorstände, der Kapell- und Konzertmeister, einzelner hervorragender Dirigenten und Gäste, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen aus der Vergangenheit und Gegenwart. Hätte der Verfasser den täglichen Spielplan und eine Zusammenstellung der Rollen wenigstens der ersten Kunstkräfte noch mitgeteilt, so wäre, volle Zuverlässigkeit vorausgesetzt, damit ein idealer Behelf für die äußere Geschichte eines europäischen Kunstinstitutes vom ersten Rang geboten. Bei den unverhältnismäßig hohen Herstellungskosten unserer Tage müssen wir aber schon das Vorliegende mit Dank entgegennehmen. Wer sich aus den statistischen Daten kein Bild machen kann, mag zu der von *Paul Stefan* recht

Digitized by Google

gedrängt erzählten Geschichte des „Neuen Hauses" (Wien, Ed. Strache) greifen; wem Persönliches, Allerpersönlichstes am meisten behagt, der kommt vielleicht bei *Richard Specht*, „Das Wiener Operntheater, von Dingelstedt bis Schalk, Erinnerungen aus fünfzig Jahren" (Wien, Paul Knepler) am besten auf seine Rechnung.

Ignaz Schnitzer, der Librettist des „Zigeunerbaron", der dieses Jahr seinem 80. Geburtstag entgegensieht, setzt in Bildern aus der Johann-Strauß-Zeit seinem „Meister Johann" und als Nebenfigur sich selbst ein Denkmal (Wien, Halm & Goldmann, 2 Bände in Halblederband, Subskriptionspreis 200 Mark).

Eine Darstellung der Gründung und Entwicklung des „Handelsmuseums in Wien" in dem Zeitraum von 1874 bis 1919 legt dessen Direktion vor (Wien, L. W. Seidel & Sohn); *Max Dvořák* den 11. Band des „Jahrbuchs des kunsthistorischen Institutes der k. k. Zentralkommission für Denkmalpflege" (Wien, A. Schroll & Co.); die Direktion der k. k. Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik den 8. Band der „Klimatographie von Österreich", in dem Hermann Schindler das Material für Mähren und Schlesien bearbeitet hat (Wien, Gerold & Co.).

Bei allen diesen Erinnerungsbüchern und wissenschaftlichen Unternehmungen gesamtstaatlicher Ämter, die naturgemäß nicht mehr bestehen, überschleicht uns Trauer um vergangene Größe, bange Sorge um eine ungewisse, jedenfalls düstere Zukunft. Was Österreich, was Wien gewesen ist, weiß jeder; was es sein wird, niemand. Was nützt *Hans Tietzes* einwandfreie Darlegung unseres Rechtsstandpunktes gegenüber der famosen ,.Entführung von Wiener Kunstwerken nach Italien" (Wien, A. Schroll & Co.), was nützt der angehängte offene Brief von Max Dvořák an die italienischen Fachgenossen, der Versuch, ihnen die Schamröte in die Wangen zu treiben (als ob der *sacro egoismo* Scham überhaupt noch kennte!), wenn der allmächtige hohe Rat der Vier unter scheinheilig-gleißnerischen Worten „Recht und Gerechtigkeit herstellt", indem er sie mit Füßen tritt. Die Direktion der Hofbibliothek hat aus den *Documenti* zu den Sitzungsberichten der italienischen Deputiertenkammer, Session 1870/71 *(Prima della XI^ma^ leggislatura), nro. 51* (Sitzung vom 16. Januar 1871) den Vertrag des Herzogs Franz V. von Modena mit der italienischen Regierung beigebracht, nach welchem die zweibändige Borsobibel, das *Breviarium Romanum* des Herzogs Ercole und das *Officium B. M. V.* des Herzogs Alfonso als estensischer Privatbesitz anerkannt werden. Dieser Vertrag wurde von der italienischen Deputiertenkammer ratifiziert und mit Gesetzeskraft vom 23. März 1871 in der Formulierung des Art. 7 der Konvention B des italienisch-österreichischen Staatsvertrages vom 6. Januar 1871 als Nr. 137 im italienischen Reichsgesetzblatt veröffentlicht *(Raccolta ufficiale delle Leggi e dei Decreti del Regno d'Italia 1871, Serie 2, vol. 31, nro. 137, p. 535 sq.)*. Trotzdem haben wir bis heute die „Pfänder", die kostbarsten Handschriften der Hofbibliothek, die Wiener *Genesis*, den großen *Dioskorides* und den *Hortulus animae*, nicht zurückbekommen. „Nur Geduld! Die Friedenskonferenz wird das beleidigte Recht schon wieder herstellen," — es lacht doch da niemand?!

Ein guter Kenner der „unschätzbaren Werte" unseres Kunstgutes, der sich unter dem Decknamen *Viennensis* verbirgt, spricht über dessen Zukunft und erteilt wohlgemeinte, wenn auch kaum durchführbare Ratschläge (Wien, A. Schroll & Co.); ich habe schon in meinem letzten Bericht die Gefahr dargelegt, in der Wien schwebt, nicht nur politisch, finanziell, sondern auch kulturell völlig dekapitalisiert zu werden und zu einem amerikanischen Waldsiedlerstädtchen herabzusinken. Diese „Los-von-Wien"-Bewegung nimmt bisweilen geradezu groteske Formen an. So lesen wir in einem von *Oskar Wiener* herausgegebenen, bei Ed. Strache in Wien erschienenen, originell und hübsch ausgestatteten Sammelbuch „Deutsche Dichter aus Prag": „In den letzten zwanzig Jahren erlangte Prag als deutsche Dichterstadt eine immer wachsendere [!] Bedeutung; jetzt spricht man allgemein von den literarischen Wechselbeziehungen zwischen Berlin, München und Prag, während das große Wien fast unbeachtet und völlig einflußlos beiseite steht!" Wenn aber Wiener den Vorrang Prags darauf zurückführt: „Deutsche, tschechische und jüdische Einflüsse wirken gleichzeitig auf den schöpferischen Geist ein und zwingen ihn zu Eingebungen, die er anderwärts nicht finden könnte", so lasse ich noch nicht alle Hoffnungen auf Wien fahren, namentlich da uns Prag zwar nicht Lebensmittel und Betriebsstoffe, aber die Einfuhr einiger seiner aussichtsreichsten schriftstellerischen Talente großmütig zugestanden hat.

Zu spät setzt die Aufklärungsarbeit über die nationalen Verhältnisse im alten Österreich ein. Erst jetzt gibt das Institut für Auslandskunde und Auslandsdeutschtum der deutschen kulturpolitischen Gesellschaft mit Unterstützung des Bundes der Deutschen in Böhmen und der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen ein Sonderheft der „Deutschen Kultur in der Welt" (Leipzig, K. F. Köhler) heraus, in dem *Hugo Grothe* „Deutschböhmen, Land und Volkstum, Geistesart und Wirtschaft im Spiegel des Kriegs- und politischen Kampfjahres 1918" schildert. (Derselbe Verfasser würdigt auch „Österreichs Stellung und Arbeiten zur Kunde des näheren Orients", Berlin, Verlag „Der neue Orient".) *E.Gierach* hält Momente „Aus Böhmens deutscher Geschichte" fest (Reichenberg, P. Sollors Nachf.). Unter der Schriftleitung von *Alois Mudrak* er-

Digitized by Google

scheint eine Folge „Das deutsche Kuhländchen", Geschichte und Kulturbilder aus alter und neuer Zeit dieses nordmährischen Gaues (Neutitschein, L. V. Enders). *Ernst Rudolff* schildert „Die deutsche Not in Ungarn" (Hamburg, Verein für das Deutschtum im Ausland), *R. Winterstetten* weist auf „Heinzenland" hin als deutsches Neuland im Osten (Wien, W. Braumüller). *Max Straganz* rechtfertigt den Anspruch auf „Mitteltirol, deutsches Gebiet" (Innsbruck, Tyrolia). Eine ganze Reihe neuer „Flugblätter für Deutschösterreichs Recht" (Wien, A. Hölder) sucht die Irreführungen der Pariser Friedenskonferenz durch nord- und südslawische Ethnologen richtigzustellen. Inzwischen ist unser Urteil schon gesprochen: das Selbstbestimmungsrecht gilt für alle Völker, nur nicht für die Deutschen!

In welche Beleuchtung die österreichischen Zustände von den Tschechen gerückt werden, lehren die Bücher eines ihrer glorreichen Hauptverschwörer, des fanatischen Deutschenhassers *J. S. Machar* mit den geschmackvollen Titeln „Die Galeeren des Gymnasiums — Antike und Christentum" (Wien, Anzengruber-Verlag) und „K. u. K. Kriminal. Erlebt 1916, geschrieben 1917/18" (Wien, Deutschösterreichischer Verlag).

Die öffentliche Meinung ist gänzlich zerklüftet. Man lese etwa die Schriften über „Wilsons Friedensplan" und „Völkerbund" von dem gutgläubigen Doktrinär *Lammasch*, über „Donaukonföderation oder Großdeutschland" von *Gustav Stolper*, über „Sozialisierung der Wirtschaft oder Staatsbankerott" von *Rudolf Goldscheid*, den „Granatenkrüppel" von *W. A. Rumpf* oder den „Weg zum Sozialismus" von *Otto Bauer*, „Aus der Werkstatt der Weltpolitik" von *Arnold Winkler* oder „Menschheitswende" von *Paul Kammerer*, „Die andere Seite, eine massenpsychologische Studie über die Schuld des Volkes", von Alfred Adler — und man findet das alte Sprüchlein bewahrheitet: Viel Köpf, viel Sinn!

Wohl um 1918 an 1848 zu messen, frischt *L. M. Hartmann* „Revolutionserinnerungen" seines Vaters Moritz Hartmann wieder auf (Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt), und *O. E. Deutsch* gibt aus dem Nachlaß Ferdinand Kürnbergers „Briefe eines politischen Flüchtlings" heraus (Leipzig, E. P. Tal & Co.). Der von *Gustav Wilhelm* mit gewohnter Sorgfalt bearbeitete zweite Band von Adalbert Stifters „Briefwechsel" (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen Band XXXV, Prag, J. G. Calve) läßt uns Blicke in die Reaktionszeit (1849/56) tun. Interessante Geheimdokumente aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv „Aus der Regierungszeit Kaiser Franz Josephs I." veröffentlicht dessen Vorstand *Hans Schlitter* (Wien, A. Holzhausen), darunter auch „Kempens Denkschrift über die Auffindung der Stephanskrone (24. April 1854)".

Für wissenschaftliche Arbeit ohne aktuelle Tendenz fehlt es im allgemeinen an Zeit und Sammlung. *Karl von Ettmayer* bereitet ein „Vademecum für Studierende der romanischen Philologie" vor (Heidelberg, Karl Winter). *Elise Richter* gibt eine volkstümliche „Fremdwortkunde" (Leipzig, B. G. Teubner). *Leon Kellner*, dessen 60. Geburtstag ziemlich unbemerkt vorübergegangen ist, hat Bacons „Essays or counsels civil and moral" nach der endgültigen Ausgabe von 1625 mit Anmerkungen und Wörterbuch herausgegeben (Leipzig, Tauchnitz). *Albert Eichler* tritt dem Begründer einer österreichischen Bacon-Gesellschaft, Weber-Ebenhof, mit dem schweren Rüstzeug der Wissenschaft entgegen in einem „Antibaconianus. Shakespeare-Bacon? Zur Aufklärung seines Anteils an der Erneuerung Österreichs" (Wien, K. Harbauer). *Karl Bertsche* macht mit dem von ihm neu entdeckten Schriftchen des P. Abraham a Sancta Clara „Der geflügelte Mercurius" bekannt (Saarlouis, Hausen). „Georg Simmels Bedeutung für die Geistesgeschichte" versucht der Philosoph unserer Sozialdemokratie, *Max Adler*, festzulegen (Wien, Anzengruber-Verlag). *Richard Guttmanns* Ausführungen über das „Variété, Beitrag zur Psychologie des Pöbels" (Wien, Deutschösterreichischer Verlag) verdienen Beachtung.

Von den in letzter Zeit zur Aufführung gelangten Theaterstücken wird einigen ein Nachleben im Buch geschenkt. *Julius Bittners* Posse ohne Gesang „Die unsterbliche Kanzlei" (Wien, Verlag „Der Merker"), eine Satire auf den k. k. Bureaukratismus, erschien im Zeitalter der Republik obsolet. *Franz Theodor Csokors* Tragödie „Die Sünde wider den Geist" (Wien, Amalthea-Verlag) wirkte durch die Synthese Strindbergs mit Wedekind allzu nervenaufpeitschend. Dieselbe Kritik, die sich nicht genug tun konnte in dem Preis von *Anton Wildgans'* „Dies Irae" (Leipzig, L. Staackmann), hat gegenüber *Maja Loehrs* „Tristans Tod" (Wien, H. Heller & Cie.) aus Unwissenheit und Gehässigkeit vollständig versagt. Das etwas schmale „Werk Richard Beer-Hoffmanns" würdigt *Theodor Reik* (Wien, R. Löwit).

Unter den neuen Romanen ist der Schlußband von *Karl Hans Strobls* „Bismarck" (Leipzig, L. Staackmann) wohl der bedeutendste. Aufmerksamkeit erregten der Hochstaplerroman *Walter Angels* „Jarolim, der Abenteurer" (Berlin, Schuster & Löffler), *Karl Graf Scapinellis* Roman abseits vom Kriege „Der Vagant" (Dresden, H. Minden), *Martha Karlweis'* (der Tochter des Dramatikers) Erstlingswerk „Die Insel der Diana" (Berlin, S. Fischer), *Felix Franz Hornsteins* „Liebeslied" und *Josef Weingartners* Seminaristenroman „Über die Brücke" (beide Innsbruck, Tyrolia).

Biographisches bieten *Anton Ohorns* Buch seines Lebens „Aus Kloster und Welt" (Mügeln, Mitteldeutsche Verlagsanstalt), *Hermann Bahrs* „Tage-

Digitized by Google

buch 1918" und *Josef Praxmarers* (sprachlich leider allzu volkstümliche) Erzählung aus dem Tiroler Volksleben „Aus den Flegeljahren in die Mannesjahre" (beide Innsbruck, Tyrolia).

Recht ansehnlich ist die Zahl neuer Novellen: „Märchen der Liebe" von *Friedrich Jaksch* (Prag, Verlag Deutsche Arbeit), „Märchen" von *Hilda Koritschoner* (Wien, J. Eisenstein & Co.), „Sträfling Nr. 63 und andere Novellen" von dem Strafrichter *Hermann Drawe* (Wien, K. Harbauer), „Meister Schicksal" von *Ella Triebnigg*, „Der fröhliche Tote" von *Hans Steiger* (beide Innsbruck, Tyrolia), „Filou" von *Kory Towska* (Wien, C. Konegen), „Seltsame Geschichten" von *Paul Busson* und „Liebesmären" von *Otto Hödel*, *Karl Bienenstein* und *Emil Hadina* (in der „Bücherei österreichischer Schriftsteller", Graz, J. Kienreich). Dem Werbedienste für die ungeschmälerte Erhaltung Deutsch-Tirols ist *Heinrich von Schullerns* Buch kleiner Geschichten aus Tirol „Vom Garten des Glaubens" (Innsbruck, Tyrolia) gewidmet. *Roda Roda* erzählt „Das letzte Kapitel" (nach dem Kroatischen des Sergjan Tucich (Leipzig, P. Eberhardt). „Märchen und Geschichten für Kinder", zusammengestellt von *Maria von Kummer* mit Bildern von Roland Strasser, ein Geschichtenbuch „Jungland" von *Josef Wichner* mit Bildern von Fritz Gareis, „Jagden in Heimat und Fremde" von *Kamillo Morgan* mit Bildern von Paul Sieger (Wien, Schulbücherverlag) sind als wertvolle Bereicherung unserer Jugendschriftenliteratur zu empfehlen.

Karl Kraus veröffentlicht den vierten Band seiner „Worte in Versen" und eine Sammlung „Nachts" (Leipzig, Verlag seiner Schriften). Ein junger talentierter Lyriker, *Fritz Kreuzig*, widmet ihm ein „Ave Karl Kraus" (Wien, F. Lang). Die Sammlung „Das neue Gedicht", herausgegeben von Karl Franz Kocmata, vermittelt uns die Bekanntschaft mit *Hildegard Jone*, *Karl Julius Haidvogel*, *Josef von Lendvey*, *Franz Winkler*, *Tobias Sternberg*. Durch den Verlag Leonhardt in Wien lernen wir *Viktor Aufricht* und *Robert Neumann* kennen. *Rolf Henkl* tritt vor das Publikum mit „Neun Sonetten auf Venedig" (Wien, R. Lanyi), *August Ernst Rouland* besingt „Mein Wien!" (Wien, K. Harbauer), „die Last des Schweigens" sucht *Lili Halpern-Neuda* durch die Bekenntnisgedichte „Eingemauert" zu brechen (Wien, Anzengruberverlag), der Krieg hat *Karl Emerich Hirt* zu der Überzeugung geführt: „Gott bleibt Sieger" (Innsbruck, Tyrolia). „Miniaturen", Gedichte von *Johann Pilz*, hat der Verlag Eduard Strache in Wien nach Aquarellen von Franz von Bayros mit farbigen Bildbeigaben, Buchschmuck und Einband prächtig ausstatten lassen, „Trug und Traum", Gedichte von *Else Becker* der Verlag A. Wolf in Wien mit zehn Originalradierungen von Erhard Amadeus.

Leopold Hörmann heimst letztmalige Gaben aus seinem Hausgartl ein, „Spatobst" in oberösterreichischer Mundart (Wien, R. Lechner); *Julius Arnleitner* bringt ein herzliches „Grüaß enk Gott, liabö Hoamkehra!" (Linz, Preßverein).

Zu einer oft ins Schwarze treffenden Satire vereinen sich *Nithart Stricker* und der Zeichner *Fritz Schönpflug*, in dem aus der „Muskete" zusammengestellten Gedichtband „Zehn Jahre schwarzgelbes Leben" (Wien, Ed. Strache). Wiener Humoristica von *Beda*, *Benatzky*, *Stürzer*, *U. Tartaruga* und *Kraßnigg* haben R. Löwit und J. Deubler in Wien herausgebracht. Typen und Bilder aus Wien 1912/18 vereinigen *Alexander Salkinds* „Mandlbogen" (Wien, H. Heller & Cie.).

R. Löwit in Wien, der den Verlag von Judaica pflegt, hat als Manuskript „Proverbia Judaeorum erotica et turpia" (Jüdische Sprichwörter erotischen und rustikalen Inhalts, 25 M.) drucken lassen; Bilder des Ostjudentums entrollt der Roman „Fischke, der Krumme" von *Mendele Mocher-Sforim*, deutsch von Alexander Eliasberg, und das Bändchen „Jüdische Flüchtlinge" von *Otto Abeles* (im gleichen Verlag). Den Sommer 1917 „Auf polnischer Erde" schildert *Adolf Gelber* (Wien, M. Perles).

Eine Bibliophilenausgabe veranstaltet der Insel-Verlag in Leipzig von *Hofmannsthals* „Märchen der 672. Nacht" (Januspresse, auf Japan, Pergamentband 180 M., auf Bütten in Seide 90 M., in Batiküberzugpapier 60 M.). In Avalundrucken werden ausgegeben: *Hans Christian Andersens* „Reiseblätter aus Österreich" mit 12 Originalradierungen von Luigi Kasimir; *Hans Müllers* „Spiegel der Agrippina" mit 12 Originalradierungen von Stefan Hlawa; „Aucassin und Nicolette" mit 30 Originalholzschnitten von Rudolf Junk; *Wagners* „Tristan und Isolde" mit 13 Originalradierungen von Alois Kolb (Nr. 1—100 handgebunden, Radierungen auf Kaiserlich Japan, Text auf Bütten von Japanart, Subskriptionspreis 375 M., Nr. 101—350 handgebunden, Radierungen auf Massimilianico-Bütten, Text auf Bütten von Japanart, Subskriptionspreis 250 M.). Von *Oskar Kokoschka* liegen zwei neue Lithographienfolgen vor, und zwar: acht Tafeln zu einem Essay von Karl Kraus „Die chinesische Mauer" (Leipzig, Kurt Wolff, in Mappe 300 M.) und 11 Tafeln samt 10 Blatt Text zu Johann Sebastian Bachs Kantate „O Ewigkeit — du Donnerwort, so spanne meine Glieder aus" (Berlin, F. Gurlitt, Halbleinwand 150 M.).

Max Eislers „Gustav Klimt" (Wien, Deutschösterreichische Staatsdruckerei) und *Paul Westheims* Darlegung über „Oskar Kokoschka" (Potsdam, G. Kiepenheuer) geleiten uns von der Wiener Sezession zum Expressionismus des Tages. Die letzten, in gewohnter trefflicher Ausstattung erschienenen Monatshefte der „Bildenden Künste" (Wien, A. Schroll & Co.) sind vorwiegend Kolo Moser, Ernst Stöhr, Johannes Itten und Egon Schiele gewidmet. In der illustrativ ebenfalls sehr hoch-

Digitized by Google

stehenden „Modernen Welt“ (Wien, Arnold Bachwitz) würdigt A. F. Seligmann den jungen mährischen Maler Leo Katz, einen außerordentlich scharfen Charakteristiker von starkem Stilgefühl, und die Wiener Privatsammlung Stefan Auspitz.

Drei Lokalhistoriker, *Alfred von Ehrmann, Paul Tausig* und *Otto Wöllner-Künast*, haben das „Badener Buch“ (Wien, J. Roller & Co.) zusammengestellt mit zahlreichen Abbildungen, Tafeln und farbigem Titelbild, Aufsätzen über Badens Vergangenheit und Beiträgen lebender Schriftsteller, die als Kurgäste unsere landschaftlich reizende, an geschichtlichen und persönlichen Erinnerungen so reiche Thermenvorstadt lieben gelernt haben.

Der Wiener Goethe-Verein spendet seinen Mitgliedern als 30. bis 32. Band seiner „Chronik“ die zuerst 1917 als Vereinsgabe der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft herausgekommene Mappe „Faust im Bilde“; *Payers* Ergänzungen mußten, da das Papier für die Lichtdrucke nicht mehr zu beschaffen war, auf den Rückseiten der Tafeln 2, 3, 15 und 22 untergebracht werden. Wir haben die höchstverdienstliche und von der Kritik durchweg mit größtem Lob aufgenommene Veröffentlichung seinerzeit eingehend besprochen.

Während die alten Zeitschriften bei den täglich wachsenden Herstellungskosten einen Verzweiflungskampf ums Dasein führen — dem auch die Monatsschrift „Donauland“ trotz ihrem gediegenen Inhalt und ihrer trefflichen künstlerischen Ausstattung zu erliegen droht —, nehmen doch immer wieder neue das Wagnis auf, Leser für sich zu gewinnen. Albert Heine versucht es mit „Blättern des Burgtheaters“, deren erstes Heft Beiträge von *Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal, Erhard Buschbeck, Andreas Thom, Walter Eidlitz, Richard Smekal* und *Franz Blei* enthält. Die Vereinigung deutschösterreichischer Hochschuldozenten will in ihrer Zeitschrift „Hochschulreform“ für die im Titel angedeuteten Bestrebungen einen Sprechsaal eröffnen.

„Der neue Daimon“ ist in das Eigentum eines Genossenschaftsverlages (*Alfred Adler, Albert Ehrenstein, Fritz Lampl, Jakob Moreno Levy, Hugo Sonnenschein, Franz Werfel*), r. G. m. b. H., Wien-Berlin, übergegangen, dessen Ziel „die vollkommene Sozialisierung der Autoren ist, d. h. die Sicherung des vollen Lebensunterhaltes aller Genossenschafter, die ihr gesamtes präsentes oder künftiges Werk dem Verlag zur Verfügung stellen“. Durch die Annahme eines Werkes erwirbt die Genossenschaft sämtliche Autorenrechte. Der Austritt eines Genossenschafters ist möglich nach Rückzahlung aller Kosten, die dem Verlag aus dem Werke des betreffenden Autors erwachsen sind. Der Gewinn wird in der Weise verteilt, daß jeder Autor den Gesamtreingewinn seiner Werke erhält; Genossenschafter, die aus einem und demselben Werke einen Reingewinn von mehr als 1000 K. erzielen, müssen sich progressiv und perzentuell Abzüge gefallen lassen zugunsten eines sozialen Zwecken dienenden Fonds. Es gilt für die Ungläubigen eine interessante Erfahrung zu machen, ob sich wirklich auf diesem Weg die Mißstände des kapitalistischen Verlagsgeschäftes beseitigen lassen; ob diese Erfahrung im gleichen Maße erfreulich für die Genossenschafter ausfallen wird, ist eine andere Frage. Heft 3/4 läßt die neuen Genossenschafter an uns vorüberziehen, Heft 5—7 enthält ein Drama „Tanja“ von *Ernst Weiß*.

Aus dem Halbjahrsband von *Alois Essigmanns* und *Richard Schaukals* Zeitschrift „Das Gewissen“ hebe ich Essigmanns Abrechnung „Karl Kraus vor meinem Gewissen“ heraus: „An Kraus' Beispiel erweist es sich klar, daß Haß als Grundlage einer großen Persönlichkeit unzulänglich ist. Sie muß früher oder später über den Rand ins Bodenlose stürzen. Christi Liebe umschließt auch den Sünder noch und läßt einzig die Sünde draußen — verenden. Liebet eure Feinde! Das ist ein Wort, das sicherer zum ewigen Frieden führt als der wortreichste Pazifismus. So laß ich's bei diesem Schluß bewenden, bei dieser Antwort auf meine bange Frage, ob Karl Kraus zur Ebene herabgestiegen, als sein Suchen vom Menschen zur Menschheit fortschritt.“ Man entnimmt schon diesen Sätzen, was Essigmann und Schaukal von Kraus und seinen Mitläufern unterscheidet; es ist nur eines, aber gerade das Wesentliche: sie fühlen sich als bejahende und sind daher aufbauende, schöpferische Geister; jene können ihrer ganzen Natur nach nichts anderes sein als verneinende, niederreißende, zerstörende Dämonen. Das Gewissen muß uns aufrütteln, Karl Kraus und die ganze Geistigkeit seiner Art zu überwinden und abzuschütteln. Ich habe den Eindruck, daß „Das Gewissen“ tapfer den Weg weiter verfolgt, dem „Die Fackel“ vor zwanzig Jahren voranzuleuchten schien, bis sie nur mehr als Irrlicht aus Sumpf und Ried aufstieg.

Wien, Anfang Juli 1919.

Prof. Dr. Eduard Castle.

Von den Auktionen.

Im *Dorotheum* in Wien fand vom 4. bis 6. Juni eine Versteigerung von Büchern „aus dem Nachlasse eines Wiener Zionisten“ statt, 830 Nummern, zum Teil sehr interessante und seltene Stücke, die zu außergewöhnlich niedrigen Preisen losgeschlagen wurden.

Die höchsten Ergebnisse erzielten in der Abteilung „Erstausgaben, vergriffene moderne Bücher, alte Drucke, Curiosa, alte Jugendschriften“: Nr. 243 *Duc de Rohan*, Trutina statuum Europae. In Lat. transl. Helmstedt 1560. Beigebunden: *C. Fürstner*, De jure suprematus, o. O. 1679. — *S. de Monzam-*

Digitized by Google

bano, De statu imperii germanici. Genevae 1667. — Dess. Exercitationes XII. Verona 1668. Pgt. 12. (ausgeboten mit 5 Kronen) 220 K. — Nr. 4 *Anthropophyteia*. Hsgg. von Dr. F. S. Krauß. Bd. I—IV. Leipzig 1904—1907. 4. 120 K. — Nr. 202 *Missale Romanum*. Antwerpen 1691. Leder. Gr.-4. Plantindruck 80 K. — Nr. 82 Ein schöner, kurtzer Extract der Geometriae und Perspectivae. Nürnberg, Fuhrmann 1599. Leder. Folio 78 K. — Nr. 239 *J. Reuchlin*, Defensio contra calumniatores suos Colonienses. Tüb. 1514. Br. 65 K. — Nr. 105 *Grillparzer*, Sappho. Wien 1819. Künstlerpappbd. mit eingeb. Originalumschlag 64 K. — Nr. 217 *J. Nestroy*, Die verhängnisvolle Faschingsnacht. Mit Kupfer. Wien 1841. — Der Talisman. (Ohne Kupfer.) Wien 1843. — Glück, Mißbrauch und Rückkehr. Wien 1845. — Der Zerrissene. Wien 1845. — Einen Jux will er sich machen. Wien 1844. Lwd. 55 K.

In der Abteilung „Luxusausgaben, Vorzugsdrucke und illustrierte Werke": Nr. 354 *R. Beer-Hofmann*, Jaákobs Traum. Mit Radierungen von E. R. Weiß. Berlin 1918. Pappbd. Expl. Nr. 39 der hundert auf handgeschöpftem Bütten abgezogenen Expl. 250 K. — Nr. 390 *Jesajas*. Reden, Berichte und Weissagungen. Aus dem Urtext übertr. v. Laz. Goldschmidt. Berl. 1918. Origsaffianbd. (Nur in 200 Abz. hergestellt.) Fol. 250 K. — Nr. 378 Das Buch Hiob. Mit Originallithographien von Willi Jäckel. Berl. 1917. Origbd. (Erster in 200 Expl. hergestellter Prosperodruck, vergr.) Fol. 195 K. — Nr. 394 *Karl Kraus*, Die chinesische Mauer. Mit 8 Originallithographien von Oskar Kokoschka. Leipzig 1914. Origbd. Fol. Nr. 108 der einmaligen in 200 Expl. hergestellten Monumentalausgabe 155 K. — Nr. 406 Der Nibelungen Not. Monumentalausgabe. München 1910. Orig.-Leinen. Fol. Nr. 114 der im Hyperionverlag erschienenen, von Enschede gedruckten Luxusausgabe 140 K. — Nr. 372 *Goethe*, Reineke Fuchs. Zeichnungen von W. v. Kaulbach, gest. von R. Rahn und A. Schleich. Stuttg. o. J. Mit 36 Kupfern. Origsaffianbd. Gr.-4. 125 K. — Nr. 424 *J. P. Uz*, Poetische Werke. Hsgg. von Chn. Felix Weiße. 2 Bde. Wien, Degen. 1804. Leder. Gr.-4. (ausgeboten mit 10 K.) 125 K. — Nr. 393 Allg. deutsches Kommersbuch. 100. Jubiläumsauflage. Lahr o. J. Gepr. Leder mit Goldschnitt. Expl. Nr. 704 der in 1000 Expl. hergestellten, vergr. Luxusausgabe 110 K. — Nr. 410 Die Psalmen. Übertragung von Luther. Leipzig 1911. Origpgt. Fol. 15. Buch der Ernst Ludwig-Presse, in 500 Expl. hergestellt, vergr. 110 K. — Nr. 397 Kudrun. Monumentalausgabe. München 1911. Origleinen. Fol. Expl. Nr. 206 der im Hyperionverlag erschienenen, von Enschede gedruckten Luxusausgabe 90 K. — Nr. 395 *Karl Kraus*, Worte in Versen. Leipzig 1916. Origleder mit Goldschnitt. Expl. Nr. 7 der 30 auf van Gelder-Bütten abgezogenen Expl., vergr. 70 K. — Nr. 365 Die vier Evangelien. Jena 1914. Origpgt. Lex.-8. Expl. der in 1000 Expl. auf Handbütten hergestellten Vorzugsausgabe 66 K. — Nr. 414 *L. v. Sacher-Masoch*, Don Juan von Kolomea. Leipzig 1918. Seidenbd. Nr. 125 der in 800 Expl. gedruckten Auflage 66 K. — Nr. 403 *Manzoni*, I promessi sposi. Mit zahlr. Illustr. Mailand 1840. Lederbd. Gr.-8. 64 K. — Nr. 409 *A. Piron*, L'amour et la folie. Dessins par V. de Bonestoc. Paris 1910. Hlbfrz. In nur 530 Expl. hergestellter Privatdruck 64 K. — Nr. 428 *O. Wilde*, Der Priester und der Mesnerknabe. Seidenbd. Als Privatdruck in nur 200 numerierten Expl. hergestellt. Hannover 1917. 62 K. — Nr. 382 *W. O. von Horn*, Der Rhein. Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte. Mit 36 Stahlstichen. Wiesb. 1867. Leinenprachtbd. Gr.-8. 60 K. — Nr. 396 *A. Kubin*, Der Prophet Daniel. Eine Folge mit 12 Zeichnungen. München 1918. Origkart. 4. In 450 Expl. hergestellt 60 K. — Nr. 429 *R. Wilke*, Skizzen. München 1909. Origkart. Großfolio. Vergriffen. In nur 500 Exempl. hergestellt 60 K.

In der Abteilung „Viennensia, Austriaca und Hungarica": Nr. 431 Album österreichischer Dichter. Mit 12 Porträts. Wien 1850. 52 K.

In der Abteilung „Judaica, Hebraica, Antisemitica und Orientalia": Nr. 651 *M. Gaster*, Hebrew illuminated bibles of the IXth and Xth centuries. Mit 8 Tafeln. London 1901. Origkart. Folio (ausgeboten mit 8 Kronen) 270 K. — Nr. 739 *I. Myer*, Qabbalah. The philosophy of Ibn Gebirol, the Qabbalah and the Zohar. Philadelphia 1888. Orig.-Leinen. Fol. Nr. 112 des nur in 150 vom Autor signierten Expl. veröffentlichten Monumentalwerkes 130 K. — Nr. 674 *Th. Herzl*, Der Judenstaat. Wien 1896. Leder. Handeinband. Entwurf C. Schulda 120 K. — Nr. 691 *R. Josephus Hissopäus*, ex Hebraica lingua in latinam traductus a J. Reuchlin. Tübingen 1512. 105 K. — Nr. 699 *A. Kohut*, Gedichte der deutschen Juden. Reich illustr. Berlin (1898). Leinenprachtbd. Lex.-8. Vergr. 100 K. — Nr. 742 Neuwe Zeittung / Von dem großen Heer der roten Juden / so aus den Gebirgen / Caspij genannt / in Asia herfürkommen. Konstantinopel 1562. Br. 4. 100 K. — Nr. 829 Judenviertel in Brzestko. Orig.-Aquarell von Franz Poledne. Querfolio 30½ : 22 cm 100 K. — Nr. 587 *J. Bernstein* und *B. W. Segel*, Jüdische Sprichwörter und Redensarten. 2. Aufl. Warschau 1908. Origleinen. Lex.-8. Deutsch-hebr. gedruckt. Vergr. 95 K. — Nr. 784 Sefer maginnej erez. In hebr. Sprache. 2 Bde. Warschau 1863. Leder. Gr.-8. 95 K. — Nr. 690 Liber Joseph. Antwerpen 1582. Gepr. Prgmt. Folio. Plantindruck 85 K. — Nr. 573 Album des heiligen Landes. 50 Ansichten gezeichnet von J. M. Bernatz. Text von G. H. v. Schubert und J. Roth. Stuttgart 1856. Querfolio 70 K. — Nr. 735 Mitteilungen zur jüdischen Volkskunde. Hrsgg. von M. Grunwald. 13.—20. Jg. (Heft 33—60.) Wien 1910—18.

Digitized by Google

70 K. — Nr. 622 *P. Cunaeus*, De republica Hebraeorum libri III. Leyden 1632. Leder. 16. Elzevirdruck 65 K. — Nr. 593 Bibel oder heilige Schrift des alten und neuen Testaments, latein und deutsch. 2 Bde. Augsburg 1737. Gepr. Prgmt. Fol. 60 K. — Nr. 772 *Royaumont*, L'histoire du vieux et du nouveau testament. Mit 267 Kupfern. Wien 1764. 56 K. E. C.

Neue Bücher und Bilder.

Bibliophile Neuigkeiten aus der Schweiz.

Ulrich Amstutz, Jugenddrang. Novellen. *Bern, A. Francke.* Geb. 10 M.

Amstutz ist im Bernbiet daheim, und im alten Bern spielen auch die heimeligen Geschichten vom jungen Volk der Heimat, seinem Sinnen und Minnen, seinem Leiden und Hassen, seiner Schuld und Sühne. Lauter Charakterköpfe sind es, die er uns vorführt, Kindsköpfe dabei voll Trutz und Liebe und wieder Liebe. Der welsche Einschlag verleiht den kräftigen alemannischen Bildern, die in bunter Folge eins das andere ablöst, erst recht Klang, Feuer und Innigkeit. Der Verfasser rückt mit dem „Jugenddrang" in die erste Reihe schweizerischer Erzähler.

Hans Beerli, Von Rügen bis Lappland. Reiseskizzen aus Skandinavien. *St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung.* Geb. 5 M.

Die zwanglose Reihe von Reisebildern aus dem hohen Norden, die wir dem schweizerischen Berichterstatter verdanken, ergänzen aufs beste das bereits vielfach veraltete Schwedenbuch von L. Passarge und das im Vorwort nicht genannte Werk „Schweden im Auge des Künstlers" von C. G. Laurin, das gleichfalls noch vor dem Kriege (bei A. Bonnier in Stockholm und Leipzig) erschienen ist. Die 41 Illustrationen nach photographischen Aufnahmen und das außerordentlich sprechende Titelbild von Max Tilke (Lappländer mit Elentier) seien als wertvolle Beigaben des lehrreichen Textes besonders hervorgehoben.

Briefe eines Soldaten. Deutsche Ausgabe der Lettres d'un soldat. *Zürich, Max Rascher.* Geb. 6 Mark.

Neben dem sensationellen „Feuer" von Henri Barbusse, dem Glanzstück der „Europäischen Bücher", verdienen die vorliegenden Bekenntnisse die größte Beachtung. Der Herausgeber André Cherrillon teilt mit, sie seien von einem seit den Kämpfen im Argonner Wald 1915 verschollenen jungen Maler niedergeschrieben worden. Wundersam genug ist dieses Buch. Wir schauen einen in sich gekehrten Helden, wie er mitten in den Schrecken des Gemetzels und in den langweiligen nerventötenden Arbeiten des Minenganges oder des Schützengrabens seine Blicke stets „auf das Ewige" zu richten weiß. Die Sprache seiner Seele weist auf Amiel, Michelet, Tolstoi, Shelley hin. „Liebe" heißt das bevorzugte Wort, das immer wiederkehrt. Ein tiefes, inneres Leben birgt sich in der Briefsammlung, die in ihrem Aufbau und ihrer Entwicklung einer Dichtung, einem Gesang, einem Hymnus gleicht. Eine eigenartige Frömmigkeit strömt daraus hervor, eine Frömmigkeit im Sinne — Goethes.

Charles Dickens, Der Weihnachtsabend. Illustriert von Arthur Rackham. *Zürich, Rascher & Co.*

Eines der lieblichsten Bücher aus der Weltliteratur „Der Weihnachtsabend" von Dickens (1843) erlebt hier eine bibliophile Auferstehung, auf die wir Deutsche lange schon gewartet haben. Der deutsche Text stimmt mit der klassischen Übersetzung der Inselausgabe wörtlich überein, die Verdeutschung des Originalvorworts und Personenverzeichnisses dagegen stammt von Max Geilinger. Die reizvolle Anmut der Bilder kann nicht beschrieben, sie muß genossen werden.

Die Entwicklung der Kunst in der Schweiz. Im Auftrag der Gesellschaft schweizerischer Zeichenlehrer. Herausgegeben von *O. Pupikofer, J. Heierli, A. Fäh, A. Nägeli, C. Schläpfer, H. Pfenninger, A. Stebel.* Mit 441 Illustrationen. *St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung.*

Das vorliegende Werk bedeutet einen ersten Versuch, der um so schwieriger, freilich auch um so lohnender erscheint, weil er die Zusammenfassung der künstlerischen Entwicklung dreier Kulturkreise erstrebt. Das Werk greift bis auf die Urzeit zurück, von der sich künstlerische Reste gerade auf schweizerischem Boden verhältnismäßig reichlich erhalten haben. Der römisch-helvetischen Kunst, der Kunst der altchristlichen Zeit, des Mittelalters, der Renaissance, des Barock und Rokoko, des Klassizismus und der Zeit seit 1820 sind besondere Abschnitte gewidmet, jeder von einem Fachmann bearbeitet. Die Ausstattung ist mustergültig. Nur ein Personenregister vermißt man ungern.

Ernst Eschmann, 100 Balladen und historische Gedichte aus der Schweizergeschichte. *Zürich, Orell Füßli.* Geb. 9 M.

Die schöne Sammlung, von der man wünschen muß, sie möchte in allen Ländern und bei allen Stämmen des großen deutschen Volkes Nachahmung wecken, will, wie das Vorwort besagt, keine Schweizergeschichte in Balladen sein. So anmutig, hügelig, ja so farbig und wildromantisch die Eidgenossenschaft sich in der Geschichte gibt, sie ist auch durchzogen von staubigen, geraden, ereignislosen Landstraßen, und manche Schmach und manches Heldentum ist in verlorenen Winkeln, in

Digitized by Google

niederen Stuben und verschwundenen Burgen wie ein Unkraut oder wie eine Blume aufgeschossen, und keine Seele hat uns je etwas davon überliefert, und doch wäre vielleicht gerade die beste Ballade daraus geworden. Der epische Dichter liebt andere Begebenheiten, hauptsächlich aus dem kriegerischen, zumindest öffentlichen Leben der Nationen. Und so haben denn auch nicht bloß Schweizer: G. Keller, C. F. Meyer, Frey, Leuthold, Lienert (dieser vorwiegend in der Mundart), Huggenberger, Zahn u. a., sondern auch andere aus dem weiteren Deutschland: Schiller, Uhland, Platen, Dahn, Schwab, Lingg, Scheffel, Simrock, Fr. L. Stolberg usw. den reichen Stoff eidgenössischer Geschichte ausgeschöpft. Eschmann bietet eine treffliche Auslese, indem er mit der ältesten Urschweiz im Spiegel der Dichtung beginnt. Leider sind ihm viele Perlen entglitten oder unbekannt. Ich nenne da nur die Gedichte: „Bruder Klaus" von Gall Morel, „Rhätischer Grenzlauf" von Martin Greif, „Rudolf von Habsburg" von Guido Görres. Die Sammlung erinnert an die Zeiten, da des Knaben Wunderhorn den Sinn für die vaterländische Vergangenheit und echte Volkspoesie geweckt hat. Die blaue Blume blüht wieder, auch in der Schweiz.

Robert Faesi, Züricher Idylle. *Zürich, Schulthes & Co.*

Klopstock und seine Zeit erfahren in dem reizvollen Büchlein ihre poetische Verherrlichung. Alles an ihm empfinden wir als ursprünglich, naturwahr, und darum hat es auch den äußern Erfolg, die fünfte Auflage vollauf verdient.

Aug. Genoud-Eggis, Freiburg - Album von 24 Handzeichnungen. Herausgegeben mit Unterstützung des Unterrichtsdepartements des Kantons Freiburg. *Bern, A. Francke.* 24 M.

Die alte Zähringerstadt im Üchtland mit ihrem wunderbaren gotischen Dom, ihren zahllosen Kirchen, Kapellen, Schlössern, Brunnen und andern ehrwürdigen Denkmälern vergangener Baukunst wird uns hier in erlesener Bilderfolge vorgeführt. Den stilvollen Zeichnungen des heimischen Architekten Genoud-Eggis, die deutlich französischen Einschlag verraten, geht eine Einleitung voraus, eine kurze, gleichfalls illustrierte Geschichte der Stadt. Daraus erhellt, daß auch hier das 19. Jahrhundert (vor allem seit dem Sonderbundskrieg) einen schädlichen Einfluß ausgeübt hat. Ohne Wahl und oft ohne irgendwelche Not wurden Tore und Mauern, ja selbst Gebäude von unvergänglichem Wert niedergerissen und durch mißverstandene Nachahmungen von Gotik und Renaissance ersetzt. Die 1889 von der Kantonsregierung ins Leben gerufene Universität, ebenso der historische Verein und verwandte Körperschaften arbeiten weiterer Kunstbarbarei wirksam entgegen.

J. C. Heer, Ferien an der Adria. *Frauenfeld, Huber & Co.*

Bilder aus Süd-Österreich nennt der schweizerische Erzähler seine feuilletonistischen Reiseskizzen, die erstmals 1887 erschienen, nun in dritter Auflage vorliegen. Friaul, Aquileja, Görz, Grado, Miramare, Triest, die Küste von Istrien, Pola, der Karst und die Adelsberger Grotte ziehen in einem glänzenden Panorama an uns vorüber und wir vergessen fast, daß die Plaudereien heute eigentlich veraltet sind und nur mehr eine schöne Erinnerung bedeuten an das vergangene, von Märchenzaubern umwobene Österreich, die Heimat des Seehelden Tegetthoff.

Hans Limbach, Urkrainische Schreckenstage. Erinnerungen eines Schweizers. *Bern, A. Francke.*

Man merkt es diesem bei aller Abenteuerlichkeit der Geschehnisse merkwürdig sachlichen Buch an, daß sein Inhalt erlebt ist. Das Werden und Wachsen der anarchischen Bewegung im Gouvernement Cherson vom Ausbruch der Revolution bis zur vollendeten Bolschewikenherrschaft erfährt eine von allem tendenziösen Aufputz freie, dafür allerdings um so abschreckender wirkende Schilderung. Der Verfasser berichtet über seine Flucht von einem weltentlegenen Landgut nach Jekaterinoslaw und Odessa, das Leben und Treiben daselbst bis zum Einzug der — deutschen Befreier. Den Bibliophilen wird es interessieren zu erfahren, daß der Flüchtling im Hause eines führenden russisch-jüdischen Revolutionärs neben einer Sammlung aller bedeutenden sozialen, ökonomischen, historischen und vor allem revolutionären Werke folgende Dichter und Philosophen vertreten fand: Zola, Maupassant, France, Wilde, Shaw, Strindberg, Ibsen, Hamsun, Gerhart Hauptmann („Vor Sonnenaufgang" und „Die Weber"), Nietzsche („Zarathustra"), Schnitzler, Gottfried Keller („Legenden" in russischer Übersetzung), Heine, Schiller und Goethe (die beiden letztgenannten in schlechten Ausgaben, wohl nur der allgemeinen Bildung wegen eingestellt), ziemlich vollzählig dagegen die russische Belletristik.

Adolf Moesle, Unter-Nubien. Reise-Erinnerungen und -Eindrücke. Mit 29 Textillustrationen und 3 Kunstbeilagen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers. Buchschmuck von C. Schuh. *Bern, A. Francke.* Geh. 7,50 M.

Der friedensmäßig ausgestattete Großoktavband in braunem Sackleinen umfaßt eine seinerzeit in der „Schweiz" veröffentlichte Artikelserie, einen wertvollen zeitgenössischen Reisebericht aus Unter-Nubien, das der Verfasser gemeinsam mit einem Freunde in einer kleinen arabischen Feluke, von Dorf zu Dorf segelnd, kennen gelernt hat.

Digitized by Google

Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst. IV. Schweizerisches Novellen- und Skizzenbuch. Mit einem Geleitwort von Konrad Falke. *Zürich* und *Leipzig, Rascher & Co.*

Die ersten drei Bände von „Raschers Jahrbuch", 1909—1911 erschienen, bahnten sich trotz ihrem ausgesprochen bodenständigen Inhalt nur mühsam und für den Verlag alles eher denn ermutigend ihren Weg ins Publikum. Der Anbruch des Weltkriegs und der damit verknüpften Probleme veranlaßte deren Umwandlung in eine Broschürensammlung „Schriften für Schweizer Art und Kunst", die viel Beifall und Widerspruch weckten, jedenfalls aber weite Verbreitung fanden. Der 4. Band von Raschers Jahrbuch stellt nun wieder eine belletristische Auslese der in dieser Reihe gebotenen modernen Novellen und Skizzen dar und enthält gute Kostproben schweizerischer erzählender Kleinkunst, Beiträge von Boßhart, Federer, Walser, Tavel, Falke, Gos, Waser, Straßer. Die Krone gebührt dem reizvollen Geschichtlein Heinrich Federers „Unser Herrgott und die Schweizer". Man hat bei seinem Erscheinen ein wenig eidgenössische Überhebung darin finden wollen. Heute wissen es alle Deutschen besser: Nicht die Großmächte, nein, die kleine Schweiz hat den Krieg gewonnen, seine Unparteilichkeit, seine Nächstenliebe, seine Selbstüberwindung. Und so kann es uns nicht wundernehmen, daß der vorausschauende Dichter bereits 1916 den lieben Herrgott seinen guten Landsleuten einen besonderen Platz einräumen läßt.

Hans Rhaue, Das Exlibris. Ein Handbuch zum Nachschlagen. Mit 32 Illustrationen. *Zürich 6,* „Die Verbindung".

Als 8. Band von „Rhaues Handbüchern für Kriegssammler" tritt ein kleines Sammelwerk auf den Plan, das jedem Besitzer eines Buchzeichens willkommen sein muß. Die meisten Aufsätze behandeln merkwürdigerweise außerschweizerische Exlibris, wie sich denn überhaupt eine gewisse Zufallsanordnung des Stoffes unangenehm bemerkbar macht. Von dieser wahllosen Zusammenstellung abgesehen, mag man jedoch viel Neues daraus lernen. Auch die Bibliographie der Exlibris nebst Preisliste ist dankenswert.

Georg Reinhart und *Paul Fink,* Selbstbildnisse schweizerischer Künstler der Gegenwart. Mit einer Einführung und biographischen Skizzen auf Grundlage der Ausstellung von schweizerischen Künstlerbildnissen im Winterthurer Kunstverein. *Zürich, Artist. Institut Orell Füßli.* Geh. 15 M., in Halbleinen 18 M.

Die Idee des Werkes ist gut, die Ausstattung im Hinblick auf die Zeitverhältnisse sehr gut, aber der Inhalt enttäuscht einigermaßen. Hätten die Herausgeber einen anderen Titel gewählt, etwa Katalog einiger schweizerischer Selbstbildnisse im Winterthurer Kunstverein, so könnte man mit dieser Porträt-Galerie, welche die ganze Skala von „Schön" bis „Scheußlich" wiedergibt, vollauf zufrieden sein. Aber der Inhalt hält eben nicht, was der Titel verspricht. Oder wie soll man es erklären, daß der größte eidgenössische Meister dieses Jahrhunderts, daß Albert Welti darin fehlt? Von anderen zu schweigen.

Blanka Röthlisberger, Das Kind in der neueren erzählenden Literatur der deutschen Schweiz. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Harry Maync und Samuel Singer, Heft 21). *Bern, Alex. Francke.*

Die ausführliche Untersuchung erstreckt sich auf die Darstellung des Kindes bei Pestalozzi, Gotthelf, Keller und Meyer. Sehr richtig betont die Verfasserin im Hinblick auf den Letztgenannten, daß dieser so ziemlich abseits von den übrigen steht, da er nur spärliche Darstellungen aus dem Kinderleben gibt und zwar in der ihm eigenen künstlerisch ausgefeilten Sprache, die mit Erfolg bestrebt ist, seine Gedankenschöpfungen von den mehr aus dem vollen Leben gegriffenen Werken Pestalozzis, Gotthelfs und Kellers abzusondern. Meyer nimmt da keine eigene Entwicklungsstufe ein. Da ihm der naive Zug fehlt, kommen Kinder in seinen Dichtungen bloß spärlich vor. Dagegen haben wir in jüngster Zeit einen bedeutenden Kinderdarsteller von Eigenart zu verzeichnen. „Federer ist wohl", und darin sei der Verfasserin wiederum beigestimmt, „gegenwärtig der beste Kenner des Knabencharakters und steht heute an der Spitze der deutsch-schweizerischen Dichter, welche die Kindergestaltung als Lieblingsthema pflegen." Hätte sie aus dieser selbsterkannten Tatsache die Folgerung und statt des dürftigen Kapitels über Meyer uns eines über Federer geboten, ihre Arbeit wäre um vieles ergiebiger geworden.

Emil Schibli, Die erste Ernte. Gedichte. *Bern, Alex. Francke.* Geb. 2,50 M.

Das ist wieder einmal ein Dichter, der singen kann, kein „gedankentiefer" Reflexionspoet, kein figurenreicher „Sprachkünstler", kein unverständlicher „Neutöner", kein himmelanstürmendes Originalgenie, aber auch kein sentimentaler Epigone, sondern wirklich nur ein Dichter: frisch, fromm, froh, frei, schlicht und naturwahr, volkstümlich und bodenständig, und das letzte Wort seines letzten Gedichts heißt wohl nicht umsonst: Eichendorff! Wenn Schibli Norddeutscher und weniger ursprünglich wäre, möchte man ihn mit Falke vergleichen, doch seine innere Selbständigkeit rät uns, auf einen derartigen Vergleich lieber zu verzichten. Seine Poesie ist Eigenwuchs und verspricht eine reiche goldene Ernte.

Digitized by Google

Schweizerische Erzähler. Frauenfeld u. Leipzig, Huber & Co. 4. Gruppe: Schweizer in der Welt. Umschlagsbilder nach Werken in der Schweiz lebender Künstler. Nr. 19—24. Jedes Werkchen in Pappband mit Farbschnitt 80 Rappen.

Ein Jünger J. V. Widmanns, der in Bern geborene, jetzt in Zürich wirkende Arzt Charlot Straßer zieht dem Chor der Schweizer Weltbürger voran. Sein „Pestschiff" (Nr. 19) — diesmal gibt die Schlußnovelle dem kleinen Geschichtenbuch seinen Titel — entrollt glutvolle Bilder aus dem Leben und Lieben der sinnenheißen farbentrunkenen amerikanischen Tropengegend. Der gehobene Rhythmus der klangvollen Sprache würde noch besser wirken, wenn der Verfasser auf den Expressionismus seiner Interpunktion verzichtet hätte. — Der auch als Reiseschriftsteller bekannte K. F. Kurz erzählt in „Kohana" (Nr. 20) ein japanisches Liebesidyll. — Lilli Haller schöpft ihren packenden Stoff „Der Mord auf dem Dorfe" (Nr. 21) mitten aus der innerrussischen Provinz. — Die gemütvollen unterhaltsamen „Spanischen Geschichten" (Nr. 22) von Dominik Müller erfreuen durch ihre anspruchslose Einfachheit erst recht. — Hans Bloesch behandelt in seinem „Römischen Fieber" (Nr. 23) ein fesselndes Lebensfragment aus seinem Freundeskreis. — J. C. Heer, der Vielgelesene, schließt mit seiner „Jugendfahrt" (Nr. 24) die Gruppe ab.

E. A. Stückelberg, Der Münzsammler. Ein Handbuch für Kenner und Anfänger. 2. Auflage mit über 200 Originalabbildungen. *Zürich, Orell Füßli.* Gebunden 19 Mark.

Neben Luschin von Ebengreuths größerem Werk wird das vorliegende dauernd seinen Platz behaupten, enthält es doch alles, was man von einer dem heutigen Stand der Forschung entsprechenden Münzkunde verlangen kann. Auch die Ausstattung des stattlichen Ganzleinenbändchens ist vorzüglich.

Hans Trog, Max Buri. Neujahrsblatt der Zürcher Kunstgesellschaft. Mit 15 Illustrationen. *Zürich, Beer & Co.*

Der mit 46 Jahren seinem Schaffen 1915 in Interlaken allzufrüh entrissene Meister ist durch eine Gedächtnisausstellung in Zürich geehrt worden. Das sorgfältig angelegte und wirkungsvoll ausgeführte Buch gewährt in Wort und Bild einen Überblick über den vielseitigen, in mehr als einer Hinsicht an Leibl erinnernden bedeutenden Schweizer.

W. Wartmann, Hodler in Zürich. Mit 60 Tafeln. Neujahrsblatt der Zürcher Kunstgesellschaft 1919. *Zürich, Beer & Co.*

Neben dem vielsagenden Büchlein Johannes Widmers „Von Hodlers letztem Lebensjahr" (mit Kunstdrucktafeln, Zürich, Rascher & Co.) wird wohl kein Werk besser geeignet sein, uns in Geist und Wirken des dahingeschiedenen vielumstrittenen Künstlers einzuführen. Es wird freilich nicht alle Bedenken, die man gegen seine von der Zeitströmung ins Ungemessene gesteigerte „Größe" geltend macht, zerstreuen können.

Präsident Wilson, Der Krieg — der Friede. Sammlung der Erklärungen des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika über Krieg und Frieden, vom Dezember 1916 bis zum 27. September 1918. *Zürich, Orell Füßli.* Geh. 4,50 M.

T. H. Mac Carthy, Bürger der Vereinigten Staaten, schickt der von ihm herausgegebenen mit einem Bildnis Wilsons geschmückten Sammlung eine Erklärung voraus, in der er feststellt, daß die Übersetzung der im Weißen Hause gehaltenen Reden nicht immer genau und vollständig gewesen ist. Die vorliegende Ausgabe dagegen bietet dem Publikum nicht nur die sinngetreue Wiedergabe der Gedanken Wilsons, sondern sie deckt auch die von den Vereinigten Staaten im letzten Krieg betätigte Politik wie deren Entzweck in ihrem vollen Umfang auf. Um die eigene Urteilsbildung des Lesers nicht zu beeinträchtigen, beschränkt sich der Herausgeber darauf, dem Wortlaut der einzelnen Kundgebungen eine kurze Inhaltsangabe vorauszuschicken, sonst aber weder Vorwort noch Kommentar beizufügen.

Johann J. Wyß, Vittoria Colonna (Leben — Wirken — Werke). Eine Monographie mit zehn Abbildungen. *Frauenfeld, Huber & Co.* Geh. 12 M.

Das gelehrte und dabei doch gut lesbare Werk stellt die typische Vertreterin der Renaissance-Hochblüte im 16. Jahrhundert geradezu plastisch vor unsere Augen. Kaum ein wesentlicher Zug bleibt unberücksichtigt oder mißdeutet. Nur der Urgrund von Vittoria Colonnas religiöser Weltanschauung scheint dem Verfasser nicht ganz aufgegangen zu sein, denn zwischen dem entarteten Papsttum des ausgehenden Mittelalters und der katholischen Kirche klafft ein unüberbrückbarer Abgrund. *Wilhelm Kosch.*

Bettina v. Arnim, Gespräche mit Dämonen. Aufruf zur Revolution und zum Völkerbund. Herausgegeben und eingeleitet von Curt Moreck. *München, Hugo Schmidt.* Geh. 4 M., geb. 5,50 M.

Bettina v. Arnim besaß von allen Menschen des romantischen Kreises das tiefste Verständnis für das Wesen politischer Revolutionen. Bereits 1843 hatte sie mit dem ersten Teil ihres Königsbuchs ein repräsentatives Werk geschaffen, womit sie das Wesentliche unserer heute geleisteten sozialpolitischen Organisationsarbeit vorwegnahm. Und als der von ihr jubelnd begrüßte Völkerfrüh-

Digitized by Google

ling durch den Zusammenbruch der Revolution mit dem Stempel ruchlosen Aufruhrs gezeichnet worden war, ergriff sie 1852 noch einmal das Wort in den „Gesprächen mit Dämonen", um dem schlafenden König die Republik des Volks als gottgewollte Einrichtung zu erklären und seinem absoluten Gewaltstaat den Idealstaat eines Völkerbunds, wo das Recht des freien Genius über das der Erbmacht thront, in flammender Rede entgegenzuhalten. Dieses Buch liegt uns nun im Neudruck wieder vor und läßt durch seine eigenartige Kraft, die leidenschaftliche Rhetorik seiner bilderfüllten Sprache und seine Verbindung von mystischer Schwärmerei und politischem Hellsehertum, sowohl die Macht der Revolutionsidee als die Kunstpsyche seiner Verfasserin in neubedeutsamem Sinn fühlbar werden. Mag, besonders in den langen Zwiegesprächen des ersten Teils, auch oft unklare Phantastik den philosophisch-ethischen Gehalt verdunkeln, das Werk bleibt darum nicht weniger bewundernswert, und namentlich die an dramatischen Wechselreden reiche Vorführung der abgeschiedenen Geister unterdrückter Völker am Schluß dürfte ihre poetische Gewalt unvermindert behauptet haben. *Magda Janssen.*

Richard Beer-Hofmann, Jaákobs Traum. Vorspiel zu dem Zyklus: Die Historie von König David. *Berlin, S. Fischer*, 1918. 155 Seiten.

Richard Beer-Hofmann will „Jaákobs Traum" nur als Vorspiel, als Auftakt zu einer großgegliederten Trilogie von David (Der junge David — König David — Davids Tod). Das Vorspiel von des Ahnherrn Jaákob Traum kann also nur Verheißung sein. Auch weist schon die Gliederung des Stoffes auf Epos hin. Um so weniger mag im Vorspiel die Geschlossenheit eines Bühnendramas erwartet werden. Ein Hymnus auf David, in dem sich das Judentum wie in einem Nationalheiligen steigert und spiegelt, wird, nach diesem Vorspiel zu schließen, das Ganze mehr durch gedankliche und seelische Vertiefung zionistischer Tendenz als durch Entfaltung allgemein-menschlichen Problems sich kennzeichnen. Und solche Richtung, die in der Linienführung des Vorspiels bereits deutlich ist, mag dem Vorurteilslosen nicht Wirkung schwächen, wenn wie hier schöpferische Dichterkräfte eine warme Bildlichkeit über die religiös-völkische Sonderidee hinströmten. Für Antisemiten freilich wurde dieses Werk nicht geschrieben, wohl aber für solche, die — mögen sie Juden sein oder nicht! — es fühlen, wenn ein Dichter seine Idee mit Herzblut nährt. Wäre es Beer-Hofmann um einen literarischen Erfolg gewesen, er hätte diese Dichtung nicht oder anders geschrieben. Liebe und Pietät lassen ihn ausruhen bei dem Einzelnen der heiligen Überlieferung. Überall spürt sich innigste Kenntnis des Stofflichen. Es ist hier nicht wie in den neueren Bibeldramen das geschichtliche Gewand nur ein schönes Mittel menschlicher und überzeitlicher Seelenanalyse. Eben hieraus ergibt sich eine völkische Bedingtheit, die Schranken auferlegt, vor allem auch Schranken der Wirkung. Das Drama hat als Inhalt die Geschichte von Jaákobs, der Rebekkah Liebling, Feindschaft mit Edom (Esau) und klingt aus in dem Wunder der Traumverheißung. Breit wird ausgemalt Rebekkahs Kampf mit Edom, der ihre Liebe zu Jaakob dem Bruder neidet, ein Seelenkampf, den Edoms Frauen mitkämpfen. Rebekkah aber verteidigt ihre Liebe:

„Weil er einhergeht, voll von dunklen Fragen, und Du — Dich froh und satt und sicher freust! Weil, aller Ahnen Zweifel, Traum und Sehnen, nie nie verstummend Fordern — in ihm klingt. Weil er — nicht Gott in ferne Himmel einsargt, nein — täglich, Herz an Herzen mit ihm ringt!" Weil ihm „verhängt" ist, „was Du — nicht siehst, zu sehen!" Ihm rauschen alle Brunnen heilige Wasser, Esau nicht. Und er bäumt fast mit Recht sich in der trotzvoll grausamen Frage: „Warum dies ihm, nicht mir?" Jaákob ist der Begnadete, der Auserwählte. Seine Menschlichkeit wird Tat in der Barmherzigkeit mit dem Tier, in der Freilassung des Sklaven Idnibaal, einer freilich viel zu breit gewachsenen Szene. Einen einzigen dramatischen Gipfel hat das Werk: Jaákobs Kampf um die Seele des auf Mord ausgehenden Esau und seine Bezwingung. Der sphärische Schluß der Dichtung, Jaákobs Ringen mit Gott, aufgelöst in Stimmen von Engeln, tönt in faustischer Herrlichkeit. Noch einmal wie in Jaákob und Esau streiten im Widerspiel der Erzengel mit Samuel, dem Verstoßenen, Licht und Finsternis, Gnade und Gnadenlosigkeit. Er färbt den Ruf der Auserwählung des Gottesfreundes Jaákob zum Fluch. Ahasverische Ruhelosigkeit klingt ein, schattenhaft, gebittert, in die Lobfreude der Engel. Jaákob aber erkennt sich im Willen Gottes. Er schwört sich zu seiner Sendung: „Was Dein Wille mir auch auferlege, wie Krone will ichs tragen, nicht wie Joch." Beer-Hofmann hat aus dem Brunnen Palästinas getrunken; er weiß von der Schickung und der großen Trauer des Judentums und hat sein Wissen in dieser Dichtung zur Gestalt geführt, leuchtend und formverklärt. Es spricht eine wunderbar psalmodierende Musik zu der Seele, die zu hören willig ist. Eine Musik wie die, wenn Rebekkah im Mutterschmerz sich löst: „Vom Rand der Wüste send ich Dich — mein Knabe, Nach meiner Jugend seligen Talgrund von Charan!" Die alte Bibel, in der Gottvater durch Wälder geht und in Hütten einkehrt, ist hier neu geworden in der Traumsehnsucht eines, der mit uns lebt, und der sich aus dem Gefühl der Religion seines Volkes eine jüdische Dichtung schuf, klagend, anklagend, begreifend.

Friedrich Sebrecht.

Digitized by Google

Beiträge zur Geschichte der Renaissance und Reformation. Josef Schlecht als Festgabe zum 60. Geburtstag dargebracht. *München und Freising, Dr. F. P. Datterer & Co.*, 1918. 8°. XXI, 426 S. 20 M.

Es ist kein Zufall, daß die schmucke Festschrift, zu der Josef Kiener, der nunmehr dem Leben entrissene Eichstädter Künstler, eine wirksame Umschlagschrift entworfen hat, unter anderem eine Reihe von buchgeschichtlichen, den Bücherfreund ansprechenden Aufsätzen enthält: ist doch das Zeitalter der Renaissance, worüber die Schrift vor allem geht, ein überaus bücherfrohes gewesen, dem, um ein oft ausgesprochenes Wort zu wiederholen, Bücher und Bauten die vornehmste Passion bedeutet haben.

In die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst führt Ernst Freys, indem er über „Bruchstücke der 36zeiligen Bibel in der Staatsbibliothek zu München" berichtet, die dorthin vor kurzem gekommen sind, vor allem über einen umfangreichen Band der sogenannten 32zeiligen Bibel, der einst der Benediktinerabtei Fultenbach im heutigen Bezirksamt Dillingen gehört hat. Von der seltenen Bibelausgabe gibt es bekanntlich nur mehr ein Dutzend Abzüge, wovon jedem einzelnen ein hoher Quellenwert für die Erforschung des ältesten Buchdruckes zukommt. Das gleiche gilt von dem Rubrikenblatt zu dieser Bibel, das Ernst Freys im Franziskanerkloster Dettelbach aufgefunden hat. Der Drucker der 36zeiligen Bibel ließ, wie bei der 42zeiligen, für die Kapitel leere Räume frei, in die der Rubrikator die fehlenden Überschriften mit roter Tinte einzuschreiben hatte; zur Erleichterung lag eine gedruckte Anweisung mit dem Wortlaut dieser Einschiebsel bei. War die Übertragung erfolgt, so hatte die gedruckte Vorlage ihren Zweck erfüllt und konnte ruhig in den Papierkorb wandern: so darf man sich fast wundern, daß trotzdem bisher noch vier Bruchstücke von diesen Blättern zum Vorschein gekommen sind.

Martin Grabmann berichtet über eine Münchner Handschrift des Dominikaners Jakob von Lilienstein „De divina sapientia (Cod. lat. 26827)", die im Jahre 1505 vollendet und dem ungarischen König Wladislav VII. gewidmet ist. Für den Bücherfreund ist die Handschrift deshalb von besonderem Reize, weil sie zahlreiche Anweisungen für die Ausstattung des Buches enthält, nach denen der Künstler die Textanfänge mit Bildern schmücken sollte. So heißt es vor der Widmung, daß an dieser Stelle König Wladislav auf einem Throne sitzend mit den königlichen Abzeichen abgebildet werden soll, ein anderes Mal wäre der Lehrer auf dem Katheder mit seinen Zuhörern darzustellen gewesen, wieder andere Bilder hätten den Inhalt der Handschrift veranschaulichen sollen. Die Bilder selbst fehlen: ob es eine Prachthandschrift oder eine Druckausgabe hätte werden sollen, wissen wir nicht.

Otto Hartig beleuchtet die in seiner „Gründung der Münchner Hofbibliothek" aufgestellte These, daß eine in München erhaltene Liste der Eckbibliothek (Cod. lat. 425) nicht wie man bisher glaubte, die Sammlung des Ingolstädter Professors Johann Eck umfasse, sondern die der bayrischen Adeligen Leonhard und Oswald von Eck die einst durch Erasmus Neustädter genannt Stürmer nach Comburg und bei der Säkularisation des Stifts nach Stuttgart kam, während die Bücher Johann Ecks in die Ingolstädter Universitätsbibliothek gewandert sind.

Ich selbst habe in einem Bericht über „Konrad Heinfogel, einen Nürnberger Mathematiker aus dem Freundeskreise Albrecht Dürers", einen eigenartigen Abzug von Johann Stöfflers „Almanach" aus dem Jahre 1499 beschrieben, der der Bibliothek in Bamberg gehört, mit Tagebucheinträgen Heinfogels gefüllt ist und einen in der Abhandlung wiedergegebenen schönen Holzschnitt mit der Urania, der Schutzgöttin der astronomischen Wissenschaft, enthält, der vielleicht auf Albrecht Dürer zurückzuführen ist. Es ist eines von jenen reizvollen Bücherdenkmälern der Vergangenheit, die mit ihrem persönlichen Gepräge das Entzücken eines jeden Bücherfreundes erregen müssen.

Karl Schottenloher

Das Münchner Bilderbuch. Herausgegeben von Richard Rieß. *München, Georg Müller*, 1919. 234 S. Geb. 6 Mark.

Das alte, liebe München, dem wir alle die tollen, grausigen Streiche der jüngsten Zeit gar nicht zugetraut hätten, ersteht farbenfroh und harmlos in den Skizzen, die Rieß mit geschickter Hand unter der bunten Decke Paul Neus vereint hat. A. de Nora, Thoma, Martens, Queri, Ettlinger, Ostini und andere längst beliebte oder weniger bekannte Schilderer der Welt zwischen der Au und Schwabing geben in ihren Einzelbildern Kunde von dem eigenartigen Leben dieses Erdenflecks, den man, halb scheltend halb schmeichelnd, den „Wurstelprater von Europa" genannt hat, und Rieß füllt durch treffliche eigene Schilderungen die Lücken. Man liest das alles mit Behagen und summt, der eigenen Erinnerungen gedenkend, vor sich hin: „Das war eine selige Zeit!" G. W.

Alois Bömer, Der münsterische Buchdruck in dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. *Münster i. W., Coppenrath*, 1919. 48 Seiten und 18 Tafeln. (Auch in: „Westfalen". Jahrgang 10, Heft 1—2.)

Weil die Feuerbrände der Wiedertäufer auf dem Domplatze zu Münster einst leider nur zu gründliche Arbeit getan, war es nicht leicht, gerade über den münsterischen Buchdruck im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts zu schreiben. Aber trotz-

Digitized by Google

dem hat der Verfasser, der Direktor der Universitäts-Bibliothek Münster, mit Hilfe des Auskunftsbureaus der deutschen Bibliotheken in Berlin und durch Inanspruchnahme des Leihverkehrs (sogar der Haag sandte einen münsterischen Druck zur Einsicht!) das, was in Münster selber noch von eigenen Druckerzeugnissen aus jener Zeit vorhanden ist, in eindringender Forschung zu einer wohl lückenlosen Reihe ergänzt.

Das Wirken Johannes Limburgs aus Aachen, des einzigen münsterischen Inkunabeldruckers, war, wenn es auch verhältnismäßig frühzeitig (1485—89) stattgefunden, so doch nicht sehr ausgedehnt gewesen, und nun wird in dem Buche entwickelt, wie in Münster erst nach dem Jahre 1500, mit dem Einsetzen der durch die Umgestaltung der Domschule bewirkten humanistischen Bewegung, ein weit günstigerer Boden für die Errichtung einer Druckerei gegeben war. Nach diesen Voraussetzungen baut dann Bömer, indem er zugleich mit dem so ganz modernen Instrument der Typenvergleichung arbeitet, die Geschichte des Druckes der erwähnten Periode in Münster auf und läßt sodann eine genaue Bibliographie der Drucke selber folgen. Wir sehen im Jahre 1507 den Gregor Os de Breda in der westfälischen Hauptstadt auftauchen und nach kurzer Tätigkeit wieder verschwinden, lesen im Jahre darauf von den gemeinsamen Arbeiten von Georg Richolff senior als Drucker und Lorenz Bornemann als Verleger, hören von Richolffs Weiterwandern nach Lübeck und von Bornemanns eigenem Drucken, um sodann mit den zahlreichen (42) Arbeiten Dietrich Tzwyvels des Älteren, eines als Drucker wie als Gelehrter (er war Mathematiker und Musiktheoretiker) allgemein interessierenden Mannes, die als Arbeitsfeld gegebene Periode abzuschließen.

Achtzehn in jetziger Zeit besonders kostbare Tafeln mit 29 vorzüglichen Abbildungen ergänzen das gedruckte Wort und sollen besonders auch noch die Ausstattung der Druckwerke mit Bilderschmuck erkennen lassen, eine Materie, bei deren Verarbeitung der Verfasser von Max Geisberg, dem auf diesem Gebiete sachkundigen Direktor des münsterischen Museums, aufs beste beraten worden ist. Es sind nicht nur münsterische Künstler, die hier aus ihren Arbeiten ermittelt wurden, wie der weniger wichtige Kilian Wegewort oder der hinter den Größen seiner Zeit gewiß nicht zurückstehende Ludger tom Ring, sogar Männer wie Israhel van Meckenem und selbst Aldegrever haben münsterischen Druckern ihre Bilder geboten.

So bedeutet denn des Verfassers Arbeit nicht nur ein großes Stück Lokalgeschichte, sie bietet, besonders weil die Drucker auch damals zum Teil noch eine internationale Sippe waren, zu gleicher Zeit ein Stück Druckergeschichte überhaupt. Für diese Art Forschung dürfte übrigens Bömers Arbeitsweise vorbildlich zu nennen sein, nicht zuletzt auch schon aus dem Grunde, weil hier zur Erforschung der alten Drucke der Kunstgelehrte dem Bibliothekar die Hand gereicht hat. H.

De Brosses, Vertrauliche Briefe aus Italien an seine Freunde in Dijon 1739/40. Übersetzt von Werner Schwartzkopf. Mit 46 Bildbeigaben. Erster Band. *München, Georg Müller,* 1918. XXXII und 518 S. Geh. 18 M., in Halbfranz 30 M.

Diese Ausgabe ist eine der erstaunlichsten Leistungen deutscher Gewissenhaftigkeit im Forschen und Tüchtigkeit im Arbeiten; im vierten Kriegsjahr erschienen, auf genauester Kenntnis des französisch-italienischen Materials beruhend, mit reichem Bildschmuck italienischer Stadt- und Landschaftsansichten ausgestattet, im schönsten und klarsten Druck auf gutem Papier ausgeführt (der teuflische Fehler auf Seite VIII, Zeile 17 ist nur zur Bestätigung der Regel als Ausnahme stehen geblieben) — so erinnert mich dieses schöngeistiggelehrte deutsche Druckwerk an das Erscheinen der Harsdörfferschen „Gesprächspiele" mitten in den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges. Will man dagegen sagen, daß solche liebevolle Pflege einer zu Haß und Vernichtung des Feindes ganz untauglichen Kunst während des Krieges eher zu tadeln sei, so ist zu erwidern, daß jedem Freund des Vaterlandes zu allen Zeiten, insbesondere aber in den Zeiten der großen Zerstörung, die Schaffung und Erhaltung dauernder Werte des Volksvermögens zur Pflicht gemacht ist, weil davon allein die kommenden Geschlechter werden leben können. Man muß ein Anhänger des Herrn Marinetti aus Mailand sein, kein Deutscher, um gegen ein Werk wie diese italienischen Briefe eifern zu können. Ihr Schreiber war kein außergewöhnlicher Mensch; an ihm ist gerade reizvoll, wie sehr er Kind seiner Zeit und seines Standes, des französischen Amtsadels der Provinz war. Auch unter den Empfängern der Briefe und im weiteren Freundeskreis des Herrn de Brosses finden sich wenig berühmte Leute; Buffon ist hier die Ausnahme (Brief über den Vesuv, S. 344); der Abbé Saint-Pierre, dessen Buch vom ewigen Frieden heute viel genannt wird, war mit de Brosses verwandt und betraute ihn mit der Herausgabe seines Nachlasses, aber davon ist in diesen italienischen Briefen nicht die Rede; überhaupt geben sie nicht viel politisch Interessantes außer etwa die Beschreibungen des venetianischen Ämterhandels, S. 144f. Für die Geschichte des Kunstgeschmacks und der humanistischen Geistesrichtung aber ist schon dieser erste Band der Briefsammlung vom größten Wert. Der Herausgeber hat mit Recht den Unterschied gegenüber solchen Reisebeschreibungen aus Italien betont, wie wir sie von Keyßler besitzen; der vornehme Weltmann und Liebhaber sieht Bauten und Bilder anders, menschlich be-

Digitized by Google

lebter, mehr in der Umgebung stehend als der Haushofmeister eines Adligen; dabei kommt auch sehr zu statten, daß de Brosses, dem starken Geselligkeitssinn seines Kreises gehorchend, immer für seine daheimgebliebenen Freunde mehr als für sich selbst sucht und sich so nie mit einer Empfindung begnügt, die sich nicht ausdrücken läßt, oder einem Urteil zuliebe die Beschreibung selbst verkürzt. Es versteht sich denn auch, daß dieser Mann, der schon als jugendlicher Reisender die richterliche Strenge und Korrektheit seines späteren Amtes in sich trägt, keine Neigung zu Absonderlichkeiten des Geschmackes hat. Er sieht in den Primitiven, selbst in Cimabue und Giotto kein Innenleben, nur Mangel an äußerem Können: „Zuerst zeige ich Ihnen die Madonna Cimabues, die wahrscheinlich das früheste Bild ist, das die Florentiner Schule gemalt hat, für einen Malermeister, der Ballhäuser anstreicht, wäre es nicht übel. Es hat weder Zeichnung noch Plastik noch Kolorit, und ich kann es nicht treffender als mit unseren bemalten Fächern für zwei Sous vergleichen: nichts weiter als ein simpler, schlechter Umriß, der mit verschiedenen Farben rein flächig angestrichen ist. Weit besser sind schon die Malereien seines Nachfolgers Giotto, wenn auch immer noch sehr schlecht." Merkwürdiger ist, daß auch Ghirlandajo keine Gnade findet — an San Gemignano ist de Brosses vorbeigefahren — und Orcagna als erster früher Florentiner gelobt wird. Aber da, wo der Zeitabstand ein selbständiges Urteil erlaubt, wird es meist mit der Sicherheit eines so geübten wie liebevollen Betrachters gegeben, erstaunlich bei einem, der seine erste Reise tut. Dahin gehören besonders die Bemerkungen über die Mailänder Galerie und die venezianischen Maler, unter denen er Tintorettos Größe erkennt (S. 165 u. ö.).

Vom nächsten Band dürfen wir auch wertvolle Beiträge zur Theatergeschichte und zum französisch-italienischen Musikstreit erwarten; hoffentlich lassen die äußeren Umstände das Unternehmen nicht stocken. M. B.

Martin Brussot, Der Erzschelm Augustin. Roman. *München, Georg Müller*, 1919. 331 Seiten. Geh. 11 M., geb. 13 M.

Ach, du lieber Augustin, zu was für einem traurigen Gesellen bist du unter den Händen deines neuesten Bedichters geworden. Das hübsche Liedchen, das allein deinen Namen der Nachwelt erhalten hat, bietet den Vorwand zu einem Gemengsel plumper, mühselig erfundener Schwänke und saftloser Schmutzereien, so armselig, so bar jedes Empfindens für den Geist des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts, daß dem „Roman" beim besten Willen nichts gutes nachgesagt werden kann. Man braucht nicht daran zu denken, wie de Coster das Bild einer volkstümlichen Gestalt ins Heroische zu steigern wußte, wie noch jüngst Klabund in seinem „Bracke" aus der dürftigen Überlieferung der Hans Clauert-Historien echtes Gold zu münzen wußte, — selbst neben dem harmlosen Fabulieren Seligers in seinen „Abenteuern der schönen Falsette" erscheint dieses Machwerk als unvergleichlich geringer, jeder ernsthaften Kritik unwert. G. W.

Ernst Robert Curtius, Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. *Gustav Kiepenheuer, Potsdam* 1919.

Alle Deutschen, die vor dem Kriege die falsche Einschätzung Frankreichs schmerzlich empfunden haben, werden besonders bedauern, daß die Stimme dieses jungen bonner Romanisten sich nicht früher erhoben hat, um die Anschauungen der breitesten deutschen Öffentlichkeit über Frankreich rechtzeitig zu korrigieren. In geistigem Hochmut hielten die Deutschen vor dem Kriege ihre Kenntnis Frankreichs für unantastbar. Sie erachteten eine Nachprüfung an den Tatsachen und Erscheinungen der fortschreitenden geistigen Entwicklung für unnötig. Infolgedessen mußte Frankreichs Haltung im Kriege erstaunen und befremden. Das hätte nicht geschehen können, wenn die Deutschen sich über den „renouveau" und den „réveil" in Frankreich Rechenschaft gegeben hätten. Durch ein rechtzeitiges Eindringen in die Schriften von Péguy, Rolland, Suarès, Gide, Claudel, Rivière, Agathon, Faure, Duhamel, Romains u. a. wäre das möglich gewesen. Dadurch hätte unserem Vaterlande vielleicht eine der schmerzlichsten Enttäuschungen erspart bleiben können.

Wenn Curtius' Buch also in einem gewissen Sinne zu spät erscheint, so gibt es doch nach dem Kriege den Deutschen eine einzigartige Gelegenheit, die geistigen Grundlagen des siegreichen Frankreich zu verstehen. Das Buch zeugt nicht nur von einem umfassenden Zusammentragen und einer gründlichen Durcharbeitung des Materials, sondern es beweist, daß der Verfasser die ganze geistige Bewegung des neuen Frankreich durchlebt hat. Dadurch erhält die Darstellung die Bedeutung eines Erlebnisses. Der dramatisch bewegte, vielfach verschlungene, in Tiefen und zu Höhen führende Stoff barg die Gefahr in sich, daß ein Buch von vielen hundert Seiten entstehen würde. Curtius ist dieser Gefahr ausgewichen. Er hat sein Buch in vorbildlicher Straffheit komponiert, die wie eine Synthese aus französischer und deutscher Gelehrtenarbeit erscheint. Diese Entwicklungsgeschichte des neuen Ethos in Frankreich ist in einem scharf geschliffenen Stil vorgetragen. Vorsichtig und klug gewählte Zitate, die die Thesen des Autors aufs glücklichste unterstützen, beleben die Darstellung, setzen ihr überraschende Blitzlichter auf, so daß ein Kenner des ausgebreiteten Stoffes das Buch

Digitized by Google

wie einen lebendigen Führer durch eine gute französische Bibliothek aufnehmen könnte. Curtius beginnt mit einer Einleitung, in der er das versunkene Zeitalter der Dekadenz in seiner geistigen Struktur kurz charakterisiert und aus Rolland, Bergson und Jacques Rivière das Wesentliche herausholt, das zur Grundlage der neuen Geistigkeit wurde.

Curtius ist einer der wenigen Deutschen, die frühe schon den tieferen Sinn des Dreyfusprozesses, den Charles Péguy als den Kampf zwischen dem „salut temporel" und dem „salut éternel" bezeichnete, erkannt haben: „In der Dreyfusaffäre handelt es sich nicht nur um Schuld oder Unschuld des Angeklagten, sondern um die Ehre der Armee, um die Würde des Staates, um das freiheitliche Erbe der Revolution, schließlich um den Konflikt zwischen dem Staatsinteresse und der reinen Idee der Wahrheit und des Rechtes. Die enge Wechselbeziehung von Politik und Geist, die für die Besonderheit der französischen Kultur so charakteristisch ist, erklärt die Tatsache, daß die politische Affäre für das französische Geistesleben die Bedeutung eines epochebildenden Geschehnisses besitzt. Von seinen weittragenden Folgen sei hier nur die eine hervorgehoben: daß der skeptische und materialistische Dilettantismus die Energie zum Geisteskampf fand und sich dadurch selbst aufhob. Durch die Dreyfusaffäre erfuhr der Idealismus des Willens und der Tat, der zum besten Erbteil Frankreichs gehörte, gerade in den geistig kultiviertesten Kreisen eine Wiedergeburt."

Der Einleitung folgen scharf geschliffene Charakteristiken von André Gide, Romain Rolland, Paul Claudel, André Suarès und Charles Péguy, die in ihrer Gesamtheit das Gründlichste und Schönste darstellen, was über das junge Frankreich geschrieben worden ist. Leider entspricht die Ausstattung dem Inhalt nicht. Papier und Umschlag sind so minderwertig, daß das Gewand dieses bedeutenden Buches keine Werbekraft besitzt.

Berlin. *Otto Grautoff.*

Peter Dörfler, Der Roßbub. Erzählung. *Kempten-München, Jos. Köselsche Buchhandlung.* 336 Seiten. Geh. 5 M., geb. 6 M.

Der Wunsch, daß Peter Dörfler mit einer neuen Erzählung wieder einmal in die Gegenwart greifen möchte, ist noch nicht in Erfüllung gegangen. Die Geschichte des Roßbuben spielt im 18. Jahrhundert; die Figuren gehen im Kostüm — übrigens sitzt dieses Kostüm gut und man wird auch nicht durch antiquarische Absichtlichkeiten verstimmt — und der Leser muß sich für das, was an Unmittelbarkeit des Menschlichen durch diese zeitliche Verschiebung verloren geht, durch die Naturschilderungen entschädigen lassen, die sehr lebendig-heimatlich sind. Die Landschaft am Lech hat noch nicht viele Schilderer in der deutschen Literatur; Dörfler beschreibt sie so liebevoll-anschaulich, daß man glauben kann in einem der Ansichten-Bücher deutscher Landschaftsbilder zu blättern, mit denen wir gerade in den letzten Jahren vor dem Krieg vielfach bedacht wurden. M. B.

Gustav Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. 1. Teil: Die althochdeutsche Literatur (= Handbuch des deutschen Unterrichts... VI, 1). *München, Oskar Beck*, 1918. — X, 471 S. 18 M.

Zu einer Gesamtdarstellung der älteren deutschen Literaturgeschichte dürfte unter den lebenden Germanisten kaum einer so befähigt und gerüstet sein wie Gustav Ehrismann. Vereint er doch gründliche philologische Methode und umfassende Sachkenntnis mit reicher pädagogischer Erfahrung und vor allem mit jener Weite und Tiefe des Blicks, die allein die Entwicklung unseres älteren Schrifttums aus dem Zusammenwirken innerer Triebkräfte und äußerer Anregungen zu erklären vermag. Durch zahlreiche Vorarbeiten hat Ehrismann erwiesen, wie es ihm vor allem darum zu tun ist, in den geistigen Gehalt der älteren Literaturdenkmäler einzudringen und die stete Wechselwirkung zwischen der mittelalterlichen Weltanschauung und der Literaturentwicklung festzustellen. Der vorliegende erste Band seiner trefflichen zusammenfassenden Darstellung kann freilich nicht gleich auf die großen geistesgeschichtlichen Fragen losgehen. Aus der ältesten Zeit unserer Kulturentwicklung ist uns jedes Stück schriftlicher Überlieferung heilig, und Ehrismann gibt dem Leser alle philologischen Hilfsmittel an die Hand, um sie nicht bloß nach der inhaltlichen, sondern auch nach der sprachlich-mundartlichen, textkritischen und formal-metrischen Seite gründlich zu studieren. Natürlich ist es ihm so wenig möglich wie irgendeinem andern, eine innerlich zusammenhängende Geschichte der ältesten volkstümlich-heidnischen Dichtung zu geben, dafür fließen die Quellen gar zu ärmlich. Was sie allenfalls hergeben, ist treulich gebucht und gewissenhaft erläutert. Sobald wir uns dagegen der auf christlicher Grundlage erwachsenen Literatur nähern, gewinnt auch die Geschichtserzählung an innerem Zusammenhange und verfolgt ohne Voreingenommenheit irgendwelcher Art die Entwicklung bis hin zu den auf deutschem Boden erwachsenen Versuchen eigner religiöser Dichtung in althochdeutscher und lateinischer Sprache. Mit der weltlich-wissenschaftlichen und Unterhaltungsliteratur der Ottonenzeit schließt die Darstellung vorläufig ab. Wir sehen mit gespannter Erwartung ihrer Fortsetzung entgegen, von der uns Ehrismanns treffliche Aufsätze über die Weltanschauung Hartmanns von Aue und Wolframs von Eschenbach und seine letzte Arbeit

Digitized by Google

über „die Grundlagen des ritterlichen Tugendsystems" (in der „Zeitschrift für deutsches Altertum", Bd. 56) besonders viel erwarten lassen.

Robert Petsch.

Die Erhebung. Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung. Herausgegeben von Alfred Wolfenstein. *Berlin, S. Fischer* [1919]. VIII, 423 Seiten.

Nie war eine künstlerische Bewegung so reich an Programmschriften, Auslesen, Jahrbüchern wie jetzt der Expressionismus. Äußerlich wird dadurch der Schein erweckt, als handle es sich um ein von immer neuen Scharen verkündetes Bekenntnis; sieht man aber näher zu, so entdeckt man auf den verschiedenen Bühnen stets die gleichen Hauptakteure, im Hintergrund eine kleine wechselnde Schar von Trabanten als Chor.

So steht es auch mit dem neuen, von Wolfenstein herausgegebenen Jahrbuch „Die Erhebung". Werfel, Becher, Ehrenstein, Loerke, Rilke (wie kommt Saul unter die Propheten?), Zech, Kornfeld, Däubler, Neuman, Blümel, Unruh, Kornfeld mit einer ganzen fünfaktigen Tragödie und noch eine Menge anderer Dichter stellen das Schaffen vor Augen, gegliedert nach den drei Hauptgattungen. Ein vierter Teil bringt „Aufrufe und Wertungen" von Wolfenstein, Holitscher, Burschell, Landauer, Kurella, Hausenstein, Picard, Flake, Kayser, Matthias, Hiller, Döblin, Pinthus, lauter Umkreisungen eines seelischen Mittelpunkts, der das Neuwerden als einzige Aufgabe fühlt. Wie es auf Seite 347 für den Künstler des Wortes von Otto Flake ausgesprochen wird: „Wer von uns, vorausgesetzt, daß er etwas kann, vermag nicht wie Goethe zu schreiben? Wir legen keinen Wert darauf. Darum sind wir daran, unsere Sprache zum dritten Mal seit Luther und Goethe umzuprägen. Härter, kürzer, eigenwilliger will sie werden, aber immer bleibe sie klar. Nur, ‚Klarheit' das ist so ein Begriff wie Gut und Böse einzig dem Bürger unzweifelhaft. So stark packt uns die Lust, neu zu schreiben, daß einige zunächst abstrus die Worte und Satzgebilde umstellen, um dem alten Rhythmus zu entgehen. Nun, das sind Symptome des Schöpferischen, aber es sind zu viele Mitläufer, die nur verworren wirken."

Solches Zielsetzen und Erkennen wirkt auf jeden Fall erfreulich, mag man es auch nicht, wie Flake, für gewiß halten, daß heute jeder, der etwas kann, wie Goethe zu schreiben vermag. Aber darüber hinaus streben diese Künder neuer Tafeln zur Auflösung aller Realität in chaotisches Wogen einer atomisierten, zerfließenden und zu neuartigen Gebilden zusammenrinnenden Subjektivität. Diese Subjektivität wird vielfach mit der Idee gleichgesetzt, indem sie — nicht etwa das Fichtesche absolute Ich — zum Weltschöpfer erhöht wird. Der Ruf „Los von Gott!" ertönt in einer Rede Döblins, die unter Schleiermachers Reden über die Religion eingereiht werden könnte.

Gleich dem alten Gott wird auch alles andere alte, d. h. alles in der Realität Gegebene, verworfen — und letzten Endes auch der Mensch dieser Zeit, der das Neue will. Denn nicht *eine* Revolution soll kommen, sondern eine unabsehbare Folge von Revolutionen, die ihre Vorgängerinnen jedesmal überwinden werden.

Lassen wir die politische, wirtschaftliche, philosophische Kritik dieser Lehre beiseite und fassen wir nur ihre Anwendung auf die Kunst ins Auge. Da tönt uns aus allem, was die Bildner und die Dichter wollen, ein mutiges „Vorwärts zur Natur!" entgegen. Nicht wie Rousseau zurück zu dem Primitiven, sondern hinauf zum Primären, zum schaffenden Seelenlaut streben sie. Nicht das Geschaffene, sondern das Werdende soll dargestellt werden. Eine Form ist zu suchen, die, vor den Kategorien Raum und Zeit liegend, „Gestaltung — Umgestaltung, Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung" abschildert. Also sind alle festen Formelemente — umschriebene Gestalt, bedeutunggesättigtes Wort und vollends syntaktisch verbundene Satzteile — zu verwerfen als unadäquate Ausdrucksmittel, erst recht jede psychologische Zergliederung, alle aus dem Intellekt stammende Kausalität. Was bleibt da noch erlaubt als Gegenstand und Form? Reflexlaute in Farben und Tönen, aber ohne die auslösenden, durch die Sinne empfangenen Eindrücke. Diese Laute können ohne solche Beihilfe nur genau gleichgestimmte Saiten in anderen Naturen zum Erklingen veranlassen; Seelen mit anderer Schwingungszahl bleiben stumm.

Der Dichter kann nun freilich die ungeformte Form nicht erreichen. Sobald er über Nachahmung von Naturlauten hinausgreift, sobald er etwas Vorgestelltes, etwas konkret gefühltes wiedergeben will, muß er zum Worte greifen, also zu dem festgewordenen Buchstabenkomplex. Er kann einzelnen Worten ihren alten Sinn ganz oder zum Teil nehmen, er kann ihre Folge ändern, er kann an Stelle des grammatikalischen Satzes den ekstatischen Schrei herrschen lassen, — mit alledem gelangt er immer nur zu einer Negation der alten Poetik (einschließlich der rhythmischen und metrischen Regeln), aber was der Expressionismus erreichen will, bleibt für den Dichter nur annäherungsweise erreichbar. Und zwar so, daß er diese Annäherung Schritt für Schritt mit den schwersten Opfern zu erkaufen hat. Spracherneuerung, jedem Künstler des Wortes notwendig, um sein reicheres Innenleben abprägen zu können, wird zur Sprachverarmung; Kühnheit des Satzbaus, ebenfalls unentbehrliches Anschauungsmittel aller ekstatischen Schreiber, wird zum kindischen, mit Müh' und Pein erzwungenen Verschieben der Satzteile; rhythmische Freiheit, selbstverständliches Recht des von innerem Tönen bedingten

Digitized by Google

Schaffens, entartet zur unmelodischen, zerhackten, überdehnten Taktreihe.

Alles das gilt von den Mitläufern ohne Einschränkung, von den selbständig in künstlerisches Neuland vordringenden Talenten überall, wo ihr Schaffen ihrem Wollen dienstbar wird. *Denn dieses Wollen ist intellektualistisch, antikünstlerisch.* Darin liegt die große Antinomie des Expressionismus: er ist Gehirngeburt und will das gehirngeborene Schaffen ausrotten, er haßt alle Kausalität und sucht mit jedem seiner Werke eine Theorie zu beweisen. Dieser innere und äußere Widerspruch erzeugt alle die Programmschriften, Auslesen, Jahrbücher, zu denen auch die „Erhebung" Wolfensteins zählt. Sie empfinden vor dem Intellekt Grausen und Ekel, sie erkennen ihn als die Ursache des Elends unserer Zeit, und sie wollen ihm mit Hilfe der Ekstasen entrinnen. Das Aufgepeitschte und Überstiegene, das tief Unwahre dieser neuen Kunst, ihre Tendenz zur Mystik und zur Idealphilosophie (ohne doch diesen beiden wirklich nahezukommen) sind Symptome dafür, daß diese Revolution in der Tat nur eine Übergangserscheinung, kein Abschluß ist, aber nicht auf dem Anstieg zum Neuen, sondern nur ein Symptom mehr von dem krampfhaften Verzucken einer überalterten Zivilisation und ihrer Kunst. G. W.

Gustave Flaubert, Die Sage von Sankt Julian dem Gastfreien. Deutsch von Else von Hollander, mit Original-Lithographien von Max Kaus. *Weimar, Gustav Kiepenheuer*, 1918. Geh. 8 M., geb. 10 M., Vorzugsausgabe 100 M.

Die Legende Flauberts gleicht einem Kelch, der in reich ornamentierter Goldschale einen Trank von geheimnisvoller Kraft birgt. Der Dichter formte das Rankenwerk der Fassung mit dem Aufgebot seltener Ziselierkunst und vergaß darüber fast den mystischen Inhalt, wie der Schlußabschnitt durch seine magere Kürze bezeugt. Dem heutigen Leser und dem Künstler zumal wird dieser mystische Inhalt der Erzählung weit wertvoller, und so entsteht zwischen der ursprünglichen Absicht und der Wirkung jener Unterschied, der sich bei jedem älteren Kunstwerk, oft bis zur Umdeutung ins Gegenteil, einstellt. Jede Illustration wird dafür zum Zeugen. Hätte ein älterer Franzose, etwa Rochegrosse, die Legende Flauberts in seiner Sprache wiedergegeben, so würde er wohl den Beifall des Dichters gefunden haben. Sicher hätte dieser jedoch die Bilder zurückgewiesen, die vor kurzem in den Drucken der Marées-Gesellschaft Max Unold lieferte, und ebenso die nun von Max Kaus zu dem vorliegenden schönen Druck beigesteuerten. Unolds primitive Holzschnitte suchen der von ihm erfühlten naiven Gläubigkeit nahezukommen; Kaus deutet die Dichtung mit den Hilfen heutiger Kunst ins Expressionistische. Das gelingt für viele wichtige Stellen, aber nicht für das Ganze, und Unold sowohl wie Kaus tun dem Realisten Flaubert Gewalt an. Gegen den Wert ihrer zeichnerischen Begleitmusik soll damit nichts gesagt werden. Es mangelt den Kausschen Bildern nicht an eindrücklicher Kraft, und Urgefühle kommen darin zu ihrem Rechte. Nur daß alles andere unter den Tisch fällt, daß von der hochgemuten, lieblichen, grausamen Note nichts hörbar wird, muß doch festgestellt werden. Indessen wollen ja die, die heute das große Wort führen, von allen solchen Differenzierungen nichts mehr wissen. Das schöne und wohlfeile Buch wird ihnen besonders zusagen; spätere Geschlechter werden Flauberts Legende mit anderen Augen lesen und dann schwerlich mehr mit diesen Bildern etwas anzufangen wissen. G. W.

John Freeman, Michel. *Leipzig, Kurt Wolff*, 1918. 355 Seiten. Geh. 7 M., geb. 7,50 M.

Michel ist der Sohn eines alten ehrlichen Seemanns in dem Dorf Piepenpottenpannenport, welches wohl an der Waterkante liegt. Michel will bis ans Ende der Welt gehen, weil ihm seine brave Deern Grete den Abschiedsbrief geschrieben hat. Er kommt zunächst nach Berlin, wo er sich mit Recht über den Gestank der vielen „Pestwagen" wundert, denn die Handlung geht noch in der schönen Zeit vor 1914 vor sich; auch hat er sonst allerhand wunderliche Erlebnisse, bei denen der Leser sehr lachen muß. Zum Beispiel in der Eisenbahn sitzt ihm eine Dame gegenüber: „Das Weib, Bruder, hatte eine goldene Stange ans Gesicht gelegt. Daran saßen zwei Gläser, die hielt sie vor die Augen. Mir scheint, das soll als eine Brille gelten. Ein gar handlich Gerät." Oder Michel hält den Portier vor einem Großstadtcafé für einen Fürsten, weil er so prächtig angezogen ist. Oder er hört zu, wie sich zwei aufgetakelte Weiber über die Sommerreisen ihrer Männer unterhalten; der eine hat die Inseln Pathos und Taxus besucht und befindet sich im Ironischen Meerbusen; der andere fährt eben von Schottland nach den Inseln, die im Norden des Landes liegen „den He, He . . . es ist etwas mit iden" „Ach du meinst die Hämorrhoiden." Michel macht auch einen Besuch bei Wilhelm II. im Schloß in Berlin, und dieser hat den Sinn für die Freemanschen Humore, der dem Rezensenten fehlt, und befiehlt, daß das nächste Mal statt Houston Stewart Chamberlains Grundlagen der „Michel" von John Freeman an sämtliche preußische Schulbibliotheken erteilt wird — oder irre ich mich darin? Mein „Bregenkasten", um mich auf piepenpottenpannenportisch auszudrücken, ist seit dem Lachkrampf, in den mich der köstliche Witz über die Inseln nördlich von Schottland versetzt hat, nicht mehr recht im Stand.

M. B.

Digitized by Google

Alfred H. Fried, Mein Kriegs-Tagebuch. Band I: Das erste Kriegsjahr. *Zürich, Max Rascher Verlag A.-G.*, 1918. XXIV u. 472 S. Geh. 11,50 M.

Die Versuchung, ein solches Tagebuch auf Grund der Erfahrungen von drei Kriegsjahren zu retuschieren, war gewiß außerordentlich stark. Aber Fried hat ihr offenbar tapfer widerstanden. Wir haben es hier zweifellos mit echten und unmittelbaren Eindrücken des ersten Jahres zu tun, die kaum gesichtet, geschweige denn später zurechtgemacht sind. Das ist der große Wert des Buches, auch für den Leser, dem Frieds Gesinnung gegen seinen eigenen Glauben geht. Man muß da auch die allzu persönlichen Stellen mit in Kauf nehmen, wie etwa den Gedanken Frieds, daß es ihm gehen könnte wie es Jaurès ging — das Tagebuch ist übrigens nur selten auf diesen Ich-Ton gestimmt — oder die Aufzeichnung eines Tages besonderer seelischer Depression. Andererseits ist es schade, daß die volle Nennung der Namen aller vorkommenden Personen sich nicht durchführen ließ, an einigen Stellen ohne sichtbaren Grund. Vielleicht hat Fried seine Bekannten darum befragt, ob ihnen die Nennung nicht unerwünscht sei, und einzelne haben sie sich verbeten; aber dann hätten, meine ich, die auf sie hinweisenden Stellen ganz wegbleiben können. Der „Dr. X. Y.", der zwischen Schücking, Lammasch, Rechberg, Quidde und vielen anderen namentlich Genannten auftaucht, spielt in seiner Anonymität eine sonderbar falsche Rolle. Da wo Fried die Namen nennt, kommen einige sehr schöne Charakterbilder heraus. Quidde steht prächtig da. Die Gegner sind ja ohnedies immer voll ausgeschrieben und für manchen ist es heute wohl überraschend, wie er da niedrig gehängt ist. Harden hat in diesem ersten Jahr neben Traub und Sombart feil. Dagegen finden wir Noske als Ankläger der Rüstungsindustrie, die dem Ausland liefert, und Tirpitz als ihren Verteidiger. Man kann im Inhaltsverzeichnis die dramatis personae des Tagebuchs nach dem Alphabet aufsuchen. Ein Bedenken werde ich freilich nicht los: überschätzte Fried nicht ganz unbillig die Bedeutung der Professoren und Dichter, die er unter den Verteidigern des Krieges nennt, im deutschen Geistesleben? Ostwald, Haeckel, Fulda oder gar Ganghofer, Lissauer, Sombart sind doch ganz gewiß auch, abgesehen von ihrer unrühmlichen Beteiligung am Kriegstreiben, nicht die besten Männer unserer Wissenschaft und Dichtung gewesen! Wir werden später einmal vergleichen müssen, was Hauptmann, Dehmel, Hesse, was von den Jüngeren Unruh, Frank, Werfel, und was drüben Kipling oder Maeterlinck im Krieg geschrieben haben. M. B.

Ernst Heilborn, Die kupferne Stadt. *Berlin, Egon Fleischel & Co.*, 1918. 217 Seiten.

Die drei besten Erzählungen des kleinen Bandes, etwa die von dem Bankdirektor, der sich zur frommen jüdischen Einfachheit seiner Jugend zurückfindet, die vom verabschiedeten General, der die Gespenster seiner alten Tanten im Stiftshaus der französischen Gemeinde besucht, und die von Meister Arnold und seinem Raben — diese drei Stücke zusammen in ein Duodezbändchen genommen und mit bunten Bildern von Fritzi Löw illustriert, gäben ein literarisches Schmuckstück feinster Art. In der häufigeren Wiederholung ermüdet aber die gleiche Technik des Großstadtmärchens, die sich drei- oder viermal mit einigem Reiz gebrauchen läßt: das unmerkliche Hinübergleiten aus dem Berliner Straßenleben und aus dem menschlichsten Heute in eine unzeitliche Gespensterwelt. Den sichern Stilisten verleugnet Heilborn nie; aber gerade die beiden vorhin genannten Erzählungen, in denen mehr als Stil und Geschmack ist, lassen bei den andern Stücken im Vergleich dieses Mehr sehr vermissen und das Ganze gibt zuletzt einen bittern Nachgeschmack von Zuwenig.

M. B.

Jahrbuch der Bücherpreise. Alphabetische Zusammenstellung der wichtigsten auf den europäischen Auktionen (mit Ausschluß der englischen) verkauften Bücher mit den erzielten Preisen, bearbeitet von F. Rupp. XI. und XII. Jahrg.: 1916 und 1917. *Leipzig, O. Harrassowitz*, 1918. 8°. VIII, 430 Seiten. Geb. 18 M.

Den Büchersammlern, denen es in erster Linie dienen will, ist das jetzt zehnbändige Jahrbuch mit der Zeit zu einem unentbehrlichen Nachschlagewerk geworden. Aber auch die großen Bibliotheken und die Buchhändler können trotz aller sonstigen Hilfsmittel nicht mehr ohne das Bücherpreis-Jahrbuch auskommen. Natürlich gibt es nicht auf alle Fragen die gewünschte Auskunft. Schon bei dem, was auf den Auktionsmarkt kommt, spielt der Zufall eine große Rolle, und auch bei der Auswahl des aufzunehmenden Stoffes wird sich eine mehr oder weniger willkürliche Abgrenzung nicht vermeiden lassen. Niemand wird ja eine vollständige Liste aller verkauften alten Bücher verlangen wollen. Das Jahrbuch hat deshalb die Grundsätze der früheren Bände im ganzen festgehalten: was noch im Buchhandel zu haben ist, also im allgemeinen die Literatur nach 1850, hat keine Berücksichtigung gefunden, ebenso sind ausgesprochen kleinwertige Schriften fortgelassen worden, sowie andererseits aber auch die eigentlichen Luxusdrucke der neuesten Zeit mit ihren zum Teil unsinnigen Preissteigerungen. Der vorliegende Band bringt die wichtigeren Ergebnisse von 79 Versteigerungen der großen deutschen und einiger österreichischer,

Digitized by Google

holländischer und schwedischer Firmen. Unter den versteigerten Büchermassen finden sich die Bibliotheken bedeutender Sammler, von denen hier nur P. Schlenther, R. Zoozmann, A. Lamprecht, E. Heydenreich, K. Voll genannt sein mögen. Zu wünschen wäre es, daß der Verlag in Zukunft in noch größerem Umfang die Unterstützung der Antiquare finden möchte, ohne die er ja nichts Befriedigendes leisten kann. Mit immer größerer Erwartung wird man dann sicherlich jedem neuen Bande des Jahrbuchs entgegensehen. (Vgl. Hauptblatt S. 136ff.) *G. Kohfeldt.*

P. J. Jouve, Ihr seid Menschen. *Zürich, Max Rascher Verlag, A.-G.,* 1918. 134 S. Geh. 6 M.

Der Band enthält die Gedichte der beiden Bücher *Vous êtes des hommes* und *Poème contre le grand crime,* deren erstes 1915 noch in Frankreich erschienen ist, das zweite dann 1916 in Genf, wo Jouve unter den militanten Antimilitaristen jetzt wohnt. Die Zusammenfassung ist zu billigen; man sieht so das Wachstum des Dichters in Geist und Wort. Am Anfang stehen noch einige falsche Akzente, freilich neben Zeilen reinster, zärtlichster Schönheit; in den letzten Gedichten ist alles klar und groß. Der Gesang vom Mitleid, die Ode an Belgien, die Anrufung Tolstois sind wundervolle Dichtung; in diesen Gesängen leuchtet und glüht die Form vom inneren Feuer des starken Gefühls. Jouve ist bei aller Leidenschaftlichkeit der Anklage gegen den Krieg, gegen die Nutznießer des Krieges, niemals schwach von Haß, niemals hysterisch; seine Auflehnung ist Kraft, sie geschieht aus Liebe. So ist auch in dieser Dichtung eine Vorfreude der großen Erneuerung, die nachher kommen muß.

Jouve ist selbst Krankenpfleger in einem Seuchenlazarett gewesen. Wenn er von der Schwester spricht, die im gleichen Spital gepflegt hat und dort gestorben ist, verklärt sich sein Lied zur schlichtesten Menschlichkeit.

Die Gedichte sind von Felix Beran herausgegeben, wohl auch übersetzt. Die Übertragung freier Rhythmen aus dem Französischen ins Deutsche gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Übersetzers. Beran hat sich würdiger Einfachheit befleißigt; er hat gut getan, vor Nüchternheit und Härten sich nicht zu scheuen; sie stoßen nur den Leser ab, der nicht ergriffen ist, und für ihn ist das Buch nicht geschrieben. M. B.

Juliane Karwath, Eros. Roman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.,* 1918. 283 S. Geh. 5 M.

Die Hoffnungen, die das „schlesische Fräulein" für das Schaffen Juliane Karwaths erregt hatte, erfüllt der neue Roman nur nach einer Richtung. Jenes frühere Buch gab das Wesentliche, innere Vorgänge mit einer erfreulichen, über die gewohnte Lotung herabdringenden Vertiefung. In dieser Hinsicht ist das Können noch gewachsen. Der Kampf zweier schlesischer Adelsdamen um einen Mann läßt in selten geschaute seelische Abgründe blicken. Aber die klare Bestimmtheit und Anmut der Oberflächenzeichnung des „schlesischen Fräuleins", das Kulturgeschichtliche im besten Sinne des Wortes, fehlt diesmal fast ganz. Die Farben des Fräuleinstifts, des Grafenschlosses, der wenigen Nebengestalten muten verblichen an, die Linien der Handlung scheinen mit mühsamer Hand gezogen, dem Roman mangelt das Zwingende einer leicht sprudelnden Erfindung. Einem unbekannten Dichter müßte die Leistung zur Ehre gereichen; aber Juliane Karwath hat bereits das Recht auf hohe Ansprüche des Lesers erworben, und diese werden hier nicht völlig befriedigt. G. W.

Heinrich von Kleist, Germania an ihre Kinder, Kleists eigenhändige Niederschrift in Nachbildung herausgegeben von Georg Minde-Pouet. *Leipzig, Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei,* 1918. (Jahresgabe für 1917 in 1300 numerierten Exemplaren.)

Die erste, durch Walter Tiemann sehr geschmackvoll ausgestattete Publikation der im Titel genannten Gesellschaft erschien etwas verspätet. Sie bringt in gutem Faksimile eine bisher unbekannte Handschrift des gewaltigen Kleistschen Haßgesanges, nachdem in unserer Zeitschrift (Oktober 1907 und Januar 1917) bereits zwei andere vom Dichter selbst herrührende Fassungen in seinen Schriftzügen wiedergegeben wurden. Da außerdem noch eine vierte geschriebene und zwei gedruckte Formen des Gedichts überliefert sind, liegt es nun in sechsfacher Gestalt vor und der Herausgeber Minde-Pouet stellt eine vergleichende Untersuchung darüber in Aussicht. Vorläufig gibt er nur den Tatbestand, im Anschluß an eine in das Allgemeine hinausdeutende Einleitung, die, vom November 1917 datiert, das Pathos der ersten Kriegsjahre etwas lärmend erklingen läßt.

Im Anschluß hieran sei auch auf die Gabe hingewiesen, welche die Freunde der Deutschen Bücherei für 1918 empfingen und die von Tiemann mit gleicher Liebe eingekleidet wurde: *Aus den Briefen der Göschensammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Herausgegeben von J. Goldfriedrich.* 72 Seiten 4^0 mit 72 Faksimiles. Aus den Briefen der Autoren an den einst so fruchtbaren, neben Cotta an erster Stelle stehenden Verlag der Klassikerzeit werden stattliche Proben vorgelegt, um die Beziehung zwischen Schriftsteller und Verleger nach allen Seiten hin zu beleuchten. Wer sich mit der Geschichte des deutschen Schrifttums und Buchwesens in der genannten Zeit befaßt, wird in dieser sorgsam gewählten Briefreihe wertvolles Material finden. G. W.

Digitized by Google

August von Kotzebue, Das merkwürdigste Jahr meines Lebens. Mit einer Einleitung von Dr. Raimund Steinert. *Leipzig, Philipp Reclam jun.* 407 S.

Die Universal-Bibliothek fügt der stattlichen Reihe ihrer Neudrucke seltener deutscher Kulturdenkmäler mit diesem Bande ein nützliches neues Glied an. Die geschwätzige Erzählung einer kurzen Verbannung nach Sibirien ist noch immer lesenswert, weniger um ihres kulturgeschichtlichen Gehaltes oder um der eigentlichen Erlebnisse willen als durch die unbeabsichtigte Selbstschilderung Kotzebues mit ihrer verlogenen Sentimentalität, ihrer Eitelkeit und Flachheit. Man braucht nur dieses, übrigens recht unterhaltsame Buch zu kennen, um von dem einstigen Beherrscher unserer Bühne einen ausreichenden Begriff zu bekommen. Dem Herausgeber blieb nicht viel zu tun. Immerhin hätte er sich um die neuere Literatur über Kotzebue kümmern und z. B. die Zahl der dramatischen Werke im Anschluß an Stenger, Goethe und August von Kotzebue (Breslau 1910, S. 4 f.) richtiger als nach Bartels geben können. G. W.

Jakob Kneip, Der lebendige Gott. Erscheinungen, Wallfahrten und Wunder. *Jena, Eugen Diederichs.* 116 Seiten.

Zum erstenmal seit langen Zeiten begegnet uns hier ein modernes Gedichtbuch, das nur Legenden, Erzählungen, Anekdoten im deutschen Stile der Volksdichtung und etwa des Hans Sachs enthält. Ich habe oft genug darauf hingewiesen, daß diese Verbindung der Gegenwartskunst mit dem Wesen und Stil der Volkskunst zu erstreben sei zum Nutzen der Dichter und ihres Volkes, ohne daß ich hiermit in einseitiger Weise etwa für traditionelle Poesie eintreten wollte. Mein Gedanke war dabei auch, daß eine rein im Gemütlichen und in der Phantasie, im Empfinden und Humor des Volkes wurzelnde Dichtung das übersubjektive und intellektuelle Wesen der modernen Kunst ausgleichen, daß sie zu diesem Wesen einen in sozialer und kultureller Hinsicht heilsamen Gegensatz bilden sollte. Denn ich habe die Ueberzeugung, daß die reingeistige persönliche Kultur, wie sie etwa am radikalsten von Carl Sternheim in Dichtungen und kritischen Studien vertreten wird, durch ihren Kritizismus in Verödung und Nihilismus endet, soviel Bedeutsames und Eigenartiges sie auch bieten mag. Ich erwähne mit Absicht hierbei Carl Sternheim. Größere Gegensätze als er und Jakob Kneip sind kaum denkbar. Und durch ihr Dasein und Schaffen beweisen doch beide, an deren Begabung nicht zu zweifeln ist, daß beider Eigenart in dem universalen Geiste der Gegenwart begründet ist, daß in der Kunst beider gewisse Bedürfnisse und Ziele der Zeit zum Ausdruck kommen.

Kneip überschüttet uns nun mit einer wahrhaften Fülle legendärer Erzählungen und Phantasien, die in einem freien volkstümlichen realistisch-romantischen Stil gehalten sind. Und ich will gleich bemerken, daß sehr viel Feines und Starkes darunter ist. In breiter behaglicher Darstellung, die alle idyllischen Momente am Wege aufnimmt, die den Kleinkram in Haus und Hütte, in Scheuer und Stall, in Schule und Kirche hin und her wendet, die feierliche Prozessionen in farbigen Bildern entrollt, und in einer fesselnden Beweglichkeit in Rhythmus und Reim, in Ernst und Scherz, in Bild und Seele schildert er das dem katholischen Glauben und Heiligendienst hingegebene Leben seines heimatlichen Dorfes. Mit feinstem Realismus, gemütvoll und höchst anschaulich stellt er seine bäuerlichen Gestalten in seine Erzählungen hinein. Diese beginnen zumeist mit irgend einem rein dörflichen Motiv, in der Schenke, in der Schmiede, bei der Ernte, bei einer Geburts- oder Sterbeszene, oder es wird mit allen wundervollen Einzelheiten eine Prozession, eine Wallfahrt, eine Konfirmation geschildert; — dann aber setzt das Wunder ein, die Heiligen treten werktätig in das Leben der Menschen, von den Wänden der Kirchen, von den Brücken, oder gar der liebe Gott selbst erscheint in der Gestalt eines alten Bauern. Bei diesem Übergang des Irdischen ins Wunderbare und Göttliche zeigt nun erst der Dichter die ganze, in einem tiefen Gemüt beruhende Kraft seiner Phantasie. Nun wird ihm, der alles Menschliche, Einfache und Einfältige, Fromme und Ahnungsvolle, alles schlichte Leben und Treiben so innig erfaßte wie etwa der Märchendichter Andersen, der weitere Fortgang der Erzählung zu einer in Gefühl und Phantasie überströmenden Vision, und oft gelingt es ihm, innerlich Geschautes und Hochgestimmtes mit überwältigender Kraft zu veranschaulichen, so daß auch für den Leser in solcher zarten, tiefen und lebendigen Kunst sich ein Erlebnis von langem Nachleuchten ergibt. Er erzielt diese Wirkung durch die feine naive Mischung von Ernst und Humor, von einfältigen und bedeutsamen Momenten und durch das Überwältigende der eigenen ergriffenen Empfindung. So werden seine Erzählungen, weil sie so ganz aus schlichtem Leben und Fühlen zum Himmlischen und Überirdischem der ewigen Gefühle sich erheben, zu wahrhaften Sinnbildern des Menschlichen, zu Legenden. Ein Beispiel, aus der breiten Darstellung herausgerissen, würde nicht überzeugend wirken für eine Kunst, die soviel Wärme, soviel äußeren und inneren Glanz ausstrahlt. Wenn ich Kneip oben mit Hans Sachs verglich, so bezieht sich das nur auf gewisse Stileigentümlichkeiten. Der Überschwang, das Tiefsinnig-Mysteriöse, das freilich im reinen naiven Gefühl wurzelt, trennt diesen Dichter natürlich von dem lehrhaften, nachdenklichen Meistersänger. Wenn ich ein modernes Werk zum Vergleich heranziehen sollte, so könnten es nur etwa der „Gösta Berling"

Digitized by Google

und andere Dichtungen von Selma Lagerlöf sein. Nicht dem Stil nach. Sondern dem eigenartigen Aufschwung des Legendären, des Mysteriös-Tiefsinnigen und Gefühlsmäßigen nach. Man kann solche Kunst auch nicht etwa katholisch nennen. Der feine freie Humor, der drüber hinspielt, stellt sie ins Reinmenschliche, nicht nur das einfältig-unbegreifliche wunderbare Gefühl. Nein, solche Kunst hat einen *ewigen* Quell und ein *ewiges* Meer, wohin sie strömt: sie hat ihren Ursprung in der Güte und Anmut der menschlichen Seele, in ihrer Hingebung an das Menschlich-Übermenschliche, an das Wunderbare, in Andacht, Erhebung, Ergriffenheit. Solche Kunst ist darum befreiend und beglückend, optimistisch, fruchtbar.

Man sollte mit einem Dichter, der uns so viel Schönes geschenkt, nun schließlich nicht rechten. Und doch muß ich es tun. Klug und spärlich verteilt Selma Lagerlöf ihre feinen legendären Gestalten und Gedanken auf ihre Erzählung. Und was sie dann davon gibt, das ist immer von kostbarster Art, von überwältigender Wirkung. Ich finde, daß Kneip seine Phantasie zu sehr in breiter Fülle und kleiner Münze verausgabt hat. Manches seitenlange Gedicht hätte fehlen können, manches mutet wie Arbeit an, manches variiert schon verwendete Bilder, Gedanken und Stimmungen. Auch die Sprache ist oft zu salopp behandelt. Der Gefahr des Trivialen ist der Dichter nicht immer entgangen. Hätte er nur auserlesene und in sich ganz abgestimmte Gedichte — also etwa die Hälfte seiner Sammlung geboten —, er hätte mehr gegeben. Sein innerer Reichtum an Bildern, Erinnerungen und Einfällen verleiteten ihn dazu, sich ganz in diesen Stimmungen auszuleben. Das hatte Ausfüllungen und Kreuzungen zur Folge und leider auch gewisse handwerksmäßige, wie mit schon ermüdeter Phantasie erarbeitete Nachbildungen eigener Muster.

Dr. Hans Benzmann.

Heinrich Lilienfein, Und die Sonne verlor ihren Schein . . . Drei Erzählungen aus dem Dreißigjährigen Krieg. *Heilbronn, Eugen Salzer,* 1919. 120 S.

Diese drei Geschichten aus der Zeit schlimmsten deutschen Tiefstandes sind offenbar im Hinblick auf unser gegenwärtiges Elend geschrieben. Wie nahe die Parallele liegt, so zeigt sich doch an Lilienfeins historischen Schilderungen eine völlig andere Auswirkung und Ausgestaltung des Unglücks unter den im Laufe der Jahrhunderte gründlich umgewandelten sozialen Bedingungen. An Stelle wilder Brutalität ist heute raffinierte Quälerei getreten — auch ein Kulturfortschritt! Die düsteren Erzählungen Lilienfeins klingen doch in eine Art von Lebensbejahung aus: auch die furchtbarsten Greuel können es nicht hindern, daß die Menschen sich paaren und ihr Geschlecht fortpflanzen. Um besonders sensationelle Fälle ist es dem Dichter nicht zu tun. Er ist diesmal stärker in der Ausführung als in der Erfindung. Situationen und Motiven, wie sie ähnlich schon wiederholt dagewesen sind, werden durch darstellerische und stilistische Sorgfalt und Feinheit neue Reize abgewonnen, und die Schicksale der Personen bewegen sich durchaus im Rahmen jener Epoche, um deren künstlerische Wiedererweckung Lilenfein bemüht ist.

R. Krauß.

Mandevilles Bienenfabel. Herausgegeben von Otto Bobertag. *München, Georg Müller, 1914.* 8°. XXX, 400 Seiten. (Bibliothek der Philosophen. 15. Band). 9,50 Mark.

Bücherfreunde, denen daran liegt, das Beste und Eigenartigste aus der Literatur in ihrer Sammlung zu vereinigen, werden auf keinen Fall an Mandevilles Bienenfabel vorbeigehen können. Nicht allzu viele Schriften haben in so hohem Grade alle für den Büchersammler wertvollen Eigenschaften aufzuweisen wie dieser englische staatswissenschaftliche Essay aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Das Buch hat zunächst eine interessante Entstehungsgeschichte. Ein bis dahin wenig bekannter Schriftsteller wirft es namenlos als Flugblatt auf den Markt, es erregt Aufsehen und veranlaßt bald eine reiche Streitliteratur, an der sich viele der bedeutendsten Philosophen und Politiker beteiligen. Der Verfasser tritt mit einer erweiterten wissenschaftlichen Fassung seiner ursprünglich fast launenhaft schnell hingeworfenen Fabelschrift in den Kampf. Neue Auflagen folgen. Das Buch hat sich eine Stellung in der Literatur erobert. Dies aber nicht bloß, weil es in seiner ersten, ungewöhnlichen Einkleidung den Freunden des Kuriosen etwas zu bieten hatte, sondern weit mehr noch, weil es namentlich in seiner kommentierten Form den ernsten Denkern etwas zu sagen hatte, weil es kühn und vorurteilslos in ausdrucksvollster lebhafter Darstellungsweise mit einem zur Selbstprüfung zwingenden leichten Zug von Ironie alle die verwickelten Probleme des Einzel- und Gesamtwirkens der menschlichen Gesellschaft zu fassen und zu beleuchten verstanden hatte. Auch die Persönlichkeit des Verfassers, dieses witzigen Kopfes, der von seiner Stellung als Arzt den Fragen der Sittlichkeit und des staatlichen Lebens neue Seiten abzugewinnen wußte, war dazu angetan, seinem Buch einen besonderen Reiz zu verleihen. Kein Wunder, daß es so zu einem Werk von dauerndem Wert in der Geschichte des Schrifttums geworden ist. Da es bisher von deutschen Übersetzungen der Bienenfabel nur die selten gewordene unvollständige Ausgabe von 1818 gab, hat der Herausgeber der vorliegenden gut geschriebenen und gut ausgestatteten Bearbeitung sicherlich keine überflüssige Arbeit getan.

G. Kohfeldt.

Digitized by Google

Marcel Martinet, Die Tage des Fluches. Gedichte 1914—1916. Deutsch von Felix Beran. *Zürich, Max Rascher Verlag, A.-G.*, 1919. 132 S. Preis 6 Mark.

Martinet gehört zur gleichen Gemeinde wie Jouve (vgl. Sp. 239); auch bei ihm ist die Anrufung Tolstois, ist — merkwürdig für uns — die Widmung an Rolland, ist der Glaube an die Sühnung des Krieges durch die Revolution. Aber Martinet ist jugendlicher, lyrischer, musikalischer als Jouve, und darum noch schwerer in einer Übersetzung zu verstehen. Wenn die Grenzen wieder offen sind, werden diese Gedichte in ihrer Muttersprache durch die ganze Welt gehen. Einige von ihnen werden in den Heften der Jugend von morgen stehen, andere werden von den verbitterten Übriggebliebenen dieses Krieges gelesen werden, wie man im Elend das Buch Hiob liest; einige werden gesungen werden, wenn es in unserer müden Musik noch Frische und Helligkeit genug gibt für Verse wie die vom Ersten Tag der Helle. Es sind Gedichte in dem Buch, die man nicht wieder vergißt, Gedichte, die Ewigkeit haben. „Du gehst zum Kampf" und „Heute wie sonst" und „Zivilisten" sind solche Gedichte, die einen Tag, an dem sie wahr aus dem Blut des Sängers hervorbrechen, zum ewigen Tag machen.

M. B.

Julius Meier-Graefe, Cézanne und sein Kreis. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte. Mit 127 Tonätzungen und 15 Heliogravüren. *München, R. Piper & Co.*, 1918.

So wenig wie van Gogh und Gauguin ist Cézanne bisher eine erschöpfende monographische Darstellung geworden, die seine Stellung in der Kunst entwicklungsgeschichtlich fest umgrenzt und seiner Bedeutung gerecht wird. Vollards[1] Buch strebt dies nicht einmal an und Meier-Graefe vermag diese Lücke nicht auszufüllen. Er versucht Cézannes Art gegen die eines Manet abzugrenzen, doch steckt Meier-Graefe viel zu tief im Impressionismus, um Cézannes künstlerische Tat ihrer vollen Bedeutung nach zu werten. Er erkennt zwar, daß Cézanne nach dem „Bild" verlange, während die Impressionisten sich mit einem zufälligen Ausschnitt zufrieden geben, daß er in die Reihe „der großen Komplexe" hineingehöre, daß eine Linie von den Venezianern über Greco, Rubens, Poussin, Delacroix zu ihm führe, kommt aber über die allgemeinsten Umrisse nicht hinaus. Was erfahren wir über Cézannes Eigenart durch die Charakteristik, daß wir ihm den reinsten Begriff des Malerischen verdanken, daß „Natur und Stil bei ihm ebenso unzertrennlich zusammenhängen wie seine Tönung und seine Geometrie, Fläche und Raum"? Meier-Graefe hat sich seine Aufgabe zu leicht gemacht. Bei diesem Mystiker und Romantiker, der Vollards Bildnis nach 115 angreifenden Sitzungen abbricht, der an seinen „Badenden" zehn Jahre arbeitet, ohne ihnen die letzte Abrundung zu geben, dem eine moderne Malerei klassisch erschien, der es gelänge, Poussin nach der Natur zu wiederholen, dem sich immer wieder die ergreifende Klage entringt, daß er sich nicht verwirklicht habe, hätte es gegolten, sehr viel tiefer zu schürfen, um seine Bedeutung als Persönlichkeit und seine entwicklungsgeschichtliche Tat erschöpfend darzustellen. Auch über den Menschen Cézanne sind wir verhältnismäßig schlecht unterrichtet, die Leute, die in seinen Bannkreis geraten sind, ein Bernard, ein Vollard u. a. waren zu klein, um mehr als Cézannes Eigentümlichkeiten zu erfassen. Zolas Jugendbriefe[1] füllen eine Lücke aus, und dabei hat gerade er, der aus falscher Pietät geglaubt hat, Cézannes Briefe vernichten zu müssen, der überragenden Persönlichkeit des Malers gegenüber kläglich versagt.

Der Titel von Meier-Graefes Buch ist irreführend. Cézanne, der sich von den Impressionisten so früh losgesagt und in seine Einsamkeit in Aix eingesponnen hat, hat weder einem Kreis angehört, noch zu Lebzeiten eine Schule gebildet. Auch ist im Buche, vom Titel abgesehen, von einem „Kreis" nie die Rede. Vermißt wird ein Verzeichnis von Cézannes Gesamtwerk, es fehlt auch bei Vollard.

Der größte Reiz des Buches besteht in seinen zahlreichen Abbildungen. Sie sind zum Teil vorzüglich in der Wiedergabe, doch hätten die Klischees angesichts des Buchformates größer gewählt werden können. Weder Papier noch Ausstattung verraten etwas von den Nöten des Krieges, und der Preis von 50 Mark ist angesichts des fast schleichhändlerischen Bücherwuchers, den wir allmählich gewohnt worden sind, durchaus billig.

Rosa Schapire.

Peter Michel, Die Geschichte von der Butter. Umschlag- und Einbandzeichnung von Karl Arnold. *München, Albert Langen.* 338 Seiten. Geh. 6 M., geb. 8 M.

Die Zeit, in der man Hungern und Hamstern noch mit Humor besehen konnte, ist ja eigentlich vorbei; aber es werden doch viele Leser ein Vergnügen an der Geschichte von der Butter haben. Es ist die Butter des Bezirksamts Allerstadt, eines landwirtschaftlich gesegneten Kreises mit einem kleinen Landstädtchen und vielen Dörfern, gut und schlecht gehenden, zusammen rund 40000 Hühnern und 10000 Kühen, von der die Geschichte handelt. Nach der hübschen Vorrede, die jeder Studiosus und auch mancher Professor der Geschichte mit Nutzen lesen und überdenken mag, und vor der

1 Ambroise Vollard: Paul Cézanne. Paris 1915.

1 Emile Zola: Briefe an Freunde. Leipzig 1918.

Digitized by Google

hoffentlich auch nicht allzuviele Romanleser sich im üblichen Vorurteil fürchten werden, beginnt die Erzählung sehr passend mit dem Herrn Bezirksamtsassessor selbst, wie er die Lieferpflicht des Bezirks für den Kommunalverband errechnet und sich in seinem Bürokratenverstand die glatte Abwicklung dieses Regierungsgeschäftes vorstellt. Aber es kommt anders; der Assessor sieht sich genötigt, selbst ein wirkliches Dorf zu visitieren, um hinter die Differenz zwischen den drei Pfund Butter der Bergbäuerin und ihren acht Kühen zu kommen. So macht der Leser die Bekanntschaft der Jedendorfer Bauern, lernt Jedendorf in der Au, das rationelle Musterdorf, und Jedendorf am Wald, das alte Original, voneinander trennen, macht die Versammlung der „Haushaltungsvorstände" mit, denen der Assessor ins Gewissen redet, während seine Mutter im Dorf herumgeht und sich einiges vom nicht Abgelieferten in ihren Rucksack sammelt, und wird gut Freund mit den großen Bäuerinnen, dem Pfarrer, dem Stumpfenmärte und dem Flurheimer, der Bärenalberts Lene und der Appelin. Jeder bekommt sein Teil ab, Handelsleute und Bauern, Lehrer und Schreiber, Politiker und Soldaten, aber der Schimpf ist nirgends bösartig; ich weiß wenig Bücher, die man so im besten Sinn gutmütig nennen und deshalb aufrichtig empfehlen kann wie dieses. Zugleich ist es ein erfreuliches Beispiel dafür, wie vortrefflich sich Gutmütigkeit mit Klugheit und Klarheit des Verstandes paart.

M. B.

Curt Moreck, Der Bürger von Brügge und seine zwei Frauen. Mit vier Zeichnungen von Hans Wildermann. (4. Sonderheft der Rheinischen Dichtung in Flugblättern.) *Köln, Salm-Verlag*, 1919. 3 Mark.

Die von Carl Salm, dem Dichter-Verleger, herausgegebenen Flugblätter geben von dem neuen Schaffen Rheinlands und Westfalens bezeichnende Proben, die auch durch ihre typographisch gute Form Dank verdienen. Eine besonders schöne Leistung bedeutet der Druck der Dichtung Morecks, die dem alten Motiv vom Grafen von Gleichen eine neue Seite abgewinnt, mehr aber noch die Seligkeit der wandernden Liebenden zum Klingen bringt, seltsam, und nach meinem Empfinden nicht zum Vorteil, aus der Prosa in den Reimvers hinübergleitend. Um so stilreiner muten die Zeichnungen Wildermanns an; sie erinnern an die Frühzeit der italienischen Buchkunst, ohne dabei absichtlich zu archaisieren. Hier wie dort ist es die reine Linie, die edle Einfachheit des Ausdrucks, die den Gedanken an klassische Kunst weckt. Schon um dieser überaus köstlichen vier Bilder willen sollte der Bücherfreund das wohlfeile Werkchen seiner Sammlung einverleiben.

G. W.

Christian Morgenstern, Stufen. Eine Entwickelung in Aphorismen und Tagebuch-Notizen. *München, R. Piper & Co.*, 1918. 8°. 276 S. 5 M., geb. 7 M.

Man kann in wenigen Zeilen keine Vorstellung von dem Reichtum und der Eigenart der Morgensternschen Aphorismen über Natur, Kunst, Literatur, Ethik, Politik, Religion erwecken. Sicher ist es, daß sie nicht bloß für sich genommen gehalt- und wertvoll sind; ihr Hauptreiz liegt vielleicht erst darin, daß sie von dem geistigen Werdegang eines so eigenen Menschen, wie es ihr Urheber ist, ein Abbild geben. Wer Morgenstern nur als den Palmströmdichter, als den kapriziösen Gedanken- und Wort-Jongleur gekannt hat, wird erfreut sein, in dem Nachlaßbuch jetzt eine Anschauung von dem ganzen Mann und Denker, der doch viel mehr ist als ein bloßer Wortkünstler, zu bekommen. Genährt hauptsächlich von den Gedanken Schopenhauers, Nietzsches, Lagardes und später von der Theosophie R. Steiners, ist Morgenstern von früh an als ein Schauender des Ewigen im Gewirr der Dinge, als gottgewisser Mystiker seinen Lebensweg gegangen. Kaum zum Jüngling herangewachsen, vertieft er sich mit beispielloser Selbsthingabe in die Vorstellung des Alls und der Unendlichkeit. Er versenkt sich, wie er erzählt, in das „rein Bildmäßige des Sternenhimmels und seine Wirklichkeit" in dem Grade, daß er das Gefühl hat, wenn er noch eine „Sekunde länger in dieser Erdabwesenheit" verweilt hätte, wäre „sein Gehirn auf immer verloren gewesen". Solche Stimmungen wiederholen sich auch später. Er sitzt im Kaffeehaus, sieht die kommenden und gehenden Menschen, sieht das Menschengetriebe durch das Fenster „wie das Fischgewimmel hinter der Glaswand eines großen Behälters" und lebt dabei ganz in der Vorstellung des indischen Weisen: das alles bist Du! Die Art seines Schauens — auch auf seinen vielen weiten Reisen — ist es, „die Dinge gleichsam in sich hineinzuziehen". So ist er trotz der etwas kränklich-müden Haltung seines äußeren Menschen nicht passiv. „Als ob Schauen nicht Schaffen wäre", wendet er gegen Schopenhauers Auffassung der Kontemplation ein. Die Wissenschaft schätzt er nicht hoch ein. „Ich kenne nichts Untergeordneteres, sagt er, als den Menschen, dem Wissenschaft irgend etwas *erklärt*. Der Wissenschaft nicht bloß als eine gewaltige und fruchtbare Übung des Menschengeistes betrachtet". Unter dem Gesichtswinkel des Ewigen faßt er alle menschlichen Dinge; die Einzelschuld, die ihm Gesamtschuld ist, das Böse und das Törichte, in dem er ebenso wie im Guten einen Teil des Göttlichen erblickt, das Wesentliche, das in gewissem Sinne unwesentlich, und das Unwesentliche, das wesentlich ist. — Aus dem ganzen Bekenntnisbuch Morgensterns, ebenso wie aus dem beigegebenen sympathischen Porträt, erhält man den Eindruck, daß in dem Frühverstorbenen ein warmherziger,

Digitized by Google

liebenswürdiger Mensch dahingegangen ist, der in den letzten schweren Kriegsjahren gelitten haben muß wie ein „flatternder Vogel im Treibhaus".

G. Kohfeldt.

Eduard Mörike, Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen. Des Dichters Wispeliaden unter Abbildung von Handschriften und Zeichnungen herausgegeben von Walther Eggert-Windegg. *Stuttgart, Strecker & Schröder,* 1919. 105 S.

Als der junge Mörike im Verein mit seinem Freunde Ludwig Bauer das Phantasieland Orplid geschaffen hat, da hat er es nicht nur mit allerlei irdischen und überirdischen Wesen romantischen Charakters bevölkert, sondern auch etwelche realistische Alltagsgesellen darunter gemischt — die Rüpel im Sinne des Shakespeareschen Dramas. Der vornehmste ist der wichtigtuerische Barbier Wispel, der sich mit seinen berühmten Kollegen von Sevilla und Bagdad messen kann. Dieser Wispel hat nun aber in Mörikes Phantasieleben eine bedeutendere Rolle gespielt als in seinen Dichtungen. Er hat mit ihm und ähnlichen frei erfundenen Figuren innige Gemeinschaft gehalten und sich förmlich in sie hineingelebt. Hat ihnen nicht nur eine besondere Sprache und Ausdrucksweise zugewiesen, sondern mit Hilfe seines mimischen Talents sie auch in leibhaftige Erscheinung treten lassen. Solche Vorführungen im vertrauten Kreise gehörten zu den Höhepunkten dessen, was Mörike zu bieten hatte. Eben darum ist aber auch das, was sich von „Wispel und seinen Gesellen" auf die Nachwelt gerettet hat, rein fragmentarischer Natur. Es sind außer ein paar Briefen und Briefstellen die entsprechenden Szenen aus dem in den „Maler Nolten" eingefügten phantasmagorischen Zwischenspiel „Der letzte König von Orplid", ferner ein humoristischer Reisebericht, der sich im Nachlaß des Dichters vorgefunden hat, und drittens eine „Sommersprossen" betitelte kleine Sammlung von ulkhaften Gedichten, die Mörike Wispel in den Mund gelegt hat. Denn der Barbier hat sich auch auf den Schöngeist aufgespielt und in dieser Eigenschaft den Namen eines „Professor Sicheré" usurpiert. Neu sind vom ganzen literarischen Inhalt des Büchleins nur ein paar Kleinigkeiten. Das Stück aus dem Nolten ist ja ohne weiteres zugänglich, aber auch der Reisebericht und die „Sommersprossen" stehen bereits in den Gesamtausgaben. Doch es kam dem Herausgeber nur darauf an, die Wispeliaden zusammenzustellen und gewissermaßen zu isolieren. Und der dazu notwendige verbindende und erläuternde Text ist ihm wohlgelungen. Überdies hat er etwas ganz Besonderes durch vollständige Faksimile-Wiedergabe der Sommersprossen-Handschrift nebst der Mörikeschen Zeichnung zur Ballade „Der Sträfling" zu bieten vermocht. Der Dichter hat seine ganze außerordentliche Schönschreibekunst zu Hilfe gerufen, um das Manuskript kunstvoll und zugleich eigenartig in Wispels Charakter zu gestalten. Und das tritt nun in getreuer Nachbildung vor die Augen des Beschauers. Endlich ist noch als „Anhang" der bekannte Hutzelmännlein-Brief faksimiliert, wie übrigens auch schon in meinem Buche „Eduard Mörike als Gelegenheitsdichter" (Stuttgart 1895), zu dem die Wispeliaden in mancher Hinsicht als Seitenstück gelten können.

Eine würdige und reizvolle Ausstattung war für diese kleine Schrift unerläßlich, und diese Bedingung ist von dem Verlage in jedem Sinne erfüllt worden. Es ist schon ein Vergnügen, das Bändchen in die Hand zu nehmen und darin zu blättern. Offenbar um ihm voll das künstlerische Gepräge zu wahren, hat Eggert-Windegg auf jeglichen wissenschaftlichen Apparat verzichtet. Indessen ist er in dieser Entsagung doch ein wenig zu weit gegangen. Was schon früher veröffentlicht worden ist und an welcher Stelle, hätte immerhin angegeben werden dürfen. Und ebenso, daß das Stück aus dem Schattenspiel dem Urnolten und nicht der weit mehr verbreiteten zweiten Fassung des Romans entnommen ist. Doch das alles kümmert ja die *große* Mörike-Gemeinde wenig, und ihr ist das Büchlein gewidmet, dem der verdiente Erfolg nicht fehlen wird.

Rudolf Krauß.

Helene von Mühlau, Sylvester Dinglein und seine Eltern. Roman. *Berlin, Egon Fleischel & Co.* 238 Seiten. Geh. 3,50 M.

Weshalb sollte man nicht auch ein Buch dafür loben, daß es gutherzig ist? In unserer Zeit zumal, wo die Mode der „Aktion" eher das Gegenteil von Seelenzuschnitt vorschreibt! Die meisten Kriegsromane waren ja so schlecht, daß man sich fragen konnte, ob sie nicht noch greulicher seien als der Krieg selbst. Die Geschichte des Sylvester Dinglein dagegen ist so gut und freundlich, und dabei doch gar nicht ganz unwahrscheinlich, daß man eher zweifelt, ob der Krieg nicht doch auch seine guten Seiten gehabt haben mag. Der Held der Geschichte ist der Sohn eines vortrefflichen, ebenso bescheidenen wie tüchtigen Fabrikanten im Osten von Berlin und seiner Frau Gemahlin, die gesellschaftliche Velleitäten nach westlicher Richtung hat, im Lauf der Handlung aber zur Einkehr gebracht wird (das ist psychologisch recht hübsch gemacht). Der Sohn hält es zuerst mit der Mutter: sie wollen den Alten dazu bringen, daß er die Fabrik verkauft und nach Wiesbaden oder so wo hin zieht. Eine schwere Verwundung und die Liebe zur Tochter des Prokuristen wirken aber auch in dem Jungen Wunder, und als der Vater eben das Opfer bringen und sich zur Ruhe setzen will, sind Mutter und Sohn so weit, daß sie es gar nicht mehr wollen; es soll wacker weiter gearbeitet werden. Helene von Mühlau hat uns schon manchen Roman

Digitized by Google

der Verklärung unangenehmer Zeitläufte beschert; hoffentlich führt sie ihr guter Humor und ihr Vertrauen zum guten Grund der menschlichen Art auch glücklich literarisch durch die Revolution in den Volksstaat hinein. In der Fabrik des alten Herrn Dinglein ist gewiß kein Spartakistenherd, der die Fortsetzung der Familiengeschichte verderben könnte. M. B.

Josef Nadler, Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. III. Band. *Regensburg, Josef Habbel*, 1918. XXIV, 378 Seiten. Geb. 10 Mark.

Je weiter das große Werk Nadlers vorschreitet, um so klarer treten die Aussichten in das Bereich unserer Dichtung hervor, die von dem Standpunkt des Verfassers zu gewinnen sind. Gleich das erste Kapitel dieses dritten Bandes gibt in der Schilderung des bayrisch-österreichischen Literaturlebens eine Reihe von ausgezeichneten, so niemals zuvor gezeichneten Bildern, die namentlich die Theatergeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts bereichern. Aber dann, im zweiten Kapitel, kommt auch die Schwäche dieser Betrachtungsart zur ebenso deutlichen Erkenntnis. Wo keine ausgeprägte Stammesart als Nährboden einer politischen oder gesellschaftlichen Gemeinschaft dient, wo ferner überragende Persönlichkeiten in ein anderes Erdreich verpflanzt werden, da muß gewaltsame Konstruktion und Einrenken des Widerstrebenden dem Prinzip sein angemaßtes Recht verschaffen. Auf dem Boden Weimars entziehen sich der Schwabe Wieland und der Ostpreuße Herder, der Rheinfranke Goethe und der Alemanne Schiller dem Gefüge der landschaftlichen Literaturgeschichte, nicht minder die Romantiker, denen mit der Teilung nach Heimatprovinzen kein guter Dienst erwiesen wird. Aber das schließt nicht aus, auch in diesen Partien die Fülle des selbständig Gefundenen, des scharf Gedachten und farbig Geschilderten anzuerkennen. Das große Werk wird vielleicht nicht so breit wirken, wie es verdiente, aber um so tiefer auf alle, die ein mutiges, mit starker Kraft durchgeführtes wissenschaftliches Unternehmen zu schätzen wissen. G. W.

Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. Herausgegeben für die „Niederdeutsche Vereinigung" von *Richard Hermes*. 3. Jahrgang. 1919. *Richard Hermes Verlag, Hamburg.* 170 S. 2,50 M.

Dieser erweiterte Verlagskatalog des Hermes-Verlages zeigt alle Vorzüge und Schwächen der „Niederdeutschen Bücherei", deren Bände hier wiederholt besprochen worden sind. Anzuerkennen und zu begrüßen ist die Pflege des Plattdeutschen, besonders der volkstümlichen Dialektdichtung. Aber die Liebe zur niederdeutschen Heimat führt leider bei dem Verleger und seinen Helfern zur kritiklosen Aufnahme zahlreicher Machwerke, die unter ihrem niederdeutschen, oft genug recht schäbigen Mäntelchen schlimme Dilettantenware in die Bücherreihe des Verlages einschmuggeln. Damit wird der Förderung des Erbes Reuters und Groths nur geschadet, und der hochdeutsche Leser bekommt auf diese Weise leicht ein falsches Urteil vom Umfang und Wert der plattdeutschen Literatur. Auch im Jahrbuch hätte H. K. A. Krüger bei seinem Rückblick und Ausblick über diese Literatur manches Unbedeutende über Bord werfen können und dafür ausführlicher bei einem Gorch Fock oder Hermann Claudius verweilen dürfen, auch wenn beide nicht mit ihren Hauptwerken im Hermes-Verlag vertreten sind. Neben der Literatur behandeln kurze Aufsätze Rechtschreibung, Malerei, sassischen Gottesdienst; sehr ausführlich sind die biographischen Nachrichten der Abschnitte „Unsere Jubilare" und „Von unseren Toten" mit nicht immer geschmackvollen kritischen Bemerkungen („seitdem schwollen der Geschichten Flut auf Fluten" bei Luise Westkirch); schließlich zeigt eine Zusammenstellung der „Niederdeutschen Vereine und Zeitschriften" das rege Leben der über das ganze Reich verbreiteten Reuter-Klubs und ähnlicher Gemeinden. Am erfreulichsten und aufschlußreichsten sind die eingestreuten Proben niederdeutscher Dichtung, die in künftigen Jahrbüchern wohl noch zahlreicher erscheinen könnten.

F. M.

Die neue Reihe: Alfred Lemm, Mord. Band I: Erzählungen. 75 S. Band II: Versuche. 87 S. — *Alfred Wolfenstein*, Der Lebendige. Novellen. 50 S. — *Richard Hülsenbeck*, Verwandlungen. Poesie. 54 S. — *Iwan Goll*, Torso, Stanzen und Dithyramben. — *Hermann Kasack*, Der Mensch. Gedichte. 69 S. — *Gottfried Kölwel*, Erhebung. Gedichte. 58 S. — *Kurt Heynicke*, Gottes Geigen. Gedichte. 45 S. — *Henriette Hardenberg*, Neigungen. Gedichte. 46 S. — *Rudolf Leonhard*, Beate und der große Pan. Roman. — *Heinrich Eduard Jacob*, Das Geschenk der schönen Erde. Idyllen. 69 S. — *Arnold Zweig*, Bennarone. Erzählung. 58 Seiten. *München-Pasing, Roland-Verlag.* Jeder Band kart. 2,50 M., geb. 3,50 M.

Diese Sammlung des Roland-Verlages bringt einen Ausschnitt aus dem jungen Werden. Kühnheit und ungehemmte Spannkraft der Erzeugungen bindet die Reihe. Es soll hier nicht gewertet werden, ob dieser oder jener ihrer Autoren eine höhere Hoffnung auf Dauer oder Unsterblichkeit beanspruche. Auftreibendes, Stürmisches, Hingegebenheit und Freude bekennt sich zu Jugend, Leben, Erde, Gott. Die toten Dinge werden lebendig und schwingen von Seele. Wer wollte einen Gradmesser

Digitized by Google

anlegen? Da ist *Alfred Lemm.* Selbstverständlich und stark ist seine psychische Enthüllung. Äußerste Gespanntheit vitaler Kräfte wird schonungslos entladen. Nacktheit des Schmerzes wird zu sieghaftem Daseinsbekenntnis. Die Menschen tragen als ihr Schicksal sich selbst, tragen es mit einer hinreißenden Verachtung des Fremden, das sie bedroht. Das tausendfache Geschenk „der Hure Salomea" wird zu einem Hymnus der Lebens- und Selbstbejahung. Gleiches Motiv wird im „Fest der Liebe im Altmännerhaus" grausam grotesk untermalt. Vitale Stärke triumphiert und wird Ethik. Das Vermögen einer Tragik, die sich in feinen Verzerrungen spiegelte, erprobten schon frühere Stücke wie „Die Schauspielerin, ihre Kammerfrau und von Zagkom." Bejahung von Sein und Welt ist das Element von *Kölwels* Lyrik. Er hat sich religiöskosmisch gesteigert. Menscherhebung in das Gottall ist der umschließende Klang seiner Gedichte, die ebenso wie *Iwan Golls* Verse an das rätselhafte Grauen der Blutzeit tasten. Bei Goll bäumt sich Schmerz um Europa in flammendem Klageruf. „Europa, du bröckelnder Torso, du Rumpf der Welt!" *Alfred Wolfensteins* Novellen „Der Lebendige" heiligen in einer Sprache von ursprünglichster Sinnen- und Sinnkraft, Leben und Liebe. Eine visionäre Gewalt des Erlebnisses reißt fort. Menschsein wird aus der Tiefe her erobert. *Heinrich Hülsenbecks* Verwandlungen erfüllen bezirktes Dasein phantastisch. Zuweilen biegt er in das Groteske ab, das er spielend geistig auflöst, ohne den inneren Kern der Erscheinungen je zu verlieren. *Henriette Hardenberg* gibt ihre Seele an Landschaften von schwingender Zartheit. Im „Gewitterabend" erreicht sie sprachliche Intensität. *Kurt Heynicke* läßt seine Gedichte Musik werden. *Hermann Kasack* entdeckt im Menschen, Kölwel verwandt, das erhöhte kosmische Wesen. Elementare Einfachheit kann bezaubern. *Arnold Zweigs* Bennarone vertieft die Harmlosigkeit einer Schulgeschichte, während *Heinrich Eduard Jacob* Idyllen malt von feinem, schwebendem Schimmer. *Rudolf Leonhard* aber enthüllt in „Beate und der große Pan" erdhaftes Sein und schwelgt in bunter, blühender Üppigkeit der erotisch durchfühlten und durchlittenen Natur. Neben Lehmann, dem Dichter des „Bilderstürmer" und Gustav Sack weiß ich sonst niemand, der die geheimen Kräfte des Naturwunders in so strömender Bildlichkeit geschenkt hätte. *Friedrich Sebrecht.*

Hans Reimann, Literarisches Alpdrücken. *Leipzig, Erich Matthes*, 1919.

Reimanns Phantasie treibt ein lustiges Spiel mit den Zufallsformen der Buchstaben. Er zieht in sie individuelle Linien hinein, und was er alles mit oft treffendem Witz aus diesen Gebilden deutet, das muß man selbst lesen. Der Scherz grenzt an die Bezirke der erkenntnistheoretischen und der ästhetischen Wissenschaft; das Verhältnis von Form und Denken, die Gesetze der Phantasiebetätigung lassen sich hier an einem besonders geeigneten Beispiel feststellen. Aber auch ohne solche ernsthafte Gedanken bleibt dem nur genießenden Beschauer dieser Letternmetamorphosen genug des wertvollen, anregenden, über den Ulk hinausreichenden Vergnügens. Es ist, als erblickten wir unsere besten Bekannten plötzlich in den Verkleidungen eines Karnevalsfestes, der Laune des Augenblicks hingegeben. Und man freut sich, die ernsthaften Herrschaften — besonders den lustigsten Kobold, das kleine lateinische e — so ausgelassen tollen zu sehen, und wird in den Strudel mit hineingerissen. Das hübsch gedruckte Buch gehört in jede Bibliophilensammlung, wo auch dem Witz sein Recht zugestanden wird. Für die Steifleinenen und die Spürer mit dem verendenden Rehblick ist hier freilich nichts zu holen. G. W.

Thassilo von Scheffer, Homers Ilias und Odyssee. *München und Leipzig, Georg Müller*, 1913—1919. 2 Bände.

Übersetzen ist so schwer, nun gar ein Gedicht. Man sollte nur nachdichten: so kann es vielleicht etwas von der Wirkung erreichen wie das Original. Aber bei einem antiken Gedicht geht das nicht an. Weder kann sich der moderne Verdeutscher so hineinleben in den uns fremden Anschauungskreis des alten Dichters, daß er Gleichartiges schaffen könnte, noch würden seine Zeit- und Sprachgenossen das verstehen, selbst wenn es ihm gelänge. Er muß sie in das fremdartige Wesen einführen und sie müssen willig und lernend folgen. Da heißt es übersetzen. Nicht wortgetreu, aber der Sinn muß treu gewahrt werden und, was schwerer ist, der Stil, das Ethos, die Empfindung. Und doch fast immer muß man auf feineren Kunstgenuß verzichten; denn der Form fehlt die Vollendung, Inhalt und Form sind nicht eins.

Thassilo von Scheffers Homer ist, wie die Bücher des Verlages Georg Müller-München es zu sein pflegen, ein vornehmes Buch ohne aufdringlichen Schmuck und auffallende Lettern, aber alles sauber, klar, geschmackvoll. Und der Inhalt? Nun, es ist Homer. Jeder deutsche Homer will des alten J. H. Voß' Übersetzung übertreffen. So ist's billig, sie zu vergleichen, den griechischen Text natürlich mit beiden.

Ich nehme eine Probe aus dem herrlichen 19. Buch der Odyssee, das das erste Wiedersehen des so lange getrennten, einander fremd gewordenen Paares schildert. Im Gleichnis, das Penelopes Rührung mit der Schneeschmelze des Frühlings vergleicht, hat Scheffer besser als Voß die lose Parataxe wiedergegeben und das Partizipium (209), „den Gatten, den neben ihr sitzenden", gut umschrieben,

Digitized by Google

um ihm das Gewicht beilegen zu können, das ihm im Griechischen die Stellung am Satzende gibt: „wie sie den Gatten beweinte, der vor ihr dasaß", während Voß matt übersetzte „den nahen Gemahl". Hat Voß das Bild verwischt „also flossen ihr Tränen die schönen Wangen herunter", so hat Scheffer sich enger ans Original gehalten und doch gut deutsch gegeben „so zerschmolzen in Thränen die schönen Wangen der Fürstin". Homer sagt ganz einfach „Odysseus bemitleidete sein schluchzendes Weib im Herzen", das soll heißen „still für sich", wie die Fortsetzung lehrt „aber seine Augen standen starr". Scheffer übertreibt „er fühlte *tiefes* Mitleid im Herzen mit seinem *jammernden* Weibe"; feiner Voß „aber Odysseus fühlte im innersten Herzen den Gram der weinenden Gattin". — Kaum verständlich gibt Scheffer den Befehl Penelopes an die Amme, dem unerkannten Odysseus die Füße zu waschen (354): „Wasch deines Herrn Altersgenossen! So mögen ja heute auch wohl bei Odysseus die Hände und seine Füße sich zeigen; denn die Menschen altern gar schnell in Elend und Kummer". Voß hat's besser herausgebracht „vielleicht sind jetzt Odysseus Händ und Füße schon ebenso kraftlos."

Gelegentlich hat Scheffer unrichtig verstanden, während er bei Voß, der ein tüchtiger Philologe war, das Richtige hätte finden können. Richtig Voß (XXII, 7) „Jetzo wähl ich ein Ziel, das noch kein Schütze getroffen, ob ich's treffen kann und Apollon mir Ehre verleihet" — so spricht Odysseus, als er auf die Freier anlegt. Scheffer aber weder richtiger noch schöner: „nun aber werd ich ein anderes Ziel mir suchen, wie keines je ein Mann getroffen. Ruhm aber gäbe mir Phoibos — !" Von der alten Magd, die, ihre Arbeit zu vollenden, die ganze Nacht sich hat plagen müßen, heißt es (XX, 110) bei Voß richtig: „sie nur feierte noch nicht, *denn* sie war von allen die schwächste", geradezu falsch macht Scheffer daraus „nur die eine ruhte noch nicht, *obgleich* sie sehr schwächlich". Mißverstanden ist Ilias XXII, 91 nicht, wo Priamos seine *Zukunft* schildert, aber Scheffer hat sich so ausgedrückt, daß man fast falsch verstehen muß: „Fühl doch Mitleid mit mir, . . . den Vater Zeus an der Schwelle des Alters grausam vernichtet, *nachdem* ich so viele Leichen *gesehen*: wie mir sinken die Söhne und wie man die Töchter hinwegreißt".

Doch solche „Kleinigkeiten" dürfte man in den Kauf nehmen, wenn Sprache und Vers den Leser hoch stimmten und Voß überträfen. Manches ist wärmer empfunden und deshalb wärmer ausgedrückt, als es der trockene Voß getan hat. So XXIII, 296 von dem glücklich vereinigten Gatten: „doch jene (nicht hübsch!) schritten zur Stätte des alten Lagers *in seliger Freude*". Etwas kühn, aber wirklich gehoben ist der Ausdruck bei Hektors Abschied: „schnell nahm der leuchtende Vater den Helm vom Haupte herunter, legte zur Erde nieder sein weithin schimmerndes Glänzen, und dann nahm er den Sohn und küßte und wiegte ihn zärtlich". Hübsch sagt er nach Goethes Vorgang „Fülle des Tages".

Aber nicht immer ist Scheffer glücklich in neuen Verdeutschungen. Unter „fliegenden Worten" und einem „tönenden Helden" (Diome) können wir uns nichts denken. Fatal hört sich Hekubas Klage an Hektor an „wird dich auf heimischer Bahre weder die Mutter beweinen, mein *Sprößling*, den ich geboren, noch dein *vermögend* Gemahl", oder „nimm *genügende* Gaben", oder in der furchtbaren Stelle, wo Achill den sterbenden Hektor anherrscht „würde ich selbst *nur so* von Grimm und Rache getrieben, *roh* für dein Tun dein Fleisch zu schneiden und *runter*schlingen", oder von Priamos, als er Hektor geschleift sieht „alle *heulte er an* und wälzte im schmutzigen Staub sich" — nein im Kote! Was sind „prächtige Zinnen"? „Schön" nennt sie Homer und meint, sie sind solide gefügt. „Wiesige Triften" „das Bindengeflecht des Schützen Apollon". „Zum lecker bereiteten Mahle" ließ Voß die Helden ihre Hände ausstrecken; ist „zum trefflich bereiteten Schmause" besser?

Matt, ja trivial sind manche Wendungen „also rief der Greis . . . *doch ohne* die Seele Hektors zu rühren" — „aber ich meine, an meinem *Gezelt* und *dem finsteren* Schiffe wird sich der wütende Hektor des weiteren Kampfes *enthalten*"? „Herr, bilde dir doch nicht ein" lasse ich mir noch gefallen, wenn es der Übersetzer wie Homer humoristisch gemeint hat, aber „gänzlich unbehelligt erwogst du deine Gelüste" oder „ich schauervoll Weib" (Helena)! Und hier und da stolpert man über einen Vers, wie „wenn ich mich *dran* erinnere . . ."; statt „wenn ich daran mich erinnere"; „trat er in die Mitte"; „*wie sie dir* nach der argeischen Helena dünken am schönsten"; „Laodike, Chrysostemis *auch* und Iphianassa"; „*wie sie so sahen*".

Das Mäkeln ist leicht, schwer das Bessermachen. Mit Liebe ist die Übersetzung gemacht und die spricht aus manchen Stellen warm an. Darüber soll man sich freuen.

Die zweite Homerübersetzung in weniger als zehn Jahren! Ist Homer wirklich unter uns noch eine lebendige Kraft? Und das in einer Zeit, die das humanistische Gymnasium mit Hohn verfolgt und auszurotten sich anschickt? Mit der Liebe zur Antike geht's vielleicht wie mit der Religion. Werden sie gelöst vom Schulzwang, so beginnen sie erst wieder sich frei zu entfalten und zeigen ihre Kraft, weil sie nur in Liebe blühen können.

E. Bethe.

Karl Scheffler, Die Melodie. *Berlin, Bruno Cassirer*, 1919.

Die Melodie definiert Scheffler als „die Ordnung, das endgültig Gastaltete, sie ist das Objektive, das vom Subjekt scheinbar Abgelöste . . . Sie ist ein Teil des von allem Zufälligen und Unwesentlichen

Digitized by Google

gereinigten, des idealistischen Ich". Von diesem weitgefaßten Standpunkt aus geht Scheffler dem Melodischen in der Musik, Dichtung, Architektur und Malerei nach. Seine Untersuchungen führen zu einer scharfen Kritik der Zeit, dem jetzigen Geschlecht gehe die Fähigkeit ab, das Melodische zu bilden, dafür reiche weder seine Begabung noch seine Menschlichkeit, es sei arm an Liebe und schöpferischem Vermögen, überreich allein an Intelligenz.

Aus dieser kurzen, nachdenklichen und gehaltvollen Schrift spricht die Weltanschauung des Mannes, dem der Impressionismus eine letzte Lösung bedeutet, der des Glaubens ist, daß das neunzehnte Jahrhundert in der Malerei allein seine Verwirklichung gefunden habe. Da er sich auf den Boden einer neuen Kunst- und Weltanschauung, des Expressionismus, nicht zu stellen vermag, ist ihm der faustische Zug der jungen Generation entgangen, das leidenschaftliche sich Auswirken neuer Gefühlskräfte, die der Welt eine neue Tiefe und Schönheit geschenkt haben, die des Melodischen, in dem Sinne wie es Scheffler begreift, nicht bar ist.

Rosa Schapire.

Karl Schottenloher, Das alte Buch. Mit 67 Abbildungen (Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler, Band 14). *Berlin W 62, Richard Carl Schmidt & Co.* 1919. 280 Seiten. Gebunden 14,40 Mark.

Unser bewährter Mitarbeiter, der Münchener Bibliothekar Dr. Schottenloher, war der geeignete Bearbeiter dieses Bandes der nützlichen Schmidtschen Sammlerbibliothek. Er zählt zu den besten Kennern des ältesten Buchwesens, also desjenigen Gebiets, für das der Laie vor allem des Rates bedarf. Was er über die frühesten Druckdenkmäler, zu denen seiner Herstellung nach auch das Blockbuch zu zählen wäre, sagt, ist so weit unangreifbar, wie auf diesem viel umstrittenen Felde überhaupt von Sicherheit gesprochen werden kann, und das gleiche gilt in noch höherem Maße von den Holzschnittwerken der Frühzeit und der Blütezeit, wobei es nur zu billigen ist, daß so verwickelte Fragen wie die der Mitwirkung Dürers an den Bildern des Narrenschiffs aufs vorsichtigste gestreift werden. Nürnbergs Aufschwung und Niedergang, Augsburgs Glanz im Zeitalter Maximilians steigt farbig vor uns auf, dann Basel mit seinen Hans Holbein und Hans Lützelberger, Straßburg als Stätte reichsten Schaffens, Köln, Wittenberg, das kleine, aber bedeutsame Simmern. Gleiche Sachkenntnis erweist der Verfasser für die ausländische Produktion der ersten Blütezeit, die liturgischen Druckwerke und die Livres d'heure, die „Seelengärtlein" und die weiteren Zweige der Buchkunst des 16. Jahrhunderts. Besonderes Lob verdienen die Kapitel über die Büchermacher und über die berühmten Drucker und Verleger des 15. und 16. Jahrhunderts. Schnell geht die Darstellung an den Zeiten des Verfalls, dem 17. Jahrhundert, vorüber, aus dem die Antwerpener, aus dem Zusammenwirken des Balthasar Moretus mit Rubens hervorgegangenen Werke aufragen. Dem Lieblingsgebiet unserer Sammler, dem illustrierten Buch des 18. Jahrhunderts, wird eine besonders liebevolle Schilderung gewidmet, die doch bei der Fülle der guten Leistungen nur das beste hervorheben kann. Ein unwesentlicher Irrtum ist es, wenn (S. 196) gesagt wird, der erste Taschenbuchdruck von „Hermann und Dorothea" sei mit Kupfern Chodowieckis erschienen; bekanntlich rührt der Schmuck dieses Taschenbuchs, bis auf das Titelbild, von Meil her. Mit dem 18. Jahrhundert schließt die Darstellung; vermutlich ist deshalb der Verdienste Ungers nur so kurz (S. 200) gedacht worden, obwohl sie doch für Schrift und Holzschnitt schon früher einsetzen.

Nach einem schnellen, hier vielleicht entbehrlichen Überblick der Geschichte des Buchhandels besprechen kurze Sonderkapitel Einband, Bücherzeichen, Sammelband, hier auch zuerst die engeren Liebhaberinteressen streifend, die dann zum Schlusse die Herrschaft antreten in den Kapiteln: Das alte Buch als Sammelgegenstand, Seltene und merkwürdige Bücher, Die Inkunabelkunde und — auf nur vier Seiten — Der Marktwert des alten Buches.

Bei diesem letzten Teile des Buches wird die Kritik der Sammler, die zuvor so reiche Belehrung empfangen haben, nicht ohne Grund einsetzen. Was sie wohl in erster Linie von vornherein erwartet haben, war erhöhte Sicherheit über die Einzelobjekte in bezug auf Preis, Echtheit, sichere Unterscheidung verwandter Objekte. Aber der Verfasser darf mit gutem Grund einwenden, daß diese Forderungen nur durch weitgehende Angaben über die einzelnen Stücke, durch sehr ausgedehnte Listen zu erfüllen gewesen wären und dafür mangelte offenbar der Raum. Wohl aber wäre zu wünschen, daß in einem andern Band der Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler diese Aufgaben, die ohne Zweifel in den gegebenen Rahmen fallen, behandelt würden.

Die Ausstattung des handlichen Buches ist sehr hübsch. Druck und Papier, die trefflich gewählten und wiedergegebenen Bilder lassen nichts von Kriegsnot spüren, nur der Einband mit seiner mißglückten Imitation eines Rokokomusters kann dem anspruchsvolleren Auge nicht genügen. Indessen ist ja dieses Ärgernis leicht zu beseitigen, und wer seine Bücher liebt, kleidet sie ohnehin in das ihm gefällige, würdige Gewand. G. W.

Gustav Schröer, Der Heiland vom Binsenhof. Roman. *Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung*, 1918. 461 S. Geh. 4 M., geb. 5,50 M.

Auf der Buchhändleranzeige steht Schröer zwischen Ganghofer, Lauff, dem jüngeren Seidel

Digitized by Google

und Wildenbruch; aber unter den Häuptern der Schriftstellergruppe, zu der er gehört, wären vor allem Gustav Frenssen und Schönherr zu nennen, zwischen denen er auch geographisch vermittelt; abgesehen von einer niederdeutschen Episode spielt der Roman im deutschen Mittelgebirge. Der Held ist einer von den übermenschlich Starken (körperlich) mit der Kinderseele; die Frauen sehen immer zuerst, wie er sich das Brunnenwasser über den entblößten Oberkörper rinnen läßt und gewinnen dadurch ein näheres Verhältnis zu ihm, das aber an der Güte seiner Seele sich rasch reinigt und zu heldenhafter Entsagung führt. Ernsthaft ist an dem Roman der soziale Hintergrund zu nehmen; hier müht sich der Verfasser ehrlich an dem gewaltigen Stoff des Volksbeglückers, der von den befreiten Armen und Elenden am Ende gesteinigt wird. Der Konflikt ist freilich durch die kinematographische Figur des bösen Halleluja-Schneiders ins Äußerliche verschoben. M. B.

Kurt Siemers, Durch Traum und Welt. Verse. Verlegt bei *Schmitz & Olbertz* in *Solingen*. 64 Seiten. 3 M., geb. 3,80 M.

Der Juni hat auf buntgeblümtem Rasen
Sein leichtes Frühlingslied verblasen.
Der Sommer orgelt tief und voll,

Lockt aus gezogenen Registern
Schon Klänge, die dem Nachtwind sich verschwistern;
Schon greift zuweilen er nach Moll. —

Wie lange noch, dann wird der Herbst mild in die Tasten greifen —
Und von den Bäumen klingend goldne Blätter streifen!
Dann stirbt das Lied, das aus den Gärten quoll . . .

Unzweifelhaft ein hübsches glattes stimmungsvolles Gedicht. Aber befriedigt es uns? Ist es nicht nur Bild, das wieder mit Bildern verglichen wird? Das deshalb doch nicht die rechte unmittelbare Empfindung wiedergibt? Hunderte solcher Gedichte findet man jetzt in den Gedichtbüchern der letzten Generation. Alles begabte Dichter! Aber Persönlichkeiten? Lyriker im rechten Sinne? Künstler der rechten lyrischen Form, die so einfach und schlicht und doch bedeutsam wie ein Volkslied ist? Alle dichterische Energie, aller Aufwand an Farben, Bildern, vollen Klängen und Akkorden wird uns diese einfache Kunst, die wir mit der Seele suchen, nicht ersetzen. Sie ist so rar wie ein kleines Liebeslied von Goethe, Storm oder Mörike. Und jene vollen Klänge werden verklingen wie tausend ihresgleichen. — Kurt Siemers kommt von der lyrischen Kultur Liniencrons, Falkes und ihrer Nachfahren her. Es singt von den Schönheiten der Natur und von den feinen Geheimnissen der Liebe und der Jugend, auch wohl von Leidenschaft und Leiden. Und er tut es in einer respektablen Form. Er ist sicher begabt. Aber wir ersehnen mehr als dies, wir ersehnen Persönlichkeit und Seele, Ergriffenheit und Empfindung, Tiefe in Einfachheit, kurz Überwältigung durch die Dichtung. Dazu kann uns Siemers, der sympathische Mensch und Dichter, ebensowenig verhelfen, wie seine Antipoden, die meist verworrenen und übersubjektiven „Expressionisten". *Dr. Hans Benzmann.*

Georg Simmel, Lebensanschauung, vier metaphysische Kapitel. *München und Leipzig, Duncker & Humblot*, 1918. 245 Seiten. Geheftet 6 M., gebunden 8 M.

Zwischen Kant und Goethe bewegte sich Georg Simmels vor kurzem beschlossene Manifestation seines philosophischen Denkens. Diesem mehr zuneigend vermöge seiner in die Zukunft gerichteten „unendlichen inneren Anlage", bei jenem die Grenzen aufdeckend und als Probleme kritisch beleuchtend und zu erweitern suchend, die Kant dem transzendenten Wesen des Menschen gezogen hatte. Ein durchaus fest den Gesetzen der Logik zugeschworener Denker, dessen psychologische Empfindsamkeit fortwährend die ehernen Tragepfeiler des logischen Gebäudes durchglühte und zu erweichen trachtete, — und dabei doch stets Mißtrauen beibehielt gegen die Psychologie, deren Erbansprüche auf den Thron der erkenntnistheoretischen Philosophie Simmel als Lehnsherr und Vasall desselben bis ans Ende abwehrte, die er aber auch wiederum, infolge unwiderstehlichen Gedrängtseins zu inneren Bekenntnissen, fast am nachdrücklichsten vertrat. Die Stunde der Ausgleichung zwischen Philosophie und Psychologie wird — in nicht so großer Zeitferne — schlagen: dann wird Georg Simmel nach beiden Seiten für die Kapitulationen repräsentieren als ein konservativer Jakobiner der Geisteswissenschaften in diesem Streite um die Vorherrschaft.

Um diesen Ausgleich bewegen sich auch diese, als Testament des Denkers zu betrachtenden vier metaphysischen Kapitel, „auf dem Weg der Psychologie der praktischen Vernunft den Primat zu schaffen, auch in der Logik." Simmel nimmt sich hier gleichsam selbst zurück von seinem Ausschweifen in die Meditationen psychologischer Möglichkeiten, die in seinem weitestgreifenden Werk, der „Soziologie", dessen systematische Konstruktion fast unkenntlich machen, allen seinen ästhetischen und geschichtsphilosophischen Darstellungen aber den faszinierenden Glanz einer schrankenlos geistigen — und geistvollen — Beweglichkeit auszeichnend verleihen. Nun gipfelt in dem Testament das Bekenntnis zu diesen Verlockungen in dem zu der unbegrenzten Transzendenz unseres Wesens und kleidet sich, am schärfsten ausgeprägt, in die Paradoxe: „Wir haben nach jeder Richtung hin eine Grenze, und wir haben nach keiner Richtung hin eine Grenze",

Digitized by Google

womit die Einseitigkeiten aller großen Philosophien und doch auch wieder unser Gezwungensein zu ihnen dargelegt werden. Unser Wissen um diese Einseitigkeiten ist, bei aller Verzweiflung, in die es uns versetzen kann, doch wieder eine fortwährende Aufforderung, Wege in die Freiheit, in die Entfaltungsmöglichkeiten kraft des immanenten Getriebenseins zu suchen. Die alles beherrschende aber auch alles bestimmende unzweifelhafte Kontinuität des Lebens, des Weltprozesses begründet unsere Unbegrenztheit in der Idee wie vor allem im Ethischen, wo wir durch einen „letztinstanzlichen Willen" innerlich frei uns fühlen. Über „Die Wendung zur Idee" (2. Kapitel) betrachtet Simmel dann das Problem der Unsterblichkeit, das ihm eine Akkumulation, ein „ungeheures Symbol" unseres Hinausstrebens über das Leben selbst, unseres „Mehr-als-Leben-Wollens" bedeutet. So teilt sich unser Dasein in Lebenseroberung und Todesflucht, so scheint es dadurch bestimmt, — bis wir auch hier die Grenzen verrücken und uns, als Individuation der Transzendenz, im ewigen Fluß des Lebens, über den Tod als einen Moment nur, gleich dem der Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft, hinwegsetzen: Tod, wo ist dein Stachel? —

Im „Individuellen Gesetz" (4. Kapitel) erfolgt dann die schließliche Auseinandersetzung mit Kants „kategorischem Imperativ", dessen Begründung Simmel als doch nur von „außen her" nachzuweisen sucht, den er erweitert sehen möchte durch die gewisse Empfindung der immanenten Anlage. Erwägungen, die, von diesem Zentralgefühl her, die Verlockung entstehen lassen, die berühmte Devise am Denkmal des Königsbergers umzuwandeln in ein „du sollst, denn du kannst". Hier ist Simmel wieder ganz in Goethes Seele, der das selbständige Gewissen Sonne ihrem Sittentag ist.

Es ist ein letztes erhebendes Wandeln um dieses Buch mit einem der reichsten Geister unserer Zeit, der von uns ging, als die Nacht der Anarchie aufzusteigen drohte über unserm Leben und ein anderer Professor der Philosophie, an einer Bosnischen Universität, für den „künftigen Menschen ohne Philosophie" die Aufforderung in die Welt rief.

Max Martersteig.

H. Sperber und *Leo Spitzer*, Motiv und Wort. Studien zur Literatur- und Sprachpsychologie. *Leipzig, O. R. Reisland*, 1918. 124 S. Geh. 4 M.

Stiluntersuchungen zählen zu den regelmäßigen Bestandteilen literarhistorischer Monographien und werden daneben von ein paar Spezialisten, unter denen jetzt Albert Fries an erster Stelle steht, als besonderer Sport betrieben. Aber bei diesen Arbeiten brachte alles Aufgebot philologischer Hilfsmittel kaum höheren Ertrag als die Feststellung persönlicher Eigenheiten in Grammatik und Syntax, hier und da wohl auch eine Zusammenstellung des Wort- und Bilderschatzes, ohne daß daraus auf die Wesenheit des Schriftstellers tiefer gehende Schlüsse gezogen wurden. Solche Ergebnisse wurden schon dadurch vereitelt, daß man die Sprache als äußeres Kleid, als selbständiges Produkt einer formschaffenden Dichtertätigkeit auffaßte. Nur sehr selten kam es zu einer Untersuchung der Bezüge zwischen Form und Stoff, zwischen Sprache und persönlicher Wesenheit. Auf diesem Neuland haben sich die beiden Schüler Meyer-Lübkes angesiedelt, denen wir die beiden unter einer Decke bibliographisch unvorteilhaft vereinigten Arbeiten des vorliegenden Heftes danken. Sie gehen von der Freudschen psychoanalytischen Lehre aus und erkennen in dem Schaffen des Dichters einen psychischen Befreiungsprozeß, ein Abreagieren von Affekten und affektbetonten Vorstellungen, die sich auch in seiner Sprache erkennen lassen, während freilich andererseits auch Milieu, literarische Einflüsse und Rücksicht auf den Geschmack der Leser einwirken. Den ersten und ohne Zweifel für tiefere Erkenntnis der seelischen Beschaffenheit wichtigsten Faktor prüft Sperber an ein paar Beispielen aus Gustav Meyrinks Schaffen, indem er eine weitgehende Übereinstimmung zwischen bevorzugten Motiven und Wortwahl bei diesem Schriftsteller nachzuweisen sucht. Bei der besonderen Rolle, die er den Motiven grausiger Art wie Ersticken, Erblinden, Vampirismus einräumt, liegt es nahe, daß auch seine Sprache, außerhalb der eigentlichen Schilderungen solcher Art in ihren bildhaften Elementen vielfach diese Vorstellungen verwertet; aber die Ernte Sperbers erscheint nicht gerade sehr reich, und man müßte erst die Probe machen, ob nicht ähnliches bei Autoren anderer Art zu finden sei. Weit besser gesichert und folgenschwerer erscheinen die Ergebnisse der Abhandlung Spitzers über die groteske Gestaltungs- und Sprachkunst Christian Morgensterns. Wie die Sprache zur Sprachkritik wird (und umgekehrt), wie Doppelsinn, Klang, Assoziationen verschiedener Art die Gedichte gestalten, also die Form den Inhalt bedingt, das ist der eigentliche Kern der Ironie der „Galgenlieder" und ihrer Fortsetzungen und die Psychoanalyse des sprachlichen Ausdrucks erreicht hier ein doppeltes Ziel: die Erläuterung des Einzelnen und die Erkenntnis der Sonderart des Dichters, insbesondere seiner Weltanschauung. So wird hier eine in der Tat tragfähige Brücke zwischen Literatur- und Sprachwissenschaft geschlagen und Buffons altes Wort „le style c'est l'homme" bewährt sich in tieferer Bedeutung als früher. Als wertvolle Zugabe erhält der Leser einen Briefentwurf Morgensterns aus dem Jahre 1911, in dem er über die Entstehung der „Galgenlieder" lehrreichen Aufschluß gibt.

G. W.

Digitized by Google

Dr. Eva Sperling, Studien zur Geschichte der Kaiserkrönung und -Weihe. *Stuttgart, Wilhelm Violet*, 1918. 63 Seiten.

Mit bewundernswertem Mut wagt sich die Verfasserin in dieser ihrer Dissertation an ein höchst verzwicktes und verschachteltes Thema mittelalterlicher Verfassungsgeschichte, an dessen Klippen schon mancher ihrer Vorgänger, darunter der Altmeister Waitz selbst, zu scheitern drohte. In der guten Schule ihres Lehrers Fricke hat sie sich jene in der jetzt heranwachsenden Generation der Historiker nicht mehr allzu häufige Fähigkeit zu eindringender Quellenanalyse erworben, von der sie besonders im ersten Teile ihrer Arbeit artige und im ganzen überzeugende Proben liefert. Weniger gegeben ist ihr die Fähigkeit klarer Synthese der gefundenen Ergebnisse; hier wird der nicht völlig den Stoff beherrschende Leser — und das wird wohl die Mehrzahl sein — durch den allzu gleichmäßigen Fluß der Darstellung und die ungenügende Hervorhebung des Wichtigen und Entscheidenden aus der Fülle des Stoffs wieder und wieder auf seinem Wege der Nachprüfung behindert; die Einfügung längerer lateinischer Zitate in den deutschen Text wirkt dabei besonders störend. — Da die Verfasserin die Fortführung ihrer Studien über die deutschen Kaiserkrönungen in willkommene Aussicht stellt, so mögen ihr diese kleinen Ausstellungen im Interesse breiterer Wirkung ihrer Forschungsarbeit freundlichst zur Beachtung empfohlen sein.

A. D.

Joseph Spillmann S. J., Lucius Flavus. Historischer Roman aus den letzten Tagen Jerusalems. 13. und 14. Auflage. (30. bis 33. Tausend). Volks-Ausgabe. Zwei Bände. *Freiburg, Herdersche Verlagshandlung*, 1919. 12°. (XVI u. 680 S., 3 Pläne). Geh. 5,80 M., kart. 7,40 M.

Bischof Keppler von Rottenburg hat dem Roman die empfehlende Vorrede geschrieben; er soll im Volk, namentlich an den langen Winterabenden auf dem Lande, das Bedürfnis nach erzählender Unterhaltung befriedigen, der Schundliteratur entgegenwirken, durch seine Schilderung von Opfermut und Treue der Überzeugung auf weltliche Weise die Seelsorge unterstützen. Ob nicht neue billige Ausgaben der besten Scottschen Romane die gestellte Aufgabe am allerbesten und ohne konfessionelle Beschränkung lösen würden? Wir haben ihnen ja leider in Deutschland nichts an die Seite zu setzen. Man muß übrigens Spillmann das Lob geben, daß er sich von jeder Gehässigkeit gegen Heiden oder Juden frei hält und nur an wenigen Stellen die besondere katholische Überlieferung der ersten Christenzeit betont (Muttergottesbild I 64, Papsttum II 335f.). Bemerkenswert ist die Schilderung der Strafabteilung, die im römischen Heer aus christlichen Soldaten gebildet wird (II 116f., 174).

M. B.

Hermann Stehr, Der Heiligenhof. Roman. *Berlin, S. Fischer*, 1918. 2 Bände. Geh. 15 M., in Leinen geb. 20 Mark.

Hermann Stehr ist der große Verschwender unter unseren Dichtern. Ihm strömen die Gedanken, ihm noch mehr die Gleichnisse aus dem unversieglichen Quell eines für unsere Zeit fast unglaublich starken und ursprünglichen Sprachgefühls zu, aber er gibt sie auch ebenso rasch aus, wie sie ihm zukommen. Er berechnet nicht, komponiert nicht, steigert nicht. Seine getreuen Leser wundern sich gar nicht mehr darüber, wenn ihnen gleich auf der ersten Seite eine so vollreife Schönheit begegnet, daß jeder andere Erzähler sie sich bis zuletzt aufgespart oder wenigstens ein paar Vorhänge vor sie gehängt hätte und an jeden Vorhang einen Türhüter gestellt, der ihn gegen ein gutes Entgelt zur Erhöhung der Spannung zurückschlagen darf. Aber Stehr fängt gleich mit der wundervollsten Landschaftsschilderung an: „Das westfälische Münsterland wirft gegen den Rhein hin eine Woge niedriger Hügel auf. Es sieht aus, als hätte sich vor undenklich langen Zeiten aus der weiten Fruchtebene eine weitzerstreute Herde riesenhafter Rinder aufgemacht, um zur Tränke an den Fluß zu wandern. Aber unterwegs, so nahe am Ziel, noch ehe die ersten in die Wasser des Rheins niedersteigen konnten, wurde die unabsehbare Schar von der Weltallsmüdigkeit überfallen. Sie legten sich nieder, eigentlich nur, um ein wenig zu rasten. Allein ihr Schlaf ging unmerklich in die große Erdenruhe über, die nur einmal im Jahre ein- und ausatmet, im Frühjahr und Herbst. Die Köpfe der Urweltskühe sanken in den Boden, ihre weitausladenden Hörner vermorschten, und nur ihre unförmigen Leiber ragen noch als Hügel aus dem ebenen Lande". Auch in diesen Sätzen ist eher ein Zuviel als Zuwenig; aber die Vielheit ist doch kräftig zusammengefaßt, und wir müssen schon zu den schwedischen Landschaftsbildern der Lagerlöf im Nils Holgersson oder in dem kleinen Schwedenbuch für die deutschen Kriegsgefangenen gehen, um gleiche Eindrücke von großer Natur zu finden.

Stehr schreibt nicht die Geschichte eines Menschen, obgleich der Sintlingerbauer wohl als der Held des Buchs im landläufigen Sinn gelten kann und sein blindes Leelein, das selige „Geistlein" auf dem unseligen alten Sintlingerhof, eigentlich kein Gegenspieler, sondern nur ein Spiegel für das Wesen des Vaters ist. Stehr schreibt immer Volksgeschichte. Ich kann nicht beurteilen, ob einem Münsterländer selbst die Bauernart, die im Heiligenhof lebt, als Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut erscheint; vielleicht sind sie doch mehr Heimatgenossen des Dichters aus dem Schlesischen. Aber echte Leute sind sie, bis tief in ihr innerstes Empfinden hinein, und vollends in ihren Sitten, in ihrer mit vielen guten Sprich-

Digitized by Google

wörtern durchsetzten Redeweise, in der Art wie sie sich zu Unglück, Verlust, zu Krankheit und Sterben verhalten. Eine der schönsten Stellen ist die Beschreibung des Dorfs Querhoven, aus dem die wunderlichen Leute der Gegend kommen und wo sich die Schwarmgeisterei dann auch am heftigsten austobt. „Das arme, weltversteckte Dörflein besaß durchaus die Kraft, wohlgebildete Kinder in großer Menge ins Leben zu rufen. Aber damit war eigentlich auch seine Gewalt erschöpft. Es gelang ihm auch noch, mit dem gedrückten Rauch der vielen kleinen Hütten, mit dem leisen Gräsergeigen seiner unzähligen winzigen Wasserfädlein und dem unaufhörlichen Waldgebrause, das um das Dorf stand, die Kinder frühzeitig mit bunten, wunderhaften Dünsten zu erfüllen. Ihnen jedoch den Tisch nahrhaft zu bestellen und sich sonst ihres Leibes tüchtig anzunehmen, gelang dem heimlichen Dorfgewese sehr schlecht."

Was von städtischem oder gar politisch-staatlichem Wesen in die bauernsame Handlung hineinspielt, ist zum Teil weniger gut gelungen. Ein paar Stellen, an denen sich Stehr einer sonderbaren Vorliebe für den katholischen Modernismus gerade der Würzburger Spielart hingibt (II, 104, 122, 169) stehen in der Dichtung wie hineingeklebte Zeitungsausschnitte; der Landrat von Zwinin, so gut sein Lebenslauf gesehen ist (II, 287), und das Fräulein Lehrerin Elfride Knille sind doch auch mehr „Chargen" als Menschen; die Verzeichnung dieser armen philologischen Tröpfin führt den Dichter, der sonst so tief gerade in das Verhältnis der Älteren und Eltern zu den Kindern hineinsieht, zu dem albernen Satz, ein weibliches Wesen, das noch nicht geboren hat, könne kein Lehramt versehen; dazu mache erst die Mutterschaft reif (I, 266). Selbst die bedeutende Gestalt des Apostels Faber, die in ihrer Wirkung auf den Sintlingerbauer die Handlung an ihren kritischsten Stellen wendet und lenkt, ist nicht recht lebendig so lang sie neben den Bauern steht. Erst wenn Faber, aus dem Gefängnis entlassen, allein seine Straße zieht, gelingen wieder ganz reine und bildnerisch vollkommene Stücke: „Nachdem er so eine Weile unter den vergilbenden Ahornen der Chaussee hingegangen war, kam er aus tiefen Gedanken zu sich und sah nach der Richtung, in der sein Schatten neben ihm auf der Erde lag. Er erstreckte sich rechter Hand in den Graben und zeigte auf eine Wiese, die sich zwischen Stoppelfeldern nach einem Wäldchen hinwand, das blau in der Ferne stand, und daneben in der Weite blitzte der Turmknopf einer Dorfkirche golden über das Feldergrün. Faber folgte seinem Schatten, übersprang den Graben und schritt mit dem langen feierlichen Gange seiner großen Füße die Wiese hinauf, denn wer in seinem Herzen daheim ist, dem erscheinen alle Orte der Erde gleich gut." In der Verinnerlichung des äußeren Geschehens liegt Stehrs Bestes und Eigenstes. Die Einsicht des Bauers, „daß unsere eigenen Fehler der Grund sind, warum andere uns Schaden zufügen können. Denn wo keine Tür ist, ist auch kein Eingang", oder der Satz, „daß die wahren, entscheidenden Ereignisse nicht jene äußeren, geräuschvollen Vorgänge des irdischen Schicksals, jene in die Sinne fallenden Siege und Niederlagen mit Jubel und Tränen sind, sondern Bewegungen unseres Innern, geräuschlos wie der Flug von Licht und Schatten und unerbittlich wie die Affinität und Gravitation, daß ein Schicksal längst entschieden ist, wenn es in die Erscheinung tritt" oder die letzte Weisheit: „wenn die Glocke des äußeren Schicksals klingt, wissen die meisten Menschen schon nicht mehr, daß und wann sie sie geläutet haben" — das ist der Kern des Buchs, seine Seele. Daß es eine Seele hat, das hebt es aus den vielen Romanen des Tages heraus, mehr als die Kraft seiner Sprache und die Gewalt seiner Handlung. M. B.

Wilhelm Steinhausen, Augenblick und Ewigkeit. 16 Bilder mit einem Geleitwort des Künstlers und einer Einführung von Jos. Aug. Beringer. *Berlin, Furche-Verlag*, 1919. Geh. 6 M.

Seine schöne, von ebenso viel Ernst wie Kunstempfinden durchdrungene Missionstätigkeit für edles deutsches Schaffen in Malerei und Dichtung setzt der Furche-Verlag mit der vorliegenden Mappe aufs erfolgsreichste fort. Steinhausen ist neben Thoma der Dekan jener Maler, für die das Wort „Kunstfrömmigkeit" eigens geprägt zu sein scheint. In seine Art und Entwicklung führen die guten Begleitworte Beringers ein, noch besser aber die Proben seines Schaffens, die in den vortrefflichen Drucken E. A. Seemanns dargeboten werden. Der Christus beim letzten Abendmahl, die sieben Landschaften und die sechs Bilder für die Lukaskirche in Frankfurt-Sachsenhausen geben eine schöne Vorstellung von dieser friedlichen, glaubensinnigen, im besten Sinne einfältigen Kunst, von Herzen zu Herzen sprechend. G. W.

Heinrich Steinitzer, Der Mann, der geliebt sein wollte. Roman. *Egon Fleischel & Co., Berlin* 1918. Geheftet 5 M.

Kaspar Schmidt ist der Mann, der geliebt sein will, und zwar nach seinem Tode! Der verkommene Trunkenbold und ehemalige Gerichtsschreiber hört am Grabe eines Saufkumpanen dessen Lob aus des Pastors Munde. „Wir stehen am Grabe eines Mannes, dem wir alle in herzlicher Liebe zugetan waren". Von diesen Worten kommt Kasper nicht mehr los. Er will auch eine solche Grabrede haben. Was also tun? Man müßte sein Vermögen den Armen als Erbe hinterlassen. Aber woher das Vermögen nehmen, wenn man in einer zerfallenen Hütte kümmerlich das Dasein fristet?

Digitized by Google

Arbeiten, Geld verdienen, sparen! Noch besser: die alte Jugendliebe, die Witwe Rosina, heiraten, die das gut gehende Ladengeschäft hat. Aber sie schlägt seine Werbung aus. Er soll sich nicht bequem in das gemachte Nest setzen. Fluchend wird er ihr Prokurist. Fluchend wird er ein sanfter gütiger Mensch. Und als er schließlich der Rosina als Mann willkommen wäre, hat er seinen Stolz gefunden. Er kann nicht der Mann einer Frau werden, der er in der Jugend die Jungfernschaft stahl und die ihn dann aus dem Elend rettete, kann nicht eine Frau heiraten, die keinen Respekt vor ihm hat. Das verträgt er nicht und bleibt ledig. Dieser Kaspar Schmidt weiß jetzt, wer er ist, pfeift jetzt auf alle Grabreden. Aber er kann nicht hindern, daß der Pfarrer an seinem Grabe einen schönen Nachruf spricht. Denn er hat sein Vermögen wirklich den Armen vermacht. Das ist anschaulich und mit Humor erzählt, die innere Entwicklung Kaspars ist überzeugend, die Menschen des kleinen süddeutschen Fleckens stehen lebendig vor uns, das Buch liest sich leicht und verdient das Opfer weniger Stunden. F. M.

Rudolph Stratz, Das freie Meer. Roman. *Verlag Ullstein & Co., Berlin und Wien*, 1918. 440 S.

Das freie Meer! Millionen haben gehört, daß wir dafür kämpften. Tausende haben es geglaubt. Und was bleibt nach allem Geschrei? Ein Roman von Rudolph Stratz! Und er hat besseren Erfolg mit seinem Werk als unsere Politiker: 41. bis 70. Tausend! — Will man in die Diskussion über den literarischen Wert des Buches eintreten, so soll eine stilistische Unart nicht ungerügt bleiben. „Ich hoffe so" oder „Ist es nicht?" So reden die Engländer bei Stratz. „I hope so — Isn't it?" würden sie richtig sagen. Aber Übersetzungsdeutsch als Charakterisierungsmittel — wohin soll das führen? Und kann dieses Mittel nicht ausschließlich bei Lesern wirken, die die englische Ausdrucksweise kennen? Stratz möge also in eigenstem Interesse seine Romane, auch wenn sie in fremden Ländern spielen, wenigstens in lesbarem Deutsch schreiben! F. M.

Heinrich Tessenow, Handwerk und Kleinstadt. *Berlin, Bruno Cassirer*, 1919.

Die Formel, die Tessenow findet, um der Sackgasse, in die sich unsere Zeit verrannt hat, zu entfliehen, heißt Handwerk und Kleinstadt. Beides wird ihm zum Symbol harmonischen, vollentwickelten Menschentums an Stelle jenes gefährlich-einseitigen Spezialistentums, das die Gegenwart erzeugt und gefördert hat. Selbst wenn man dieser Lösung nicht ohne weiteres zustimmen kann, legt man die nachdenkliche und dabei sehr temperamentvolle kleine Schrift des bekannten Architekten nicht ohne Nutzen und Bereicherung aus der Hand.

Rosa Schapire.

Andreas Thom, Ambros Maria Baal. *Berlin, Wendeverlag*, 1918. 334 Seiten.

Die Pathologie eines von Erleben zu Erleben unerfüllt Schweifenden, eines Unbegnadeten stellt sich in dieser Geschichte mit starker Formkraft dar. Ein erotischer Neurastheniker, der schließlich im Verbrechen mündet, um erst in den Schleiern des Irrsinns seine „Erlösung" zu finden, wird in plastischer Eindeutigkeit lebendig. Eine feine, bohrende Skepsis enthüllt; Morsches wird in eindringlichen Ironismen belichtet, und Tragik wächst über das Sittenbild hinaus. Formale Eigenschaften überwinden stoffliche Hemmungen; und das Buch ist mehr als etwa die Sensation einer anreizenden Modrigkeit. Der Freund einer, wie man so sagt, gesunden Erbauung wird freilich kaum auf seine Kosten kommen. Die Seelenschilderung ist hart, schonungslos, grausam. Die Bezirke des Geschehens erscheinen bedingt, endlich. Geistigkeit beleuchtet lediglich die Wunden, nicht die Wunder der Physis. Die Sehnsüchte, die über den Kreis dieses Buches hinausreichen, bleiben, auch wenn ihm seine literarische Geltung eingeräumt wird. F. S.

A. v. Trojan, Frankreich und Wir. Geschichtliche Betrachtungen über freund- und feindschaftliche Beziehungen der beiden Nachbarvölker. *Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller*, 1918.

Der Verfasser — er dürfte wohl Gymnasialoberlehrer sein — verfolgt mit dieser fleißigen und gewissenhaften Zusammenstellung geschichtlicher Tatsachen den Zweck, „die durch Jahrhunderte sich hinziehende, zwischen Gleichgültigkeit, Freund- und Feindschaft hin- und herschwankende Linie der deutsch-französischen Beziehungen zu verfolgen und aufzuzeichnen, um die Möglichkeiten einer künftigen Gestaltung zu erfassen." Das haben andere vor ihm auch schon getan, und es läßt sich nicht behaupten, daß die bekannten Tatsachen hier in besonders eigenartigem oder neuem Lichte erschienen; aber strebsamen Primanern und wissensdurstigen Damen kann man das Buch mit gutem Gewissen empfehlen, um so mehr, als es in Ton und Tendenz sich größter Objektivität befleißigt und auf alle Phrasen von deutscher Treue und welscher Tücke klüglich verzichtet. Die „Möglichkeiten einer künftigen Gestaltung" freilich, von denen am Schluß die Rede ist, sind durch die Ereignisse der letzten Monate leider schon zu Unmöglichkeiten geworden. Der Verfasser leugnet das Vorhandensein eines wirklichen, tiefgehenden Völkerhasses nicht nur bei den Deutschen, sondern auch bei den Franzosen; es handle sich nicht um „eine im Keime der französischen Volksseele ruhende, sondern eine infolge der verletzten Eitelkeit erworbene, daher verwischbare Eigenschaft." Sie zu verwischen, empfiehlt der Verfasser Rückgabe des Sprengels von Metz an Frankreich gegen

Digitized by Google

Angliederung Luxemburgs an Deutschland und Teilung Belgiens: der vlamische Teil soll als selbständiger Staat Flandern weiter fortbestehen, der wallonische an Frankreich kommen. Dann würde Frankreich gerne auf das Elsaß verzichten und einer dauernden Verständigung der beiden benachbarten Festlandsmächte stände nichts mehr im Wege. „Natürlich würde England einem Frieden auf dieser Grundlage heftig widerstreben, aber gerade dadurch würde ein Keil in die junge, erst in der Knospe befindliche englisch-französische Freundschaft getrieben werden."

Fort, du Traum, so gold du bist!

Arthur Luther.

Fritz von Unruh, Opfergang. *Erich Reiss, Berlin* 1919.

Wer von dem Dichter der „Offiziere" und des „Louis Ferdinand, Prinz von Preußen" im Beginn des Krieges ein paar Verse aus dem Felde las, gewann den Eindruck, daß ihm, der in seinen beiden Dramen so bewußt auf die befreiende Tat schlechthin zugearbeitet hatte, der Krieg wie eine Vollendung erscheinen mußte. Als dann die Tragödie „Ein Geschlecht" veröffentlicht wurde, konnte man stutzen über den offenbaren Bruch, den die Entwicklungslinie des Dichters nun erkennen ließ. Das war nur scheinbar; denn schon in dem Gedicht „Das Lamm" aus dem September 1914 hieß es: „Lamm Gottes, ich sah Deinen wehen Blick, Bring' Frieden uns und Ruh', Führ uns bald in den Himmel der Liebe zurück und deck die Toten zu." Und nun lernen wir nach Aufhebung der Zensur auch jene Zwischenglieder kennen, die Vorstufen für das chaotische „Geschlecht" darstellen und zeigen, welche Wandlung der Dichter unter dem immer stärker werdenden Eindruck von der inneren Sinnlosigkeit eines Krieges durch tiefe Erlebnisse durchgemacht hat. Dazu gehört einmal das dramatische Gedicht „Vor der Entscheidung", das bisher noch nicht erschienen ist, aber vom Dichter bereits vorgelesen wurde. Es klingt mit dem Gedanken aus, daß dieser Krieg, der uns in Träumen einst noch keine Ruhe lassen wird, wie er auch ausgehen mag, zuviel Leid über die Menschheit gebracht hat, als daß nicht ein neuer Geist wach werden müßte. Der Glaube an den neuen Geist, an die Unmöglichkeit, „daß die Welt weiterliefe, wie vor dem Kriege" beherrscht auch Unruhs Prosawerk „Opfergang", das bisher unter dem Titel „Verdun" angekündigt wurde, den man nun aus naheliegenden Gründen fallen gelassen hat. Die Männer, in denen etwas vom Dichter selbst lebendig ist, der Vizefeldwebel Clemens und der Sergeant Hillbrand, ihres Zeichens beide Lehrer, erleben mit stärkster Intensivität das Über-Grausige des Krieges, der Kämpfe vor Verdun, wo sie als Sturmtruppe angesetzt sind. Ein besonderer

Ton liegt noch auf der Führergestalt des Hauptmanns, weil er zu denen gehört, die der Zwiespalt zwischen Disziplin, soldatischer Pflicht und Ehre einerseits und der besseren inneren Einsicht andererseits aufwühlt und zermürbt. Er fühlt es: „Mächtiger als der Frühling gären Säfte in deinem Volk; schüttele den Frost ab, eh Naturgewalten ihn sprengen!... Predige es, daß die Zeit vor dem Kriege zusammengestürzt ist." Ähnlich möchte sein Leutnant, der Vikar, zu seinen Mannschaften ganz anders reden, als Stellung und augenblickliche Aufgabe es von ihm fordern. Ihnen allen geht es um geistige Erneuerung und nur darum: „Ach, Erdenvölker, geht es nicht um das Licht Eures Geistes, — dann würde alles Pulver umsonst verschossen!" Mag dahingestellt sein, wieweit das, was wir jetzt erleben müssen, erfüllte Dichterhoffnung ist. Der Ausklang des Buches, das, nach der Schilderung des „Anmarsches", das deprimierende Dasein im „Schützengraben" lebendig macht, dann den „Sturm" und den „Opfergang" nach dem Mißerfolge, ist Anklage gegen die, die das Unternehmen mit unzureichenden Mitteln wagten, gegen die auch, die in der Heimat nicht bis in die Tiefe der Seele durch die Ungeheuerlichkeit solchen Kampfes erschüttert wurden. In Augenblicken darstellerischer Zuspitzung geht die schlichte und gelegentlich humorvolle Schilderung in einen Stil der Verkürzung über, dessen eigene Pathetik stellenweise durch adjektivische Neuschöpfungen an Wirkung gewinnt. Der „Opfergang" steht, weil nicht durchaus dichterische Schöpfung, an Bedeutung dem Gedicht „Vor der Entscheidung", soweit ich nach der Erinnerung urteilen darf, jedenfalls nach. Als Glied in der Entwicklung Unruhs darf es nicht fehlen, um so weniger vielleicht, als der Dichter geäußert hat, nachdem er nun seine Trilogie, die mit dem „Geschlecht" einsetzte, beendet habe, sei das Erlebnis des Krieges für ihn endgültig künstlerisch verarbeitet. *Hans Knudsen.*

Jakob Wassermann, Christian Wahnschaffe. Roman in zwei Bänden. *Berlin, S. Fischer*, 1919. 433 und 453 Seiten. Geh. 16 M., geb. 20 M.

In seinem Roman „Die Masken Erwin Rainers" schrieb Wassermann 1910 (S. 236f.): „Alle eure Dichter bauen auf durchhöhltem Grund oder hängen gänzlich in der Luft, haben keine Herkunft, keinen Stammbaum und keine höhere Sendung. Jedoch in ihrem immanenten Bewußtsein können auch *eure* Anhänger sich mit der bloßen Kunst nicht zufrieden geben und verurteilen insgeheim zu frühem Tod, was auf dem Markt Unsterblichkeit prätendiert."

Dieser Erkenntnis gemäß hat Wassermann seitdem immer entschiedener dahin gezielt, seine Gebilde auf die feste Basis eines Weltzustandes zu

Digitized by Google

stellen. Aber es fällt ihm schwer, diese Grundlage als den Wurzelboden kenntlich werden zu lassen, von dem seine Menschen und ihre Schicksale bedingt und genährt werden. Wenn man näher zusieht, erweisen sie sich geschaut in der Lebensluft des Ästhetentums, Künstlernaturen unsozialer Artung. Noch Daniel Nothafft, der Musiker, mußte diesen Vorwurf in langer Rede des „Gänsemännchens" ertragen.

Nun sucht Wassermann den in jeder Hinsicht ungewöhnlichen Christian Wahnschaffe tatsächlich mitten in die deutschen Zustände vor dem Kriege hineinzustellen. Der ideal schöne, mit allen Gaben der Natur verschwenderisch ausgestattete Millionärsohn ringt sich aus der Genußatmosphäre des Sybaritentums los. In der zur völlig gebändigten und höchstgesteigerten Persönlichkeit emporgediehenen Tänzerin Eva Sorel — übrigens, wie einmal flüchtig bemerkt wird, der Tochter jenes Daniel Nothafft — sind alle Reize der Genießerwelt, der obersten Schicht der europäischen Gesellschaft, vereinigt. Christian wird ihr zum „Eidolon". Als er auf die gleiche letzte Stufe der intellektuellen Selbstkultur wie sie gelangt ist, vereinen sie sich auch zu kurzem Liebesbund. Dann führt das Luxusbedürfnis sie in die Arme eines russischen Großfürsten und sie endet grausig als das Werkzeug der Autokratie und ihrer maßlosen egoistischen Ausbeutung der Masse; Christian aber steigt hinab zu den Elenden, wirft den ererbten Reichtum von sich, ertötet alle Selbstsucht im Dienst einer wertlosen Straßendirne, erkennt in dem ermordeten Judenmädchen Ruth das Menschliche in seiner reinsten, nur für die anderen lebenden Erscheinung und geht in der Menge unter — oder auf.

Die beiden Pole der menschlichen Gesellschaft, an denen Christian Wahnschaffe durch Geburt und erworbenen Charakter heimisch wird, schildert Wassermann scheinbar mit der gleichen Objektivität des kunsterfahrenen Erzählers. Aber er hat keine dieser Welten erlebt. Die Geburts- und Geldaristokratie ist ihm ebenso fremd wie das Verbrecher- und Dirnentum Berlins; nur der Schauspieler Edgar Lorm, der bürgerliche Amadeus Voß und die jüdischen Menschen — Johanna Schöntag, das Geschwisterpaar Hofmann — sind ihm innerlich vertraut. Die andern Gestalten bleiben Homunculi, Geschöpfe aus der Schriftstellerretorte, nach klugen, sorgsam überdachten Rezepten zusammengebraut: die Familie Wahnschaffe mit dem starken Fabrikherrn und seinen Kindern, dem Luxusgeschöpf Judith und dem streberhaften zweiten Sohn; der Genüßling Crammon und seine zierlich-amoralische Tochter Lätizia; deren südamerikanischer Gatte und das ihn umgebende exotische Gesindel; der grausige Großfürst Cyrill und das übrige zahlreiche Personal der Gesellschaftsakte, denen weder der altbekannte „eisgraue schweigsame Diener" noch die Tische, die sich „von Sekt biegen", fehlen.

Manches Gemälde dieser Bildergalerie aus dem „high life" (so nannte man es doch früher, als solche Geschichten blühten), muten wie eine scherzhafte Verspottung billiger Alltagserzähler an, so die Szene bei dem Freiherrn von Grunow-Reckenhausen (Bd. 2, S. 92 ff.), wo der alte Freiherr den Enkel Botho von Thüngen ins Gebet nimmt.

Noch automatenhafter, lebloser wirken die Gegenfüßler aus der Welt der Verkommenen, namentlich die Dirne Karen Engelschall, ihr Bruder Niels Heinrich und ihre Mutter. Man fühlt sich in die Romantik der „Geheimnisse von Paris" und ihrer zahlreichen Ableger zurückversetzt; der vielgeschmähte Naturalismus hätte sich solche Orgien einer wildgewordenen Philisterphantasie wie das letzte Gelage und die Bekehrung des wüsten Niels Heinrich oder eine Erfindung wie die von der Perlenkette nie geleistet. Er hätte auch wohl die Sprache und das Gebaren der Lumpenproletarier sorgsamer wiedergegeben, als Wassermann es mit ein paar mühselig aufgelesenen Redensarten versucht.

Die Form pendelt seltsam zwischen gesuchter Vornehmheit und dem Streben nach restloser Wirklichkeit, trotz dem Ausruf des Erziehers der Eva Sorel: „Die Wirklichkeit ist ein Vieh! Die Wirklichkeit ist ein Mörder!" Derbe Effekte lodern zwischen langen kühlruhigen, in abgeklärter Tönung fast apathisch anmutenden Strecken dieses Riesenfreskos. Damit das Auge leichter zum Überblick gelange, gliedert Wassermann die gewaltige Bahn: zwei Hauptteile „Eva" und „Ruth", eine Anzahl Unterabteilungen und jede von ihnen wieder in bezifferte, oft ganz kleine Abschnitte zerfallend. Diese dienen der sprunghaften Technik, die plötzlich einen Faden ohne ersichtlichen Grund fallen läßt und einen andern aufnimmt, fast als sollte der Leser durch das ungeschriebene „Fortsetzung folgt" geneckt und in gespanntere Erwartung gesetzt werden. So schieben sich die zahlreichen Parallelhandlungen gleichzeitig vorwärts und man denkt des Romans des Nebeneinander, dessen Theorie einst Gutzkow in seinen großartigen „Rittern vom Geiste" verkörperte.

Seltsam berührt sich so in Wassermanns „Christian Wahnschaffe" Altes und Neues. Der deutsche Dichter, der unter den Lebenden am tiefsten über die Kunst der Erzählung nachgedacht hat, bedient sich aller überlieferten Mittel, um sein Werk der ihm vorschwebenden letzten Form anzunähern. Aber dieser starke Künstlerintellekt, diese unverächtliche Erfinderbegabung, dieses hochstrebende Formtalent bringen in ihrem Zusammenwirken keinen reinen Dreiklang hervor und man scheidet auch von diesem Werk dreier, gewiß arbeitsreicher Jahre mit jenem bewundernden Bedauern, das vergeblicher Aufwand hoher Kraft und das Verfehlen kühn gesteckter Ziele in dem wohlwollenden Betrachter weckt. *G. Witkowski.*

Digitized by Google

Hans Wendt, Meckelnbörger Minschen. Ne Geschicht ut nige Tid. 4. Aufl., geb. 7 M. — *H. K. A. Krüger*, Dat Läuschenbok. 5 M. — *W. W. Jacobs*, Fräulein Schiffsjunge und andere lustige Geschichten. 4,50 M. *Niederdeutsche Bücherei Bd. 44, 50 und 55. Richard Hermes Verlag, Hamburg* 1919.

Hans Wendts Mecklenburger Gutsroman mit der lustigen Gestalt des Berliner Eleven und der anschaulichen Kleinmalerei niederdeutschen Landlebens erfreut sich großer Beliebtheit, sodaß der Verlag schon die 4. Auflage vorlegen kann. — Ähnlicher Erfolg ist dem „Läuschenbok" zu wünschen, in dem Krüger niederdeutsche Schwankerzählungen aller Zeiten vereinigt hat. Von den ersten Anfängen dieser Gattung im „Niederdeutschen Aesopus" und bei Gerhard von Minden über Fritz Reuter und John Brinckman bis herab zu Tarnow und Warncke wird eine knappe Auswahl dieser „kleinen Straßenjungen", wie sie Reuter nannte, gegeben, und eine kurze Vorbemerkung unterrichtet über das Läuschen und seine Geschichte. Einige drastische Bilder passen sich dem lustigen Inhalt gut an. Einem niederdeutschen Verlag sollte es jedoch nicht passieren, daß auf dem Umschlag „Läuschenbok", auf dem Titel aber „Läuschenbauk" gedruckt steht! — Lustig sind auch die zehn Geschichten von Jacobs, die zwar von einem Engländer geschrieben wurden, ihrer Art nach aber gut in den Rahmen passen und die Aufnahme in die niederdeutsche Bücherei gerechtfertigt erscheinen lassen. F. M.

Paul Westheim, Die Welt als Vorstellung. Ein Weg zur Kunstanschauung. *Gustav Kiepenheuer, Potsdam.*

Als Gemeinsames eignet den sieben in Buchform vorliegenden Aufsätzen des bekannten Herausgebers des „Kunstblatts" — Künstlerisches Denken, Anschauung und Vorstellung, vom Wesen des plastischen Gestaltens, Holzschnitt und Monumentalkunst, das Erlebnis des Monumentalen, Religiöse Kunst, das Porträt — daß der Ausgangspunkt nicht historischer, sondern künstlerischer Art ist. Westheim geht vom Erlebnis aus und spannt beim Bildnis seinen Rahmen von Cranach über Greco, bis zu Cézanne, van Gogh, Kokoschka und Paula Modersohn. Religiöse Kunst definiert er, unabhängig vom Stofflichen, als Kunst, die „die Seele frei macht und den Menschen aller diesseitigen Gebundenheit entrückt" und legt ihr Wesen eindringlich klar an der Höllenfahrt Christi, einem Elfenbeinrelief aus dem 10. Jahrhundert, einer idyllischen Madonna im Grünen von einem unbekannten Niederländer aus dem 16. Jahrhundert, so gut wie an Rembrandts Bildnis seiner Mutter (Wien), Barlachs „Wüstenprediger" oder Noldes „Klugen und törichten Jungfrauen". Auch die aus dem „Kunstblatt" bereits bekannten Aufsätze über Plastik und Holzschnitt erscheinen hier mit einer Fülle neuer Abbildungen versehen, sich dem ganzen einfügend, in neuem Licht. — Die vorzüglich gewählten, meist ganzseitigen Abbildungen — über achtzig — bilden einen wesentlichen Bestandteil des Buches.

Rosa Schapire.

Carl Friedrich Wiegand, Totentanz. 1914—1918. Dichtungen. Mit elf graphischen Kunstbeilagen von Hans Witzig. *Zürich, Art. Institut Orell Füssli*, 1919. Einfache Ausgabe in vornehmem Pappband 20 Fr. (35 Mk.) Feine Ausgabe in Leinwandband 30 Fr. (50 Mk.) Numerierte Luxus-Ausgabe in Pergamentband 100 Fr. (200 Mk.)

Aus der Flut der Kriegsdichtung haben wir an dieser Stelle von Beginn an nur das Wenige herauszuheben gesucht, was über den Augenblick hinaus lebenswürdig erschien, weil darin das kunstwidrige — das durch Erlebnis und Instinkte vergewaltigte Schaffen — nicht zu spüren war. In die kurze Reihe solcher Versbücher tritt der edle, außen und innen höchst vornehme „Totentanz" des Marignano-Dichters. Aus seiner Seele treten die lyrischen Gebilde gleich den Gestalten seines mächtigen Dramas als große, mit sicherem Umriß und persönlicher Farbe hergestellte Bilder; hier und dort wird man an den frühen Hodler gemahnt. Das Momentane des Erlebens ist verewigt durch den Stil (im Goethischen Sinne des Wortes), die große Form. Sprache und Verse wirken monumental, durchgebildet bis zum Letzten, frei von allem spielenden Artistentum. Als Beweis dafür kann es gelten, daß die Monotonie der Reime in „Sein oder nicht Sein" (S. 16), deren tiefere Absicht leicht erkennbar ist, in dieser Reihe wie ein leises Hinabsinken wirkt. Die Bilder Hans Witzigs sind bedeutsame Kunstwerke, Erzeugnisse einer wohltuend ruhigen, reifen Kunst von seelischer Tiefe und einem Können, das nicht der absichtlich verdunkelten Manieren bedarf, um das Unterste heraufzutönen zu lassen. Nur das Titelblatt erscheint allzuglatt, im Motiv klein und abgenützt. Aber das tut dem Buche keinen Abbruch. Sehr schön mit der Hand geschrieben, trefflich vom Stein gedruckt und in allem sonstigen der Ausstattung mustergültig ist es eine der edelsten Gaben, die uns in neuerer Zeit beschert wurden. G. W.

Auguste Wilbrandt-Baudius, Aus Kunst und Leben. Erinnerungsskizzen einer alten Burgschauspielerin (Amalthea-Bücherei 2. Band). *Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag* (1919). 107 Seiten. Kart. 4 M., geb. 6 M., Luxusausgabe in Halbpergament mit eigenhändiger Namenseinschrift der Verfasserin 30 M.

Wie viele Erinnerungsbücher von Schauspielern, auch von Burgschauspielern, haben wir in den letzten Jahrzehnten zu lesen bekommen! Wie gutes Material für den Geschichtschreiber, besseres für

Digitized by Google

den Psychologen ist uns darin geboten worden! Doch keiner aller jener, oft sehr umfangreichen Berichte von den gesta et fatis der Mimen übertrifft an Liebenswürdigkeit, an innerem Reichtum das bescheidene Bändchen der jetzt 74 jährigen großen Künstlerin. Sie erzählt vortrefflich, mit jener Kunst des Verschweigens, die nur den bezeichnenden Zügen das Daseinsrecht in ihren kleinen Bildern gewährt. Eine vornehme, reine Seele hat festgehalten, was ihr im Leben mit den Kollegen an gleichgearteter Menschlichkeit entgegengetreten ist. Wer zweifelt daran, daß die langen Jahre ihr in der Kulissenwelt auch so manche unedle Gestalt nahegebracht haben; aber kein Wort nachgetragenen Grolls für erlittene Unbill, gekränkten Ehrgeizes läßt sich vernehmen. Von der Goßmann, der Haizinger, Laube und Anschütz bis zu dem Geschlecht, dem Adolf Wilbrandt zum Führer wurde, leiten uns diese liebenswerten Skizzen, unterstützt durch eine gut gewählte Reihe von Porträts und anderen Bildbeigaben. Das kleine Buch wird in der Literatur über das Burgtheater sicher einen Ehrenplatz erhalten; auch sein Gewand ist solcher Ehre nicht unwürdig. G. W.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner, Briefe. Mit einer Einführung herausgegeben von *Oswald Floeck*. Zwei Bände. Mit Porträts und Faksimiles. *München, Georg Müller*, 1914 (ausgegeben 1919). LXII + 485 und 532 Seiten.

Erwägt man Werners außerordentliche dramatische Begabung, die so verschiedenen Leuten wie Grillparzer, Schopenhauer, Mazzini, ja unzweifelhaft auch Goethen imponiert hat, erkennt man in der zwar gewiß nicht anziehenden, aber äußerst interessanten Persönlichkeit und ihrem Leben wichtigste Dokumente aus der Zeit von Deutschlands „tiefster Erniedrigung" und zugleich das Prachtexemplar eines pathologisch veranlagten Künstlers, weiß man endlich, daß eine der mächtigsten Parteien Deutschösterreichs geradlinig von ihm abstammt, so muß mit Verwunderung festgestellt werden, wie unverhältnismäßig bescheiden der Ertrag der an den Begründer der Schicksalstragödie gewendeten Forschung eines ganzen Jahrhunderts ist. Was sein Intimus Hitzig (1823), das Klatschmaul Schütz (1841), Düntzers schwerfällige Gelehrsamkeit (1873) und noch zuletzt eine sehr umfängliche französische Dissertation von Vierling (1908) bieten, ist alles noch weit von *der* Biographie Werners entfernt und, was Minor vor 36 Jahren über den Schicksalsdichter geschrieben, bisher weder ergänzt noch überholt, so verdienstlich auch Untersuchungen wie die von Poppenberg, Brandt, Fränkel, einzelne Dramen aufgehellt haben. Noch immer fehlt es auch an einer verläßlichen Gesamtausgabe, statt deren man sich mit der übrigens sehr selten gewordenen jenes Schütz (1840-41) behelfen muß, und darum wimmelt die landläufige Literatur über Werner von Mißurteilen und tatsächlichen Irrtümern.

Einen großen Schritt vorwärts bedeutet das vorliegende, offenbar schon vor Kriegsbeginn fertiggestellte Werk, das mit beharrlichstem Fleiß und philologischer Gewissenhaftigkeit alle dem Herausgeber erreichbaren Briefe Werners, im ganzen über zweihundert, hierunter eine große Menge bisher ungedruckte, stets wo tunlich auf die Urschriften zurückgreifend, vereinigt und sorgfältig kommentiert. Viel ist freilich verlorengegangen oder vernichtet worden, anderes war den derzeitigen Besitzern noch nicht abzugewinnen und wieder anderes dürfte eben durch Floecks Publikation erst jetzt ans Tageslicht gelockt werden; aber die erdrückende Mehrheit ist hier sicherlich beisammen und zum ersten mal fester Grund für eine wissenschaftliche Biographie und eine ebensolche Ausgabe der Werke geschaffen — Arbeiten, für die wohl Floeck selbst in Betracht kommen dürfte. Bd. 1 reicht von 1792 bis 1805, der zweite führt uns nahe an Werners Tod heran, teilt überdies anhangsweise Eingaben, Quittungen, Widmungen und ähnlichen Kleinkram Werners, sowie (fast durchweg bisher ungedruckte) Briefe an und über ihn, ferner den gelehrten Apparat und drei Stammtafeln mit. Auch der vorzüglich ausgeführte Bilderschmuck gibt zum Teil bisher Unbekanntes.

Werners Charakterbild, wie es sich in diesen Briefen entrollt, wirkt nun freilich nicht erhebend; wo man dieses Menschenleben packt, ist es interessant, aber die Stimmung „unfrei und unfroh" verläßt uns niemals, ob es sich nun um die greulichen Weibergeschichten des Jünglings, das verrückte Liebesevangelium, auf das der Mann reiste, oder um den Bekehrten und sofort auch Bekehrenden handelt; auch eine gewisse Würdelosigkeit, ja Servilität, die selbst einem Goethe gegenüber unerlaubt scheint und ohnehin durch Werners sehr hoch entwickeltes Selbstbewußtsein Lügen gestraft wird, empfinden wir durch das ganze Briefwerk hin als Hemmung des Genusses, wie sich's denn auch nicht eben behaglich am Rande des Wahnsinns wandelt. Angesichts eines so unerfreulichen Materials erhöht sich das Verdienst des Herausgebers noch.

Robert F. Arnold.

Kleine Mitteilungen.

Berichtigung. Herr Dr. Johannes Thummerer schreibt uns: Im letzten Wiener Brief der Zeitschrift für Bücherfreunde teilt Herr Prof. Castle mit, daß ich in meinem österreichischen Volksroman „Die tanzende Familie Holderbusch" die Schwestern Wiesenthal zum Vorwurf genommen hätte. Ich bitte sehr, dies zu berichtigen. Mein Roman hat mit den Schwestern Wiesenthal gar

Digitized by Google

nichts zu tun. Die Wiesenthals würden sich vermutlich sehr bedanken, für das Urbild der verkommenen Holderbuschs zu gelten, die den Mittelpunkt meines ausschließlich in Kleinbürger- und Proletarierkreisen spielenden und soziale Probleme behandelnden Romans bilden.

Das teuerste Manuskript der Welt. Bei einer Versteigerung in London hat ein aus dem 14. Jahrhundert stammendes Manuskript den Rekordpreis von 14000 £, also 280000 M. erreicht. Das genannte Manuskript, das mit siebenundzwanzig anderen Handschriften verkauft wurde, führt den Titel „Stundenbuch von Johann II., Königin von Navarra, verfaßt in den Jahren 1336—1348, geschmückt mit 108 Miniaturen." Der bisherige Eigentümer war der Herausgeber der „Pall Mall Gazette", Henry Yates Thompson, der eine der reichhaltigsten und schönsten Manuskriptsammlungen der Welt besitzt.

Das Schicksal der russischen Archive. In den russischen Blättern ist ein Bericht über die Arbeiten der Sonderkommission zur Durchsicht und Ordnung der russischen Archive erschienen. Der Bericht beginnt mit der betrüblichen Feststellung, daß eine ganze Anzahl höchst wertvoller Archive unwiederbringlich verloren ist. In Petersburg, Moskau, Saratow, Minsk wurden in den Sturmtagen der Revolution die Archive als „Altpapier" nach Gewicht verkauft. In Wladikawkas ist das Archiv des Stabes der Kaukasus-Armee verkauft worden, das sehr wertvolle, wissenschaftlich noch lange nicht völlig ausgenutzte Materialien zur Biographie des großen russischen Dichters Lermontow enthielt. Aus dem Geheimarchiv des alten Ministeriums des Innern ist u. a. eine Schatulle Potemkins mit zahlreichen, bisher unveröffentlichten eigenhändigen Briefen der Kaiserin Katharina II. verschwunden; ferner fehlen viele Dokumente, die auf die Verschwörungen unter den Zarinnen Anna und Elisabeth, den denkwürdigen Dezemberaufstand von 1825 und andere wichtige Begebenheiten der russischen Geschichte Bezug haben, über die es der historischen Forschung bisher unmöglich war, ein klares Bild zu gewinnen und ein endgültiges Urteil zu fällen, und deren Aufhellung man gerade von der Öffnung der Archive erwartet hatte. Nun hat sich diese Öffnung in derselben chaotischen Weise vollzogen, wie alle russischen „Reformen" und die Wissenschaft kommt zu spät. Bezeichnend ist aber, daß die bolschewistischen Gewalthaber doch eingesehen zu haben scheinen, daß das Proletariat in rein wissenschaftlichen Fragen noch nicht ganz so kompetent ist, wie in politischen und finanziellen: von den Mitgliedern der mit sehr großen Vollmachten ausgerüsteten Archivkommission gehört nur ein Viertel dem Rat der Arbeiterdeputierten an; zu drei Vierteln besteht die Kommission aus namhaften russischen Gelehrten, die nichts weniger als Bolschewisten sind, die sich aber um der Sache willen der Regierung zur Verfügung gestellt haben. A. L.

Kunstwert oder Liebhaberwert. Seitdem es mehr und mehr üblich geworden ist, Kapitalanlagen in Kunstwerken zu betätigen, sind zum Teil ganz eigentümliche Verhältnisse im Kunsthandel entstanden. Namentlich in der Bewertung von Gemälden und Werken der Originalgraphik treten ganz erhebliche Unterschiede zutage, die natürlich auch zum Ausdruck kommen, wenn die von den Käufern erworbenen Kunstwerke als Vermögensbestandteile bewertet werden. Der Unterschied zwischen Kunst- und Liebhaberwert kommt insbesondere zum Ausdruck bei der Versicherung der Kunstwerke. Besonders lehrreich dafür ist der folgende Fall, der seinerzeit vom Reichsgericht entschieden wurde.

Es hatte jemand bei einer Feuerversicherungsgesellschaft seine Wohnungseinrichtung gegen Feuersgefahr versichert und dabei war für Kunst- und Luxusgegenstände eine Summe von 6600 M. angesetzt. Unter den versicherten Kunstwerken befand sich auch ein Stich nach einem Gemälde, der die Seeschlacht zwischen den Engländern und Holländern im Jahre 1796 darstellte und als mit 6000 M. versichert bezeichnet war. Bei einem Brandschaden wurde aber in dem darauf eingeleiteten Abschätzungsverfahren der Wert des Bildes nur mit 150 M. angenommen und die Versicherungsgesellschaft billigte demzufolge auch nur diesen Betrag zu. Dagegen erhob der Versicherungsnehmer Klage, die aber von allen drei Instanzen abgewiesen wurde. Interessant ist die letztinstanzliche Entscheidung des Reichsgerichts, in der ausgeführt wurde: „Die Versicherungsbedingungen unterscheiden ausdrücklich den Kunstwert und den Liebhabereiwert von versicherten Gegenständen. Wenn der Kunstwert versichert sein soll, müssen die Gegenstände, namentlich Gemälde, in der Versicherungsurkunde besonders benannt sein. Die Versicherung zum Liebhabereiwert erfordert einen besonderen, diesen beziffernden Antrag und dessen entsprechende Kennzeichnung in der Versicherungsurkunde (§ 2 der Allg. Vers.-Bedingungen). Eine solche Unterscheidung ist auch gerechtfertigt. Kunstwert ist der objektive (gemeine) Wert, den ein Kunstgegenstand im Verkehre hat. Daß der Kreis derer, die Kunstgegenstände verkaufen und erwerben, der Natur der Sache nach beschränkter ist als bei anderen, der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse dienenden Dingen, hindert nicht, von einem Kunstmarkte und von der Schätzung Sachverständiger zugänglichen Preisen zu sprechen, die auf diesem Markte erzielt werden. Der Verkehrswert eines Bildes ist danach bestimmbar. Der Liebhabereiwert bedeutet mehr. Ob er gleichbedeutend

Digitized by Google

ist mit dem Werte der besonderen Vorliebe (dem Affektionswert) oder ob er auch objektive Momente in sich schließt, die aus der Wertschätzung innerhalb des Kreises der Liebhaber zu entnehmen sind, kann hier auf sich beruhen. Jedenfalls ist er etwas anderes als der Kunstwert und bedarf der ausdrücklichen ziffernmäßigen Festsetzung in der Police. Daran fehlt es im vorliegenden Falle. Gemäß den Bedingungen sind die Gegenstände, die einen Kunstwert haben, darunter das streitige Bild, besonders benannt und deshalb versichert, aber lediglich nach dem Kunstwert. Der Betrag von 6000 M., der als Wert des Bildes angegeben ist, bildet nur die Grenze, bis zu welcher die Beklagte haftet, ist aber nicht eine diese verpflichtende Schätzung, vielmehr mußte der wahre Kunstwert des Stiches, wie geschehen, durch die Sachverständigenkommission ermittelt werden. Demgemäß wurde die Revision zurückgewiesen." F. H.

Heines „Unsere Marine". Jonas Fränkel erklärt in der Heine-Ausgabe des Inselverlags (Bd. 3, S. 525), der Erstdruck von Heines „Nautischem Gedicht": „Wir träumten von einer Flotte jüngst" sei unbekannt. Ich weise darum darauf hin, daß das Gedicht zuerst in der „Hamburger Neuen Modenzeitung Jahreszeiten"[1] 1845, Sp. 1721 gedruckt worden ist, und zwar in einer Pariser Korrespondenz vom 7. Oktober. Nur eine Variante ist festzustellen; in Strophe 6, Vers 2 lautet das erste Wort „Wir" statt „Und". Schon lange zirkulierte das im Mai 1844 gedichtete Gedicht im Manuskript im Freundeskreis Heines in Paris, bald unter dem Titel „Die Marine", bald als „Die deutsche Flotte" (vgl. auch a. a. O., Sp. 80). Der Korrespondent „Walter vom Berge" fügt der Veröffentlichung des Gedichtes „Der Wahrheit zur Ehre" die Mitteilung hinzu, daß Heine sich, seitdem er es geschrieben, „mit aller Kraft einer reichen, gesunden Seele in einem armen kranken Körper den großen Fragen der deutschen Gegenwart" zugewandt habe. „Sein Gesundheitszustand ist leider sehr traurig, auf der linken Seite gelähmt, blind auf dem linken Auge, kämpft er mit unverdrossenem Mute und unveränderlicher Geistesheiterkeit gegen Krankheit, Doktor und Apotheker, dieses infernalische Trio. Er hat den ganzen Sommer in dem romantischen Montmorency, wo einst J. J. Rousseau die Natur anbetete und die Menschen verachtete, zugebracht und kehrt erst in einigen Wochen nach Paris zurück. Der fortwährende Tralatsch einiger deutschen Blätter gegen ihn kümmert ihn längst nicht mehr und er ist endlich bei jenem Indifferentismus angelangt, der dem hochstehenden Genie in unserer klatschsüchtigen Zeit so nötig ist."

Werner Deetjen.

1 Im Besitz der Hamburger Stadtbibliothek.

Kataloge.

Zur Vermeidung von Verspätungen werden alle Kataloge an die Adresse des Herausgebers erbeten. Nur die bis zum 15. jeden Monats eingehenden Kataloge können für das nächste Heft berücksichtigt werden.

Theodor Ackermann in *München.* Nr. 588. Alte Medizin und ihre Geschichte — Freimaurerei — Occultismus. 754 Nrn.

Joseph Baer & Co. in *Frankfurt a. M.* Nr. 657. Geschichte. 494 Nrn. — Nr. 658. Zur Geschichte der Wissenschaften. I. Allg. Unterrichtswesen. 1062 Nrn.

Oskar Gerschel in *Stuttgart.* Bücherkasten, Jahrg. V, Nr. 3. Vermischtes. Nr. 1479—2139. — Nr. 89. Politik — Staat — Gesellschaft — Revolution — Volkswirtschaft. 1946 Nrn.

Gilhofer & Ranschburg in *Wien I.* Bibliothek des Bücherfreundes 1919, Nr. 1. Schöne Bücher. 1019 Nrn.

Otto Harrassowitz in *Leipzig.* Nr. 384. Romanische Sprachen und Literaturen. 2339 Nrn.

Karl W. Hiersemann in *Leipzig.* Nr. 467. Architektur, Teil II: Renaissance — Neuzeit. 693 Nrn. — Nr. 470. Genealogie und Heraldik. 1033 Nrn. — Nr. 471. Graphische Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts — Miniaturmalerei des Mittelalters und der Renaissance — Ornamentstiche. 532 Nrn.

H. Hugendubel in *München.* Nr. 106. Vermischtes. 951 Nrn.

R. Levi in *Stuttgart.* Nr. 218. Geschichte — Autographen — Urkunden — Städteansichten — Porträts. 1119 Nrn.

Leo Liepmannssohn in *Berlin SW. 11.* Nr. 204. Autographen (Goethe und sein Kreis). 740 Nrn. mit Register.

Alfred Lorentz in *Leipzig.* Nr. 247. Vermischtes. 1050 Nrn.

Karl Markert in *Leipzig.* Nr. 11. Archäologie. 874 Nrn.

Edmund Meyer in *Berlin W. 35.* Nr. 50. Schöne moderne Bücher. 1065 Nrn.

Martinus Nijhoff im *Haag.* Nr. 448. Vermischtes. 306 Nrn.

Oskar Rauthe in *Berlin-Friedenau.* Nr. 74. Folklore und Mystik. 1048 Nrn. — Nr. 76. Autographen und Graphik vor 1800. 647 Nrn. — Nr. 77. Autographen zu wissenschaftlicher Forschung, Abt. I, A—K. 1513 Nrn.

G. Schoder in *Stuttgart.* Nr. 44. Vermischtes. 416 Nrn.

J. A. Stargardt in *Berlin W. 35.* Nr. 293. Geschichte, Kunst und Literatur. Teil II: Ausland. 727 Nrn.

Hermann Treichel in *Jena.* Nr. 5. Alte Bibliophilen-Bücher. 389 Nrn.

Diesem Hefte sind Prospekte der Verlage *Hyperion-Verlag G. m. b. H., Berlin, Erich Reiß* in *Berlin* und *L. Staackmann* in *Leipzig* beigelegt.

Digitized by Google

Eine seltsamere Ware,
als Bücher,
gibt es wohl schwerlich in der Welt.
Von Leuten gedruckt,
die sie nicht verstehen;
von Leuten verkauft,
die sie nicht verstehen;
gebunden, rezensiert und gelesen
von Leuten,
die sie nicht verstehen.

Georg Christoph Lichtenberg.

Gesetzt aus Walbaum-Fraktur.

Für bibliophile Veröffentlichungen, Bücher- und Feindrucke sind die Charakterschriften der H. Berthold AG, Schriftgießereien, Berlin, besonders zu empfehlen.

Digitized by Google

O. Herfurth

Berlin W 50
Passauer Straße 12

Werkstatt für guten Bucheinband

Handeinbände jeder Art für Bibliophile und Sammler

v. Zahn & Jaensch,

Antiquariat:

suchen zu kaufen:

Goethe, Werke. Sophien-Ausgabe. Komplett. Hfrz.

Frey, K., Die Handzeichnungen Michelangelos. 3 Bde. Brl. 1909–11

Horaz, Alle älteren illustr. Ausgaben

R. Muther, Geschichte der Malerei und anderes

Naturwissenschaftliche Werke mit farbigen Kupfern

L. Richter, Alle illustrierten Werke.

Dresden-A. Waisenhaus-Straße 10

Karl Ebert

München
Amalienstraße 37

Werkstatt für Handbinderei. Gepflegte Arbeiten für Buchblock und Decke. Herstellung von Liebhaber-Bänden nach eigenen u. fremden Entwürfen. Verwendung von nur sumachgegerbten, farb- u. lichtechten Ledern u. einwandfreien Pergamenten. Spezialität in Mosaik und Intarsien-Arbeiten

Herkunft, Leben und Wirken
des Hochfürstlich Hessischen
Darmstädtischen Hofmalers

Johann Christian Fiedler

von

Kuno Ferdinand Graf von Hardenberg

Als Privatdruck für die Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde auf feinstes Büttenpapier gedruckt und mit zahlreichen Bildbeigaben in einmaliger Auflage von 250 Exemplaren hergestellt, wovon etwa 125 Exemplare zum Verkauf gelangen zum Preise von:

Mark 60.–
u. 10% Teuerungszuschl.

Spätere Preiserhöhung vorbehalten

In schlichten gemütvollen Worten schildert der Verfasser das Leben des bisher wenig gewürdigten Künstlers, der von Sachsen über Paris nach Darmstadt kam und hier in vierzig Jahren schöpferischer Tätigkeit viele bedeutende Werke hinterließ. Auch über Darmstadt hinaus gingen seine Beziehungen, davon gibt ein Bild im Goethe-Museum zu Weimar Kunde.

H. L. Schlapp · Hofbuchhandl. · Darmstadt

Digitized by Google

PAUL GRAUPE / ANTIQUARIAT

versendet auf Wunsch:

Katalog 86, moderne Bücher, Luxusdrucke

Katalog 87, Neuerwerbungen wertvoller Bücher aus allen Gebieten

Katalog 88, Deutsche Literatur u. Übersetzungen, Kalender u. Almanache

BERLIN W. 35 / LÜTZOW-STRASSE 38

Ein kostbares Buch
für Klinger-Sammler ist soeben im Verlage von E. A. Seemann erschienen:

MAX KLINGERS KREUZIGUNG CHRISTI

von Prof. Dr. Julius Vogel

Mit 8 Abbildungen im Text, 1 farb Tafel und 4 Tafeln in Tondruck, sowie dem Faksimile von Klingers jüngst radiertem Selbstbildnis

Vornehm gebunden Preis 45 Mark

Professor Vogels Werk gibt zum ersten Male eine genaue Geschichte des berühmten Bildes und veröffentlicht die wundervollen Studien dazu, die als Zeichnungen zu Klingers reifsten Leistungen zählen. Die ganze Ausstattung macht das Buch zum bibliophilen Sammelwerk

Es ist nur in einer einmaligen kleinen Auflage hergestellt / Nur 250 Exemplare sind noch verfügbar / Preiserhöhung für die letzten 25 Exemplare vorbehalten

VERLAG VON E. A. SEEMANN IN LEIPZIG

Digitized by Google

BUCHEINBÄNDE
MAPPEN
KATALOGE
PLAKATE
in anerkannter Leistungsfähigkeit
E. A. Enders
Leipzig
SALOMONSTRASSE 10
ABTEILUNG FÜR HANDGEARBEIT.
EINBÄNDE UNTER DER LEITUNG V.
PROF. W. TIEMANN IN LEIPZIG
Großbuchbinderei
Angebote bereitwilligst!

Ich biete freibleibend an: Dietrichverlag, Num. Luxus-Ausgaben, Ganz-Lederbände. Strindberg, Märchen M. 140.— Hoffmann, Klein Zaches M. 120.—. Verlag Die Wende. Pirchan Weinwunder. Eines d. ersten 40 Expl. statt M. 370.—, M. 300.—. Kiepenheuerverlg. Lübecker Bibel. 92 handkol. Holzschnitte 1494 M. 100.—. Müllerverlg. Bierbaum, Schöne Mädchen v. Pao. Num. Prachtausgabe M. 220.—. Diderot, Geschwätzige Kleinode M. 120.— Vlg. Schroll. Mörike, Mozart auf d. Reise n. Prag. Num. Lux.-Ausg. M. 35.—. Ausführliches Verzeichnis auf Wunsch.
J. BAUER, WIEN XIX, Krottenbachstr. 99

Soeben erschienen:
DEM BIBLIOPHILEN
Alte Bücher in bunter Reihe
Alte und Erstausgaben der deutschen Literatur / Frühe Drucke / Illustrierte Werke / Reisen usw.
ANTIQUARIATSKATALOG Nr. 5
von Hermann Treichel, Antiquariat
Jena, Schloßgasse 2a
Auf Verlangen gratis und franko

Illustriertes Kochbuch
599 Seiten, Verf. Maria Sophia Schelhammerin, geb. Conringin, Braunschweig 1704, in Verlegung Chr. Friedr. Fickels, zu verkaufen. Beschäd. Exemplar.
Gefl. Angebote unter Nr. 313 an die Geschäftsstelle der „Zeitschrift für Bücherfreunde" erbeten.

Erfolgreiche Schriftsteller Dichter und Gelehrte
zählen fast ausschließlich zu meiner regelmäßigen Kundschaft. Sofortige Erledigung bei gewissenhafter Ausführung. Billige Preise.
Abschriften mit Durchschlägen
Vervielfältigungen
Wachspapier, Typensetzer. Steindruck. Ein- und mehrfarbig. Spezialität: Kleine Auflagen von 25-500 Expl. besonders preiswert. Kohlepapier, Farbbänder. Papiere aller Art. Schreibmaschinen.
T. BIELEFELDT. STETTIN
Augustastraße 56
Kostenlose Beratung betr. Verlag u. Vertrieb

Digitized by Google

Namen-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Elfter Jahrgang. 1919/20

Band I.

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Abels, Otto *210.*
Achim v. Arnim, Ludwig *17.*
Adamberger, Antonie *79.*
Adler, Alfred *207.*
Adler, Friedrich *108.*
Adler, Max *208.*
Adolph, Karl *9.*
Alexandre, Arsène *1.*
Alfieri, Vittorio 153.
Altenberg, Peter *109, 112.*
Ambrosi, Gustinus *109.*
Amman, Jobst *6.*
Ammann, Molly 114.
Amstutz, Ulrich *215.*
Andersen, Hans Christian *16, 210.*
André Chéradame *149.*
Angel, Walter *208.*
Anner, Emil 104, 112.
Anschütz, Joh. Matthäus 78.
Armin, Bettina von *222.*
Arnleitner, Julius *210.*
Arnold, Karl *246.*
Arnold, Robert F. *276.*
Arnstein, Oscar *162.*
Ascoli, G. J. *101.*
Asseo, S. *61.*

B

Bab, Julius *108.*
Badt, Bertha *117.*
Bahr, Hermann *8, 108, 208.*
Bakst, Léon *193.*
Balmer, Alois 101, 110.
Balzac, H. de *113.*
Barbier, Georges *194.*
Barbusse, Henri *3.*
Bauer, Otto *207.*
Becker, Else *209.*
Becker, R. Z. 8.
Beckerath, Willy von *59.*
Beda *210.*
Beer-Hofmann, Richard *223.*
Beerli, Hans *215.*
Beham, Hans Sebald 4, 6.
Behrend, Fritz 44—48.
Benatzky *210.*
Benz, Richard 10, 12.
Benzmann, Hans 10—20, *27, 45, 72, 168. 243, 260.*
Beran, Felix *239, 245.*
Bergner, Ad. Aug. 71.
Beringer, Jos. Aug. *266.*
Berndl, Ludwig *175.*
Bernhardi, Ferdinand 70.
Bertram, Ernst *17.*
Bertsche, Karl *208.*
Bethe, E. *256.*
Bethge, Hans *113, 170.*
Bialik, Chaim Nachman *109.*
Bielenstein, Inga *154.*
Bienenstein, Karl *9, 209.*
Bittner, Julius *208.*
Blaß *115.*
Block, Ernst *18.*
Blöchlinger, Anton 104, 112.
Bloesch, Hans *221.*
Bobertag, Otto *244.*
Boehm, Max v. *114.*
Böhler, Otto *8.*
Bohnen, Max von *107.*
Bömer, Alois *226.*
Borch, Rudolf *27.*
Bossard, Johann 110.
Brahn, Max *18.*
Braun, Alex *23.*
Braun, Felix *24.*
Brod, Max *108, 114.*
Brandt, Otto *80.*
Brentano, Clemens *25.*
Brömse, August *8.*
Brosses, De *228.*
Bruder Willram *9.*
Brüggemann, F. 41
Brunner, Hermann 107.
Brussot, Martin *229.*
Bucherer, Max 107.
Buchmann, Walter 109.
Budzinski, Robert *118.*
Bühler, Christian 107.
Burte, Hermann *165.*
Busson, Paul *209.*

C

Campe, J. H. 40.
Carthy, T. H. Max *222.*
Castle, Eduard *10, 109, 212.*
Cemach, S. *109.*
Cézanne *245.*
Cherrillon, André *215.*
Chodowiecki, Daniel *25.*
Claudel, Paul *2.*
Clemen, O. 75—76.
Conrad, Heinrich *174.*
Cornaro, Luigi *150, 151.*
Couperus, Louis *155.*
Csokor, Franz Theodor *27, 208.*
Curel, François de *195.*
Curtius, Ernst Robert *230.*

D

Deetjen, Werner *279.*
Defoe, Daniel 35.
Delacroix, Eugène *156.*
Deutsch, O. E. *207.*
Dickens, Charles *216.*
Dietz, Ernst *8.*
Dodgson, Campbell 4, 5.
Dörfler, Peter *29, 231.*
Drawe, Hermann *209.*
Dufresne *193.*
Duhamel, Georges *194.*
Dürer, Albrecht *176.*
Dvořák, Max *8, 205.*

E

Eberle, Josef *10.*
Ebert, Karl *32.*
Ebner-Eschenbach, Marie von *59.*
Eck, Johann Georg *77.*
Eckardt, Friedrich von 85
Eckener, A. *29.*
Eggert, Benno *34*
Eggert-Windegg, Walther *249.*
Eggimann, Hans 101, 109,
Egidi, F. *101.*
Eginhard, Carl 71.
Ehmcke, F. H. 42.
Ehrismann, Gustav *232.*
Ehrmann, Alfred von *211.*
Eichler, Albert *208.*
Eisler, Max *8, 210.*
Elias, Julius *116, 162.*
Eliasberg, Alexander *210.*
Enders, C. *162.*
Enders, Ludwig *30, 47, 68.*
Engelhart, Josef *8.*
Engelhorn, Charlotte Christine *78.*
Ermini, F. *100.*
Ertl, Emil *9.*
Eschmann, Ernst *216.*
Essigmann, Alois *9.*
Ettmayer, Karl von *208.*
Ewers, Hanns Heinz *32.*
Eulenberg, Herbert *30.*

F

Fabian, Wilh. *162.*
Faesi, Robert *8, 217.*
Fallersleben, Hoffmann von *32.*
Ferdinand, Aug. Adolph 71.
Ferdinand, Kuno 134.
Ferdinand, Wilh. 71.
Ferri, G. *100.*
Festa, G. B. *100.*
Fiedler, Johann Christian 134.
Finckh, Ludwig 107, *158.*
Fink, Paul *219.*
Fischer, Franz Josef 83.
Flamont, Albert *193.*
Flaubert, Gustave *235.*
Fleischer, Victor *8, 34.*
Flex, Walter *34.*
Fließ, Wilhelm *35.*
Flötner, Peter 6
Floeck, Oswald *275.*
Flury, Paul 113.
Fontana, Oskar Maurus *108.*
Fontane, Theodor 88—96.
Foulon, Abbé *1.*
France, Anatole *99.*
Francois, J. Ch. 52—57.
Franke, Karl *107.*
Freemann, John *236.*
Freud, Tom *37.*
Frey, Alma *108.*
Fretz, Rudolf 111.
Freys, Ernst *225.*
Fried, Alfred H. *237.*
Friedjung, Heinrich *7.*
Friedwagner *115.*

G

Geisberg, Max *227.*
Geißler Horst Wolfram *159.*
Gelber, Adolf *210.*
Gengenbach, Pamphilus 75.
Gerlach, Kurt *118.*
Gerster, Ludwig 107.
Genoud-Eggis, Aug. *217.*
Gierach, E. *206.*
Gilsi, Fritz 103, 112.
Gläser, Fr. *108.*
Gleichen-Rußwurm, Alexander. von *37, 160.*
Goldfriedrich, J. *240.*
Goldscheid, Rudolf *207.*
Goethe 51, 52, *172.*
Goetze, Ed. 1.
Goll, Iwan *252, 253.*
Goyert, Georg *33.*
Grabmann, Martin *225.*
Gräf, Hans Gerhard 77—82.
Gramatté, Walter *60.*
Grautoff, Otto *4, 100, 149, 197, 231.*
Grimmelshausen 129.
Großmann, G. F. W. *64.*
Großmann, Stefan *109.*
Grothe, Hugo *206.*
Grünbaum, Fritz *108.*
Gruner, Ferdinand *108.*
Grünewald, Matthias *48.*
Gulbransson, Olaf *161.*
Guttmann Richard *208.*

H

Haas, Albert *37.*
Hadina, Emil *209.*
Hagemann, Carl *78.*
Hahnewald, Edgar *38.*

Digitized by Google

Halecky, Oskar R. von 7.
Haller, Lili 221.
Halpern-Neuder, Lili 209.
Handel-Mazzetti, Enrica von 39, 59.
Hamsun, Knut 161.
Hansen, Fritz 81, 105, 145.
Hantz, Georges 114.
Hardenberg, Henriette 252.
Hartig, Otto 226.
Hartmann, Ludo M. 7. 207.
Hase, Oskar von 41.
Hauff, Wilhelm 42.
Hauschner Auguste 43.
Heer, J. C. 218, 221.
Heilborn, Ernst 238.
Heine, Heinrich 44, 279.
Heine, Th. Th. 47.
Henckell, Karl 44.
Henkl, Rolf 209.
Hermes, Richard 251.
Herrmann, Theodor 168.
Heynicke, Kurt 252, 253.
Heyse, Paul 163.
Hildebrandt, Lily 37.
Hirt, Karl Emerich 209.
Hirth, Friedrich 44.
Hirth, Georg 13.
Himmelbauer, Isidor 109.
Hirschberg, Leopold 45, 132.
Hirzel, Hermann R. C. 102, 111.
Hlawa, Stefan 210.
Hödel, Otto 209.
Hodler 221.
Hoffmann, E. T. A. 47.
Hofmannsthal, Hugo von 101, 210.
Hohlbaum, Robert 9.
Hollander, E. von 16.
Homer 254.
Horn, Hermann 118.
Hornstein, Felix Franz 208.
Hörmann, Leopold 209.
Houben, H. H. 47.
Howell, John 37.
Hrnczyrcz, Emma 109.
Huch, Ricarda 88—96.
Huebner, Fr. Marcus 21—35.
Hugentobler, Iwan E. 104, 112.
Hülsenbeck, Richard 252, 253.
Huysmans, J. K. 48.

J

Jacob, Heinrich Eduard 119.
Jacob, Heinrich Eduard 252, 253.
Jacobs, W. W. 273.
Jakob, Gustav 163.
Jaksch, Friedrich 209.
Janssen, Magda 223.
Jászi, Oskar 107.
Jeanneret, Claude 114.
Jellouschek, Karl Johann 108.
Jourve, P. J. 239.
Jungnickel, Ludwig Heinrich 34.
Junk, Rudolf 8.

K

Kalbeck, Max 163.
Karlweis, Martha 208.
Kammerer, Paul 207.
Karwath, Juliane 239.
Kasack, Hermann 252, 253.
Kammerer, Paul 108.
Kaiser, Georg 50.
Kayser, Rudolf 17.
Kalbeck, Max 8.
Kawerau, Gustav 43.
Kasimir, Luigi 109, 210.
Kasimir, Fanna 109.
Kauffmann, Jean 101, 110.
Kaus, Max 235.
Kehler, Richard von 88—96.
Keller, Gottfried 124, 163.
Kellner, Leon 208.
Keyserling, E. v. 52.
Kiener, Josef 225.
Kindermann, Heinz 166.
Kirfel, W. 79.
Kij, Hermann 61.
Klabund 120.
Klaiber, Pauline 162.
Kleist, Heinrich von 246.
Klimt, Gustav 8.
Kluge, Friedrich 53.
Kneip, Jacob 241.
Knies, Richard 9.
Knudsen, Hans 25, 165, 172, 270.
Kobald, Karl 8.
Kohfeldt, G. 161, 169, 239, 244, 249.
Kokoschka, Oskar 210.
Kolb, Alois 210.
Kölwel, Gottfried 252, 253.
Koritschoner, Hilda 209.
Kornhas, Walter 113.
Korrodi, Eduard 121.
Köster 115.
Kotzebue, August von 241.
Kralik, Richard von 9.
Kraßnigg 210.
Kraus, Karl 109, 209.
Krauß, Rudolf 99—114, 74, 167, 244, 250.
Krebs, Otto 108.
Kreidolf, Ernst 101, 109.
Kreitmaier, Josef 8.
Kreuzig, Fritz 209.
Krüger, H. K. A. 273.
Kummer, Maria von 209.
Kunst, C. 108.
Kurz, Hermann 166.
Kurz, Isolde 54.
Kurz, K. F. 221.
Kutscher, A. 32.

L

Lammasch 207.
Lapauze, Henri 193.
Lasserre, Pierre 97.
Lauckner, Rolf 123.
Leendertz jun., P. 35.
Leemann, Robert 111.
Lehfels, Georg 167.
Lemm, Alfred 252, 253.
Leitzmann, Albert 124.
Leonardo da Vinci 154, 198.
Leonhard, Rudolf 252.
Leonhardi, Johann 84.
Lepère, August 193.
Leppmann, F. 162.
Lessiak, Primus 107.
Leutmötzer, August 8.
Levi, Ezio 103.
Levy, Jakob Moreno 9.
Liebermann, Max 116.
Lilienfein, Heinrich 243.
Limbach, Hans 218.
Limburg, Johannes 227.
List, Walter 105, 132, 133.
Lobsien, Wilhelm 168.
Loehr, Maja 208.
Loubier, Hans 42—43.
Löw, Fritzi 42, 52, 63.
Luther, Arthur 54, 63, 125, 175, 269.

M

Machar, J. S. 207.
Mandeville 244.
Mangold, Burkhard 100, 109.
Mann, Thomas 146.
Marées, Hans 58.
Martersteig, Max 60—65, 23, 49, 58, 71, 130. 261.
Martinet, Marcel 245.
Marx, Claude Roger 193.
Max, Stora 37.
Mayer, Alfred 15.
Mayne, Harry 220.
Meerheimb, Henriette von 55.
Meier-Gräfe, Julius 58, 157. 245.
Meth, Max J. 9.
Meyer, Conrad Ferdinand 55.
Meyer, Johann Heinrich 170.
Michael, Friedrich 170.
Michel, Peter 246.
Michel, Robert 108.
Milchsack, Gustav 56.
Miller von Aichholz, Viktor 8.
Minde-Pouet, Georg 240.
Minden, Martin 9.
Minto, W. 37.
Mirbeau, Octave 194.
Mistral 97.
Mocher Sforim, Mendele 210.
Mock, Fritz 99, 108.
Modigliani, E. 100.
Moesle, Adolf 218.
Molmenti, Pompeo 150.
Molo, Walter von 57, 58.
Monaci, Ernesto 100, 101.
Moreck, Curt 222, 247.
Morgan, Kamillo 209.
Morgenstern, Christian 248.
Mörike, Eduard 115—128, 249.
Moy, Elizabeth Gräfin von 58.
Much, Hans 59.
Mudrak, Alois 206.
Mühlau, Helene von 250.
Mühsam, Kurt 124.
Müller, Hans 210.
Müller-Waldberg, Marie 9.
Mummbauer, Johannes 59.
Muret, Maurice 146.
Muyden, Evert van 114.

N

Nadler, Josef 251.
Neidhardt, Margarete 30.
Neuberger, Fritz 113.
Neumair, Josef 108.
Neureuther 172.
Nexö, Martin Andersen 60.
Niese, Charlotte 61.
Nietzsche 17.
Nowak, Karl Friedrich 107.
Nüschler, Richard 111.

O

Oberkofler, Josef Georg 108.
Oberutschew, K. M. 61.
Obriste von Ayrenhoff 84, 85.
Ohorn, Anton 107, 208.
Ojetti, Ugo 1, 150.
Osborn, M. 162.
Otten, Else 155.

P

Palaestrina 200.
Paul, Jean 63.
Pauli, Fritz 100.
Pauli, Gustav 4, 5.
Pencz, Georg 7.
Perutz, Leo 173.
Petsch, Robert 233.
Peter, Alfred 99, 108.
Pfennig, Richard 108.
Pignet, Rodolphe 114.
Pilz, Johann 209.
Pirker, Max 7.
Piron 157.
Plattensteiner, Richard 8
Plotke, Georg J. 64, 115.
Präsident Wilson 222.
Praxmarer, Josef 209.
Przistaupinsky, Alois 204.
Przygode, Wolf 125.
Psalmanaazaar, Georg 71.
„Pseudo Beham" 4, 8.

R

Rackham, Arthur 216.
Raithel, Richard 7.
Rangone, Tommaso 151.
Rappaport, Ewald 104, 154, 204.
Rasi, Lurgi 151.
Rassow, Maria, vor S. 51, 52.
Rath, Hanns Wolfgang 115—128.
Rathenau, Walther 65.
Ratzka, Clara 67.
Raumer, Friedrich von 72.
Reichert, Otto 43.
Reik, Theodor 208.
Reimann, Hans 253.
Reinhart, Georg 219.
Reischl, Friedrich 8.
Renggli, Eduard 110.
Rhaue, Hans 219.
Richter, Elise 208.
Richter, Ludwig 40.
Riedl, Richard 107.
Rienößl, Heinrich 108.
Rieß, Richard 126, 226.
Roda Roda 209.
Rogg, Karl 111.
Rolland, Romain 99, 146, 194.
Rösch, Karl 104, 112.
Roschet, Karl 109.
Rosegger, Hans Ludwig 108.
Röthlisberger, Blanka 220.
Rotter, Hans 8.
Rouland, August Ernst 209.
Rudolff, Ernst 207.
Rumpf, W. A. 207.
Rupp, F. 136—144.

S

Sachs, Hans 1—9.
Salazar, Josef Anton de 86.
Salburg, Edith Gräfin 9.
Salis-Soglio, Pietro von 113.
Salkind, Alexander 210.
Sancta Clara, Abraham A. 16.
Satta, S. 100.
Scapinelli, Karl Graf 208.
Schacht, R. 162.
Schaeffer, Albrecht 174.
Schapire, Rosa 114, 246, 257, 267, 274.
Schäufelein, Hans Leonhard 7.
Schaukal, Richard von 9.
Scheffler, Karl 256.
Scheffler, Thassilo von 254.
Scheible, J. 8.
Scheu-Riesz, Helene 9.
Schennis, Friedrich von 113.
Schibli, Emil 220.
Schiller, Emma 9.
Schlegel, August Wilhelm von 79.
Schlegel, Friedrich 68, 74.
Schlitter, Hans 207.
Schmidt, Adolf 134, 135.
Schnitzer, Ignaz 205.
Schnitzer, Manuel 129—132.
Schön, Erhard 5, 8.
Schönherr, Karl 69, 108.
Schönpflug, Fritz 210.
Schöpfer, Amilian 107.
Schott, Rolf 37.
Schottenloher, Karl 226, 257.
Schröer, Gustav 258.
Schüddekopf, Carl 44.
Schuh, C. 218.
Schullern, Heinrich von 7, 209.
Schultze-Jasmer, Theodor 118.
Schumpeter, Josef 107.
Schwartzkopf, Werner 228.
Schwiefert, Fritz 31, 52.
Sealsfield, Charles 174.
Sebrecht, Friedrich 224.
Seligmann, A. F. 8.
Sieger, Paul 209.
Siemers, Kurt 259.
Sil-Vara 108.
Simmel, Georg 260.
Singer, Irma 109.
Singer, Samuel 220.
Slawik, Heinz 9.
Slawitschek, Richard 7.
Soder, Alfred 100, 108.
Sonday, Paul 99.
Sonnenthal-Scherer, Maria 70.
Sorg, Anton 10.
Sorge, Reinhard Johannes 71.
Specht, Richard 205.
Spengler, Oswald 61 62.
Sperber, H. 261.
Sperling, Eva 263.
Spillmann, Joseph 263.
Spitzer, Leo 261.
Spitzmüller, Alexander Freiherr von 107.
Stefan, Paul 204.
Stehr, Hermann 264.
Steiger, Hans 209.
Stein, Wilhelm 156.
Steinbrucker Charlotte 25.
Steinert, Reimund 241.
Steinhausen, Wilhelm 266.
Steinitzer, Heinrich 266.

Digitized by Google

Steinthal, Erich *65*.
Stephanie d. Jüngere 84.
Stettner, Thomas 52—57, *173*.
Stickelberger, Emanuel 107.
Stifter, Adalbert *8*, *207*.
Stockmann, H. *42*, *58*.
Stoeßl, Otto *72*.
Stolper, Gustav *207*.
Stothard, Th. 38.
Straganz, Max *207*.
Straßer, Charlot *221*.
Straßer, Konrad 103, 111.
Straßer, Roland *209*.
Stratz, Rudolph *267*.
Stricker, Nithart *210*
Strindberg *77*.
Strobl, Karl Hans 208.
Stüber-Gunther, Fritz *9*, *109*.
Stuck, Franz von *154*.
Stückelberg, E. A. *221*.
Stuhlfauth, Georg 1—9.
Stürzer *210*.
Sudre, René *194*.
Supper, Auguste *74*.
Sulzberger, Adolf 111.

T

Tanner, Paul 112.
Tartaruga, U. *210*.
Tausig, Paul *211*.
Tessenow, Heinrich *267*
Thom, Andreas *268*.
Thummerer, Johannes *9*. *276*.
Tiemann, Walter *240*.
Tietze, Hans *8*, *205*.
Tilke, Max *215*.
Tischbein, J. H. 55.
Tolstoi, Leo *175*.
Torrefranco, Fausto *102*.
Török, Alfons *8*.
Towska, Kory *209*.
Triebnigg, Ella *209*.
Trog, Hans *221*.
Trojan, A. von 7, *268*.
Trost, Alois *52*.
Tulla Artur 83—87.

U

Ulrich, Hermann 35—41.
Unruh Fritz von *269*.

V

Vallet, Edouard 114.
Valois, Georges *196*.
Verga, Ettore *198*.
Vibert, Pierre 114.
Villetti, Alfredo *200*.
Virgil Solis 8.
Volpers, Richard *74*.

W

Wache, Karl *9*.
Wackwitz, F. 36.
Wagen, Albert 109.
Wagner *210*.
Wagner, Otto *8*.
Wahl, Hans *170*.
Walden, Harry *175*.
Waldeyer-Hartz, Hugo von *176*.
Waldmann, E. *176*.
Wallisch, Friedrich *9*.
Walzel, O. *67*, *73*, *77*.
Wartmann, W. *221*.
Wassermann, Jakob *270*.
Watzlik, Hans *109*.
Weber, Artur *7*.
Weingartner, Josef *208*.
Wendt, Hans *273*.
Welti, Albert 102, 110.
Werner, Friedrich Ludwig Zacharias *275*.
Werth, Léon *194*.
Westheim, Paul *210*, *273*.
Walzel *115*, *123*.
Wichner, Josef *209*.
Wichtl, Friedrich *107*.
Wiegand, Carl Friedrich *274*.
Wiener, Oskar *206*.
Wiese, Leopold von *77*.
Wilbrandt-Baudius, Auguste *8*, *274*.
Wilde, Oscar *78*.
Wildermann, Hans *247*.
Wilhelm, Gustav *207*.
Wilm, Hubert *32*.
Winkler, Arnold *207*.
Winkler, Rolf *25*.
Winterstetten, R. *207*.
Witkop, Philipp *53*.
Witkowski, G. 58—60, 97—98. *17*, *272*.
Witzig, Hans *274*.
Wolf, Käte *30*.
Wolfenstein, Alfred *233*, *252*, *253*.
Wöllner-Künast, Otto *212*.
Wotawa, August R. von *107*.
Wundt, Wilhelm *126*.
Wyß, Johann J. *222*.

Y

Ysenburg v. Buri, Ludwig 84.

Z

Zeitler, Julius *57*.
Zimmer, Hans *79*.
Zimmermann, Franz H. *108*.
Zweig, Arnold *252*, *253*.
Zweig Stefan *108*.

Digitized by Google

Schlagwort-Register

zur

Zeitschrift für Bücherfreunde

Neue Folge. Elfter Jahrgang. 1919/20

Band I.

Die *kursiv* gedruckten Zahlen verweisen auf das Beiblatt.

A

Abstrakte Esel, Der *163*.
Altbüchermarkt in den Jahren 1916 und 1917 136—144.
Alte Buch, Das *257*.
Altflämisches Faustdrama 21 bis 35.
Alt-Wiener Kalender *52*.
Ambros Maria Baal *268*.
Archive, Russische *277*.
„L'Art et les Artistes" *1*.
„L'Arte in Italia" *154*.
Atlas auf Atlas, Ein *177*.
Augenblick und Ewigkeit *266*.
Aus den Briefen der Göschensammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig *240*.
Aus meinem Jugendland *54*.
Aus Kunst und Leben *274*.
„L'Avenir" *194*.

B

Badener Buch *212*.
Bärenhäuter 129.
Beate und der große Pan *252*, *253*.
Beiträge zur Geschichte der Renaissance und Reformation *225*.
Bekleidungskunst und Mode *114*.
Bennarone *252*, *253*.
„Blätter für deutsche Art und Kunst" 12.
Blätter des Burgtheaters *211*.
Bibliographie des Wiener deutschen Theaters im 18. Jahrhundert 83—87.
Bienenfabel *244*.
„Bildenden Künste, Die" *8*, *210*.
Bilderbuch, Münchner, Das *226*.
Bilderbuch, Das neue *37*.
Bracke *120*.
Brand im Opernhaus, Der *50*.
Breitkopf und Härtel *41*.
Brief Goethes, Ein unbekannter 51, 52.
Briefe der Göschensammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig *240*.
Briefe eines Soldaten *215*.
Brüderlein und Schwesterlein *39*.
Buch, Das Alte *257*.
Buch der Gegenwart, Das künstlerische 42, 58—60, 97, 98.
Buch oder Mappe 65—66.
Buchdruck, Der münsterische, in dem 1. Viertel des 16. Jahrhunderts *226*.
Bücherproduktion in Frankreich *149*.
Bücherwurm, Der 105, 145.
Buchhandel in Frankreich *196*.
Bühne, Deutsche *115*.
Bürger von Brügge, Der, und seine zwei Frauen *247*.
Buri, Max *221*.

C

Claudius *50*.
Christa die Tante *123*.
Christian Wahnschaffe *270*.
„Chronique des Arts, La" *193*.
„Critica musicale" *102*.

D

„Daimon, Der neue" *9*.
Denkmalschutz *1*.
„Deutsche Kultur in der Welt" *206*.
Deutsche Lied im Elsaß, Das *37*.
Deutsche Literaturgeschichte bis zum Ausgang des Mittelalters *232*.
Deutsches Theater in Wien im 18. Jahrhundert 83—87.
Dichter, Der, und die Welt *16*.
Dichtung, Die *125*.
Dioskorides *105*.
Dolch und die Wunde, Der *27*.
Doodendanz, En nedderdüütschen *59*.
Durch Traum und Welt *259*.

E

Ein Frauenschicksal im Kriege *70*.
Einbandersatz *177*.
Einblattdruck 1—9.
Entlarvung der Weiber *63*.
Entwicklung der Kunst in der Schweiz *216*.
Erhebung *233*, *252*, *253*.
Erinnerungen eines Bibliophilen *45*.
Eros *239*.
Erste Ernte, Die *220*.
Erzähler, Neue Deutsche *32*.
Erzschelm Augustin, Der *229*.
Exlibris, Das *219*.
Exlibris-Kunst, Schweizer 99 bis 114.
Exotische Kulturromane *174*.

F

Ferien an der Adria *218*.
Flandern *33*.
Faustdrama, Ein altflämisches 21—35.
Frankreich und Wir *268*.
Franz Moor *175*.
Französische Bücherproduktion *149*.
Fräulein Schiffsjunge *273*.
Preiburg-Album *217*.
Freie Meer, Das *267*.
Friedrich und Anna *56*.
Fünfzehn Freuden der Ehe, Die *27*.
Fünfzig Jahre Wiener Opern-Theater *204*.

G

Gas *56*.
Gasse, Die *67*.
„Gazette des Beaux-Arts, La" *193*.
Geist der Utopie *18*.
Geheimnis des Fisches, Das *29*.
Geheimnisse der Gotik *48*.
Germania an ihre Kinder *240*.
Geschenk der schönen Erde, Das *252*, *253*.
Geschichte von der Butter, Die *246*.
Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters *232*.
Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde in Darmstadt 134, 135.
Gespräche mit Dämonen *222*.
„Gewissen, Das" *9*, *212*.
„Giornale d'Italia" *200*.
Glockenspiel, Das *74*.
Goethe-Einband, Rätselhafter *131*.
Goldene Topf, Der *47*.
Göschensammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler zu Leipzig *240*.
Gottes Geigen *252*, *253*.
Gudula oder die Dauer des Lebens *174*.

H

Handelsmuseum in Wien *205*.
Handwerk und Kleinstadt *267*.
Hauch im All, Der *57*.
Heiland vom Binsenhof, Der *258*.
Heiligenhof, Der *264*.
Himmelstoß *159*.
Hier Zensur — wer dort? *47*.
„Hochschulreform" *211*.
Hochzeiter, Der ewige *159*.
Hollander, Else von *235*.
Hortulus Animae *105*.
Hulda Grögel, Confitüren *126*.
„Humanité" *145*.

I

Ihr seid Menschen *239*.
Ilias *254*.
Ilko Smutniak der Ulan *39*.
Im stillen Winkel *52*.
„L'Image" *193*.
Insel, Die *30*.
Irrgarten, Der *30*.
„L'Italia che scrive" *103*, *200*.
Italienische Siegesdenkmäler *150*.

J

Jaákobs Traum *223*.
Jahr im Lebendigen, Das *35*.
Jahrbuch der Bücherpreise 1916/1917 *238*.
Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung *233*.
Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst, Raschers *219*.
Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte *162*.
„Journal des Débats" *146*.
Juana *50*.
Judaica *210*.
Jugenddrang *215*.
Jugendfahrt *221*.
Junge König, Der *78*.

K

Kalender, Alt-Wiener *52*.
Kentaur und Syanthropos 132, 133.
Kind, Das, in der neueren erzählenden Literatur der deutschen Schweiz *220*.
Klein-Rainers Weltreise *37*.
Kohana *221*.
Komödianten, Die *155*.
Komödien der Ehe *30*.
Königreich, Das *69*.
Kosch, Wilhelm *222*.
Kreidemanier vor S. 51, 52—57
Kriegsbriefe gefallener Studenten *53*.
Kriegs-Tagebuch, Mein *237*.
Kunst, Die *126*.

Digitized by Google

Künstlerische Buch der Gegenwart, Das 42, 58—60, 97, 98.
Kunstraub *4.*
Kunstwert oder Liebhaberwert *277.*
Kupferne Stadt, Die *238.*

L

„La Pace" *203.*
Läuschenbok, Dat *273.*
Lebendige, Der *252, 253.*
Lebendige Gott, Der *241.*
Lebensanschauung *260.*
Lebensform und Dichtungsform *72.*
Leonardo-Publikationen *154.*
„Le pain dur" *2.*
Licht- und Dämmerstunden *58.*
Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen *249.*
Lied, Das deutsche, im Elsaß *37.*
Lingua e Dialetto *101.*
Lisardo *166.*
Literarischen Wegbereiter des neuen Frankreichs, Die *230.*
Literarisches Alpdrücken *253.*
Literaturbriefe, Schweizerische *121.*
Literaturgeschichte, Deutsche, bis zum Ausgang des Mittelalters *232.*
Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften *251.*
Lucinde *68.*
Lucius Flavus *263.*

M

„Magasin pittoresque" *193.*
Mahlgang, Der *38.*
Mann, Der, der geliebt sein wollte *266.*
Mannschaft des Aeolus, Die *118.*
Manulverfahren *80.*
Märchen *42.*
Märchenbuch, Das *169.*
Marées-Gesellschaft 58—60.
„Marsyas" *59.*
„Marzocco" *151, 154.*
Massengrab, Das *61.*
Meckelnbörger Minschen *273.*
Mein Lebensabend *112.*
Melodie, Die *256.*
Mensch, Der *252, 253.*
Merkwürdigste Jahr meines Lebens, Das *241.*
Michel *236.*
„Moderne Welt" *8, 211.*
Moganni Nameh *32.*
„Monde illustré" *113.*
Mord *252, 253.*
Mord auf dem Dorfe, Der *221.*
„Morgenblatt für gebildete Stände" *166.*
Morgenröte, Die *61.*
Motiv und Wort *261.*
Müller, Dominik *221.*
Münchner Bilderbuch, Das *226.*
Münzsammler, Der *221.*
Musterbibliophile, Der 132, 133.
Mutter der Himmel *71.*

N

National-Bibliothek in Paris *195.*
Neigungen *252.*
„Neue Daimon, Der" *211.*
„Neue Reich, Das" *10.*
„Neue Zürcher Zeitung" *199.*
Neureuther-Album, Das *172.*
Nibelungen-Drucke, Die 97, 98.
Niedersachsenbuch *251.*
Nur sechs Schüsseln *64.*

O

Odyssee *254.*
„Österreich" *7.*
Opfergang *269.*

P

„Paris-Almanach" *193.*
Parlament zu Schnappel, Das *32.*
Pechvogel und Glückspilz *30.*
Pestschiff *221.*
Pierrot *37.*
Preisgestaltung, Die, auf dem Altbüchermarkt in den Jahren 1916 und 1917 136—144
Pumphut, Der *118.*

Q

Quellenbücher zur österreichischen Geschichte *7.*

R

Raccolta Vinciana *198.*
Rara et Curiosa 67—72.
Raschers Jahrbuch für Schweizer Art und Kunst *219.*
Räuberromane 70.
Reformationsfeier zu Wittenberg, Die *28.*
„Renaissance de l'art français et les industries de luxe, La" *193.*
Renate Elverstoi *168.*
Ritterspiegel, Der *160.*
Ritterromane *70.*
Robinson Crusoe 35.
Rochus von Valkenberg *176.*
Römisches Fieber *221.*
Roßbub, Der *231.*
Rote Segel, Das *168.*
Russischen Archive, Schicksal der *277.*

S

Sage von Sant Julian dem Gastfreien, Die *235.*
Sammlung Luigi Rasi *151.*
Schauspiel, Ein *36.*
Schweizerische Erzähler *221.*
Schweizer Exlibris-Kunst 99 bis 114.
Schwesterchen, Das *30.*
„Secolo" *153.*
Segen der Erde *161.*
Selbstbildnisse schweizerischer Künstler der Gegenwart *219.*
September-Bibel 42.
Siedelung, Die *43.*
Siegesdenkmäler, italienische *150.*
Silhouetten, Münchener *23.*
Società Filologica Romana *100.*
Spiel, Ein *30.*
Stammbuch, Johann Georg Ecks 76.
Staps, Friedrich *58.*
Stil der deutschen Volksbücher 10—20.
Stine Menschenkind *60.*
Studien zur Geschichte der Kaiserkrönung und Weihe *263.*
Stufen *248.*
Sylvester Dinglein und seine Eltern *250.*

T

Tage des Fluches, Die *245.*
Tagebuch der Jugend *175.*
Tantalos *24.*
Tante Ida und die anderen *61.*
Tanzende Familie Holderbusch, Die *276.*
„Temps" *99.*
Teuerste Manuskript der Welt, Das *276.*
Theater, Deutsches, in Wien im 18. Jahrhundert 83—87.
Theaterkritik in Deutschland *170.*
Theodor Körners Braut *79.*
Tierfabeln des klassischen Altertums *34.*
Titelbordüre vor S. 75, 76.
Torso *252, 253.*
Totendank *16.*
Toten siegen, Die *55.*
Totentanz *274.*

U

Ukrainische Schreckenstage *218.*
Und die Sonne verlor ihren Schein *243.*
Universität, Amerikanische *195.*
„Un mese di guerra" *203.*
Unsere Marine *279.*
Unsichtbaren, Die *70.*
Untergang des Abendlandes, Der 60—65.
Unter-Nubien *218*

V

Verfahren zur Vervielfältigung alter Drucke, Ein neues *80.*
Verwandlungen *252, 253.*
Vetter Pons, Der *113.*
Volksbibliotheken *72.*
Volksbücher, Deutsche 10—20.
Volkslieder, Lettische *154.*
Von Luther bis Lessing *53.*
Von Rügen bis Lappland *215.*

W

Wagnis, Das große *114.*
Was ist Fraktur? *56.*
Weihnachtsabend, Der *216.*
Weihnachtsmärchen des 50. Regiments, Das *34.*
Welt als Vorstellung, Die *273.*
Weltmusik *44.*
Weltreise-Chronik *38.*
„Westermanns Monatshefte" 88.
Wiederaufbau *158.*
Wiener deutsches Theater im 18. Jahrhundert 83—87.
Wiener Genesis *105.*
Wiener Opern-Theater *204, 205.*
Wie wir belogen wurden *124.*
Woge, Die große *167.*

Z

Zauberstein, Der 67.
„Zeitschrift für Bücherfreunde" 6. 133.
„Zeitschrift des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum" *26.*
Zensur *47.*
Züricher Idylle *217.*
Zwanzigjährige, Der *119.*
Zwischen neun und neun *173.*

Digitized by Google

Ref-
[illegible]
c
o
p
ct
[illegible]
T.
[illegible]
[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

The Ohio State University
3 2435 022251037
ZEITSCHRIFT FUR BUCHERFREUNDE
Z1007Z48
001
V11PT1

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 07 30 11 8 13 006 6

Digitized by Google